Magazin
für
Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. **Achtzehnter Band.**

Vierundvierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1916.



Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1916.

1. Januarheft.

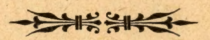
2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



❋ Magazin ❋
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 18. Band. St. Louis, Mo. Januar 1916.

Vorwort.

Als wir vor Jahresfrist uns anschickten das Vorwort zu dem Jahrgang 1915 zu schreiben, dachten wir nicht, daß dieser Krieg sich so lange hinziehen würde, daß wir ein zweites Vorwort schreiben müßten, ehe noch ein Ende dieses schrecklichen Krieges zu sehen ist. Dieser Krieg hat viele Menschen zum Denken, zum Fragen, zum Forschen veranlaßt, und unübersehbar ist die Flut von Schriften allein in deutscher Sprache, die mit dem Krieg sich beschäftigen. *Ganz besonders beachtenswert erscheinen die Schriften zu sein, die den Krieg im Lichte der apokalyptischen Weissagungen zu betrachten suchen*, d. h. die in den Weissagungskapiteln des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis nachforschen und sich die Frage vorlegen: Hat mit dem jetzigen Weltkrieg die Periode des göttlichen Weltgerichts ihren Anfang genommen?

Sehr wesentlich hängt die Beantwortung dieser Frage von der Stellung ab, die der betreffende Forscher bisher einnahm zu der Frage vom sogenannten Tausendjährigen Reich od. Millennium, womit dann andere völkerrechtliche Fragen nahe zusammen hängen.

Wenn wir nicht irren, war bei vielen bibelgläubigen Christen folgende Vorstellung die herrschende: Das Antichristentum muß vor allem seine Spitze erreichen und ein persönlicher Herrscher muß als der Antichrist seine giftige Feindschaft richten gegen die gläubige Christengemeinde. Dieser „Antichrist" müßte als weltlicher Herrscher blutige Verfolgungen veranstalten wider die Jünger des Herrn. (Das „kleine Horn" bei Daniel 7, 8. 24. 25). Sein Wüten ist auf 3½ Zeiten angesetzt. Doch ist in betreff des Antichristen die Meinung geteilt. Das Papsttum ist seit Luthers Zeiten als das Antichristentum betrachtet worden und besonders seit 1870 als der Papst unfehlbar erklärt wurde und sich göttliche Attribute beilegte. Obgleich nun nicht zu leugnen ist, daß in vergangenen Zeiten der Papst mit abgrundsmäßigem Wüten und Toben die Heiligen des Höchsten verfolgt und verstört hat, so ist doch seine Macht gebrochen seit langer Zeit. Man kann das deuten auf die tödliche Wunde (Offb. 13, 3), die die Macht des Papsttums brach.

Aber diese Wunde muß doch wohl erst wieder heilen (Offb. 13, 3), und das geschwächte Haupt muß zu neuer Kraft kommen, ehe es als letzte Erscheinung des „Antichristen" sich aufmachen und die Heiligen des Höchsten verstören kann. Die Zeichen der Zeit sind der Art, als ob in der Tat die Papstmacht im Aufsteigen ist. Der Papst sucht bei der Völkerwelt sich als der Friedensvermittler einzuschmeicheln. Und eine Tendenz ist vorhanden in Europa und Amerika seine Vermittlung anzurufen und anzuerkennen. Sollte das gelingen, dann mag sogar die weltliche Macht des Papstes wieder hergestellt werden und mag auch Deutschland dafür zu haben sein, um Italiens König für seinen Verrat zu strafen. Wie sehr in unserem eigenen Land das Ansehen der römischen Kirche im Wachsen ist, und wie sehr sie ihren Anspruch auf Anerkennung geltend macht, ist dem Kenner unserer politischen Zustände wohl bekannt. Unsere Politiker schmeicheln den Römlingen und suchen die Stimmen der Katholiken zu fangen, indem sie sich willig zeigen, den Forderungen der Römlinge möglichst entgegen zu kommen.

Sollte die Papstmacht erst wieder zu neuer Kraftentfaltung kommen und dann eine wütende Verfolgung der „Ketzer" in Szene setzen? Bekanntlich haben römische Prälaten es laut genug verkündigt, daß ihre Absicht ist Amerika katholisch zu machen!

Eine solche Entwicklung würde natürlich den Anbruch des Millenniums noch in weite Ferne rücken. Es müßten erst noch schwere Kämpfe und blutige Verfolgungen kommen, ehe nach Daniel 7, 13 f. der Herr erscheint zum Gericht über den Antichristen.

Diese sichtbare Erscheinung des Herrn würde der Aufrichtung seiner 1000jährigen Friedensherrschaft vorangehen, und würde ein Strafgericht herbeiführen über den Antichristen (sei es nun der wiedererstandene Papstfürst oder ein anderer weltlicher Herrscher) und über alle Gottlosen, die der Fahne des Antichristen und des Teufels folgten. — Eine wichtige Frage, die mancherlei Auffassungen unterliegt, ist die *Judenfrage* in doppelter Gestalt: 1. Werden die Juden in ihrer Mehrheit bekehrt werden, nach den deutlichen Weissagungen der Propheten und des Apostels Paulus? Diese Weissagungen sind ja stark und deutlich ausgesprochen Jeremia 29, 13, 14, 33 (s. g. Kap.), 5. Mose 30, Hes. 36, 37, Röm. 11. 2. Und wird die *Bekehrung* Israels zur *Wiederherstellung des Volkes als Nation* führen? Die neueren Zionistischen Tendenzen auf Wiedergewinnung Palästinas als das Erbe Israels scheinen nach dieser Richtung hin zu weisen. Zu vergleichen ist Matth. 24, 32 ff., Luk. 21, 27—32. Der neugrünende Feigenbaum scheint doch sicher auf das wieder auflebende Israel zu deuten. Sach. 12, 10 aber scheint darauf hinzuweisen, daß Israels geistige Wiedergeburt und Bekehrung in nahem Zusammenhang steht mit der sichtbaren Erscheinung des Herrn (Matth. 24, 30. 31). Diese sichtbare Erscheinung zum Gericht über die Gottlosen macht einen solch gewaltigen Eindruck auf alle, die nicht zum Untergang reif sind, auch auf Israel, daß Satans verführerische Macht und Gewalt über

die Menschheit auf lange Zeit (1000 Jahre?) lahmgelegt wird und die nach den Gerichten übrig bleibenden Menschen sich willig unterordnen unter die Herrschaft des himmlischen Königs, des verherrlichten Jesus, der Satan und seine Geister aus dem Luftkreis der Erde (Ephes. 6, 12) verbannt, und selbst mit seinen auferstandenen Heiligen (Offb. 20, 5, 6, vgl. Kap. 19) hinfort das Regiment ergreift und einen allbeherrschenden Segenseinfluß auf die Bewohner der Erde ausübt.

Das würde dann erst das längst erwartete „Reich Gottes" unter Christus, dem königlichen Haupt, ein Reich, in welchem nicht zwangsmäßig mit Gewalt die Menschen zu Christus bekehrt werden, sondern durch den milden, heiligen und beseligenden Einfluß der herrlichen Geistesmacht Jesu Christi. Da würde Offb. 19 auf Erden herrlich in Erfüllung gehen. Die auferstandenen Heiligen sind dann die unsichtbaren Fürsten und Vorsteher der verschiedenen Völker und Länder(vgl. Luk. 19, 17. 19). Hat Satan als geistige Macht einen solch unheilvollen Einfluß ausgeübt über die Menschen, daß der Herr ihn „Fürst dieser Welt" nennt (Joh. 14, 30), sollte nicht der Segenseinfluß der Königsherrschaft Christi dahin führen, daß nach des Vaters Absicht alle Zungen endlich freiwillig bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters? (Phil. 2, 1. Kor. 15, 23—27). Ob das nun ausgerechnet 1000 gemeine Erdenjahre sind, oder ob es ein neuer Aeon der Christusherrschaft ist und die 1000 Jahre eben als prophetische Zahl zu deuten seien, wie so viele andere Zahlen der Propheten —, das wollen wir der Erwägung des einzelnen überlassen. Wir haben übrigens im Märzheft 1911, Seite 104 unsere Auffassung davon dargelegt und haben keinen Anlaß, das dort Gesagte zu widerrufen. Wir wollen's aber auch nicht wieder abdrucken.

Die Frage ist nun die: Stehen wir in der Weltentwicklung an der Stelle, wo der Gerichtstag oder besser Gerichtsäon seinen Anfang nehmen soll? Ist mit dem Beginn des Weltkrieges tatsächlich schon der Anfang zum Weltgericht eingetreten?

Und wenn diese Frage bejaht wird, welche Weltereignisse haben wir als Folge dieses Kriegs zu erwarten? Wir haben hier zwei Schriften vor uns, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Freilich von sehr verschiedenen Gesichtpunkten ausgehend, kommen die Verfasser auch zu recht verschiedenem Schluß. Die eine Schrift ist ein Flugblatt, das uns von Deutschland zugeschickt wurde: „Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen." Diese Flugschrift würde 18—19 Seiten im Magazin füllen, obwohl sie in einem Format von nur vier Seiten gedruckt ist.

Verfaßt ist diese Schrift von einem katholischen Geistlichen in Deutschland (Otto Feuerstein, Degerloch bei Stuttgart). Sie will weiteste Verbreitung erstreben im ganzen Volk. Wir skizzieren kurz den Gedankengang.

Das Menschheitsziel ist das von Jesus erstrebte und verkündigte Reich Gottes. Dieses soll dadurch erreicht werden, daß

die Menschen sich freiwillig der Herrschaft Gottes durch Christum unterwerfen. Kein äußeres Reich mit Szepter und Kanonen wollte Jesus, sondern ein innerliches geistliches Reich in den Herzen, das zugleich alle Weltverhältnisse in idealem Sinn umgestalten sollte. Ein Weltzustand ohne Krieg, Ausbeutung und Gewalt, wo Gerechtigkeit und Liebe herrscht, wo der Stärkere dem Schwächeren dient und die Menschen brüderlich zusammenstehen, statt gegen einander zu sein. — Das Reich muß erst im Innern vorhanden sein, dann wird es auch kommen im Aeußeren, in den gesamten Weltverhältnissen, und die ganze Menschheit wird dann glücklich sein.

Doch dem Kommen dieses Reiches steht zunächst entgegen der Widerstand der gottfeindlichen Menschheit. Dieser Widerstand setzt dem Kommen des Reichs große Hindernisse entgegen, die sogar zu einem Abfall von der Heilsbotschaft Christi führen und so das Volk zum Gericht reif machen.

Wie sehr dieser Abfall in den letzten Jahrzehnten sich auch in Deutschland ausgebreitet hat, wie er bis zur Leugnung Gottes und Christi, zur Leugnung eines jenseitigen Lebens führte, ist ja dem Kenner bekannt. Eine liberale Theologie untergrub systematisch den Glauben an den Christus der Apostel und Propheten und degradierte ihn zu einem irrenden Menschen, wie alle andern. Und die noch als Bekenner des echt evangelischen Glaubens gelten wollten, ließen es doch an der echten Nachfolge Jesu in Sinn und Wandel fehlen. Auch die Kirche war verweltlicht, die Götzen der Welt: Fleischeslust, Augenlust, Hoffart, herrschten auch in den Kirchen: Uebertünchte Welt war das Christentum vieler, Selbstsucht mit einem frommen Mäntelchen umgehängt. Die Kirchen richteten besonders mit ihrem Dogmenglauben und Kirchenherrschaft wenig mehr aus, die Religion kam in Verruf und zeitigte die Kirchenaustrittsbewegung. Männer, die in den Riß traten und gegen das einreißende Verderben zeugten und auf das kommende Gericht Gottes hinwiesen, wurden als falsche Propheten gebrandmarkt, gehetzt und verfolgt. (Verfasser wurde — wie es scheint — aus dem geistlichen Amt gertieben).

Bezeichnend ist, daß er auch den berüchtigten Russell unter die rechnet, die man mit Unrecht als falsche Propheten bezeichnet.

Um diesem um sich greifenden Abfall zu begegnen hat der Finger Gottes eingegriffen und diesen Weltkrieg zugelassen, durch den nun doch viele wieder zur Besinnung und Umkehr gebracht worden sind, die zuvor in Unglauben und Weltsinn versunken waren.

Dieser Weltkrieg, so wird weiter ausgeführt, ist der Beginn des Weltgerichts. Das ist dem Verfasser unzweifelhaft. Und er beruft sich hier seltsamerweise, auf die Weissagung zweier Männer, Jakob Lorber und Gottfried Meyerhofer. Diese lebten im vorigen Jahrhundert in Oesterreich und „hatten, wie die Propheten des alten Bundes das innere Wort, d. h. sie haben die Stimme Gottes Wort für Wort, Satz für Satz in ihrem Herzen ver-

nehmen dürfen. Gott hat mit ihnen gesprochen, wie er mit den Propheten Israels gesprochen hat. Diese zwei Männer haben Offenbarungen von Gott selbst erhalten über alle nur denkbaren Probleme des geistigen Lebens, darunter auch über die Nähe des Weltgerichts ...... Da ist klar und deutlich vorherverkündigt, „daß um das Jahr 1918 herum die Wiederkunft Jesu zu den Seinen stattfinden, dann von da ab kein großer Krieg mehr auf Erden sein, vorher aber noch das große Völkerringen des Weltkrieges sich ereignen werde, das den Beginn des eigentlichen Weltgerichts bilde. Und nun — so fährt Verfasser fort —ist 1914 der Weltkrieg ausgebrochen! Ist der eine Teil der Weissagung, der den Weltkrieg betreffende, eingetroffen, so wird auch der übrige Teil, betreffend die Wiederkunft Christi und das fernere Weltgericht sich erfüllen.

Was noch zu erwarten ist in schnell sich folgenden Gerichtskatastrophen sind: Seuchen, Revolutionen, gewaltige Erdbeben und Stürme, Austreten des Meers und schließlich das eigentliche Feuergericht. „Bald da, bald dort wird die Luft sich entzünden und ganze Städte, besonders viele Großstädte, und Gegenden in Schutt und Asche legen." Da soll die Bosheit ausgerottet werden und auch eine Reinigung der christlichen Religion von ihren falschen Menschenlehren und Menschensatzungen, von ihrem Herrschafts-, Geld- und Machtgelüste erfolgen. Religionshaß und fanatische Verdammungssucht wird da sich nicht mehr finden. „Es wird ein Christentum edler Gesinnung und Tat und kein totes Christentum der Lippen, der Zeremonien und kaltherziger Orthodoxie sein." Im nächsten Abschnitt behandelt der Verfasser: „Wiederkunft Christi. Entrückung. Auferstehung der Toten. Tausendjähriges Reich. Die Juden. Der Antichrist."

Hier werden ganz eigentümliche, z. T. befremdliche Gedanken entwickelt. Durch die Offenbarungen jener oben genannten Männer sei der Herr bereits unsichtbar gekommen. (In der Tat, notwendig unsichtbar, — da ja die Weissagungen z. Z. noch geheim gehalten und nicht in breiter Oeffentlichkeit verbreitet werden! Eine Verantwortung für das Nichtannehmen ihrer Botschaft kann ja doch nicht stattfinden, so lange die Botschaft selbst geflissentlich geheim gehalten wird!) Es werde aber auch eine persönlich sichtbare Wiederkunft Christi stattfinden, aber nicht für alle Menschen sichtbar, sondern nur einem kleinen Kreise seiner Jünger. Wir geben hier zu bedenken, daß diese Aussage im Widerspruch steht mit der bei Matth. 24, 27, die eine weltweite, plötzliche Erscheinung des Herrn in Aussicht stellt.

Die Entrückung wiederum steht im Widerspruch mit 1. Thess. 4, 15—17, 1. Kor. 15, 50—57. Wir glauben mit besserem Grund uns an die Weissagungen des Apostes Paulus zu halten, die seit bald 2000 Jahren der Christenheit bekannt sind, als an die der zwei Oesterreicher Lorber und Mayerhofer, die zwar seit Jahrzehnten gedruckt vorliegen,

aber bis jetzt geheim gehalten worden, so daß nicht einmal der Verleger genannt wird, bei dem die Schriften zu haben sind.

Die Juden haben nichts mehr zu hoffen als Nation. Die Weissagungen für die Juden werden geistlich gedeutet auf das „Israel Gottes." Und wie es keine Rückkehr der Juden nach Palästina gibt, so auch keinen persönlichen Antichristen. Die Gesamtheit der Ungläubigen . . . und besonders auch noch jene Institution, die schon seit Jahrhunderten als unter diesen Begriff fallend von vielen erkannt wurde, sind zusammen der Antichrist.

(Verfasser winkt hier bloß hinüber nach Rom, ohne es zu nennen.)

Deutschland hat, nach dieser Schrift, noch einen Weltberuf, wenn es sich läutern und reinigen läßt von allem Unglauben, aller Christusleugnung, Ueppigkeit, Sinnlichkeit, Stolz, Einbildung und Habsucht. „Nur wenn wir wirklich geistige, Jesus ähnliche Edelmenschen werden, nur wenn wir nunmehr das Reich der Liebe zu Gott und der Bruderliebe bauen etc. . . ., dann wird Gott uns sicher in Zukunft nicht preisgeben, als Gottes Werkzeug zur Aufrichtung seines Liebe- und Friedensreiches betrachten, nur dann wird Deutschland auf der Höhe bleiben."

Wir brechen hier ab. Es sind ernste und wohl beachtenswerte Gedanken, die der Verfasser entwickelt hat, wenn wir auch nicht allem zustimmen können. Wir verweisen auf Literatur, wo wir noch einige Schriften des Verfassers und den Preis namhaft machen.

Eine zweite Schrift müssen wir in diesem Zusammenhang namhaft machen, die wohl in hiesigen pastoralen Kreisen ziemliche Verbreitung finden und viel Aufsehen erregen mag. Wir setzen hier den vollen Titel derselben her: Was sagt die Bibel vom Weltkrieg?

I. Teil. Gog und seine Niederlage. Hes. 38 u. 39. Ein Nachweis, daß England der Gog ist, von welchem der Prophet geweissagt hat, und darum in diesem Kriege unterliegen muß. Nachgewiesen von Pastor D. W. Langelett, Luzerne, Jowa.*)

Der Titel, welcher von vorn herein besagt, daß England der geweissagte Gog sei, und daher unterliegen muß in diesem Kampfe, mag bei manchem die Neugierde erwecken zu lesen, wie der Verfasser seine Argumente führt. Andere mögen von vornherein kopfschüttelnd die Schrift ablehnen, ohne sie erst zu prüfen.

Was bei dem Kenner der Schrift im Voraus Zweifel erwecken muß, ist die Tatsache, daß bei Joh. (Offb. Kap. 20) Gog und Magog erst nach und nicht vor dem 1000jährigen Reich genannt werden. Verfasser muß, um seine Position aufrecht zu erhalten, Gog schon in dem antichristlichen Heere finden, von dem Offb. 19, 19 ff. die Rede ist. Das wäre dann der Gog, von dem Hesekiel redet, und der von dem Verfasser auf das englische Weltreich gedeutet wird. Die Ver-

*) Im Selbstverlag des Verfassers, oder auch zu beziehen durch das Eden Publishing House, St. Louis, Mo., für 50 Cts. Angezeigt in der (reform.) „Kirchenzeitung" von Cleveland, Ohio.

bündeten Englands, als Gog, leitet er ab aus den Völkernamen, die Hesek. nennt: 38, 2—7.

Mesech = Moskowiter, Thubal, Gomer, Perser, Mohren, Libyer, Thogarma: sie alle finden ihre Deutung in der Schrift als im Heerzug des britischen Gog. — Dieser Gog verläßt sich auf seinen Gott Mäusim (= Festungen und starke Flotte cf. Dan. 11, 38 ff.) und will ein Volk überfallen, das s i c h e r zu wohnen glaubt auch ohne große Festungen, Hes. 38, 11. Seine Absicht ist rauben und plündern, wie es ja England deutlich genug kund gegeben hat. Von Mitternacht kommt Gog daher (38, 15; 39, 2), Rußland und England sind ja weit nördlich vom Standort des Propheten. Diesem Gog und seinen Verbündeten wird eine schwere Niederlage angekündigt bei Hes. 38; der Hauptthaufen soll fallen in einer Gegend, wo man a m M e e r o s t w ä r t s geht, dort soll Gogs Haufental sein (39, 11). Sollte das in der Gegend von Riga sein, wo jetzt der Hauptkampf gegen Rußland und vielleicht die Entscheidungsschlacht des ganzen Kriegs gekämpft wird? Wir können uns nicht darauf einlassen, die ganze Schrift zu skizzieren. Russel wird, im Gegensatz zur vorigen Schrift, als d e r f a l s c h e P r o p h e t G o g s gebrandmarkt, der meint England sei berufen, das Millennium herbeizuführen. Verfasser führt dann aus, daß nach der Niederlage Gogs Israel in sein Land kommen und bekehrt werden soll, nach Hes. 39, 25—29. Dieser Schluß entspricht doch den übrigen Weissagungen der Schrift über Israel, die wir oben angedeutet haben. Verfasser geht genauer ein auf diese Weissagungen und meint (S. 73): Die Rückkehr der Juden müsse wohl gleich nach Beendigung dieses Krieges beginnen.

Eigentümlicherweise versteht Verfasser die e r s t e A u f e r s t e h u n g (Offb. 20, 5. 6) nur als g e i s t l i c h e und behauptet geradezu: Die Schrift weiß nichts von einer ersten leiblichen Auferstehung vor dem jüngsten Tage. (! !) Das widerstreitet doch klar dem Vers Offb. 20, 5. Es ist doch gewiß eine vollständig richtige Auffassung von dem 1000jährigen Reich, anzunehmen, daß gerade dann während der Gnadenherrschaft Christi die Menschheit zu Christus bekehrt wird, a l s o a u s d e m g e i s t l i c h e n T o d e z u m L e b e n a u s G o t t g e f ü h r t w i r d. Welchen Sinn soll dann aber Offb. 20, 5 haben: Die andern Toten aber wurden nicht wieder lebendig? Also soll der Todesbann über der geistlich toten Völkerwelt liegen bleiben, bis Christi Königsherrschaft zum Ende kommt nach 1000 Jahren! ! Das ist gewiß eine schlimme exegetische Verirrung des Verfassers. Viel näher liegt doch der Gedanke, den Paulus 1. Kor. 15, 23 ausspricht: „Diejenigen, die dem Herrn entschieden angehören in seiner Zukunft werden, wie Paulus auch im 1. Thess. Br. 4, 16 sagt, z u e r s t a u f e r s t e h e n. Das heißt die T o t e n, d i e i n d e m H e r r n e n t s c h l a f e n s i n d vor seiner Zukunft, die sollen n i c h t v e r k ü r z t werden gegen die dann noch Lebenden, sondern sie sollen z u e r s t d e m H e r r n entgegengerückt werden, dann erst kommen auch die zur Zeit der Zukunft

lebenden Gläubigen daran, auch teil zu bekommen an seiner herrlichen Zukunft. Vgl. V. 15—17. Wie Verfasser diese klaren Aussagen beiseite schieben und sagen kann, „die Schrift weiß nichts von einer ersten leiblichen Auferstehung vor dem jüngsten Tage“ ist uns rein unverständlich.

Auch 1. Kor. 15, 23 redet Paulus doch ausdrücklich von einer Ordnung der Auferstehung, d. h. von einer Reihenfolge: zuerst Christus, dann, an 2. Stelle, die Christo angehören, wenn er kommen wird: „ἐν τῇ παρουσίᾳ αὐτοῦ.“ Das kann nicht anders gedeutet werden als: in seiner Wiederkunft, und zwar nicht etwa zum allgemeinen Weltgericht, (Offb. 20, 11 ff.), sondern in seiner Erscheinung, um sein Reich aufzurichten. Diese Auferstehung geistlich zu deuten und Christi Auferstehung als eine leibliche zu fassen, das geht in allewege nicht an. Somit bleiben wir bei unserm Verständnis, daß eine Auswahl, „die Auserwählten,“ teilhaben wird am Herrlichkeitsreich Jesu Christi. Man vergl. 2. Theff. 1, 9 u. 10. Der Grundtext ist hier besonders bezeichnend (V. 10): „ὁταν ἔλθῃ ἐνδοξασθῆναι ἐν τοῖς ἁγίοις ἀυτοῦ καί θαυμασθῆναι ἐν πᾶσιν τοῖς πιστεύσασυν.“

Der Herr will verherrlicht und bewundert werden in seiner Zukunft in seinen verherrlichten Heiligen, die an seiner Herrlichkeit und Herrschaft teilhaben sollen. Das wäre doch eine recht armselige Abschwächung, es zu deuten von geistlicher Auferstehung, wie der Verfasser will. Bei manchen anderen Ausführungen des Verfassers sahen wir uns veranlaßt, Fragezeichen an den Rand zu setzen. Er leugnet z. B. auch die oben vorgetragene Herrschaft Christi und meint sein Thron ist in den Herzen der Gläubigen. Wir haben keinen Anlaß, unsere obige Darstellung zu widerrufen, sondern glauben an eine unsichtbare Gnadennähe und Gnadenherrschaft des Herrn aus unserm Luftkreis, aus dem Satan und seine Scharen verbannt und vertrieben sind. Das wird Segenseinflüsse auch für die Erde und ihre Geschöpfe bringen (z. B. Röm. 8, 19—22) und was man sonst nur geistlich und geistig deuten will, wird dann auch herrlich in der physischen Welt sich zeigen, wenn der Sünden- und Todesfluch von der Erde genommen ist und sie ihrer endgültigen Verklärung entgegenreift unter der Herrschaft des Friedens- und Lebensfürsten, der gesagt hat: Siehe, ich mache alles neu! Möge es uns und allen unsern Lesern vergönnt sein, daß wir alle teilhaben mögen am Reich der Herrlichkeit, wie wir jetzt teilhaben am Leiden und der Schmach.

Louis J. Haas.

(Am 9. Nov. 1915.)

Ein seltenes Jubiläum.

Unter dieser Ueberschrift brachte schon am 13. Juni 1915 der Friedensbote den Bericht über eine Jubiläumsüberraschung, die unserm geehrten Mitarbeiter, Herrn Prof. Otto am 2. Juni v. J. in Columbia, Ill., bereitet wurde. Jenen Bericht wollen wir hier nicht herausschreiben oder wiederholen. Es wurde uns aber nachträglich von einem befreundeten Bruder noch Einzelnes mitgeteilt, das aus jenem Bericht nicht zu ersehen war. Im Gemeindeboten von St. Clair Co., vom August, kam zuerst ein Gedicht: „Des Ofenrohrs Mysterium,“ das in scherzhafter Weise ein Geheimnis andeutete, aber damit nur die Neugierde des mit der Sache unbekannten Lesers reizte. In der Septembernummer desselben Blatts kam dann als Antwort die Deutung zu des Ofenrohrs Mysterium. Im ersten Gedicht deutete der Verfasser nur versteckter Weise an, daß ein Ofenrohr in dem Leben des verehrten Jubilars eine bedeutende Rolle spielte, ohne zu sagen welche. Das zweite Gedicht ist von Prof. Otto selbst als Antwort nachträglich verfaßt und gibt die Deutung des Rätsels in ebenso launiger Weise wie das erste.

Die Lösung liegt kurz in den Zeilen: „Durchs Ofenrohr 'ne Frau gekriegt.“ Vielleicht wird es mir gestattet sein, in einer späteren Nummer beide Gedichte zu veröffentlichen und so die Wißbegierde der zahlreichen Freunde des l. Herrn Professors zu befriedigen.

Wir aber bringen, wenn auch sehr verspätet, unsere nachträgliche öffentliche Gratulation zu dem 50jährigen Jubiläum der Ordination unseres geehrten Mitarbeiters.

Zeitbetrachtung.

Πάντα ῥεῖ, Es stürzt alles dahin, soll der deutsche Kaiser, dem alten Worte Heraklits einen neuen Sinn gebend, ausgerufen haben, als er im Juni vorigen Jahres auf seiner Nordland-Ferienfahrt begriffen auf der Kommandobrücke seiner Yacht stehend, die telegraphische Nachricht von der Mordtat in Serajewo empfing, die ihn zu schleuniger Heimkehr veranlaßte. Wahrlich, er hat recht gehabt mit seinem ahnenden Worte. Wenn auch nicht alles, doch gewaltig viel ist zusammengestürzt, und bange mögen wir fragen: wo stehen wir? oder stehen wir überhaupt? wo werden wir vielleicht im Laufe weniger Monate stehen, werden wir gar auch mit in den Maelstrom hineingerissen werden? Möglich ist alles, πάντα ῥεῖ, und auf dem besten Wege dazu scheinen wir zu sein. Vor allem unsere amerikanische, speziell unsere deutsch-amerikanischen Anschauungen von der Weltlage und was man nennt, unsere Ideale sind gewaltsam erschüttert worden. Wenn wir noch vor 1½ Jahren uns an Schillers Gruß erinnerten: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige,“ dann dachten wir: o wie bescheiden, mit wenigem zufrieden ist

doch der gute Schiller gewesen, wie armselig steht die Menschheit vor wenig mehr als hundert Jahren vor unsern Augen, und wie haben wir's inzwischen so unendlich viel weiter gebracht, wenn heute ein Künstler das Bild der Menschheit malen sollte, ein ganzes Bündel Palmen- und Oelzweige müßte er ihr in die Hand geben. Was für Triumphe haben wir inzwischen gefeiert, „fest wie der Erde Macht steht uns des Hauses Pracht." Gerade unser Amerika war so recht die Heimat der wohlgemeinten Friedensbestrebungen, die man jetzt als Friedensträume und Schwärmereien zu erkennen versucht hat, welche die Herbeiführung des idealen Zustandes, da die Schwerter in Sicheln verwandelt werden, in den Bereich der nahen Möglichkeit rücken zu können glaubten, an der Schwelle einer neuen beglückenden Aera, in der jeder unbekümmert unter seinem Weinstocke und Feigenbaum wohnen dürfte, glaubte man zu stehen. Daher fand gerade in Amerika die Empfindung des Schreckens, des Entsetzens und Abscheues beim Ausbruch des Krieges, ihren ungemischtesten Ausdruck. Gewiß haben diese Empfindungen bei den andern am Kriege unmittelbar beteiligten Nationen auch und erst recht nicht gefehlt, aber es machten sich dort noch andere Motive geltend, welche die Empfindung des Greuels und Abscheues in den Hintergrund drängen und überwinden halfen, die Stimme des Pflichtgebotes oder auch die der erweckten Leidenschaft gab den Grund an, warum man sich dem allen unterziehen den Schmerz verbeißen müsse; der unbeteiligte Amerikaner wußte oder weiß auf die Frage: for what this all? nur die Antwort: for nothing. Wir hatten doch, meint er, so ein schönes Mittel an der Hand, das alles zu vermeiden, warum macht man es nicht wie wir, wenn es nach uns ginge, wäre es nicht so gekommen. Die amerikanische Presse erging sich darum gern in Wort und Bildern in Ausmalung der Greuel des Krieges teils in Phantasiegebilden teils leider in allzuwahren der Wirklichkeit entnommenen Szenen: zerschossene Städte, verbrannte Dörfer, zertretene Fruchtfelder, Haufen entsetzlich verstümmelter Leichen, flüchtende Familien, verkrüppelte Männer, heulende Weiber, verwaiste Kinder, und zu dem allen setzte sie ihr: "for what? — for nothing." Keinen andern Erklärungsgrund für die ursachlos aus dem glatten Spiegel des friedlich dahingleitenden Stromes des Völkerlebens auftauchenden Strudel wußte sie zu geben, als: Wahnsinn, ungeheurer Wahnsinn hat die Völker Europas ergriffen. Dabei konnte es dann auch an Uebertreibungen und Einseitigkeiten nicht fehlen. So unter anderem schreibt einer der Teilnehmer an der Konferenz der Friedensfreunde, die im Juli 1914 in Konstanz gehalten wurde ein Pamphlet unter dem Titel Collapse of Civilisation und schildert mit fast hysterischem Entsetzen den furchtbaren Kontrast der Eindrücke, die in den letzten Wochen sich ihm aufgedrängt haben: „Dort am schönen Bodensee haben sich 80 Männer, Deutsche, Franzosen, Engländer und andere im Gebet vereinigt, während die anderen Bürger derselben Länder sich schon zum Kriege vorbereiteten. Es war in aller Welt kein Grund vorhanden, weshalb nicht alle übrigen Deut-

schen, Franzosen, Engländer sich ebenso zum Beten statt zum Kämpfen rüsten sollten, als eben der, daß die, welche den Kampf begonnen, keine Christen waren, während die in Konstanz Versammelten es waren. Keine Gewalt im Himmel und auf Erden hätte dort in Konstanz die Delegaten Frankreichs und Deutschlands zum Kampfe gegeneinander hetzen können, sie waren über das Niveau der Kriegsmöglichkeit hinaufgedrungen zu dem Reich Gottes. Da griff mit roher Hand die Politik der Staaten in die Hoffnungen der Men of good will zerstörend ein. Am Morgen des Tages an dem die Konferenz ihre Tagung fortsetzen sollte, hieß es: ihr müßt fort. Die deutsche Regierung kann den nach England und Amerika reisenden Delegaten nicht mehr freies Geleit gewähren. Die Versammlung beschloß, sich nicht aufzulösen, sondern ihre Sitzung in London fortzusetzen, die Deutschen und Franzosen durften nicht mit, aber die Skandinavier schlossen sich den Engländern und Amerikanern an. Unter des Kaisers Geleite reiste man in einer „Special Car" einen Tag und eine Nacht bis zur holländischen Grenze. Aber was für ein Tag! Wie durchbohrten die Eindrücke desselben das Herz, wie verleideten sie uns Amerikanern den Gedanken am Kriege für immer. Da sehen wir die jungen Männer und Knaben wie Schafe in ihre Hürden getrieben und fortgeschickt, um Menschen zu töten, die sie nie gekannt und mit denen sie nie Streit gehabt haben. Wir sehen Mütter und Frauen weinend bei der Abreise ihrer Männer, Kinder schreiend, obwohl sie noch nicht wußten, was eigentlich vorging" u. s. w. Dann fährt der Berichterstatter fort: „Die Tausende von Männern, welche wir in allen Städten Europas heulen (howling) sahen, waren keine Männer mehr, sie waren Tiere geworden, das Tier konnte man aus ihren Augen hervorstarren sehen, sie brüllten (howled) nur noch dreierlei, Saufen, Weiber, das Blut ihrer Brüder." Dem Manne selbst, der das geschrieben, mag man das exitement, unter dem er gestanden, zu gute halten, aber daß eine Vereinigung wie die Union of Peace, die doch gewissermaßen eine Elite christlicher Anschauungen repräsentieren will, solche Darstellung ohne Censur der Veröffentlichung übergibt, zeigt neben vielen andern Beispielen, die sich würden anführen lassen, daß die amerikanische Presse, auch die christliche, sich von der Neigung zu Uebertreibung und Einseitigkeit nicht frei hält. Mag ja sein, daß der Berichterstatter bei seiner Fahrt durch Deutschland vom Eisenbahnwagen aus an den Halteplätzen manchen Zug der Derbheit, auch wohl der Roheit hat ansehen müssen, aber nun drauflos generalisieren und die Tausende von Männern der Bestialität anklagen, das ist „amerikanisch." Mag sein, daß er herzzerreißende Szenen des Abschiedes und zurückbleibenden trostlosen Jammers gesehen hat, aber von den stillen Siegen der Selbstverleugnung und -überwindung weiß er nichts zu berichten, heulende Weiber und Kinder sieht er in Deutschland zurückbleiben, damit meint er, das Ganze beschrieben zu haben. Das ist doch mit dem Prädikate Einseitigkeit zu gelinde bezeichnet. Mit solchem Zeuge werden die Phantasien und die

Gemüter erhitzt und in Taumel versetzt, einerseits im politischen Hochmute, im Spread Eagle-tum bestärkt und andererseits zu voreilig unbesonnener Entrüstung über die vermeintlichen Urheber des Kriegsgreuels aufgestachelt. Patriotismus ist eine schöne Sache, und wer wollte es dem Amerikaner verwehren und verdenken, wenn er stolz ist auf sein schönes Land, nicht bloß auf seine Berge, Seen und Felder, sondern auf seine Einrichtungen, seine Verfassung; aber der förmliche Kultus, der mit der schönen Flagge getrieben wird, erzeugt leicht schon im jungen Amerikaner ein ungerechtfertigtes Selbstgefühl, als sei dieselbe schon in Wirklichkeit das, was sie der Idee nach sein soll, die Verkörperung der Prinzipien von Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit. So sehr das Parteiwesen im Innern zur Ausübung von Kritik an den inneren Zuständen anleitet, so daß immer eine Partei froh ist, wenn eine Kongreß- oder Legislaturperiode zu Ende geht, damit die Gesetzmaschine in einer Richtung aufhöre und Gelegenheit gegeben werde, einen andern Führer an die Spitze zu stellen, so sehr ist das nationale Selbstgefühl einig, wenn die Zustände in andern Nationen zum Vergleich ihrer Verfassung mit der unsern veranlassen. Wie ist es möglich, fragte man, daß mitten im Frieden, da ausgesprochenermaßen keine Nation einen sehnlicheren Wunsch hatte als den, ihre Kräfte in den Werken des Friedens zu üben, gleichsam über Nacht das Kriegsgespenst auftauchen konnte? Hinten im Winkel Europas, der nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sein sollte, verübt ein verrückter junger Mensch einen brutalen Mord, und der von seinem Geschoß sprühende Funke vermag binnen ein paar Wochen die Kriegsflammen über ganz Europa zu verbreiten, das könnte bei uns nicht vorkommen, wir haben auch Präsidentenmorde gehabt, aber doch d a r u m keinen Bürgerkrieg. Warum war das drüben möglich? Darauf hat man die Antwort fertig: Daran sind die „Rulers" schuld, gäbe es keine Tyrannen, so gäbe es keinen Krieg. So findet man wohl unter den Bildern, wie sie die Zeichner in Zeitungen zu verüben pflegen, um Leitartikel zu illustrieren und zu ersetzen, unter anderm einen großen Besen abgebildet und darunter am Boden liegend einen zerbrochenen Stuhl, Szepter und Reichsapfel und eine zerquetschte Krone, und das soll bedeuten: Hoffentlich ist das Resultat des Krieges, daß die Monarchieen überall gestürzt werden, dann gibt's keine Kriege mehr. Stellte es sich dann erfahrungsmäßig heraus, daß nicht der deutsche „War Lord," denn an den dachte man doch fast ausschließlich, seine armen Untertanen zur Schlachtbank geschleppt hat, sondern daß Volk und Herrscher in einem Geiste und Willen verbunden sind, so weiß man dies nur durch den unglückseligen Einfluß des dem Deutschtum anhaftenden „Militarismus," also einer politischen und moralischen Rückständigkeit zu erklären. Daß das alte Sprichwort: "Si vis pacem, para bellum" sich eklatant als failure bewiesen habe, ist namentlich für einen Teil der kirchlichen Presse ein Dogma, das als Trumpf ausgespielt wird, als unwiderlegbar erwiesen gilt. Wäre man nicht kriegsbereit gewesen, so hätte man keinen Krieg

anfangen können, es ist die "Nemesis of armaments," die die Völker zum Kriegen verführt, will man daher den Krieg aus der Welt schaffen, so verhindere man die Kriegsbereitschaften. Gebt, so sagt man, einem Jungen eine Flinte, so wird er unwiderstehlichen Reiz empfinden, damit zu schießen, setzt einen Staat in überlegene Kriegsbereitschaft, und er wird der Versuchung zu siegen nicht widerstehen können. Das ist natürlich auch wieder vorwiegend auf Deutschland gemünzt. Es mag ja wohl sein, daß ein paar Leutnants in der Langweiligkeit des Garnisonlebens sich einen frischen fröhlichen Krieg und Avancement gewünscht und ein paar Bauernburschen sich den Krieg als eine potenzierte Kirmes mit unbegrenzter Gelegenheit zum Raufen gedacht haben, aber daß der „Militarismus" beim deutschen Volk als Ganzem und bei seiner Oberleitung den Ausschlag gegeben habe, ist eine durch Vorurteil mißleitete oberflächliche „amerikanische" Betrachtungsweise. Als der große Schrecken auch über unser Land hereinbrach, daß der Krieg drüben ausgebrochen war, da war natürlich die nächstliegende Frage: Wer ist schuld, wer hat angefangen? und die Tatsache ließ sich nicht in Abrede stellen: die erste eigentliche Kriegserklärung ist am 1. August vom deutschen Kaiser ausgesprochen. Natürlich war da die ganze Entrüstung, Zorn und Wut der Ritter von der Humanität in Bereitschaft über ihn herzufallen, hatte doch ein prominenter New Yorker Pastor die Frechheit, und er ist wohl nicht der einzige gewesen, zu sagen: wenn man einen tollen Hund herumlaufen sieht, schießt man ihn tot, was sollte man dem tun, der Tausende in den Tod jagt. Ja, mancher einfach friedeliebender Bürger auch sogar unter uns Deutsch-Amerikanern hat wohl beim Empfange der Nachricht, daß der Kaiser das entscheidende Wort gesprochen, in seiner Einfalt gesagt: nein, das hätte er nicht tun sollen, ich an seiner Stelle hätte es nicht getan. Es fehlt eben die Fähigkeit, sich in anderer Stelle hinein zu versetzen, es fehlt das geschichtliche Verständnis. Das zweite Moment, das die Stellungnahme der Majorität unserer amerikanischen Bevölkerung beeinflußt hat, ist die Macht der Hetzerei und Lüge. Natürlich gelten im Fortgange des Krieges die Deutschen als invaders, daß auch die Franzosen das Elsaß und die Russen Ostpreußen invaded haben, kam nicht in Betracht, und als die Vergewaltigung Belgiens kam und das edle Eintreten Englands zum Schutz der Schwachen, da war vollends die Grenzlinie für politische Orthodoxie und Ketzerei gezogen, und die Lügerei sorgte dafür, daß es immer mehr als selbstverständlich galt: was die „Allies" tun, ist wohlgetan, und was die Barbaren tun, ist Greuel. Ein drittes Moment, das auch nicht zu übersehen ist, hat die Stellungnahme des Durchschnittsamerikaners in der Beurteilung der Weltbegebenheiten beeinflußt, das ist die unbewußte, wohl auch oft in Abrede gestellte aber doch vorhandene instinktive Aversion des Amerikaners gegen das hiesige Deutschtum. Die verhältnismäßig wenigen, die deutsches Wesen, so zu sagen, an der Quelle kennen gelernt haben, stehen eben auch noch so unter dem Banne einer öffentlichen Meinung, was man so nennt, der

gemeine Mann kennt doch eben deutsches Wesen nur aus der Berührung mit dem hiesigen Deutschtum. Nun ist dieses keine einheitliche Größe, es trägt Züge an sich, die einerseits Spott und Mißachtung, anderseits Neid und Besorgnis von Ueberflügelung hervorrufen mögen, mögen diese Stimmungen berechtigt sein oder nicht, ihr Gemeinsames ist Aversion, und diese Aversion wird unwillkürlich auch auf das überseeische Deutschland übertragen. Die miserable Prohibitionsfrage hat unter anderem mehr, als man beachtet, mit der vorherschenden anti-deutschen Stimmung zu tun.

So sind es im ganzen rein aus der vorliegenden Gegenwart entnommene auf der Oberfläche liegende Motive, welche die Stimmung des Durchschnittsamerikaners beeinflussen. Der geschichtliche Sinn, der die inneren Zusammenhänge zu erkennen und zu würdigen sucht, fehlt ihm. Da nimmt es sich so ein naseweiser amerikanischer Pastor heraus, den deutschen Kaiser des frevelnden Uebermuts zu zeihen, weil er die Brandfackel in das friedliche Europa geschleudert, und er macht sich zum Stimmführer einer oberflächlich denkenden Masse. Ja, lieber Herr, das glauben wir Ihnen wohl, wenn man Sie gefragt hätte: was wünschen Sie, Krieg oder Frieden? daß Sie dann ohne Bedenken Frieden bestellt hätten, wir alle wahrscheinlich auch, und Kaiser Wilhelm auch, wenn's auf persönliches Wünschen angekommen wäre. Was desselben persönliches Wünschen, was die nachweisbaren Ziele seiner Regierung gewesen sind, das weiß nicht bloß das deutsche Volk, das einmütig hinter seinem Kaiser steht, besser, sondern das sollte und könnte auch jeder unparteiisch Draußenstehende mit einiger Ueberlegung sich an den Fingern abzählen. Deutschlands Ziele sind in den letzten Jahrzehnten auf Erhaltung des Friedens, speziell auf Aufrechterhaltung des Status quo in Europa gerichtet gewesen. Warum auch nicht? Es mag wohl nach Ausdehnung seiner Handelsinteressen, nach Gewinn von Kolonieen getrachtet haben, aber Eroberungen in Europa lagen nicht in seinem Interesse, es hatte genug zu tun mit Assimilierung der fremdsprachigen Elemente an seinen Grenzen, und der freie Zugang z. B. zum neutralen Hafen von Antwerpen war ihm vorteilhafter als die militärische Besitznahme. Es vollzog sich eben ein Prozeß im deutschen Volksleben, der, abgesehen natürlich von den aus der Sünde stammenden Mängeln, doch im ganzen eher das Gefühl der Befriedigung im Vorhandenen und Wunsch des Fortschreitens auf eingeschlagener Bahn als den Drang nach Aenderung hervorzurufen geeignet war. In einer Zeit, als das arme Deutschland noch unter dem Elend der Kleinstaaterei, der unseligen Erbschaft des 30jährigen Krieges litt, hat der wackere Patriot Seume gesagt: Wenn wir Deutschen einmal e i n e Nation sein wollen, dann sind wir die erste. Dieses „Wenn," dem so viele Aber entgegenstanden, ist nun glücklich verwirklicht, und nun drohte auch die Konsequenz sich mehr und mehr zu vollziehn. Der "grande nation" war der dominierende Einfluß auf die Geschichte Europas entrissen, und die Beherrscherin der Meere fühlte die Einbuße auf dem Gebiete des Welt-

handels, als Deutschland es begriff und davon Gebrauch machte, daß auf dem Wasser eine Zukunft liegt. Nicht zum Erobern sondern zum Beschützen war der „Militarismus“ da. Ist nicht die Idee des preußischen Militarismus, der dann ganz Deutschland angesteckt hat, daß das Heer nicht aus Söldnern sondern aus dem Volke in Waffen bestehen müsse, seiner Zeit dem gedemütigten Preußen aufgezwungen worden, als Napoleon ihm verbot, mehr als 42,000 Soldaten zu halten, während er selbst eine halbe Million aufbieten konnte? Von da ab hat zunächst Preußen, oft genug mit Unmut, die Lasten getragen, die der Militarismus ihm auferlegte. Aber das ist wahr, der Deutsche hat es nie vergessen, was einst das deutsche Reich gewesen ist, und als es endlich gelungen war, den prophetischen Traum eines Arndt, Schenkendorf, Geibel zu verwirklichen, als wieder ein deutsches Reich erstand, da ist im großen und ganzen der Widerwille gegen den Militarismus gewichen, und mit Ausnahme der staatsfeindlichen Sozialisten, bei denen die bessere Einsicht doch so herrlich zum Durchbruch gekommen ist, erkennt das deutsche Volk seine Notwendigkeit und Wohltätigkeit, das deutsche Volk liebt sein Heer und ist stolz auf dasselbe, wie sollte es nicht, es ist ja sein Fleisch und Blut, das ist der deutsche Militarismus. Man darf ja wohl sagen, daß Deutschland die einzige europäische Großmacht war, der an der Aufrechterhaltung des Status quo, an der Niederhaltung der zum Ausbruch von Feindseligkeiten treibenden Interessen, an der ungestörten Fortbewegung auf eingeschlagenen Bahnen und somit an der Erhaltung des Friedens gelegen war; alle andern haben ja gewiß auch die Schrecken eines ausbrechenden Krieges gefürchtet, aber alle haben eine Aenderung der seit Jahrzehnten entwickelten Zustände herbeigewünscht. Man könnte ja wohl fragen, obwohl es eine bloße politische Kannegießerei wäre, wie es wohl geworden sein würde, wenn Deutschland sich begnügt hätte, eine rein defensive Haltung einzunehmen und nach Aufstellung einer Phalanx an den Grenzen den Angriff zu erwarten. Das wird der Kaiser wohl auch überlegt haben. Die ersten Kriegsmaßregeln, die die deutsche Heeresleitung getroffen hat, sind offenbar in der Hoffnung getroffen worden, so schnell und mit so wenig Opfern als möglich Frieden wieder herzustellen. Was wäre Belgien für eine Perle aus der Krone gefallen, wenn es, nachdem ihm Integrität seines Besitzes und Entschädigung für etwaige Verluste zugesichert war, achselzuckend erklärt hätte: es tut uns zwar leid, wir sind Freunde Frankreichs, aber wir weichen der Gewalt? Was ging es in Wahrheit England an, wenn Frankreich überrumpelt zu dem Versprechen gezwungen würde, Deutschland seinen Kampf mit Rußland allein auszufechten zu lassen? Aber da wurde dem armen Belgien das Rückgrat gestärkt, damit es sich für England aufopferte, und letzteres den edlen Beschützer der schwachen Neutralen spielen könnte. O weh der Lüge, sie befreiet nicht! So hat die deutsche Heeresleitung sich geirrt, die schönen Anfangspläne sind mißlungen, Belgiens Widerstand hat aufgehalten, und das mit französischem Gelde in Sold genommene Rußland war

sechs Wochen früher zum Angriff bereit, als man erwartet hatte, das beinahe erreichte Paris mußte freigegeben werden, die numerische Ueberlegenheit der Alliierten machte sich geltend, und so ist aus dem Kriege ein zähes Ringen geworden, das nicht mehr die Aufrechterhaltung des Status quo sondern die Vernichtung des einen oder des anderen Staatswesens zum Ziele hat. Wer mag wissen, wie weit die Flammen noch um sich greifen, wie nach endlichem Erlöschen derselben das Trümmerfeld aussehn wird. Πάντα ῥεῖ. Und gilt das blos von Europa, stehn wir hier in Amerika so auf festem Boden? Fürwahr, unser Verdienst ist es nicht, weder unsrer Administration noch der bei uns herrschenden Klasse der Plutokraten, daß wir nicht jetzt und längst schon in den Krieg hineingezogen sind. Zu verwundern wäre es nicht, wenn das Barbarenvolk gedacht hätte, auf einen Feind mehr kommt's auch nicht an, er kann uns doch nicht mehr schaden, als er schon getan hat: das hat Deutschland nicht getan, es hat nicht vergessen, daß unser Volk als Ganzes nicht nach seiner gegenwärtigen Administration noch auch allein nach seinen business jobbers zu beurteilen ist, daß das gegenwärtig so belogene und sich selbst belügende Amerika schon wieder zu Verstand kommen wird. O welch eine Gelegenheit hat Amerika verscherzt, eine wahrhaft segensreiche Rolle in der Geschichte zu spielen; es soll ja wohl nicht verkannt werden, daß der individuelle Wohltätigkeitssinn sich herrlich bewährt hat, aber als Ganzes hat es eine klägliche Rolle gespielt. Wenn unser überkluger Präsident damals zu Anfang des Krieges sein Volk gefragt hätte: was wollen wir tun, wollen wir uns einmischen oder nicht, dann würde es mit überwältigender Majorität geantwortet haben: wir wollen nichts damit zu tun haben, unsere Hände sollen rein bleiben, keine Kugel und kein Flintenlauf soll hinüber geliefert werden. Das wäre allerdings auch ein fait nouveau gewesen aber eine glänzende Tat in der Geschichte. Dagegen blieb man beim alten Schlendrian: das Völkerrecht verbietet ja nicht den Verkauf von Waffen an Kriegführende, und mit hirnverbrannter Sophistik die reale Sachlage ignorierend: die andere Partei kann ja auch kaufen, wir sind neutral und verkaufen an jeden der Geld hat. Und so kommt es zu dem andern fait nouveau, daß ein großes unabhängiges Volk den Boden seines Landes prostituiert, damit unter dem Schutze seiner Neutralität andere Nationen ihre Kriegsbedürfnisse ungefährdet herstellen lassen können, daß es seine Sicheln in Schwerter, seine Näh- und Schreibmaschinenfabriken in Munitionsfabriken umwandelt. O, das verblendete Amerika. Mit Fingern sollte man meinen, wär's zu greifen, auf welche Seite bei aller Wahrung der Neutralität seine Sympathie sich hätte wenden müssen. Natürlich die Rivalität des Made in Germany hätte es im Falle eines Siegs Deutschland nach wie vor und vielleicht erst recht fühlen müssen, aber da stand und steht doch nichts im Wege, daß es durch Entfaltung der eigenen Kräfte sich dem Rivalen ebenbürtig und in vielem vielleicht überlegen beweise, sonst aber hatte doch Amerika von Deutschland absolut gar nichts zu fürchten, und je kürzer der Krieg abgemacht war, desto

weniger war eine radikale Umgestaltung der bisher für Amerika doch so leidlich befriedigenden Weltlage zu befürchten. Dagegen liegt's vor Augen, was von einem Siege Englands zu erwarten ist. Wenn es gelingen sollte, das deutsche Reich wieder zu zerreißen, den Kaiser wieder zum Markgrafen von Brandenburg zu degradieren, die Auslieferung der Flotte zu erzwingen, denn mit geringerem scheint's jetzt kaum mehr abgehen zu können, wenn dann das Rule Britannia völlig wieder hergestellt sein wird, glaubt man denn, daß es dann die Freiheiten, die es sich jetzt gegen den Handel der Neutralen herausnimmt, wieder freiwillig aufgeben werde? Wer's glaubt, bezahlt . . . Was dann England gebrauchen wird, ist Geld, viel Geld, die Munitionsfabriken mögen ja dann wohl schließen, da man sie nicht mehr in dem Maße gebraucht, aber Geld muß man haben, um Schulden zu bezahlen, und woher soll es genommen werden, wenn nicht durch Beschlagnahme des Welthandels, durch Lähmung der Handelskraft der Neutralen, noch dazu, wenn man's danach hat und kann, weil keiner es abwehren kann, da der stärkste Gegner danieder liegt. Und nun die neueste Dummheit, der Millionenborg, durch politische Motive, durch den Wunsch, die edle Sache der Alliierten zu fördern, mag er gerechtfertigt werden, durch geschäftliche Erwägungen doch wirklich nicht. Welcher Geschäftsmann verfährt im Privathandel nach gleichen Prinzipien. Man sagt wohl, das Geld bleibt ja im Lande, sie kaufen ja unsere Produkte dafür; ja, unsere Dollars bekommen wir wieder, aber unsere Lebensmittel nicht, das gibt eine Inflation der Preise, die einer Bevölkerungsklasse zugute kommen mag, der Majorität aber nicht. Doch darauf ist hier nicht der Ort einzugehen. Daß unser Land bei der bisher geübten „Neutralitätspolitik" materiellen Schädigungen entgegengeführt wird, ist der geringere Nachteil. Schlimmer ist der moralische, geistige Schaden, der angerichtet worden ist. "The United States *is* a Nation," das ist ein Resultat, das nicht zum geringsten Teil unter der Mitwirkung des deutschen Elements der Bevölkerung erreicht worden ist. Zur Einheit einer Nation gehört aber mehr als das äußere Fachwerk der politischen Organisation, es gehört dazu der gemeinsame Geist, das gleiche Fühlen, die gleiche Liebe, die gemeinsame Begeisterung für das Emblem des Landes. Und diese ist, das werden wir frei heraussagen, durch die fortgesetzte Ungerechtigkeit unserer Administration und den kaltblütigen Krämergeist einer maßgebenden Minorität schwer erschüttert werden. Wir wollen nicht hoffen, daß das Πάντα ῥεῖ sich auch auf den Boden unseres Landes verbreitet, aber die Einschüchterungsversuche, mit denen wir Bindestrich-Amerikaner als Landesverräter gebrandmarkt werden sollen, sind der Gipfel des Empörenden. Wir haben von Anbeginn nichts anderes begehrt als Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und wahre Friedenshaltung. Daß wir eine Engelsgeduld haben, haben wir trotz aller erfahrenen Mißachtung bewiesen und werden sie noch weiter nötig haben, aber das Rechtsmittel, eine Umkehr von zum Abgrunde führender Bahn zu erzwingen, werden wir benutzen. Und schließlich: wir glauben an ein

ewiges Reich, ob auch hier unten zuweilen der Boden unter den Füßen zu weichen scheint, so geschieht das doch nur dazu, daß wir von der falschen Sicherheit loskommen, die auf die Festigkeit selbsterrichteten Gebäudes vertraut, und auch auf dieser Erde ist doch nicht alles rinnendes Geröll, sondern: „Gottes Stadt steht fest gegründet auf heilgen Bergen"; auch in unserm Lande hat Gott sein Volk, und wenn auch Stimmung und Meinungen durch Irrung vielfach auseinandergehn, so wird doch Recht Recht bleiben und alle redlichen Herzen müssen ihm zufallen. Der gesunde Sinn des Volkes in seiner Majorität wird zur rechten Erkenntnis durchbringen.

Englands schandbare Behandlung der Missionsleute in dem Krieg gegen Deutschland.

So viel Schlechtes und Schandbares auch der englischen Politik in diesem Kriege zur Last gelegt werden kann, das Schändlichste von allem Schandbaren ist schließlich doch die unmenschliche Roheit und Grausamkeit, womit diese barbarische Regierung gegen völlig harmlose und unschuldige Missionsarbeiter vorgegangen ist. Und zwar tat sie das nicht nur in den Kolonialgebieten Deutschlands, die England mit rohster Gewalt überfallen hat, sondern auch in den der englischen Krone unterstehenden Kolonialländern, wo die englischen Beamten die Art der deutschen Missionsleute durch jahrelange Erfahrung kennen und auch sie jederzeit überwachen konnten ohne Anwendung solch roher Zwangsmittel, wie sie nachstehend berichtet werden.

Wir folgen in diesem Bericht den Allgemeinen Missionsnachrichten, die uns von der Deutschen Evang. Missionshilfe, Berlin, zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt wurden. Wir haben schon im Septemberheft dieses Jahres über dieses Hilfswerk berichtet, Seite 356 ff. und Seite 397, und möchten daher der Kürze halber nur verweisen auf das, was dort gesagt wurde. Wer die hier mitgeteilten Mißhandlungen unschuldiger Menschen mit Nachdenken liest, wird nicht umhin können, das oben vorangestellte Urteil über Englands barbarische Politik gutzuheißen.

Allgemeine Uebersicht.

Auf den **Missionsfeldern**, von denen erst lange keine Kunde kam,treten je länger je mehr die **verhängnisvollen Wirkungen** des Weltkriegs zutage, sowohl auf den vom Weltkrieg nur mittelbar berührten Gebieten in Amerika, Niederländisch-Indien und China, wie in den unmittelbar in Mitleidenschaft gezogenen Ländern. Fast die Hälfte der deutschen Missionsarbeit vollzieht sich in **englischen Kolonien**. Die Lage der deutschen Missionare war hier anfangs eine erträgliche, und ist es auch hier und dort noch geblieben. Im allgemeinen aber ist eine bedauerliche Verschärfung, ja eine kaum begreifliche **Härte der Behörden** gegenüber den deutschen

Missionen festzustellen, wie es scheint auf eine allgemeine, von London aus ergangene Weisung. In Süd-Afrika sind von der Berliner, Hermannsburger, Herrnhuter und Rheinischen Mission eine ganze Reihe Missionare gefangen gesetzt, dann z. T. wieder freigelassen. In Vorder-Indien hat man die Leipziger und Goßnersche Mission bis jetzt wenig behelligt; dagegen sind alle Missionare der Basler, Hermannsburger und Brecklumer Mission mit ihren Frauen und Kindern in Konzentrationslager gebracht worden. Aus Hongkong wurden die Missionare vertrieben. Am rücksichtslosesten ist man in den deutschen Kolonien vorgegangen. Aus unseren von Australiern und Japanern besetzten Kolonien in der Südsee ist ebenso wie aus Deutsch-Ost- und Deutsch-Süd-West-Afrika kaum eine Kunde zu uns gedrungen. Aus Togo wurden 6 Missionare der Norddeutschen Mission, die ihrer Dienstpflicht genügten, als Gefangene 500 Km. weit ins Innere von Dohomey geschleppt. Die rohe, durch schwarze Soldaten erfolgte Gefangennahme der Basler und Baptisten Missionare mit Frauen und Kindern, der katholischen Missionsarbeiter und der übrigen Deutschen in den Küstengebieten Kameruns, sowie ihre Ueberführung auf Frachtdampfern nach Europa wird ein Schandblatt in der Geschichte Englands bleiben. Mit dem deutschen Handel scheint man auch die deutsche Mission in den deutschen Kolonien ausrotten und alles tun zu wollen, um das Ansehen der Deutschen von den Negern mit Füßen treten zu lassen. Die afrikanischen Ereignisse bilden ein trauriges Seitenstück zu der erfolgreichen Aufhetzung des heidnischen Japan auf Kiautschou, bei dessen heldenmütiger Verteidigung auch Missionare mitkämpften. Welche Wirkungen die skrupellose Entfachung des Kriegs in den Kolonien, diese ruchlose Zerstörung deutscher Missionsarbeit, die massenhafte Herbeiführung heidnischer und mohammedanischer Truppen aus Asien und Afrika auf den europäischen Kriegsschauplatz, die dadurch zerbrochene Gemeinschaft und wachsende Erbitterung gegen das protestantische England für die deutsche evangelische Mission haben wird, ist noch völlig unabsehbar. Dazu kommt noch die Fülle der Probleme, die durch das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg und die Verkündigung des heiligen Krieges brennend werden. So hat die deutsche Mission eine noch nie dagewesene Belastungsprobe auszuhalten.

Gleichwohl schaut die Mission ebenso wie das ganze deutsche Volk wohl ernst, aber im Vertrauen auf Gott getrost in die ungewisse Zukunft. Gewiß ist, daß der Weltkrieg der Mission neue, gewaltige Aufgaben theoretischer und praktischer Art setzt. Eine neue Klarstellung grundsätzlicher Fragen ist unerläßlich. Schon jetzt steht die Frage nach der Stellung der Mission zum Reiche Gottes und zum Vaterlande zur Besprechung. Wie wird sich die gesteigerte Mitarbeit der Mission bei der erhofften Weltstellung und Weltgeltung Deutschlands gestalten, zumal das Ansehen des Christentums schwer

geschädigt ist? Nach Friedensschluß wird ferner die Regelung der Beziehungen zwischen den Missionsleitungen und den während der Kriegszeit selbständiger gewordenen und in ihrem Rassegefühl gestärkten heidenchristlichen Gemeinden, nicht minder die Neuordnung des Verhältnisses der deutschen zu den ausländischen Missionen viel Weisheit erfordern. Vor allen Dingen aber wird die Aeußere Mission in immer innigerer Verbindung mit der Inneren Mission und der Kirche an der Neugeburt unseres Volkes mitarbeiten müssen. Dazu bedarf es schon jetzt kraftvoller Betätigung persönlichen Christentums. Die Mission darf sich eines demütigen Bekenntnisses auch der von ihr gemachten Fehler nicht schämen. Sie muß durch unermüdliche Aufklärungs- und Werbearbeit die Gleichgültigkeit gegen ihre Bestrebungen brechen und mit mutigem Zeugnis das irrende Gewissen unserer Feinde zu wecken suchen. Wohl steht sie an dem Grabe vieler Hoffnungen, aber sie pflanzt den Glauben an die Herrlichkeit Gottes auf, gesammelt in anhaltendem Gebet und gefestigt im Warten und Stillesein.

A. W. Schreiber.

Unerhörte englische Roheiten gegen deutsche Missionsgeschwister wie gegen alle Deutschen sind in Kamerun vorgefallen. Nach der Eroberung Dualas am 27. September wurden am folgenden Tage alle Deutschen, unter ihnen auch Basler und Baptisten Missionare, mit ihren Familien, sowie Angehörige der katholischen Mission durch farbige Soldaten aufgefordert, im Regierungshospital ihre Namen aufschreiben zu lassen. Dort angekommen wurden sie für kriegsgefangen erklärt; andere wurden, wie sie gingen und standen, von der Straße weggeholt und fast gewaltsam aus den Häusern geschleppt; eine Dame kam im Reitkleid, eine andere in der Frisierjacke. Den Gefangenen wurde eine Rückkehr in die Wohnung versagt und überdies noch fast alles Geld abgenommen. Es war ein trauriger Zug von über 240 Deutschen, der sich am 30. September unter höhnischen Blicken der Neger nach dem Hafen bewegte, wo die Gefangenen auf den Frachtdampfer „Bathurst" gebracht wurden. Dieser brauchte zur Fahrt nach Lagos, die sonst 36 Stunden dauert, 6 Tage. Die Männer blieben auf Deck, der Tropensonne und Gewitterstürmen ausgesetzt; die Frauen kamen in die unteren heißen Räume. Das Essen fehlte die beiden ersten Tage völlig und war bis zuletzt äußerst dürftig. Bei dem Mangel an Geschirr aßen die einen aus der hohlen Hand, andere schnitzten sich Löffel aus Brettern oder benutzten leere Konservenbüchsen. Von Lagos, wo ein Teil der Passagiere auf den kleinen Dampfer „Niger" kam und dort auf Deck mit Affen, Hühnern und anderen Tieren zusammen hausen mußte, ging die Fahrt nach Accra. Hier wurden die ordinierten Missionare am 22. Oktober an Land gebracht, während die andern, zumeist in leichter Tropenkleidung, auf dem Dampfer „Obuasi" nach England fuhren, die Frauen in Kabinen, die Männer im Lagerraum. In Accra erkrankte die Frau des Bap-

tisten-Missionars Mertens. Sie fand zwar Aufnahme im Regierungshospital, aber weder der englische Arzt, noch die Schwestern nahmen sich ihrer gebührend an, während die schwarzen Wärterinnen ihr freundlich halfen. Trotz wiederholter dringender Bitten wurde ihrem Manne nicht gestattet, sie zu besuchen; er wurde erst zu ihr gelassen, als sie im Sterben lag. Die Regierung wollte nur einen für Eingeborne bestimmten Sarg geben; die Basler Mission half dann in jeder Weise aus. In Duala waren indessen selbst zwei neutralen Staaten angehörige Schwestern der Baptisten wochenlang unter beständige Aufsicht schwarzer Soldaten gestellt, die sie wie ihres Gleichen glaubten behandeln zu können. Sie wurden am 1. Dezember mit den übrigen Deutschen, die an allen Orten des Küstengebietes in der schmählichsten Weise gefangen genommen waren, nach England gebracht. Eine Eingabe an den General in Duala, in der Herr Lutz, der Vorsteher der Basler Mission, erklärte, nicht glauben zu können, daß das christliche England den Missionen eine schlimmere Behandlung zuteil werden lasse, als sie von den Heiden zu gewärtigen hätten, war ebenso erfolglos wie die Berufung eines Baptistenmissionars auf sein amerikanisches Bürgerrecht. Ein Oberst erklärte ihm, er habe strengen Befehl, alle Weißen, ohne Ausnahme, gefangen zu nehmen. Die Roheit, mit der England in Kamerun nicht nur alles, was deutsch ist, zu vernichten sucht, sondern auch das Ansehen der weißen Rasse von den Afrikanern mit Füßen treten läßt, ist eine unerhörte Schmach.

Sehr betrübend ist die Stellung englischer Missionskreise zu der unwürdigen Behandlung deutscher Missionare in Kamerun und zu der schweren Schädigung der dortigen Missionsarbeit. Man hatte in Deutschland mit Recht gehofft, daß bei dieser Gelegenheit in England auch öffentlich Stimmen laut würden, welche diese Vorgänge, die in der ganzen Welt Entrüstung hervorgerufen haben, beklagten. Die in Deutschland bekannt gewordenen Aeußerungen leitender englischer Missionsmänner sind aber weit entfernt, diese Vorfälle zu beklagen. Diese Männer entschuldigen nicht nur die rücksichtslosen Maßnahmen ihrer Regierung, sondern belächeln die Aussagen der deutschen Missionare als ungerechtfertigt oder stellen sie gar in Frage. (So schreibt der Direktor der englischen Baptistenmission, C. E. Wilson, in dem Blatt seiner Gesellschaft „The Baptist Times and Freeman" am 16. April u. a. wie folgt: „Niemand kann sich verwundern oder beklagen, daß die Behörden alle Missionare aus dem neueroberten Gebiete entfernten. Haben doch einige der Missionare die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen (diese Männer genügten ihrer Dienstpflicht!). Nichts von diesen Beschwerden scheint uns mehr, als die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten einer Gefangennahme im Kriege in einer afrikanischen Kolonie. Kamerun war eine deutsche Siedelung. Wenn bei der Eroberung die Eingebornen sich gegen die Deutschen schlecht benahmen, so folgt daraus noch nicht,

daß dieser Vorwurf auf die Engländer fällt. Was den Verlust des Gepäcks betrifft, so haben auch einige britische Offiziere ihr ganzes Gepäck verloren. Das ist ein Mißgeschick, das jeden treffen kann." Ueber den Tod der Frau Missionar Mertens in Kamerun scheut sich Herr Wilson nicht, folgendes zu schreiben: „Man kann höchstens sagen, daß der Tod dieser armen Frau durch die Entbehrungen und Aufregungen des Krieges und durch die Gefangennahme ihres Mannes beschleunigt wurde. Westafrika und die Goldküste sind nun einmal in der Missionsgeschichte ein Todesland. Frau Mertens ist nicht die erste Missionsschwester, die den Folgen der Entbehrungen, der Aufregung und des Reisens in jenen Gebieten zum Opfer gefallen ist. Selbst in Friedenszeiten ereignen sich viele solche Todesfälle. Es klingt fast lächerlich, daraus ein Märtyrertum zu machen, während Hunderte und Tausende von Opfern des Krieges, Männer, Frauen und Kinder in Europa dahingerafft werden. Wir können schwer diese Zeilen ganz ruhig schreiben, wenn wir an Belgien denken oder an die Versenkung von Passagierdampfern wie die Falaba durch Unterseeboote, die doch auch Missionare an Bord hatte." „Bei ihrer Ankunft in Liverpool sind die Missionare, wie wir hören, von dem Mob in den Straßen verhöhnt und mit Unrat beworfen worden. Das mag schwer für sie zu tragen gewesen sein; aber es liegt keine Andeutung vor, daß den Gefangenen ein Leid zugefügt wurde, oder daß die Behörden die zu ihrem Schutz erforderlichen Schritte unterließen. Kurz, keine dieser Tatsachen rechtfertigt das hochtönende Pathos, mit dem sie aufgebauscht werden." Der Leiter der deutschen Baptisten-Mission bemerkt zu diesem Artikel: „Wir bedauern dieses von Herzen, müssen aber gerade deswegen die Wahrhaftigkeit der an „Eidesstatt" gemachten Aussagen um so mehr betonen. Im übrigen überlassen wir die ganze Sache „dem, der da recht richtet."

Zwischen der Basler Mission und der britischen Gesandtschaft in Bern hat ein viel beachteter Schriftwechsel über die Vorgänge in Kamerun stattgefunden. Direktor D. Oehler hatte mit Recht England öffentlich angeklagt, in Kamerun und Indien den Krieg zu einem Kampf gegen die Unschuldigen und selbst gegen die Frauen gemacht und diese mit empörender Roheit behandelt zu haben, wodurch England das Friedenswerk der Mission zerstört und sich in Widerspruch gegen die Grundsätze der Zivilisation gesetzt hat. Die britische Gesandtschaft in Bern erklärte darauf, daß „die Missionen in Kamerun mit jeder gebotenen Rücksicht behandelt" seien und daß „die Behauptung, daß sie brutal behandelt wurden, aus der Luft gegriffen" sei. In seiner Erwiderung gibt D. Oehler ergreifende Züge aus der Leidensgeschichte der Basler Missionare in Kamerun, verweist auf das erdrückende, im „Heidenboten" veröffentlichte Beweismaterial sowie die mehr als 30 in Deutschland und der Schweiz weilenden Zeugen und erklärt: „Wer mich und meine Berichterstattung kennt, weiß, daß ich überhaupt nicht

aus der Luft greife. Meine Behauptungen gründen sich auf harte Tatsachen."

Die empörende Behandlung der gefangenen Deutschen in französisch Dahomey, unter denen sich auch Missionare der Basler und Norddeutschen Mission befinden, wird bestätigt durch drei Bilder, welche in Nr. 72 des in Paris erscheinenden „Miroir" veröffentlicht sind. Das größte Bild zeigt etwa 30 deutsche Gefangene, die mit Tropenhut, Hemd, Beinkleid und Stiefeln bekleidet unter der Aufsicht schwarzer Soldaten mit Picken und Schaufeln Busch roden und den Weg reinigen müssen. Das Bild trägt folgende Unterschrift: „Sehr gut behandelt und ohne im Uebrigen ihre Genugtuung darüber zu verbergen, daß sie die Schrecken des Krieges vermeiden könnten, arbeiten die Deutschen aus Togo ohne Murren. Gleichwohl bequemt sich der Stolz nur mit Widerwillen der Ueberwachung, die unsere dahomeyschen Schützen ausüben." Die „gute Behandlung" kennzeichnet ein Basler Missionskaufmann in einem in der Mainummer des „Evangelischen Heidenboten" abgedruckten Briefe durch Lukas 15, 16, wo es vom verlorenen Sohn heißt: „Er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern," „Ich verderbe im Hunger," und ein Norddeutscher Missionar in einem Brief durch Klagelieder Jeremia 5, 2, 4, 5, 8, wo es u. a. heißt: „Unser Wasser müssen wir um Geld trinken, unser Holz muß man bezahlt bringen lassen. Man treibt uns über den Hals und wenn wir schon müde sind, läßt man uns keine Ruhe." Dabei hat die französische Regierung der Basler Mission versichert: „Die Behandlung der deutschen Gefangenen in den deutschen Kolonien ist dem Gefühl der Humanität, die die republikanische Regierung in Ehren hält, vollkommen entsprechend und wird nach jeder Hinsicht gewissenhafte Rücksicht beobachten.

Die deutsche Mission in Indien befindet sich durch rücksichtslose Maßnahmen der englischen Regierung in einer sehr schwierigen Lage. Freilich waren bis zum 11. Januar die Missionare der Leipziger Mission bis auf 2, die der Goßnerschen bis auf 4, noch auf ihren Stationen, allerdings unter strenger polizeilicher Aufsicht. Dagegen waren schon längere Zeit 2 Herrnhuter Missionare im Himmalaya kriegsgefangen. Seit Weihnachten sind die zahlreichen Glieder der seit 1827 an der Malabarküste tätigen Basler Mission ohne Unterschied des Alters und Geschlechts in Gefangenenlager gebracht worden, die Männer bis zum 45. Lebensjahre in Ahmednagar bei Bombey, die jüngeren in Pallavaram bei Madras, die Frauen und Kinder in Bellary. Nur die aus der Schweiz stammenden Missionare blieben auf ihren Posten. Die Angehörigen der Herrmannsburger und Schleswig-Holsteinischen Mission sind ebenfalls interniert. Diese scharfen Maßnahmen sind getroffen, obwohl im britischen Parlament und durch den Staatssekretär für Indien die Versicherung gegeben war, daß, von

militärisch notwendigen Einschränkungen abgesehen, die deutschen Missionare ruhig ihrer Arbeit nachgehen könnten. Die Haltung der Zivilbehörden war anfangs im Allgemeinen eine freundliche. Allmählich aber, besonders nach dem Eintreten der Türkei in den Krieg, trafen die Militärbehörden schärfere Maßregeln. In der Presse wurde gegen die deutschen Missionare als Spione und Aufrührer gehetzt. So hat die englische Regierung die von ihr oft anerkannte Arbeit der evangelischen Mission in Indien aufs schwerste geschädigt.

Die deutsche evangelische Mission in englischen Kolonien ist alt und umfangreich. In 11 britischen Besitzungen arbeiteten kurz vor Ausbruch des Krieges 15 verschiedene deutsche Missionen mit 499 Missionaren und 94 Missionsschwestern, in deren Pflege 419,070 Christen standen. In einzelnen entfallen auf

	Missionare	Missionsschwestern	Christen
Goldküste	37	7	28,603
Südafrika	179	24	185,620
Britisch-Ostafrika	10	—	524
Aegypten und Sudan	4	6	2
Indien	208	45	166,526
Hongkong	7	11	1,258
Britisch-Borneo	2	—	1,122
Queensland	6	1	149
Westindien	19	—	32,461
Demerara	1	—	1,456
Labrador	13	—	1,272

Seit Kriegsausbruch werden Stimmen laut, die eine Fortführung dieser Arbeit beanstanden. Solche Forderungen werden sich angesichts der empörenden Behandlung der deutschen Missionare in Indien und Afrika mehren. Sie sind durchaus begreiflich. Wer will sagen, ob nicht durch weitere Mißhandlungen deutscher Missionare und die steigende Aufreizung der Volksstimmung gegen Deutschland ein weiteres Verbleiben in britischen Kolonien unmöglich wird? Der Ausgang des Krieges kann ferner der deutschen Mission so große neue Aufgaben bringen, daß eine wesentliche Beschränkung jener alten Arbeiten notwendig wird. Zur Zeit kann jedoch niemand die Gestaltung der Verhältnisse übersehen. Missionsfelder, denen die opferbereite Liebe deutscher Christen z. T. seit fast zwei Jahrhunderten gehört, dürfen jedenfalls nicht ohne Weiteres aufgegeben werden. Die dort geleistete Arbeit gilt nicht irgend einer Weltmacht, sondern dem Reiche Gottes. Auch daran sei erinnert, daß ein Hauptgrund der Feindschaft gegen die deutsche Mission darin liegt, daß jede Missionsstation ein Vorposten deutschen Geistes ist. Jedenfalls ist eine augenblickliche Lösung der Frage ausgeschlossen, möglichste Erhaltung des Bestehenden während des Krieges aber heilige Pflicht.

Die Tatsache, daß 295 Basler Missionsangehörige durch England in eine Zwangslage versetzt wurden, zeigt die ungeheuren Schädigungen des Krieges für eine Mission. Es kamen 4 Personen in Kriegs-, 276 in Zivilgefangenschaft (152 in Indien, 77 in Kamerun, 43 auf der Goldküste). Von diesen wurden 11 nach Dahomey, 34 nach England gebracht, wo außerdem noch 4 auf der Reise festgehaltene Missionare interniert wurden. In England wurden die ordinierten Missionare mit Frauen und Kindern frei gegeben. Aus Hongkong wurden 3 verheiratete Missionare ausgewiesen; in Amerika sind 2 Missionare mit ihren Frauen und 5 Kindern an der Heimkehr verhindert.

Ueber die Behandlung der deutschen Missionen in Indien verbreitet die englische Regierung durch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz ein Schriftstück, über das sich Missionsinspektor Lic. Frohmeyer in der Julinummer des „Heidenboten" u. a. wie folgt äußert: „Die englischen Missionare Anderson und Carter sind von der englischen Regierung empfangen worden, und haben Gelegenheit gehabt, die Sorgen und Beschwerden der deutschen Missionen der Regierung vorzutragen. Sie wurden freundlich angehört, es wurde ihnen auch äußerstes Entgegenkommen zugesichert, und unsere Gefangenen in Ahmednagar gaben sich der Hoffnung hin, daß vielleicht einige von ihnen auf ihre Stationen zurückkehren dürften und die andern in Bellary mit ihren Frauen vereinigt würden. Es ist aber weder das eine noch das andere geschehen. Unterdessen hat sich die englische Regierung schriftlich über ihre Behandlung der deutschen Missionare ausgesprochen, und da sie den Eindruck hat, sie habe sich in dieser Hinsicht musterhaft gehalten, so wird diese Antwort, allerdings etwas stark verkürzt, sogar von Genf aus durch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz verbreitet. Es wird darin betont, daß der größere Teil der deutschen Missionare nicht interniert sei und von der Regierung unterstützt weiterarbeite, daß man am Anfang des Krieges ängstlich besorgt gewesen sei, die deutschen Missionare, sofern sie sich auf Missionsarbeit beschränken und von feindseligen Handlungen und Aeußerungen absehen, mit großer Rücksicht zu behandeln. Da man sich aber seitens der Deutschen nicht allgemein Beschränkungen aufgelegt habe, so seien Vorsichtsmaßregeln nötig geworden, und die Regierung bedaure das. Wo aber Internierung notwendig geworden sei, sei es mit aller möglichen Rücksicht für Gesundheit und Wohlergehen der betreffenden Personen geschehen. Die Regierung habe es der Diskretion der lokalen Behörden überlassen, die Missionare auf Parole auf ihren Stationen zu belassen, solange sie sich gut aufführen." Ueber die Wahrhaftigkeit dieser amtlichen englischen Angaben fällt Missionsinspektor Lic. Frohmeyer ein geradezu vernichtendes Urteil. Er sagt kurz und bündig: „Mit den Tatsachen stimmt das alles nicht. Es ist richtig, daß viele deutsche Missionare — allerdings nicht ungehindert — ihrer Arbeit

nachgehen dürfen, aber die Internierten sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eben die Basler. Es kann auch nicht der Schatten von Beweis beigebracht werden, daß sie sich in der oben angegebenen Weise verfehlt hätten; und daß ihre Internierung und Behandlung mit möglichster Rücksicht vorgenommen worden sei, kann gewiß nicht gesagt werden. Daß alle unsere deutschen Missionare, zwei Mann ausgenommen, die wegen Schularbeit nicht abkömmlich waren, d. h. alle unter 45 Jahren staatsgefährliche Leute gewesen sein sollen, zwar ausgerechnet nur die unter 45 Jahren, ist an und für sich im höchsten Grade unwahrscheinlich. Der Beweis fürs Gegenteil könnte leicht erbracht werden. Es ist aber nicht einer unter ihnen irgendwie in Untersuchung genommen worden. Eine Rechtfertigung war also unmöglich. Inwieweit sich infolge der Zusicherungen der Regierung die Lage der Missionare in Ahmednagar verbessert hat, muß erst abgewartet werden."

Die Lage der deutschen Missionare in Indien scheint sich mit der Dauer des Krieges zu verschlechtern. Verhältnismäßig am besten haben es immer noch die Leipziger und die Goßnerschen Missionare, die fast alle auf ihren Stationen haben bleiben dürfen. In einem Briefe aus Ranschi vom 27. April heißt es u. a.: „Die Dinge gehen hier ihren üblichen Gang. Auf der Station sind jetzt 18 Missionsgeschwister und 6 Kinder. Wir hoffen, daß nicht noch andere Missionare während der Kriegszeit nach Ranschi gewiesen werden, wo es an Platz und Arbeit fehlen würde." Deutsche Briefe werden nicht befördert. Bei der Fortführung der Basler Missionare sind, wie nachträglich bekannt wird, manche Härten vorgefallen. Ueber die Behandlung der Gefangenen in Ahmednagar wird vielfach geklagt. Die Missionare wurden von Unteroffizieren mit Vorliebe zum Aufschlagen von Zelten bestimmt. Die Baracken gewähren gegen die furchtbare indische Hitze nur schlechten Schutz. Das Essen ist mangelhaft und unzureichend. Als Missionsfreunde für zwei Missionare, die in der Zeitung „Bombay Guardian" schmählich verleumdet waren und daher eine besonders brutale Behandlung erfuhren, eintraten, mußten sie die Erfahrung machen, daß die Regierung grundsätzlich derartige Verleumdungen nicht untersucht, aber Maßregeln trifft, als ob die Sache erwiesen wäre. Von den eingebornen Christen erwartet man, daß sie als loyale Untertanen für den Sieg der englischen Waffen beten und für Kriegszwecke beisteuern gegen das Land, dem sie sich als Glieder der von Deutschland aus gegründeten Kirche verbunden fühlen. Einige erkrankte Basler Missionsgeschwister sowie zwei Schwestern der Breklumer Mission durften nach Deutschland zurückkehren.

Englische und chinesische Stimmen zum Weltkrieg stehen in Südchina in seltsamem Widerspruch. Der Rheinische Missionar Rieke schreibt, daß der Ton in der in Hongkong erscheinenden „South China Morning Post" nicht mehr so gemein sei wie im An-

fang. Immerhin wird Deutschland jetzt noch „ein Hund, der an Tollwut leidet, eine verrückte Nation" genannt, „die ein Verbrechen gegen die Zivilisation von der allerschlimmsten Sorte, erschwert durch entartete Bestialität und Barbarismus der häßlichsten Art begangen hat. Ein außer Rand und Band geratenes Volk kann nicht wie ein tapferer und edelmütiger Feind behandelt werden, sondern wie ein Tollhäusler, der eingesperrt, oder wie ein toller Hund, der erschossen werden muß." Außer der in Schanghai erscheinenden deutschen Wochenschrift, dem Ostasiatischen Lloyd, lesen die Missionare nur noch chinesische Zeitungen, welche die neuesten Nachrichten bringen. Sie verfallen nur in den entgegengesetzten Fehler, daß sie zu Gunsten Deutschlands lügen. Diese Vorliebe für Deutschland erklärte die „Morning Post" kürzlich dadurch, den Chinesen in Hongkong sei die Gesundheitsbehörde ein Dorn im Auge. Die Deutschen seien ebenso dreckig wie sie, daher die Sympathie der verwandten Seelen! Wenn infolge der Streichungen der englischen Zensur die chinesischen Zeitungen Lücken aufweisen, herrscht bei den Chinesen jedesmal großer Jubel. „Seht," sagen sie, „hier hat es gestanden, daß die Engländer wieder einmal Hiebe bekommen haben! Aber der englische Zensor hat es gestrichen, und man hatte keine Zeit mehr, eine andere Nachricht zu drucken."

Zur schmerzlichen Enttäuschung der deutschen Missionskreise ist noch **kein öffentlicher Protest englischer Missionsfreunde gegen die englische Gewaltpolitik** erfolgt. Sie billigen vielmehr fast durchweg diesen Krieg. Es fehlt sogar nicht an Stimmen, welche die Niederwerfung Deutschlands und die Zerstörung seines Militarismus als einen Teil der Missionsaufgabe ansehen, die Gott dem englischen Volke gestellt habe, um sein Reich des Friedens auf Erden aufzurichten! Gegenwärtig ist freilich bei der allgemeinen Hochspannung völkischen Empfindens ein solcher Protest sehr schwierig. Hoffentlich werden sich aber doch gegen die bei der Wegführung der Deutschen aus Kamerun erfolgten Roheiten englische Stimmen in der Oeffentlichkeit erheben! In der Stille ist erfreulicher Weise manches geschehen. Ein namhafter englischer Missionsmann schreibt: „Ich kann in Wahrheit sagen, daß mir die Leiden der deutschen Missionare so tief zu Herzen gehen, wie wenn es die meiner eigenen Landsleute wären, und kann wohl verstehen, wie tief die deutschen Missionskreise durch die letzten Vorgänge erregt sein müssen. Auf die Besten in unsern Missionskreisen haben die traurigen Vorgänge nur die Wirkung, daß sie die Arbeit der deutschen Missionare noch höher schätzen lernen als bisher und von Herzen bestrebt sind, die deutsche Mission schützen und erhalten zu helfen." Den Bemühungen dieser Kreise ist es mit zu danken, daß die aus Kamerun nach England gebrachten Missionsgeschwister schnell nach Deutschland weiterreisen durften. Auch in Süd-Afrika und Indien konnten englische Missionare manches zur Erleichterung der gefangenen deutschen Missionsleute tun.

Erfreulicherweise liegt doch wenigstens ein Einspruch englischer Missionare gegen die Gefangennahme deutscher Missionare in Indien vor. Derselbe findet sich im Leitartikel der Januarnummer des Harvestfield (Erntefeld), einer indischen Missionszeitschrift. Herr Asquith habe im Unterhause die Regel aufgestellt, daß nur solche Ausländer interniert werden sollten, die sich gefährlicher Handlungen schuldig machten, während verdächtige Personen beobachtet werden sollten. „Wir glauben, daß die Missionare eine derartige Probe ohne Makel bestehen würden." Ihre veränderte Stellung gegen die deutschen Missionare begründet die Behörde damit, daß sie in einzelnen Bezirken die Missionare hätte schützen und den Frieden aufrecht erhalten müssen. Diese Aufgabe hätte die Behörde aber in einer eigentümlichen Weise wahrgenommen. „Wir wissen nicht, jemals so gedemütigt worden zu sein, als wie wir vor einigen Wochen von einem Missionar eine Postkarte erhielten. Es war ihm nicht erlaubt, auf dieser Karte ein einziges Wort außer Name und Datum beizufügen. Diese Behandlung sieht ganz wie Gefängnisstrafe aus." „Bedenkt man den bekannten Charakter der gefangen genommenen Männer und Frauen, die Tatsache, daß sie hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich für das Wohl des Volkes arbeiten, und daß sie nicht Nachrichten an ihre Landsleute in Deutschland gelangen lassen oder dorthin zurückkehren dürfen, so glauben wir, daß es dem Ansehen und der Würde der britischen Mission schädlich ist, eine Maßregel zu ergreifen, die ganz den Anschein einer kleinlichen Verfolgung trägt. Wir glauben, daß man in Britannien solchen Leuten wenigstens erlauben würde, nach Deutschland zurückzukehren. Aber hier beraubt man sie der Freiheit, ohne dafür einen genügenden Grund anzugeben. Deshalb hoffen wir, daß die Behörden sofort zu dem beim Ausbruch des Krieges eingeschlagenen Verfahren zurückkehren und allen, die ihr gegebenes Wort ehrlich gehalten haben, gestatten werden, unter den ursprünglichen Bedingungen auf ihre Station zurückzukehren. Wenn dies nicht möglich ist, so verlangen wir, daß sie nicht wie Verbrecher behandelt werden, daß Ehemänner nicht von ihren Frauen und Kindern getrennt werden, und daß man sie nicht hindert, unter genügender Aufsicht mit Verwandten und Freunden zu korrespondieren."

Die von Eingebornen herausgegebene „Times of Nigeria" bringt folgende westafrikanische Wünsche für den Ausgang des Krieges. Unser feierliches Gebet zu unserm allmächtigen Vater ist, daß das Ende des Kriegs den vollständigen Untergang Deutschlands bringen möge, den Zusammenbruch seiner Macht, die Zerstörung des deutschen Reiches. Möge Deutschland erfahren, daß es seinem Ehrgeiz zum Opfer gefallen ist. Möge in den Friedensverhandlungen darauf hingewirkt werden, daß es ganz aus

Afrika verdrängt wird und keine Möglichkeit habe, jemals wieder Land in Afrika zu erwerben.

Einen erhebenden Beweis von Negertreue zu deutschen Missionaren erlebte Missionar Stahl von der Basler Mission auf der Goldküste. Er war Mitte November 1914 nach Abokobi gekommen, von wo er Missionar Bellon in Aburi besuchen durfte. Kaum war er dort angelangt, als ein Engländer mit schwarzen Soldaten erschien und Bellon samt allen seinen deutschen Stationsgenossen für Gefangene erklärte. Binnen zweier Tage mußten sie sich zum Abmarsch bereit machen. Die Eingebornen machten traurige Gesichter, durften aber nichts mit den Weißen reden, noch diese mit ihnen. Bei der Wegführung standen die Einwohner scheu und stumm am Wege. Aber die Missionare waren kaum ½ Stunde weit marschiert, als ein Radfahrer sie einholte und einen Eilbrief mit der Botschaft übergab, daß alle in Aburi bleiben dürften. Beim Wiedereinzug ins Dorf — welch veränderte Gesichter! Wie groß war die Freude der Leute! Wieder standen sie am Wegrand, erst einzeln, dann ganze Scharen, erst erstaunt, dann voll lauter Freudenbezeugungen. War das ein Grüßen und Gratulieren! Als die Missionare sich der Station näherten, stürmte die Jugend aus der Schule heraus. Unter Anführung der Lehrer sangen sie mit den Erwachsenen zusammen ein Loblied um das andere. Das Händeschütteln wollte kein Ende nehmen. Die Scharen folgten den Missionaren auf die Veranda, wo der Gesang und das Gratulieren sich fortsetzte. Die Freude aller war gepaart mit dem Dank gegen Gott, der Gebete erhört.

E. Lobenstine, der amerikanische Sekretär des evangelischen Missionsausschusses für China, schreibt: „Der Krieg kam über uns alle als ein schwerer Schlag. Er beherrscht seitdem unser ganzes Denken. Die Stimmung unter den chinesischen Missionaren, ohne Unterschied der Nationalität, ist durchweg die des tiefen Schmerzes gewesen; man hat bei den Missionaren wenig von Bitterkeit gegen die Länder gemerkt, mit denen ihr eigenes Land im Kriege steht. Die erste Frage war, wie der Krieg, besonders in geldlicher Hinsicht, auf die verschiedenen Missionen wirken würde. Man sagte sich, daß in China die deutschen evangelischen Missionen am unmittelbarsten zu leiden hätten. Sofort setzte man sich mit Amerika wegen einer Sammlung für notleidende Missionen jeder Nationalität in Verbindung. Aber wir Missionare waren unsern Kollegen auch einen direkten Beweis brüderlicher Treue schuldig. So wurden durch Gaben aus unsrer Mitte und andere Beiträge, die wir in Kuling und Pei Tai Ho erhielten, annähernd 3500 merik. Dollar (7000 Mk.) zusammengebracht. Diese wurden an verschiedene Missionen verteilt, darunter die Basler, die Berliner, die Rheinische und die Deutsche China-Allianz-Mission. Wir beten darum, daß trotz aller nationalen Schranken das

Bewußtsein, dem einen gemeinsamen Herrn zu dienen, noch völliger die beherrschende Macht in unserm Leben werde. Die christliche Kirche muß sich noch weit mehr der Einheit des gesamten Missionswerkes bewußt werden."

Ueber die Beschießung Tsingtaus berichtet der Leiter des dortigen Roten Kreuzes, Pfarrer D. Wilhelm vom Allg. Ev. Protest. Missionsverein: Am 1. November kamen die Granaten zu unsern Anstalten. Drei Krankenpfleger wurden im Seminar getötet, mehrere verwundet. Das Wohnhaus bekam einen Schuß ins Dach, durch den das obere Westzimmer zerstört wurde und später noch einen Streifschuß am Ostgebiet. Das war ein entsetzlicher Tag! Und doch dürfen wir uns der Güte Gottes rühmen. Im Hospital, das voll Verwundeten lag, kam eine Granate durchs Dach, fuhr im ganzen Raume herum und legte sich schließlich zwischen zwei Kranke auf den Boden, ohne jemand zu beschädigen. Das war für mich das Zeichen zum Auszug. In Tapatau hatte uns ein Kaufmann seine Räume angeboten, die wir dankbar benutzten. Wir waren gerade rechtzeitig weggekommen. Am nächsten Tage wurden die Krankenhäuser vollständig zerstört, so daß es ein großes Unglück gegeben hätte, wenn noch jemand dort gewesen wäre. Die Mädchenschule wurde auch sehr stark beschädigt, doch ist niemand verletzt worden. Am 7. November erfolgte die Uebergabe. Die Japaner führten sich sehr gut auf. In unserm Hause ist nicht geplündert worden, bei Schwester Margrith hauptsächlich durch Inder. Unser Gesamtschaden beträgt ca. 60,000 Mark. (Vgl. den Bericht von dem Missionssuperintendenten Voßkamp in der Anlage.)

Ein schwedischer Missionsmann über Deutschland und England. Der bekannte Missionsdirektor D. Waldenstroem hat in der vielgelesenen Stockholmer Zeitung „Svenska Morgenbladet" über seine Reiseeindrücke in Deutschland berichtet. Er sagt u. a.: „Wenn England geglaubt hat, mit seiner Blokadepolitik Deutschland gegenüber etwas ausrichten zu können, so hat es sich ganz gründlich getäuscht. Sein Gewinn besteht lediglich in der unauslöschlichen Schande, den unmenschlichen Versuch gemacht zu haben, die Zivilbevölkerung eines ganzen Landes dem Hungertode auszusetzen, während es selbst die fürchterliche Entrüstung bekundet über die „scheußliche Barbarei," die darin bestehen soll, daß das deutsche Heer z. B. eine katholische Kathedrale bombardiert, hinter der die Franzosen ihre Artillerie aufgestellt haben und deren Turm als militärischer Beobachtungsposten benutzt wird. Es gehört wirklich ein gutes Maß von Selbstbeherrschung dazu, das Wort nicht öffentlich auszusprechen, mit dem solche Heuchelei am besten gekennzeichnet würde. Der Kriegsjubel in Deutschland scheint sich etwas gelegt zu haben. Statt dessen begegnet man einer unerschütterlichen Ruhe und einer ergreifenden Entschlossenheit, Gut und Blut, kurz alles, für die Rettung und Erhaltung des

Vaterlandes zu opfern. Daß Deutschland siegen wird, darüber läßt man in diesem Lande keinen Zweifel aufkommen, und er kommt auch nicht auf.

Englands brutale Weltherrschaft.

Wenn England nicht müde wird, Deutschland mit frechen, aufgemachten Lügenberichten schlecht zu machen, so ist es Recht und Pflicht deutscher Blätter Englands Schande bloßzustellen durch Hinweis auf Tatsachen, die nicht geleugnet werden können und die jedem, der sehen will, Englands schandbare Politik zu zeigen vermögen. Es sind weltgeschichtliche und weltbekannte Tatsachen, die wir der Ref. Kirchenzeitung (Cleveland, Ohio) entnehmen. Sie berichtet wie folgt:

Indien schläft nicht.

Aus einem neutralen Lande Europas erhalten wir durch die Post den folgenden, in englischer Sprache gedruckten Aufruf:

Manifest der Indischen National-Partei.

Wir, die Mitglieder der Indischen Nationalpartei, bringen der gesamten Welt die Greueltaten zur Kenntnis, die Großbritannien seit mehr denn 100 Jahren in Indien verübt hat. Infolge des britischen Despotismus ist das indische Volk völlig verarmt. Seit der Besitzergreifung Indiens durch die Briten sind Hunger und Seuchen zu dauernder Erscheinung in diesem Lande geworden. Ueber 19 Millionen Menschen starben in zehn Jahren britischer Herrschaft in Indien Hungers, während doch nur 5 Millionen in all den Kriegen der Welt während der letzten 107 Jahre umkamen! Die Aussaugung des indischen Nationalvermögens durch britische Räuberei und Erpressung ist schrecklich und findet nicht seinesgleichen in der Geschichte. Das indische Volk leidet unter der ungerechten und schweren Besteuerung, die von den raubgierigen Usurpatoren des Landes getrieben wird. Sie haben die alten Industrien Indiens zerstört und hemmen systematisch alle nationalen Unternehmungen. So steht Großbritannien verdammt für die unaussprechliche Armut und das Verkommen der Millionen Indiens.

Die britische Macht beruht auf Perfidie, Verräterei, Brutalität und Räuberei. Man erinnere sich an das Massacre der ägyptischen Fellahleute auf dem Felde von Tel-el-Kebir — an die kaltblütige Menschenschlächterei der Sudanesen bei Omdurman —, das Abschlachten der Thibetaner an der Straße nach Lhasa —, an das Hängen der Denshawai in Aegypten —, das Massacre der armen Peruvianer in Putumayo —, das Niederknallen der hindostanischen Arbeiter in Britisch-Guiana, deren durch die britische Unterdrückung verursachte Armut sie ins Exil getrieben hatte, für die britischen Ausbeuter in einem fremden Lande zu arbeiten —, an das Aufhängen indischer Frauen und die Zerschmetterung indischer Patrioten vor den Mündungen der Kanonen

während des Unabhängigkeitskrieges von 1857 —, an das Hängen und Einkerkern indischer Patrioten, — an die Cawnpore-Morde, — an die an indischen politischen Gefangenen verübten Grausamkeiten in den Gefängnissen und auf den Andaman-Inseln —, die Vergewaltigung indischer Frauen —, an die Ausübung vertraglicher Sklaverei in den Teeplantagen Indiens —, an die Schrecken der Buren-Konzentrationslager und an viele weitere Ruchlosigkeiten: — Und dann wird man lernen, ein richtiges Urteil über „Britische Gerechtigkeit“ und “fair play” zu fällen.

Die Briten haben Verträge und feierliche Gelübde gegenüber den Fürsten und dem Volke Indiens verletzt. Sie verhaften Patrioten ohne Anschuldigung und deportieren sie ohne Prozeß, sie vergewaltigen das Asylrecht und verweigern den politischen Gefangenen das Recht der Verteidigung durch einen Anwalt, sie stiften Zeugen zu Meineiden an und verteidigen die Folterung des unschuldigen Volkes durch ihre Polizei, unterdrücken öffentliche Versammlungen und unterbinden die Freiheit der Presse. Alle diese Schandtaten, die sie verwerfen, wenn sie von anderen Ländern verübt werden, sind von ihnen in Hindostan begangen. Und dabei sind sie die Leute, die die Rechte der Belgier zu unterstützen vorgeben und die in die Welt hineintrompeten, daß sie die Verteidiger und Stützen von „Freiheit und Zivilisation“ seien!

Wir, die Mitglieder der Indischen Nationalpartei, erklären, daß die Aktion Englands in Indien ungerecht und unmenschlich ist. Wir protestieren energisch gegen die Unmenschlichkeiten, die an indischen Patrioten verübt werden, die für nationale Freiheit kämpfen. Wir protestieren gegen die selbstsüchtige Handlung Englands, daß es indische Soldaten gewaltsam auf die europäischen Schlachtfelder oder sonstwohin bringt, um sie töten zu lassen.

Zur Zeit befindet sich Indien im Kriegszustand mit England und eine Guerillakriegsmethode ist von den Nationalisten unternommen worden, um es von dem verhaßten britischen Joche zu befreien. Wir erklären die Indier, die den Feind unterstützen, als Verräter der Sache unseres Vaterlandes.

Wir fragen die Welt im Namen der Gerechtigkeit, welches Recht hat England, die indischen Patrioten zu unterdrücken, während es behauptet, die Sache der „Freiheit“ in Europa zu verteidigen! Wir, die Indischen Nationalisten, erklären, daß wir ein Recht haben, für die Freiheit zu kämpfen, und wir wollen nicht aufhören, bis Indien frei ist.

Wir, die Indischen Nationalisten, appellieren an die gesamte Welt im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit und fragen, wessen Ansprüche sind begründeter, die der Indier oder der Briten in Indien?

Wir brandmarken die britische Herrschaft in Indien, die den indischen Interessen ungeheuer schädlich und gegen jedes menschliche Recht ist. Welche brutale Schritte auch immer Großbritannien gegenüber den Bestrebungen Hindostans unternehmen wird: — die indische Bewegung für die Unabhängigkeit wird nicht unterdrückt werden, bis Indien frei

ist vom Himalaya bis zum Kap Comorin . . . . Das Exekutivkomitee der Indischen Nationalpartei.

So lautet der Aufruf, der uns bestätigt, daß Indien nicht schläft in dieser furchtbar blutigen Zeit, die die Schicksalswende vieler Völker — vielleicht der Menschheit ist. Wir wünschen den Waffen der indischen Freiheitskämpfer Glück und endlichen Sieg.

Aus einer „neutralen“ Predigt.

Ein überaus bezeichnendes Licht auf die frömmlerisch-heuchlerische Gesinnung gewisser Amerikaner werfen nachstehende Sätze aus einer „Predigt,“ die der Reverend Samuel Watson letzthin in der Pariser Amerikanischen Kirche hielt. Der „New York Herald“ gibt sie wieder: „Elf Monate bereits seien verflossen, seitdem in der großen Völkerfamilie zwei Brüder, der eine schwach, schlau und dem anderen unterwürfig (Oesterreich-Ungarn), der andere frech und wild (Deutschland), eine kleine Schwester in der Familie (Belgien) feige und grausam zu martern begonnen hätten, und zwar nur deshalb, weil die kleine Schwester sich weigerte, ihre Ehre preiszugeben. Nun gab es in der Familie noch einen anderen Bruder, jünger als die beiden genannten, aber stärker als sie und vor allem von anständiger Gesinnung (die Vereinigten Staaten). Als nun die kleine Schwester von den beiden wilden Brüdern angefallen wurde, was hat da der junge und starke Bruder getan? Hat er sie verteidigt? Hat er protestiert? Elf Monate sind dahingegangen, seitdem die beiden habsüchtigen Brüder allen übrigen Familienmitgliedern ihren Willen aufzwingen wollten, und dadurch den Frieden und die Freiheit vernichteten. — Was hat Amerika für eine Haltung in diesem Kriege eingenommen, was hat es getan? Die Antwort lautet: es blieb neutral. Ist es dein Wunsch, o Gott, daß eine große Nation tatenlos zusieht, wie eine kleine Schwesternation ermordet wird? Läßt sich die Neutralität des mächtigsten Volkes der Erde mit dem amerikanischen Ideal einer Nation vereinbaren, die dem göttlichen Gesetze entspricht? Auf die Marterung Belgiens hin geschah unsererseits nichts, es folgte das „Lusitania“-Verbrechen, und gestern das neue Attentat (gemeint ist der Anschlag eines Geistesgestörten auf Morgan, den amerikanischen Geschäftsführer Englands, den die Ententepresse schamlos als ein Verbrechen der Deutschen hinstellt). Wie wollen wir unsere Neutralität in Einklang bringen mit dem Worte Gottes: Wer nicht für mich ist, ist wider mich! Wir wollen seitens unserer Regierung hören, daß Belgien nicht mehr weiter gemartert, die Zivilisation nicht mehr weiter geschändet werden dürfte. Statt dessen verhandeln wir friedlich mit den Mächten, die diese Akte begangen haben. Entspricht unser Tun unserem Gottesglauben?“ — Letzten Endes läuft es auf eins hinaus: Batterien im Schutze einer Kirche in Stellung bringen und unter dem Deckmantel des Gotteswortes Kriegshetze treiben. — Würdige Brüder! Ref.

Ist es nicht als ob die Sonne der Wahrheit so verfinstert wäre durch den dicken Lügenrauch, der von England aufstieg, daß in der Tat auch die englischen und amerikanischen Prediger des Evangeliums die Wahrheit nicht mehr erkennen können? Der „Wermutstern“ (Offb. 8, 11) hat die Wasser verbittert und hat durch die Lügenmacht die Völker hinter einander gehetzt. Wer so geflissentlich von der „Marterung Belgiens“ und dem „Lusitania-Verbrechen“ spricht, der will die Wahrheit nicht sehen, sondern hält sich eben an die englischen Lügen; der will von den Verbrechen der Amerikaner gegen Deutschland nichts wissen, sondern eben nur Deutschland verdammen.

Man lese auch das Folgende:

Die systematische Erwürgung der Wahrheit sowohl in England wie in der englandfreundlichen Presse Nord-Amerikas wird durch die Erlebnisse des Obersten Emerson illustriert. Wir folgen dem Bericht, den die „Köln. Ztg.“ (Nr. 435) aus Washington erhielt. Eine amerikanische Zeitung, die „New York World,“ schickte den Obersten Emerson als Berichterstatter auf den deutschen Kriegsschauplatz. Oberst Emerson hatte wirklichen Militärdienst zu Hause gesehen und sich nach seinem Rücktritt vom aktiven Dienst als geschulter Beobachter in Mexiko, in Kuba und der Mandschurei einen Namen gemacht. Er war nun im Osten sowohl wie im Westen und wurde von den Deutschen mit der Auszeichnung aufgenommen, die sein Charakter wie sein Ruf ihm sicherten. Nach fünf Monaten indes kehrte er nach Amerika zurück, weil ihm sein Werk verleidet worden war. In einem Vortrage im National Preß Club in Washington gab er einen Einblick in die Schwierigkeiten, die einen Kriegsberichterstatter erwarten. Zwar Deutschland nahm seine Depeschen an und beförderte auch seine Berichte, obwohl sie manchmal von deutschen Rückschlägen Kunde gaben. Aber von seinen 78 Berichten, die im ersten Monat nach England kamen, gelangten nur vier, sage und schreibe vier! nach Amerika, und eine dieser Depeschen war in England so zurechtgeschneidert worden, daß sie gerade das Gegenteil von dem besagte, was sie ursprünglich enthielt. Als er merkte, daß auf dem Wege über London nichts zu befördern war, entschloß er sich, von der Schweiz aus das französische Kabel zu benutzen, das weniger hart mit den Berichten umsprang. Als er aber in New York anfragte, ob er diesen Weg wählen sollte, da erhielt er die Antwort: No use Cabeling — es ist nutzlos, zu kabeln! Er ging darauf nach Berlin und erwirkte vom Auswärtigen Amte die Vergünstigung, daß seine Depeschen an die „World“ auf dem drahtlosen Wege befördert wurden. Die „World“ aber funkte ihm zurück: Stop wireless — unterlassen Sie das Funken! Da ihm sonach von seinem eigenen Blatte zweimal der Weg verlegt worden war und auch seine brieflichen Berichte fast ausschließlich in den Papierkorb wanderten, so gab Oberst Emerson die Berichterstattung auf. — Dieser Oberst Emerson ist derselbe, dem der stellvertretende Generalstabschef Moltke die treffende Antwort gab, daß der Krieg so lange dauern würde, als die Amerikaner

Munition lieferten. Jetzt wird aus Bern gemeldet, daß der Bundesrat beschlossen habe, „den in Kreuzlingen verhafteten amerikanischen Journalisten Oberstleutnant (?) Emerson aus der Schweiz auszuweisen.“ Gründe dafür sind nicht angegeben. Ref.

Jene treffliche Antwort Moltkes lautet wie folgt:

Der Amerikaner Oberst Emerson hat den Chef des stellvertretenden Generalstabes, Generaloberst von Moltke gefragt: „Wie lange glauben Sie, daß der Krieg dauern mag?“ Die Antwort lautete treffend: „Das hängt davon ab, wie lange ihr Amerikaner fortfahren werdet, Waffen, Munition und Kriegsbedarf unseren Feinden zu liefern. Wäre das bis jetzt nicht geschehen, so würden unsere Armeen den Krieg auf der Ostfront bereits beendet haben. Wie die Dinge nun stehen, dient die beständige weitere Lieferung von Munition nur dazu, um das Gemetzel zu verlängern. Deutschland befindet sich in der Stellung eines Kriegers, welcher, wennschon unterstützt von zwei guten Freunden, doch sich mit seinem Schwerte gegen einen Ring von Feinden zu verteidigen hat, welche alle nach seinem Herzen zielen. Jedesmal, wenn es unserem Kämpfer gelingt, einen seiner Feinde, der ihn gerade am härtesten bedrängt, zu entwaffnen, indem er ihm das Schwert aus der Hand schlägt, kommt ein sogenannter neutraler Zuschauer eiligst von hinten und drückt eine neue Waffe in die Hand des geschlagenen Feindes.“ — Und das nennt Wilson neutral!

Aus dem Briefe eines bekannten englischen Evangelisten,

F. B. Meyer, der von deutscher Seite immer noch für einer von den wenigen gehalten wurde, die sich in den gegenwärtigen verwirrten Zeiten ein eigenes, selbständiges und christliches Urteil bewahrt haben, wird uns folgender Auszug zur Verfügung gestellt: „Es scheint, als ob die ganze deutsche Nation plötzlich von einem bösen Geist besessen sei, und daß wir nicht nur gegen Fleisch und Blut, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, zu kämpfen haben. Die Kinder Gottes, die gläubig beten können, sollten deshalb auf Ephes. 6, 13—18 achten: Wenn das Aergernis des Krieges auf uns kommen muß, wollen wir wenigstens darum bitten, daß der Fürst dieser Welt abgeschlagen und gebunden werde, damit er kein Oel in die Flammen gieße. Gott wartet auf gläubiges Beten als verordnetes Mittel, durch das seine Kraft dieses Uebel hemmen und niederhalten kann. Die Zeit der Heiden wird jetzt erfüllt, mit großem Krachen geht dies vor sich; die Elemente zerschmelzen vor Hitze, und der Tag naht, an dem alles, was Gott durch seine Propheten geredet hat, in Erfüllung geht (Luk. 21, 34 ff.). Wir müssen deshalb mit anhaltendem Flehen darum bitten, daß die Macht der Finsternis zurückgehalten und das Reich Gottes gebaut werde, daß der Spätregen eintrete und das auserwählte Volk in seine Stadt gesammelt werde.“ — Uns scheint, als sei die ganze englische Nation plötzlich „von einem bösen Geiste besessen,“

daß selbst die berufenen Vertreter des Christentums ihr vornehmstes Amt darin sehen, Gottes Wort zu verdrehen, um es als Oel in die Flammen zu gießen." Wo allerdings so wenig Gerechtigkeitssinn und solch ein eitler Dünkel in den Köpfen wohnt, kann das praktische Christentum keinen Platz mehr haben. („Reichsbote.")

Wenn englische und amerikanische Christen sich auch nicht zu der Einsicht aufzuschwingen vermögen, daß dieser Krieg die direkte Folge der schmachvollen Einkreisungspolitik des Königs Eduard VII., und in der ganzen raubgierigen Beutepolitik Englands begründet ist, so sollte man doch von englischen und amerikanischen Christen erwarten können, — als Mindestmaß der Gerechtigkeit, daß sie mit schärfstem Nachdruck die unsinnige Verfolgungswut der englischen Regierung gegen unschuldige Zivilisten und ins besondere gegen die Missionare in den Kolonialländern verurteilten. Aber daß sie auch in dem Stück fast ganz unter der Lügenmacht stehen, die von England ausgehend die Welt beherrscht, das zeigt, wie sehr ihr Blick getrübt ist, so daß sie kein gerechtes Urteil zu fällen vermögen.

Noch mehr:

Ein Komitee hat sich in New York gebildet, das nennt sich "National Armenian Atrocities Committee." Das versendet Flugblätter, um die angeblichen armenischen Greueltaten weltweit bekannt zu machen.

Hat irgend einer unserer Leser in Erinnerung, daß diese Menschenfreunde irgendwo gegen die russischen Greuel in Ostpreußen protestiert und Sammlungen für jene Unglücklichen veranstaltet haben? Oder daß sie gegen Englands schändlichen Mordplan protestiert hätten, ein ganzes Volk von 60—70 Millionen aushungern zu wollen? Oder gegen die freche Lügenkampagne, die England durch seine Lügenpresse in Szene gesetzt hat? Oder gegen die Konzentrationslager in England, wo unschuldige Frauen und Kinder eingesperrt gehalten werden? Oder gegen die Verwendung von Schwarzen und anderen Wilden in dem Krieg gegen Deutschland? Es ist eine sehr verdächtige „Menschlichkeit," die nur dann sich regt, wenn sie Deutschland und seinen Verbündeten etwas anhängen kann, aber gegen Englands „Atrocities" ganz und gar gefühllos bleibt.

Das englische Christentum und die Kirchlichkeit.

In einem kurzen Aufsatze im „Hochweg„ berührt der bayrische Pfarrer E. Naegelsbach aus Hersbruck einen Gedanken, dessen weitere Ausführung man mit Freuden begrüßen würde. Die prägnante Ausführung des Verfassers wirft ein Licht nicht nur auf die englische Kirchlichkeit, sondern indem der erfahrene Seelsorger seine eigene Heimatskirche einer gewiß berechtigten Kritik unterwirft, gibt er zugleich allen Dienern des Worts Fingerzeige, einer Gefahr zu entrinnen, die auch in dem gelobten Lande der Freikirchen nicht unbekannt ist, und die beson=

ders auch unter den deutschen Kirchen einen Schaden angerichtet hat, für dessen Heilung man die rechte Salbung erkämpfen und erbeten muß, um Wege und Bahnen zu öffnen, mit denen sich der Lebendige uns nahen kann. Er schreibt also:

„Alles ist empört über Englands Falschheit und Hoffahrt und Größenwahn, und doch ist England die Hochburg der ausgebildetsten Kirchlichkeit; die kirchliche Sitte ist dort eisenfest und alle Stände durchdringend. Der Kirchenbesuch in England ist ausgezeichnet; die liturgischen Formen reich und unerschütterlich; die Predigten lang, gelehrt und dogmatisch einwandfrei. Die Hausandachten sind allgemein, mit Gebet auf den Knien und Hand vor den Augen. Das äußere Bild der englischen Kirchlichkeit ist für unsere Kirchenvergötterer ein Labsal. Alles, was wir von unseren Brautleuten verlangen, was wir unsern Konfirmanden als Hauptsache einschärfen, wonach in unseren Kirchenvisitationen gefragt werden muß, was der Stolz unserer Listen und Tabellen ist, nämlich die äußere Kirchlichkeit, steht in England in voller Blüte.

Auch zur Zeit Jesu war's so in Israel. Aeußerlich war das Kirchenwesen in Blüte. Wenn es schon Tabellen gegeben hätte, wäre ihr Bild ein glänzendes gewesen: die Zahl der Kirchenbesucher hoch, die Summe der Opfergaben reichlich, die Einhaltung der Gebetsformen und Gebetszeiten löblich. Jesus verachtet das alles nicht, aber gründet er irgendwelche Hoffnung darauf? Bestärkt er das Volk in seiner äußeren Kirchlichkeit? Lobt er die geistlichen Oberen wegen ihres kirchlichen Eifers? Kritisiert er nicht vielmehr scharf und oft die äußere Kirchlichkeit? Weist er nicht fortwährend darüber hinaus und verlangt, daß die Gerechtigkeit seiner Jünger besser sei als die der Pharisäer und Schriftgelehrten? Ich verachte die Kirchlichkeit nicht; ich weiß, daß menschliche Einrichtungen ohne eine gewisse Form nicht bestehen können. Ich weiß, daß Jesus sich auch gewissen kirchlichen Formen gefügt hat und sich ihrer bediente. Wenn aber die Form überschätzt wird oder wenn Gefahr besteht, daß die kirchliche Form deshalb so verehrt und gepflegt wird, weil sie den äußeren Machteinfluß, das Ansehen vor der Welt, das staatsförmige Regieren begünstigt und erleichtert, was alles der Kirche Christi nicht zusteht? Soll man gegen äußere Kirchlichkeit nichts sagen, wenn man sieht, daß ernste, fromme Menschen, die der Kirche viel nützen könnten, nur deshalb zurückgesetzt und kaltgestellt werden, weil sie an der äußeren Kirchlichkeit Kritik geübt haben? Ich bin kein Liberaler oder Moderner. Ich bin ein alter Biblizist*) und halte die Bibel für einen wunderbaren gottgewollten Organismus. Ich sehe das bayrische Kirchenwesen seit 40 Jahren als aktiver Pfarrer mit an. Ich weiß, daß das kirchliche Leben in den Gemeinden vor 20—25 Jahren äußerst korrekt, aber äußerst schläfrig und eintönig war. Lichtpunkte tauchten erst auf in den Land-

*) Er ist J. T. Becks Schüler.

gemeinden, als der Neupietismus mit den Gemeinschaften kam; in den Stadtgemeinden, als die Modernen die dogmatische Predigtweise durchbrachen und zu dem Verständnis und zur Empfänglichkeit der Leute herabstiegen. Bisher betrachtete man die Gemeinden als fertiges Kunstwerk, das nur der Ziselierung bedürfe; die Edlen unter den Modernen (es gibt auch Unedle unter ihnen) sahen in den Gemeinden noch außerordentlich viel Rohstoff und wagten sich an die Anfangsarbeit heran und befriedigten dadurch ein sehnliches Bedürfnis. Sie gaben Milch und leichte Speise da, wo das Schwerverdauliche noch nicht vertragen wurde — aber die hergebrachte Kirchlichkeit verstand das nicht; sie wollte weder neuen Most noch neue Schläuche und schrie immer: der alte ist milder.

Ich leugne nicht, daß der Modernismus auch seine Gefahren hat, daß er dem modernen Menschen zu weit entgegenkommt und den wechselnden Zeitmeinungen zu viel Beachtung schenkt, aber das Reden mit den Schwachen und Hungrigen, das liebevolle Anfachen des religiösen Funkens im Menschen, das Wecken des Interesses, das Anknüpfen an Bekanntes, kurzum die Beachtung pädagogischer und psychologischer Grundwahrheiten können wir von den Modernen lernen. Ich weiß auch, daß die Gemeinschaftsleute in Gefahr sind, den geistlichen Hochmut zu wecken und den Menschen neue Lasten aufzulegen, aber ich weiß auch, daß sie in Liebe und Fürbitte und Bibelkenntnis den Weg zu den Herzen viel leichter finden, als wir in steifer Kirchlichkeit und einseitiger Forderung dogmatischer Einförmigkeit. Die gegenwärtige Zeit schafft so viel Neues. Vielleicht hat Gott mit der Kirche Neues vor. Die Vergötterer der äußeren Kirchlichkeit hindern dies Werk. Sie stützen, verstärken, verschönern die Fassung der Quelle, aber lassen es zu, daß das lebendige Wasser stagniere. Irgendeine Fassung braucht die Quelle, aber ob die gegenwärtige gerade die richtige und ewige ist? Und jedenfalls ist die Fassung nicht die Hauptsache, sondern das lebendige Wasser ist die Hauptsache, und daß es frisch bleibe und die Herzen erquicke, muß unsere Hauptsorge sein."

Zum religiös-sittlichen Niedergang der Engländer.

Im „Britisch Weekly," dem Hauptorgan der Nonkonformisten, also einem weitverbreiteten und angesehenen „christlichen" Blatte, bat ein Kriegsmann um Lösung verschiedener Fragen, die sein Gewissen in bezug auf seinen Kriegsberuf beschwerten, besonders „bin ich in Not und stoße mich daran, wenn ich denke, es könnten zwei Christen einander von Angesicht zu Angesicht auf dem Schlachtfeld zu tödlichem Kampf begegnen." Darauf antwortete ein Geistlicher und Doktor der Theologie, David Smith. Nachdem er erst die verschiedenen Argumente dafür, daß ein Christ sich am Krieg beteiligen könne angeführt, fährt er wörtlich fort: „Der Fall, den Sie annehmen, daß sich zwei Christen in tödlichem Kampfe begegnen könnten, wird in diesem Kriege

nicht praktisch. Denken Sie an die Greuel in Belgien, an die gifthauchgeschwängerten Schlachtfelder Frankreichs, an die Nordseefischer, an die Lusitania! Das ist kein Krieg, das ist kein Mord, kein Raubzug, das ist offenbares Teufelswerk, und kein Christ wird seine Hand dazu reichen können. Wenn ein Christ in der ganzen Horde des Kaisers wäre, würde er seine Waffen wegwerfen. Es sind der Teufel und seine Engel, eingekleidet in Fleisch, mit denen wir uns schlagen, und Gewissensqual darüber ist ärger als Dummheit, das ist Unglaube gegen Gott und seinen Christ. Josuas Werk ist heute unser Werk, und so furchtbar es auch scheinen mag, so zeigt doch das mosaische Gesetz das einzig zufriedenstellende Ziel hierbei. Es war Gottes Mittel gegen die Gottlosigkeit der Amoriter, und es ist heute sein Mittel gegen eine noch schlimmere Gottlosigkeit."

Wenn so Christen und Doktoren der Theologie schreiben können, wundert man sich nicht, wenn weltliche Blätter alles Maß von Vornehmheit und Zivilisation verlieren. So schreibt die verbreitetste Wochenschrift Englands, John Bull, (Nr. 475 vom 10. Juli) in einem Aufruf zur Rekrutengewinnung: „Der Deutsche ist das schmutzigste Wesen Europas, und die Absicht des jetzigen Krieges besteht darin, ihn vom Antlitz der Erde verschwinden zu lassen. Alles andere ist Nebensache. Dies ist der Trost, den wir zur Seite, dies das Vermächtnis, welches wir übernommen haben. Es gibt ein französisches Sprichwort: „Je mehr etwas sich verändert, um so mehr bleibt es dasselbe." Dieses paßt am besten auf den Deutschen. Wie er zuerst war, so ist er noch jetzt und so wird er in alle Ewigkeit sein, nämlich: gemein, viehisch, blutdürstig, grausam, roh und berechnend, wollüstig, unflätig, hochtrabend, dickhäutig, krächzend, begierig, gefräßig, anmaßend und kriechend. Das ist die Bestie, mit der wir kämpfen müssen; diese Bestie müssen wir vernichten." Daran schließt sich eine Beschreibung der Lebensweise des Deutschen zu Hause: „Er kennt kein Familienleben, die gesundheitlichen Einrichtungen seines Heims ähneln denen eines Schweinestalles." In oft nicht wiederzugebender Weise wird über deutsche Kinder, deutsche Frauen, die Studenten, Offiziere, über die Ehre, deutsche Sitten, Erziehung, Kirche und über die Staatseinrichtungen geurteilt, um zu dem Ziele des Aufsatzes zu kommen mit den Worten: „Wollt Ihr helfen?" Und alsdann weiter: „So sieht die Bestie aus, die wir vernichten müssen! Kommt und helft uns! Es ist wert, sie zu bekämpfen. Die Frage ist: Soll die angelsächsische Rasse oder die teutonische auf den Flügeln der menschlichen Entwicklung die Führung übernehmen? Sollen die Grundsätze der Freiheit und Aufklärung oder die von Blut und Eisen die Welt regieren? Gottes Wege sind nicht unsere Wege! Er sucht auf geheimnisvolle Weise seine Wunder auszuführen, und er führt sie auch heute aus. Wollt Ihr ihm nicht dabei helfen? Tut Ihr es nicht, so verläßt er Euch. Er gibt Euch niemals wieder solche Gelegenheit. Eure Bestimmung ist, Europa von jenem unreinen Wesen zu befreien,

der Bestie, die Ihr zermalmen sollt. Unser Volk nähert sich langsam, aber sicher dem letzten Meilenstein seiner Bestimmung. Sind wir an dem vorüber und marschieren wir dem göttlichen Ziele entgegen, so dürfen wir nicht durch die Hunnen aufgehalten werden. Gottes Tore werden uns sonst verschlossen bleiben; denn das Himmelreich ist für die, welche den Teufel abgeschüttelt haben. Der Deutsche ist ein ungesunder, haßerfüllter Auswuchs der Menschheit. Der Krieg hat wie ein X-Strahl zur Offenbarung seines Charakters gedient. Da ist keine Verhandlung möglich, es muß scharf zugeschnitten werden — und das britische Bajonett ist das Operationswerkzeug, nachdem die Bestie durch unser erstickendes Gas ohnmächtig gemacht worden ist. Kommt, tapfere Briten, zu der Schlachtbank!"

Die tiefste Stufe der Roheit aber erweist der Korrespondent der „Daily Chronicle" im flandrischen Hauptquartier, der folgende Beschreibung vom „Humor im Kriege" gibt:

„Wir stehen hier allen Brutalitäten des Krieges ohne sentimentale Phrasen gegenüber, deshalb ist unser Humor auch zuweilen ein wenig grobkörnig, aber gesund und aufrichtig. Wir können uns zum Beispiel recht herzlich über neue und geschickte Methoden, den Feind zu töten, auslachen. Wie lachten wir erst kürzlich über die Geschichte jener Deutschen, die von einer Anzahl geschickt geworfener Granaten mitten in ihren dicken Bauch getroffen und in Atome gerissen wurden! Und in der vorigen Nacht gab es in der Offiziersmesse unbändige Heiterkeit über die Erzählung eines unserer Leute, der bei der Abwehr des Angriffes seine letzte Patrone verschossen hatte. „Reich mir mal deinen Spaten her," sagte er zu seinem Nebenmann, und als sechs Deutsche um die Ecke kamen, spaltete er den Schädel eines jeden einzigen mit einem tödlichen Schlag. „Famoser Kerl," bemerkte ein Militärgeistlicher mit herzlichem Lachen. „Dieser Mann müßte das Viktoriakreuz erhalten."

Es war auch ein seltener Spaß, als ein Soldat der Armee Kitcheners kürzlich seinen ersten Deutschen mit dem Bajonett erlegte. Er war so stolz auf seine Tat, daß er mit einem Fuß auf der Leiche des toten Gegners stand, in der Pose eines Helden in unseren Vorstadtdramen. „Ich lachte, bis Tränen über meine Wangen liefen," bemerkte ein junger Leutnant, der der Szene beiwohnte.

Einige unserer Soldaten vom Lande tragen auch merkwürdigen Aberglauben zur Schau. So traf ein Sergeant kürzlich mehrere Soldaten, die sich außerordentliche Mühe gaben, einen toten Deutschen mit dem Gesicht nach unten zu begraben. „Was macht ihr da?" fragte er verwundert. „Die Sache ist die," lautete die Erklärung, „wenn der Mann anfängt zu schaben, schabt er sich bis zur Hölle durch. Es ist ein alter Aberglauben in unserer Heimat."

Vor zwei Tagen wurde ich beim Tee mit einem Manne zusammengebracht, der beim Regiment allgemein der „Obermörder" genannt wurde. Er ist ein großer Scharfschütze vor dem Herrn und einer der

letzten sechs Mann, die von 48, die aus Südafrika kamen, übriggeblieben sind. Alle diese Leute sind hervorragende Schützen und haben eine große Zahl von Deutschen heruntergeschossen. Der „Obermörder“ wurde von seinem Obersten geholt, damit ich seine Bekanntschaft machen könne, aber er zeigte sich sehr schüchtern und bescheiden (!). Er grinste, als ich ihn fragte, welches seine größte Strecke gewesen wäre. „Ist schoß zwölf Stück an einem Nachmittag ab,“ erwiderte er bescheiden. „Aber es gehört zur Tagesarbeit. Wenn ich einen oder zwei am Tage töten kann, bin ich zufrieden.“

Die Tötung der Deutschen ist für diese Leute, so schließt Mr. Philipp Gibbs vom „Daily Chronicle“ seinen Bericht, nicht mehr als die Tötung von Ungeziefer; je mehr, desto besser! Und Leute, die in die Gräben des Feindes Granaten geschleudert und gelacht haben, als die Glieder in die Luft flogen, werden sich ebenso herzlich über die Sprünge einer Katze oder über die Versuche eines französischen Bauernmädchen, Englisch zu radebrechen, unterhalten.“

So schreibt man heute im „freien“ und „christlichen“ England. Man würde nicht so zu schreiben wagen, wenn man nicht des Beifalls der Leser sicher wäre. Man sieht aber, es ist nur ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied vom Doktor der Theologie an bis zu dem scheußlichen „Humor im Krieg.“ So erschreckend diese Erscheinungen nach der christlichen Seite hin sind, so tröstlich sind sie für die Sache des deutschen Volkes. Denn auf wen sich die Verleumdung und das Unrecht der Menschen häuft, dem ist Gottes Hilfe sehr nahe.

(A. Ev. L. K. Z.)

Eine seltene englische Stimme.

Aus England bringt eine Stimme zu uns, wie wir sie von den dortigen Frommen selten vernehmen, von einem baptistischen Geistlichen, Dr. Dixon, dem Nachfolger C. H. Spurgeons. Auch hier aber ist es — man denke an dieselbe Erscheinung in Italien, Frankreich und Nord-Amerika — die Arbeiterwelt, in deren Mitte solche Stimmen sich vernehmen lassen und Gehör finden. Dr. Dixon schreibt in einer englischen Arbeiterzeitung (vgl. Zeltgruß 6):

„Wir kämpfen gegen das wissenschaftliche, das unternehmungsreichste und das fortschrittlichste Volk in Europa. Das deutsche Volk behauptet eine führende Stellung auf dem Gebiete der Chemie, in den Fragen wissenschaftlicher Entdeckungen und Erfindungen, in ihrer Anwendung auf die Industrie und Lebensernährung und in ihrer Verbindung mit kaufmännischen Unternehmungen, auch in den Fragen der intellektuellen und physischen Ausbildung, sowie der sozialen Organisation. Wir kämpfen gegen ein Volk, das die größten Philosophen, die vornehmsten Theologen, die angesehensten Gelehrten und Komponisten, sowie einige der ersten Schriftsteller aufzuweisen hat, gegen ein Volk, das uns die Druckerpresse, den Kindergarten, die Volksversicherung,

den internationalen Sozialismus und die protestantische Reformation geschenkt hat.

In der Absicht, dieses Volk zu zerschmettern, haben wir uns verbündet mit dem entsetzlichsten und grimmigsten Despotismus der Gegenwart und suchen Europa mit seinen barbarischen Horden zu überschwemmen. Und damit nicht genug. Wir haben die ehrenvollen europäischen Ueberlieferungen verletzt und haben Mohammedaner, Götzendiener und Teufelsanbeter herbeigeholt, um für uns und in unserer Reihe zu kämpfen.

Unsere führenden religiösen Zeitungen erklären, daß der unternommene Krieg ein heiliger Krieg sei, ein Streit zwischen Licht und Finsternis, zwischen Christentum und Barbarentum, ein Kampf für die Freiheit. Die Wahrheit, das Licht, die Freiheit, das Christentum — sie haben in der Tat wunderbare Gefolgsleute gefunden!

Wir brüsten uns auch als die Beschützer der kleinen Völker und geben uns das Ansehen von ständigen Förderern ihrer Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Berechtigung. Aber wir unterlassen es, uns an Persien, Aegypten, Armenien, Tripolis, die Burenstaaten und die indischen Völkerschaften zu erinnern!

Wir haben uns verstrickt in diesem Kampf durch Bündnisse und Verträge ohne Zustimmung und ohne Wissen des Volkes und der Parlamente.

Ich fürchte, daß das Ende des ganzen Unternehmens ein russifiziertes Europa sein wird."

Das ist ein mutiges Zeugnis für die Wahrheit, Ehre dem Manne! — Und unser Präsident, der das alles ebenso gut weiß, wie jener englische Pastor, schämt sich nicht, der englischen Raub-, Mord- und Lügenbande Hilfe zu leisten in ihrem schändlichen Krieg gegen Deutschland und dabei mit heuchlerischen Phrasen von Neutralität sich den Rücken decken zu wollen.

Ein Blick in die inneren Beweggründe,

die Italien zum Verrat an dem Bundesgenossen und zum Krieg getrieben haben, scheint in folgenden Notizen enthalten zu sein, die wir der „Chr. d. chr. W." entnehmen.

Ein italienischer Modernist schreibt der „Tat" Heft 4: „Für I t a l i e n handelt es sich nicht um den Krieg an sich (so lieb dieser der Triple-Entente ist), auch nicht um die Irredenta, sondern um die große innerpolitische Frage, ob Italien für die nächsten drei Jahnzehnte konservativ-klerikal regiert werden soll. Man weiß, daß Benedikt die Versöhnung mit dem Quirinal auf sehr billiger Grundlage will und nach erfolgter Versöhnung den ganzen Klerus und katholischen Adel auf die Politik losläßt, was dann die Schöpfung einer riesigen katholisch-konservativen Partei zur Folge hat. Denn jeder, der Italien kennt, weiß, daß das Volk konservativ ist, zu 85 Prozent. Dem nun wollen die von

Frankreich aus bezahlten L o g e n durch Krieg und Sturz des Königtums mit verschärfter Opposition gegen den Vatikan entgegenarbeiten."

Ueber die i t a l i e n i s c h e n F r e i m a u r e r und ihren Einfluß auf die italienische Kriegspolitik bringt ein Aufsatz der „Südd. Monatshefte," Juni v. J., Einzelheiten. Darnach hat schon am 20. September 1914 die führende Mailänder Loge, in der Hoffnung, daß der Zusammenstoß zweier Kulturen zum Triumph einer neuen Aera führe, die frei von Thronen und Altären sei, auf 23. September zu einer Versammlung einberufen, in der der Großmeister Richtlinien vorschlagen werde. Die Versammlung ist abgehalten worden und hat beschlossen: „Intensive Arbeit eines jeden Freimaurers, um eine öffentliche Stimmung zugunsten der Triple-Entente zu schaffen, g e g e n die Neutralität Italiens, f ü r den Krieg; Zeitungen, Brüder, Anhänger, Freunde, alle sollten für dieses Ziel arbeiten. Wenig von Rußland sprechen, um keine Steine in den eigenen Taubenschlag zu werfen." Am 26. Januar haben die italienischen Freimaurer, „das heißt die Radikalen, wie sie sich als politische Partei nennen," in Mailand eine Versammlung gehalten, bei der hundert Vereine vertreten waren; sie haben einhellig nach Krieg gegen Deutschland-Oesterreich geschrieen. Die meisten Stadtverwaltungen und Regierungskreise sind in Italien, wie in Frankreich, von der Loge beherrscht, viele Offiziere, auch im großen Generalstab, gehören ihr an, desgleichen „bekanntlich" die Waldenser, deren Stellungnahme gegen Deutschland hieraus zu erklären sei. Hinter den italienischen stehen aber die englischen und französischen Freimaurer und ihr Geld. Von vielen Logenblättern gehe in Italien die Rede, daß sie direkt von den Engländern und Franzosen gekauft seien. Auch die Macht Englands und Frankreichs in den neutralen Ländern beruhe auf dem engverzweigten internationalen Freimaurernetz; vielleicht gebe es selbst in den deutschen Logen Mitglieder, denen nicht zu trauen sei.

Papsttum und Weltkrieg und Papsttum und Weltfrieden.

Aus Deutscher Evangelist und Wartburg.
Man vgl. Maiheft 1915 unsers Mag. Seite 214.

Das Papsttum und der Weltkrieg.

Ernste Gedanken zum Reformationsfest.

Das nahende Reformationsfest muß in den Herzen aller evangelischen Christen ernste Gedanken wachrufen. Noch immer wütet der furchtbare Krieg unter den alten christlichen Völkern Europas und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Das tief Traurige an diesem Kriege, vom evangelischen Standpunkt aus ist die Tatsache, daß die beiden größten und bedeutendsten protestantischen Völker, das deutsche und das englische, sich als die grimmigsten Feinde gegenüber stehen und nichts Geringeres anstreben als die gegenseitige völlige Vernichtung. Das ist

ein Schauspiel für die Götter aus der Unterwelt! Ueberhaupt ist die ganze Konstellation der beteiligten Völkerschaften in diesem Kriege eine im höchsten Grade bedauerliche. Hier das protestantische England, welches man das Missionsvolk der Erde genannt hat und welches die größte Bibelgesellschaft aller protestantischen Länder unterhält, im Bunde mit dem erzkatholischen Belgien, Frankreich, Italien, dem griechisch orthodoxen Rußland und dem heidnischen Japan.

Da Deutschland, das Volk der Reformation im Bunde mit dem streng katholischen Oesterreich und an der Seite des unaussprechlichen Türken.

Auf beiden Seiten kommt der religiöse Glaube, das kirchliche Bekenntnis in keiner Weise in Betracht; es gelten blos noch politische und nationale Gründe. Dazu der furchtbare Haß zwischen diesen beiden protestantischen Völkern, der sie völlig blind macht gegen alles und jedes Gute das noch in beiden vorhanden ist. Wann hat je die Welt dergleichen gesehen? Auch die kirchlichen und christlichen Kreise machen hiervon kaum eine Ausnahme. Auch sie sprechen einander alle Wahrhaftigkeit, alle Treue, allen Glauben und alle Liebe ab und niemand kümmert sich dabei um den, der gesagt hat: liebet eure Feinde. Wir gehen wohl nicht irre wenn wir sagen, daß das protestantische Bekenntnis noch selten so versagt hat als eben jetzt in dieser Zeit.

Allerdings kann man auch dasselbe von der römischen Kirche sagen, auch deren vielgerühmte Einheit versagt in diesem Kriege. Dennoch fürchten wir, daß der Protestantismus sich viel langsamer von seinen Wunden erholen wird als der Katholizismus, ja, daß dieser durch den Krieg erstarken und nach dem Kriege das Papsttum das Haupt mächtiger erheben wird als zuvor.

Die römische Hierarchie stellt bekanntlich den Krieg dar als eine Strafe Gottes über die Völker, weil dieselben sich gegen den angeblichen Stadthalter Christi, den Papst, aufgelehnt und ihm den Gehorsam verweigert haben; besonders aber weil sie ihm seine weltliche Macht genommen haben. Durch diesen Krieg hofft der Papst diese weltliche Macht in vergrößertem Maße wieder zu erlangen. Die Möglichkeit ist auch nicht ausgeschlossen.

Ein eigenartiger Prophet war in dieser Hinsicht der englische Kardinal Manning. Zuerst Geistlicher der englischen Hochkirche, trat er 1850 zum Katholizismus über, wurde später Erzbischof von Westminster und war einer der eifrigsten Vertreter päpstlicher Ansprüche. Auf dem vatikanischen Konzil 1869—1870 trat er mächtig für das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit ein und wurde bald darauf zum Kardinal befördert. In dem Verlust der weltlichen Macht des Papstes sah er das größte Unheil der Welt. Die Folgen davon würden die größten religiösen, sittlichen, sozialen und politischen Uebel der Welt sein. — Wer das Papsttum und seine Geschichte kennt wird allerdings ob solcher Schlüsse den Kopf schütteln. — Dennoch mußte Manning 1870 den Sturz der weltlichen Macht des Papstes miterleben. Da erhob er noch

einmal seine Prophetenstimme und verkündigte, daß zur Strafe dafür Europa von einem großen und schrecklichen Kriege heimgesucht werden würde, größer und schrecklicher als der des ersten Kaisertums, daß aber durch diesen Krieg der „Statthalter Christi“ wieder zu seinem Rechte kommen und den ihm gebührenden Platz auf Erden wieder einnehmen werde. So prophezeite Manning im Jahre 1874. Fast scheint es als ob er recht bekommen sollte. Wenn die Völker Europas sich alle in diesem mörderischen Krieg erschöpfen und wenn die einzige große protestantische Macht, die Vereinigten Staaten, die am Ende beim Friedensschluß noch ein entscheidendes Wort hätte mitreden können, dieses dadurch unmöglich macht, daß sie den schmählichen Waffenschacher und die Finanzierung der Alliierten in unserm Land stillschweigend duldet, so wird schließlich der Mann in Rom als der „logische“ Friedensvermittler auf der Bildfläche erscheinen und als solcher anerkannt werden. Die römischen Päpste haben stets ihre Zeiten und Gelegenheiten erkannt und dieselben wahrzunehmen verstanden und werden das auch jetzt noch verstehen. Wenn das bundbrüchige und treulose Italien unterliegt und geschlagen wird, so wird ganz gewiß der Papst seinen Anteil an der Beute fordern, d. h. er wird Anspruch erheben auf den ehemaligen Kirchenstaat und es müßte merkwürdig zugehen wenn er ihn nicht wieder bekäme. Dann aber wäre das Papsttum wieder auf einer Höhe wie einst in den Tagen des Mittelalters. Was das für die evangelischen Kirchen bedeuten würde, kann sich jeder leicht ausmalen. —

Diese trüben Gedanken liegen unter den gegenwärtigen Zuständen nahe, dennoch könnte es auch am Ende noch ganz anders kommen als man befürchtet. Gott sitzt auch hier im Regimente. Die Evangelische Kirche, mit all ihren Mängeln und Gebrechen, ist doch schließlich noch kein dumm gewordenes Salz, bereit, zertreten zu werden — vom römischen Papsttum. Millionen Kriegsgefangene, Belgier, Franzosen, Russen, kommen in Deutschland in Berührung mit dem Evangelium, sie lernen die Bibel, die durch deutsche kirchliche Arbeit reichlich unter ihnen verbreitet wird, kennen, erfahren evangelische Behandlung und Liebestätigkeit und es ist wohl anzunehmen, daß viele von ihnen einst als Lichtträger in ihre Heimat zurückkehren und so dem Evangelium neuer Boden gewonnen wird. Immerhin ist die Zeit ernst und ernste Gefahren drohen; die evangelische Christenheit sei auf ihrer Hut! In zwei Jahren gedenken die evangelischen Kirchen den 400jährigen Gedächtnistag der Reformation zu feiern, es sind hierfür bereits Vorbereitungen im Gange. Möge er nur nicht zusammenfallen mit einer neuen Thronbesteigung und dem Siegesfest des Papsttums!

D. D. Ev.

Das Papsttum und der Weltfrieden.

Gerade, weil die Absicht, die unsere Feinde mit der Legende angeblicher Friedenssehnsucht in Deutschland verfolgen, überall durchschaut ist, sollte jedermann sich hüten, ihnen immer wieder Stoff zu liefern. Die wiederholten Erörterungen über des Papstes Friedens-

kundgebungen dürfen von dieser Regel keine Ausnahme machen. Zweifellos aber geht es weit über das berechtigte Maß religiösen und moralischen Interesses hinaus, wenn jetzt die „Germania" (Nr. 415 vom 9. Sept.) in folgender Weise holländische Pressestimmen heranzieht, um die „hohe Bedeutung des Papstes als Friedensvermittler" ins rechte Licht zu stellen:

„Der holländische General Staal," schreibt sie, „hat vor einigen Tagen im Vaderland, dem Organ der antirevolutionären Partei, auf die hohe Bedeutung des Papstes als Friedensvermittler hingewiesen. Nach seiner Ansicht erfordert es jetzt, nachdem die zeitweilige Wiedererrichtung der holländischen Gesandschaft beim heiligen Stuhle ins Werk gesetzt worden ist, die Konsequenz, daß die holländische Regierung soviel als möglich darnach strebe, den Papst an die Spitze einer Kommission oder Konferenz zur Friedensvermittlung zu bringen. Der General verkennt nicht die Bedenken, die manche Holländer empfinden, indem sie sich beschwert fühlen, daß das Haupt der katholischen Kirche so in den Vordergrund gebracht werde, oder indem sie die Friedenskonferenz im Haag wünschen; aber nach seiner Auffassung ist der Papst die zumeist geeignete Person, um zwischen den kriegführenden Parteien zuerst durch vertrauliche Mitteilungen über ihre Friedensneigungen die Friedensverhandlungen einzuleiten. Der Papst, dem die Neigung zu einem Separatfrieden wie ein Beichtgeheimnis mitgeteilt werde, sei dazu die vertrauenswürdigste Person.

Der Hinweis auf das Beichtgeheimnis ist in diesem Falle allerdings schlecht angebracht, wenn darin auch ein Anerkenntnis der Bedeutung des Beichtgeheimnisses liegt. Aber es ist immerhin sehr bezeichnend, daß hier ein Nichtkatholik — General Staal ist Protestant — dem Amt und der Person des Papstes öffentlich ein solches Vertrauen ausspricht."

Es ist etwas anderes, wenn ein holländisches Blatt diesen Zukunftsträumen vom päpstlichen Weltschiedsrichteramt nachhängt, ohne sich viel um die Wirklichkeit zu kümmern; etwas anderes, wenn das Organ einer großen deutschen Partei in jetziger Zeit davon in so ausführlicher Form Notiz nimmt, ohne den deutschen Standpunkt, der doch ein anderer als der des neutralen Holland sein muß, irgendwie zu kennzeichnen. Das Mißverständnis, daß auch in Deutschland sich Bevölkerungsteile oder Parteikreise finden, die Friedensneigungen in der angedeuteten Richtung bekunden wollen, kann dem feindlichen Ausland neuen Anlaß geben, von deutschem Friedensbedürfnis zu faseln und damit den sinkenden Mut ihrer Völker zu beleben. Man sollte da wirklich vorsichtiger sein.

Aber auch nach anderer Richtung hin verdient das, was die „Germania" mittels holländischer Pressestimmen zu beweisen sucht, Beachtung. Man erfährt hier die weiteren Ziele, die sich anscheinend auch die „Germania" und hinter ihr stehende Kreise mit den päpstlichen Friedenskundgebungen und ihrer Erörterung gestellt haben. Die öf-

fentliche Meinung einschließlich der bewußt evangelischen Bevölkerungsteile soll willig und empfänglich gemacht werden für den Gedanken einer Friedenskonferenz, an deren Spitze der Papst steht. Zu dem Zweck zitiert die „Germania" das holländische Blatt „Nederlander," das u. a. folgendes schreibt:

„Wenn die Päpste und die ihnen unterstellte Geistlichkeit sich stets auf autoritative Kundgebungen beschränkt und von Machterklärungen abgesehen hätten, würde niemals eine Reformation Platz gefunden haben, die zu Religionskriegen führen mußte, und man fragt sich wohl, ob es so ein großer Nachteil für die christlichen Kirchen sein würde, wenn es einen Hirten gäbe, mit hinreichender Autorität ausgestattet, um alle Herden beieinander zu halten."

Der deutsch-protestantische Standpunkt läßt sich in jetziger Zeit, wo Burgfrieden unter den Konfessionen herrschen soll, nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit ausdrücken. Immerhin darf er als bekannt vorausgesetzt werden. Daß der Mangel an Rücksichtnahme auf ihn im evangelischen Deutschland wachsende Verstimmung hervorzurufen imstande ist, darüber kann anderseits nirgendwo ein Zweifel herrschen. Katholiken und Protestanten haben jetzt Wichtigeres zu tun, als sich über die Grenzen der päpstlichen Autorität zu unterhalten. Wie im Kriege, so hat auch im Friedensschluß das Vaterland über Parteien und Konfessionen zu stehen. Darin sind Katholiken und Protestanten jetzt einig. „Die „Germania" und wen es sonst angeht, sollte sich also hüten, in diese Einigkeit den Bazillus konfessioneller und dogmatischer Gegensätze hineinzutragen; Herausforderungen zu Diskussionen, wie sie in ihren Ausführungen über „Papsttum und Weltfriede" liegen, sollten unterbleiben — oder, wenn dies Ersuchen kein Gehör findet, müßten sie von den Stellen, denen die Wahrung des inneren Friedens während der Kriegszeit obliegt, hintenangehalten werden.

Wartb.

Wiederauferstehung des Kirchenstaates?

Durch das Eingreifen Italiens in den Weltkrieg ist auch die Frage der Wiederherstellung des Kirchenstaats, welche seit Beginn dieses Jahrhunderts selbst von unsern bis dahin ungestüm danach verlangenden Klerikalen nur noch sehr vorsichtig angerührt wurde (siehe die alljährlichen Beschlüsse auf den deutschen Katholikentagen), wieder auf die Tagesordnung gestellt. Die österreichischen und reichsdeutschen katholischen Blätter suchen diese Frage wieder in den Vordergrund zu schieben. Aber selbst entschieden freiheitliche Politiker, wie der bekannte freikonservative Führer Oktavia Freiherr von Zedlitz in der „Post" und andere freiheitliche Stimmen empfehlen jetzt die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes.

Zur Beleuchtung dieser Frage wäre eine Kenntnisnahme der „Geschichte Italiens" von Hermann Reuchlin ratsam, eines Buchs, an

welches der bedeutende Verfasser seine beste Kraft gesetzt hat, das mit vorsichtig abwägendem Urteil geschrieben, nicht als einseitige Parteischrift bei Seite geschoben werden kann.

Bei aller Rücksichtnahme auf den Burgfrieden können geschichtliche Tatsachen, wie sie hier, urkundlich belegt, vorgetragen werden, heute, wo die Dinge wieder in Fluß gerieten, nicht totgeschwiegen werden. Gewiß gönnen wir dem treulosen Verbündeten, der im Widerspruch zu seinen eigenen richtig verstandenen Interessen uns in der Stunde schwerer Bedrängnis in den Rücken fällt, jede Züchtigung. Aber deshalb darf doch die unselige Mißgeburt eines Staates nicht wieder aufleben.

Auf der Höhe des Mittelalters haben treue Söhne der katholischen Kirche bereits das Unheil der päpstlichen Doppelwürde gegeißelt, des Hirtenstabes und des Schwertes.

Dante, der größte Sänger des kirchlichen Mittelalters, ruft aus:

„Welch Unheil hat gezeugt, o Konstantin,
Dein Uebertritt nicht, nein, die Schenkungsgabe,
Die du dem ersten reichen Papst verliehn! —
Roms Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Schmutz, besudelnd sich und ihre Bürde!"

Walter von der Vogelweide aber stimmt ein mit seinen Strophen:

„Es hat König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: O Weh!
Und aber Weh! zum dritten Weh!"

Deutsche Protestanten sind in unsern Tagen wahrlich nicht berufen, dies Weh erneuern zu helfen, über dessen Umfang bis in die Gegenwart hinein uns Hermann Reuchlin so erschütternd Bericht gibt, daß es uns anmutet, als ob wir ein Inferno beträten, wenn wir uns in den Kirchenstaat versetzen.

Die tiefste Wunde Italiens ist seine Jahrtausende bereits zurückreichende falsche Bodenverteilung. Das unheimliche Schwären des Anarchismus und der Attentate aller Art, die Heimatlosigkeit von Hunderttausenden, welche alle Jahre in alle Welt hinaus schwärmen, während im Lande selbst unermeßliche wüste Gebiete liegen, die wahren „unerlösten" Länder Italiens. Man hat das moderne Italien einen Kompromiß zwischen dem savoyischen Herrscherhaus und den sog. „Signori" genannt, d. h. den Großgrundbesitzern, welche ihre Geld- und Machtmittel dem Einheitsstaate zur Verfügung stellten, damit dieser ihre Vorrechte nicht antaste. Tatsache ist, daß sich das geeinte Italien bisher noch nicht zu der so dringend nötigen Agrarreform aufraffte, lieber in kolonialen Abenteuern seine Kraft verzettelte und sich zuletzt in den Weltkrieg stürzte, um von der fressenden Eiterbeule seines Innern abzulenken.

Nirgends grauenvoller gestaltete sich die ungesunde Bodenverteilung als im ehemaligen Kirchenstaat, wie wir es bei Reuchlin finden: Zustände, die noch heute andauern. Wie Graf Tournon in seinen Statistischen Studien über Rom es schildert: Der ager Romanus, zu dessen Eroberung die Römer wegen seiner vielen volkreichen Städte mehrere Jahrhunderte brauchten, ist in unsern Tagen das Eigentum von 113 zum Teil fürstlichen Familien und 64 Korporationen (Klöstern, Kirchen, Spitälern), also der Toten Hand. Sechs Zehntel des römischen Gebiets sind im Besitz der Toten Hand, drei in dem von Fürsten, meist alten Papstnepoten, ein Zehnteil gehört Privatleuten. Die beiden ersten Klassen, meist Leute ohne große Laster und ohne große Tugend, wollen einen sichern, ruhigen Genuß ihrer mäßigen Landrente, ohne daß sie Arbeit und Kapital darauf verwenden. Daher verpachten sie die weiten Steppen meist fruchtbaren Bodens, an Großpächter als Viehweide. Der Ackerbau, glauben sie, würde den Boden erschöpfen, jedenfalls müßten sie die Mühewaltung der Aufsicht selbst übernehmen, da niemandem zu trauen ist. So bieten die weiten Ebenen um Rom eine Ahnung von der Größe der Wüste, von welcher die Afrikareisenden uns entzückt erzählen; so wurden Sensationsreisende und Maler Lobredner der Priesterregierung. Die waldlosen Berge, deren Quellen versiegen, deren Dammerde von Wolkenbrüchen fortgeschwemmt wird, verklären sich ja in blauen und violetten Tinten. Und Rom erscheint durch den Kontrast noch großartiger, ein geistliches Palmyra.

Diese Wüste, in welcher sich das Rom der Päpste erhebt, ist nur ein Bild für den heißen, alles versengenden und abtötenden Sirokko, welcher das Land heimsuchte, solange es unter dem weltlichen Herrscherstab der Päpste stand: „Der Bürger eines jeden anderen Staates hat die größte Mühe, sich einen einigermaßen richtigen Begriff von einem durch Priester regierten Staate zu machen. Der Kirchenstaat besaß keine Dynastie, welche mit dem Volke, mit seinem Wohl und seinem Wehe verwachsen gewesen wäre. Der Staat, wie der Untertan ist hier nur Mittel für die Zwecke der Kirche, oder vielmehr für die Herrschaft, für die Weltherrschaft eines ehelosen Priesterstandes, welcher seine Interessen um so hartnäckiger mit denen der Religion der Kirche verwechselt, je stärker die Angriffe auf seine Herrschaft werden. Aber der ganze Schaden, der ganze Fluch muß bloßgelegt werden, welcher auf der weltlichen Priesterregierung und auf der unentbehrlichen fremden Waffenhilfe ruht, welcher auf dem Papsttum und auf der Kirche, wie auf der Kirche inner-, ja auch außerhalb des Kirchenstaates ruht."

Im einzelnen die Zustände des Kirchenstaates zu beschreiben, kann hier nicht unsere Aufgabe sein, zumal wir auf Reuchlins schöne italienische Geschichte verweisen können. Das *eine* wird daraus klar, daß es nicht berechtigt ist, die Wiederherstellung dieser Zustände zu fördern oder ohne Widerrede zu dulden. *Dazu* sind die Blutströme dieses Weltkriegs nicht geflossen, daß sich aufs neue eine solche Eiterbeule am Körper Europas festsetzen soll. Dr. Ottmar Hegemann.

Traurige Stellungnahme.

Wir haben im Nov. Heft v. J. 434 f. auf den Unterschied zwischen der probritischen Stellung der „Reformierten Kirche in Amerika" und dem gut kerndeutschen Zweig der Reformierten Kirche dieses Landes aufmerksam gemacht. Wir bringen nachstehend wieder einen Abschnitt aus der „Kirchenzeitung," der uns zeigt, welche Verblendung die probritische Gesinnung bei der holländ. reform. Kirche erzeugt. Die deutsche ref. K. Ztg. schreibt da:

Was England tut, ist immer gut. Selbst wenn es die deutschen Missionare in die sogenannten „Lager" einschließt, ohne daß diese etwas Unrechtes getan haben, und damit die christliche Missionsarbeit unterdrückt wie ein Heidenvolk, gibt es Leute, Christen, die solches zu entschuldigen wissen. Unlängst kam aus Indien die Nachricht, die dortige britische Regierung habe angeordnet, daß alle, den England feindlichen Völkern angehörenden Ausländer entweder ausgewiesen oder festgenommen werden sollten. Diese Entscheidung galt natürlich hauptsächlich den deutschen Missionaren, die so lange mit großer Treue und Selbstverleugnung, und wahrlich nicht zum Schaden Englands, Missionsarbeit verrichtet hatten. Dazu bemerkt unser treffliches holländisches Wechselblatt, „The Christian Intelligencer,": „Während ein solches Vorgehen hart erscheint, ist es **ohne Zweifel** ein Gebot der Notwendigkeit, durch den schweren Kampf veranlaßt, der jetzt geführt wird und in dem die Haltung **aller** Einwohner jener Bezirke von großer Bedeutung ist."

Also das reformierte Wechselblatt spricht seine Ueberzeugung aus, daß die Briten durchaus berechtigt waren, den Krieg gegen das deutsche Reich auch auf die deutschen Missionare in Indien auszudehnen, muß demnach Grund haben anzunehmen, daß diese Missionare sich Handlungen haben zu schulden kommen lassen, welche eine solche schmachvolle Behandlung christlicher Sendboten rechtfertigen. Solche ungesetzlichen oder unbedachten Schritte deutscher Glaubensboten sind bisher aber noch nicht erwiesen worden, welche die britische Presse gewiß nicht mit dem Deckmantel der brüderlichen Liebe verdeckt hätte, denn einen solchen Artikel besitzt sie zur Zeit nicht. Seltsam ist es gewiß, gelinde ausgedrückt, daß auch so viele amerikanische kirchliche Zeitungen in englischer Sprache sich von ihrer Vorliebe für den frommen und biederen John Bull nicht befreien können, selbst wenn er wie ein rechter Heide das christliche Missionswerk in seinen eigenen Gebieten hemmt und schädigt.

Noch eine Weckstimme!

Der (Ref.) Kirch. Ztg. v. Cleveland, O., vom 28. Sept. 1915 entnehmen wir folgenden Weckruf:

Amerikaner, jeder, besonders aber teutonischer Abstammung, wachet auf!

Verbannt „die Gemütlichkeit," sowie jeden Konfessions- oder Parteihader, bis ein ehrbarer und dauernder Friede da ist! Denn die Gefahr ist groß! Darum, seid alle einig!

Handelt einiglich mit Kopf, Herz, Mund und Händen.

Habt ihr schon vergessen, wie britische Beamte vor einem Jahre erklärt haben: "Germany will be stripped and crushed!" Ist's nicht wahr, daß Deutschland bis auf eine einzige Kolonie „gestrippt" ist? Eure Untätigkeit ist schuld!

Und wenn es den britischen Intriganten in Amerika durch die von London aus kontrollierte Presse dieses Landes gelingt, die hohen Beamten unserer Regierung über die wirkliche Volksstimmung noch weiter irre zu leiten, dann seid ihr auch daran schuld! Und wenn durch eure Untätigkeit dieser Massenmord noch länger fortdauert und noch mehr biedere, tapfere Väter und Söhne durch amerikanische Waffen hingeschlachtet werden, dann wird das eine Folge eurer Duldsamkeit sein und wir gleichviel, ob wir zur „Church Peace Union" gehören oder nicht, sind mitschuldig! Und wenn der zweite Teil des Programms der Räuberbande (nicht des englischen Volkes), "to crush Germany," zur Ausführung gelangen sollte, dann ist die Ungerechtigkeit eurer Versäumung eben so groß wie die Taten jener Verräter! Jene Bande hat in den 44 Jahren, darin Deutschland mit seinem „Militarismus" keinen einzigen Krieg geführt, mit ihrem See-Militarismus neunzehn Kriege geführt! Gegen Indien, Aegypten, schwarze Kannibalen, u. s. w., u. s. w.

Und weil wir dagegen protestieren, daß viele unserer britisch-amerikanischen Mitbürger Waffen ausliefern, so sind wir laut Urteils der anglo-amerikanischen Presse unneutral! Weil wir nicht stillschweigend zugeben und mithelfen, während unser Land für jene nicht zivilisierten Rassen Waffen liefert, damit die Väter und Söhne des besten Volkes gemetzelt und das bestregierte Land der ganzen Welt in Stücke zerrissen werde (?), so sind wir jenen Wilden gleichgestellt!

Welche Ursache hat Deutschland oder auch Deutsch-Amerikaner, jener schleichenden, schleimigen, frech-höhnischen britisch-amerikanischen Presse jemals gegeben, das alte Vaterland und damit uns, so schändlich zu behandeln? Es hat einen großen, tiefen Grund, daß die Stimmung und Meinung aller Welt gegen Deutschland und alles was Deutsch ist, heißt oder tönt, vergiftet werden sollte!

Deutschland ist die noch einzige Großmacht der Welt, welche sich nicht von London aus beeinflussen läßt. Und weil sie auf ihr Recht bestanden hat, neben England zu existieren, darum soll sie klein ge-

macht werden! Darum heißt es: "The Kaiser must bite the dust!" "He's gone mad!" "Your Government is rotten!" "You are barbarians!"

Darum heißt es: "The real instigator of the crime of Serajewo is not to be sought in Belgrade, but in Berlin!" "For this the Kaiser must some day account!"—*London Review,* April 1915. Deutsche, wachet endlich auf! Sammelt euch! Empört euch über solche Intrigen, die hier wie dort immer toller werden! Wir sind immer zu ruhig, zu bescheiden, zu duldsam gewesen! Wir müssen uns zur Abwehr und Verteidigung entschließen! Sonst werden die Angriffe immer schlimmer!

Wir müssen überall organisieren! Wir müssen am öffentlichen Leben dieses Landes engeren Anteil nehmen!

Was haben wir in diesem großen, reichen Lande getan, als daß unsere Vorfahren zur Erkämpfung seiner Unabhängigkeit und zur Erhaltung der Union geblutet, und spätere Geschlechter zur Mehrung seines Reichtums beigetragen haben?

Sollen künftige Geschlechter, oder sogar unsere eigenen Kinder sich schämen, daß sie deutscher Abstammung sind?

Es heißt jetzt: Organisieren! Handeln! Arbeiten! Liebe für dieses Land meint jetzt Tätigkeit! Ueberlegte Tätigkeit! Nicht Zögern! Später werden eure Taten bei allen Freunden Amerikas Anerkennung finden. „Ohne Fleiß, kein Preis!"

G. M. Hirsch.

Waisenheimat in Hoyleton, Ill.

Am 15. Juni 1915 wurde die Waisenheimat in Hoyleton, Ill., durch Feuer zerstört und die ganze Waisenfamilie mit Hausvater König heimatlos gemacht. Gottes Gnade waltete über dem Leben der Einwohner, daß wenigstens kein Menschenleben dabei verloren ging. Die Eltern und Kinder mußten Unterschlupf suchen so gut es eben ging teils in Zelten, die der Gouverneur des Staates Illinois sandte, teils in der Stadthalle, die dafür von der Stadt zur Verfügung gestellt wurde und in Privatfamilien, die sich bereit erklärten, Kinder bei sich zu beherbergen.

Das alles ist freilich nur ein armseliger Notbehelf und kein Ersatz für das fehlende Heim. Der Ev. Waisenfreund von Hoyleton teilt nun mit, daß in einer Direktorial- und Baubehörde-Sitzung Kontrakte beraten und vergeben wurden für einen Neubau, der auf dem Grund der Heimat errichtet werden soll. Die Gesamtsumme des Baukontrakts beläuft sich auf über $51,000. Mit sonstigen Nebenkosten wird der Bau etwa $53,000 kosten. An Versicherungsgeldern hat die Heimat etwa $10,000 zu bekommen und so ist die Anstalt in betreff der übrigen Hauptsumme auf die Liebestätigkeit der Pastoren, Gemeinden, Sonntagschulen und Vereine angewiesen. Drei Finanzkomiteen aus den

drei Distrikten, Süd-Illinois-, Indiana- und Iowa-Distrikt sind ernannt worden, um die Liebesgaben für diesen Zweck zu kollektieren. Pastor M. Schrödel in Hoyleton, Ill., ist Schatzmeister der Anstalt und wird dankend jede Liebesgabe in Empfang nehmen, die für diesen Zweck gestiftet wird. Möge der Herr Herzen und Hände willig machen zur Beisteuer, damit der Bau im März 1916 schuldenfrei bezogen werden kann. — Die Grundsteinlegung für den Neubau ist Sonntagnachmittag, den 10. Oktober 1915 vorgenommen worden.

Der Herr, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, und der reich ist über alle, die ihn anrufen, wolle auch hier aushelfen aus seiner reichen Gottesfülle, wie er es ja in so viel tausend Fällen schon allerwärts getan hat.

Kirchliche Rundschau.

Ostwalds Aergernis.

A. P. V. Das Anstoß erregende Verhalten des Monistenführers Professor Dr. Ostwald Leipzig in Schweden hat ein Nachspiel gefunden.

Zunächst gab Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Rendtorff im Leipziger „Kirchenblatt" genauen Bericht über die Stockholmer Vorgänge. Hiernach hat Ostwald dort in „halbamtlichem, diplomatischem Auftrag" ein ausführliches Gemälde der politischen Pläne Deutschlands entrollt; seine Quellen nannte er nicht. Auf die Frage, wie er über die seit dem Krieg offenbar wachsende Bedeutung der Kirche in Deutschland denke, hat er nach einem wörtlichen Bericht in „Dagnes Nyheter" vom 28. Oktober erklärt: „Das ist eine Folgeerscheinung, der nicht auszuweichen ist; ein Zustand wie der gegenwärtige Kriegszustand erweckt die atavistischen Instinkte in weitem Umkreis zu neuem Leben. Doch will ich erklären, daß Gott Vater bei uns für des Kaisers persönlichen Gebrauch reserviert ist. Einmal trat er im Generalstab auf, aber wohlgemerkt, er ist da nicht wieder aufgetreten." Auf die erstaunte Frage, ob das absichtlich geschehen sei, antwortete er: „Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich sollte es beinahe glauben. Uebrigens müssen wir uns gerüstet halten gegen die kulturelle Reaktion, diie unzweifelhaft einer solchen Kraftanstrengung folgen wird, und müssen die Schulter gegen den Wagen stemmen, daß er nicht rückwärts und bergab geht." Als hier die verwunderte Frage folgte, was er denn mit seinem Besuch in Schweden wolle, gab er die stolze Antwort: „Kulturarbeit!"

Zu diesen Aeußerungen Ostwalds bemerkte Prof. Dr. Rendtorff: „Wir Deutschen können sie nur als Zeugnisse einer schamlosen Frivolität bezeichnen und müßten es tief beklagen, wenn die Roheit und Niedertracht, die aus ihnen spricht, ihren Urheber, der übrigens Russe ist und erst bei seinem Antritt des Leipziger Lehramts, 1887, deutscher Reichsangehöriger wurde, ungestraft hingehen sollten — ganz abgesehen von dem unerträglichen Gedanken, daß ein Mann, der diese, die edelsten Regungen in der Seele unsers Kaisers und unsers Volkes roh verhöhnenden Sätze von sich gegeben hat, unwidersprochen sich mit einem Auftrag des Auswärtigen Amts sollte decken können."

Aber nun hat auch die ganze Leipziger Universität Ostwald von sich abgeschüttelt. Rektor und Senat der Universität Leipzig gaben im Dezember folgende Erklärung bekannt:

„Der emeritierte, aber noch dem Lehrkörper der Universität Leipzig angehörige Professor Dr. Wilhelm Ostwald hat vor einigen Wochen im Gespräch mit schwedischen Berichterstattern Deutschlands angebliche politische Zukunftspläne entwickelt, insbesondere die Bildung eines mitteleuropäischen Bundes in Aussicht gestellt, der die nordischen Völker unter Deutschlands oberster Leitung zusammenschließen solle; er hat sich ferner in einer weite Kreise verletzenden Art über die gegenwärtige Erstarkung des religiösen Lebens in Deutschland ausgesprochen. Diese Aeußerungen sind, ohne daß Herr Professor Ostwald sie widerrufen hat, in die Zeitungen der verschiedensten Länder gedrungen. Wir beklagen es tief, daß ein Professor einer deutschen Universität sich solche unverantwortlichen Aussprüche hat zuschulden kommen lassen, und mißbilligen das Verhalten des Herrn Professor Ostwald, durch das er unserm Lande großen Schaden zugefügt hat, auf das schärfste."

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" drucken diese Erklärung mit lebhafter Zustimmung ab. Nur das „Leipziger Tageblatt" glaubte dem Senat der Universität eine Vorlesung über Freiheit der Lehrmeinungen halten zu sollen. Es fühlt instinktiv heraus, daß mit der Erklärung der hohle Monismus Ostwalds auch wissenschaftlich gerichtet ist. — Das Wort hat jetzt das Auswärtige Amt in Berlin, das an einer öffentlichen Stellungnahme kaum vorübergehen kann.

Christlicher Patriotismus.

Generalsuperintendent Theodor Kaftan in Kiel schreibt in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg." (28): So wie vor dem Krieg konnte es nicht weitergehen. Gott läßt sich nicht spotten von den Menschen, und wenn sie noch so hoch sich blähen in ihrer Gottvergessenheit. Gott muß seine Sprache reden, und er hat sie geredet und er redet sie. Der entsetzliche Krieg, der über uns gekommen ist, ist sein Gericht, sein Gericht auch über uns, über das deutsche Volk. Will das deutsche Volk siegen — nichts ist so nötig, so blutig nötig wie dies, daß es Buße tut. Das dem Volk zu sagen, oben und unten es auszusprechen, das ist mitten unter allem Selbstruhm und aller Selbstüberhebung, daran es unter uns nicht fehlt, christlicher Patriotismus. Wir Deutsche haben nicht eine Sonderstellung in der Welt, daß wir ohne weiteres als Deutsche auf den da droben rechnen dürfen als unsern Verbündeten. Der da droben ist der Gott der Völker, und alle haben gesündigt vor ihm. Er, der schließlich alles leitet, und zwar nach seinem Rat, den er nicht verborgen, sondern uns kundgetan hat in seinem Wort, wird denen helfen, die sich strafen lassen von seinem Zorn. Unsere Zuversicht auf seine Hilfe ist bedingt durch unsere Willigkeit, was wir gewinnen an Stärke, Macht und Einfluß, einzustellen in den Dienst dessen, daß sein Reich komme und sein Wille geschehe. Das ist eine Rede, die vielen ärgerlich ist, die vielen nach Beschränktheit und Pietismus riecht, die zu führen wir Christen aber verpflichtet sind, nicht zuletzt verpflichtet gerade im Hinblick auf das Vaterland.

Aber ich muß noch eine Stufe tiefer steigen. Begegnen wir heutzutage nicht einem Patriotismus, der sich nicht, wie ich bisher davon gesprochen,

damit begnügt, das Christentum und den in ihm beschlossenen Ernst und die in ihm beschlossene Gotteserkenntnis zu ignorieren, sondern der dazu fortschreitet, sich an die Stelle des Christentums zu setzen? Hören wir heute nicht reden, als wenn dieser entsetzliche Weltkrieg, in dem wir stehen, eine sonderliche und neue Gottesoffenbarung wäre? Gewiß waltet Gott in dem allem, und wir alle sollen Fleiß tun zu hören und zu verstehen, was er uns sagt; aber der Gott, der in diesem Krieg zu uns spricht, ist der Gott, der durch Mose und die Propheten, der durch Jesum Christum und seine Apostel zu uns geredet hat. Das heutige Walten Gottes wird nur von seiner ewig gültigen, in der Bibel bekundeten Offenbarung aus richtig verstanden. Von einer neuen, jetzt maßgebend gewordenen Offenbarung können nur solche reden, die wirkliche Gottesoffenbarung nicht kennen. Wenn sie meinen, eben diese sei eine ferne, jetzt müßten wir der gegenwärtigen lauschen, bekunden sie damit, daß sie nichts wissen von dem Wort, durch das Gott täglich und stündlich zu uns redet, gestern und heute und dasselbe in Ewigkeit. Wir begegnen heute einer Rede, als erwüchsen der Kirche ganz neue Aufgaben, ja als sollte die Kirche selbst eine ganz andere werden infolge des Kriegs, eine neue, die neues pflügt. Ich bin nicht sicher, ob die, welche diese Forderung erheben, damit wirklich klare Gedanken verbinden, aber das weiß ich, daß die Aufgabe der Kirche, mag sie in Form und Methode durch Zeitverhältnisse bedingt sein, die eine war und ist und bleibt, Jesum Christum zu predigen, seine beseligende und heiligende Königsherrschaft aufzurichten auf Erden. Fast hat man den Eindruck, als wenn manche, die, weil sie das Evangelium verloren hatten, nicht recht hatten, was sie predigen konnten, jetzt hochgekommen seien, jetzt einen Inhalt gefunden hätten für ihre Predigt: der Patriotismus ist ihnen zur Religion geworden. Aus solchem Milieu stammt **die heidnische Rede von dem deutschen Gott.** Ja, begegnen uns nicht Aeußerungen, sonderlich wohl aus Laienkreisen, die — gut mohammedanisch — den Tod für das Vaterland zum Eingang in das ewige Leben stempeln? Das alles habe ich im Auge, wenn ich sage, hie und da werde der Patriotismus an die Stelle des Christentums gestellt. Daß Christen das nicht gutheißen und erst recht nicht mitmachen können, braucht nicht gesagt zu werden. Je ernster, je todbringender die Zeit, um so ernster haben die Christen draußen und die daheim den einen zu verkünden, in dem allein das Heil zu finden ist für alles, was Menschenantlitz trägt, im Krieg wie im Frieden.

Gefährliche Falschmünzerei

scheint doch auf manchen deutschen Kanzeln getrieben zu werden, und wir dürfen nicht müde werden, ihnen ins Angesicht zu widerstehen. Am Totensonntagnachmittag wurde in der Friedens-Kirche in Jauer ein Gedächtnisgottesdienst für die Gefallenen der Parochie Jauer gehalten, und dabei sagte Superintendent M. in seiner Predigt über Offenbarung 2, 10, diesen größten Märtyrer unter den Kriegstexten, nach dem im Jauerschen Tageblatt (275) wiedergegebenen Wortlaut folgendes:

„Germanischer Glaube wurde durch das Christentum verklärt. Christus gibt sich zum Sühnopfer für die Welt. Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. So haben's unsere Helden getan. . . . Sie sind getreu gewesen bis in den Tod. Ihr letzter Gedanke war die Heimat und die Lieben. Für deutsches Recht, deutsche Freiheit, deutschen Gott, deutschen

Glauben, für deutsche Frauen und deutsche Kinder sind sie getreu gewesen bis in den Tod! Nun haben sie die Krone erlangt. Sie ziert die Krone ewigen Gedächtnisses. Unvergessen werden sie uns sein und bleiben. . . . Du kannst sie nicht vergessen. Das deutsche Volk und das deutsche Land kann sie nicht vergessen. In Heldenliedern wird ihr Gedächtnis unvergänglich und unauslöschlich bleiben. Aber noch eine Krone schmückt sie: die Krone der ewigen Herrlichkeit, von der St. Paulus spricht: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ist habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit," und an einer anderen Stelle: „Und ob jemand kämpfet, so wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht," und von der sich Jakobus vernehmen läßt: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn, nachdem er bewähret ist, wird er empfangen die Krone des Lebens." Sie sind beim Herrn und haben empfangen die Krone des Lebens. Golden funkeln euch, liebe Angehörige, die Verheißungen unseres Heilandes: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten." Unser Heiland spricht zu euch: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben." „Jesus, meine Zuversicht, und mein Heiland, ist im Leben." Durch ihn dürfen wir auf ein Wiedersehen hoffen."

Damit wären wir also bei der germanischen Walhalla und beim Türkenhimmel angekommen. Wer den Schlachtentod stirbt, der wird unterschiedslos selig. Glaubt das wirklich jemand? Wo steht das in dem Buch, das für uns die Richtschnur ist für Glauben und Leben?

Kgr. Sachsen.

Im „Neuen Sächs. Kirchenblatt" wird wiederholt für den Heeresdienst der Geistlichen eingetreten. Aber der Wunsch der Kriegseifrigen ist oft nicht erfüllbar. In Nr. 31 schildert Berndt-Taubenheim (Spree), welche Schwierigkeiten er erleben mußte: „Ich war acht Monate eingezogen als Sanitätsfeldwebel; auf Drängen meiner Gemeinde ließ ich mich im März beurlauben. Als ich wieder eingezogen werden sollte, gab mein Kirchenvorstand die Genehmigung dazu nur unter der Bedingung, daß ich einen ständigen Vertreter stelle, der im Pfarrhause wohne. Ich wendete mich nun an die Behörde, stellte mein Pfarrhaus zur Verfügung, versprach, meinen Vertreter unentgeltlich zu beköstigen und 40 v. H. meines Gehalts zu seiner Bezahlung beizutragen; das Landeskonsistorium hat in liebenswürdigster Weise sich um einen Vertreter eifrigst bemüht, aber es war unmöglich, einen emeritierten Geistlichen in ganz Sachsen für mich zu finden. Diese hier ausgesprochene Tatsache soll durchaus keinen Vorwurf enthalten — denn emeritierten Geistlichen kann eine vielleicht lange Kriegsvertretung nicht zugemutet werden —, sondern nur Amtsbrüder, die wie ich kriegsbegeistert sind, abhalten, nach Vertretern sich umzusehen, es sind keine zu bekommen, und trotz allen Eifers wird man das Gespenst der Unabkömmlichkeit nicht los. Es gilt eben jetzt für uns noch immer das Wort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich." Nein, hier gilt ein anderes Wort: „Weidet die Herde Christi, so euch befohlen ist." Diese Hirtenflucht in einer Zeit, da die Gemeinden mehr als je ihrer Hirten bedürfen, ist nicht im Sinne Christi. (Sie sollten ihrem himmlischen Heerführer mit aller Treue dienen, der irdische König bedarf ihrer nicht.)

Frankreich.

Am 16. August hat sich in Frankreich auch ein protestantisches Propagandakomitee gebildet, um gegen Deutschland im neutralen Ausland die Gemüter mobil zu machen. An seiner Spitze steht der Rechtslehrer Andre Weiß. Dem Komitee gehören an Ernest Danis von der Sorbonne, Jacques Flach vom College de France, Jean Meyer, Inspektor der evangelisch-lutherischen Kirche, Frank Puaux, Raoul Allier, Paul Doumergue, Direktor der Foi et Vie, und John Vienot, Direktor der Revue Chrétienne. In einem Zirkularschreiben erklären sie: „Die französischen Protestanten haben die Pflicht, ihren ausländischen Glaubensgenossen gegenüber Zeugen der Wahrheit zu sein, die von anderen verkannt und mit Füßen getreten wird. Sie müssen gegen die Grausamkeiten und das Unrecht, welche Deutschland entehrten, den Protest des christlichen Gewissens erschallen lassen. Sie müssen diejenigen, welche es noch nicht wissen, belehren, daß Frankreich, welches durch den Ueberfall überrascht wurde, mit bewundernswerter Tapferkeit und mit unerschütterlichem Vertrauen in den Sieg seiner Waffen seine Unabhängigkeit und seine überrumpelten Landesteile verteidigt, und daß es bereit ist, bis zum Ende zu streiten für das Recht, die Zivilisation, die Achtung der Verträge und die Freiheit der Völker. Jedes konfessionelle Nebenziel liegt uns ferne." Daß auch ein lutherischer Geistlicher mitunterzeichnet hat, kann nicht befremden, wenn man die Umgarnung des gesamten französischen Volkes von dem Lügengeist seiner Regierung und Presse ins Auge faßt. Ueberraschender und zwar freudig überraschend ist vielmehr das von uns in Nr. 32 erwähnte Schreiben eines französischen Lutheraners an die Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz, daß man trotz des Krieges das Bruderband festhalten wolle. Auf alle Fälle können wir unser Votum aufrecht erhalten, daß das lutherische Bekenntnis in der Welt sich, auf das große Ganze gesehen, als ein Einheitsband erwiesen hat, das der Krieg nicht sprengen konnte, und die Lutheraner mit geringen Ausnahmen warm für das ringende Deutschland und für die Wahrheit eintreten. Man denke nur an die große lutherische Generalsynode in Amerika mit ihren 1200 englisch redenden und nur 200 deutschen Pastoren, die auf ihrer jüngsten Delegatenkonferenz ein Gebet für die deutschen Waffen einlegte und „in überwältigender Mehrheit" ihre Sympathien für Deutschland erwies.

Rußland.

Die russische Regierung hat sich in der Reichsduma doch sehr bittere Wahrheiten sagen lassen müssen. So sagte der Kadettenführer Miljukow, nachdem er den früheren Kriegsminister der Bestechlichkeit beschuldigte, von der Wirtschaft in Galizien und den Verfolgungen der dortigen Juden: „Wir waren Zeugen eines plumpen, naiven Versuches, die Nationalität und den Glauben der soeben eroberten Provinz zu vergewaltigen, zu deren Verwaltung der Abschaum der russischen Provinzbeamten hingeschickt wurde. Den einzigen lichten Punkt bildete der Aufruf des Großfürsten an Polen, aber auch hier ist den ziemlich nebelhaften Versprechungen bisher die Erfüllung nicht gefolgt. All dieses verblaßt aber gegen die Behandlung der Juden. Dieses unglückliche Volk, bei Kriegsausbruch von der allgemeinen patriotischen Begeisterung erfaßt, ist Gegenstand einer systematischen Mißhandlung geworden" und ebenso deutlich von der Verschickung der sozialdemokratischen Abgeordneten: „Ich habe drei Tage lang dem Prozesse bei-

gewohnt, der in der Geschichte als ein Symbol russischer Rechtlosigkeit bleiben wird, und kann bestätigen, daß die Abgeordneten gerade das Gegenteil von dem gemacht haben, dessen sie angeklagt waren." — Ein Vertreter der Sozialdemokraten aus Kaukasien bestätigte dies und bezeichnete insbesondere die Behandlung der Juden als einen Zynismus, der beispiellos in der Weltgeschichte sei, und versicherte, daß die Soldaten in Kaukasien wie Barbaren und Vandalen hausten. — Der mohammedanische Abgeordnete Dschafarow aber erklärte wörtlich: „Die friedliche mohammedanische Bevölkerung ist ununterbrochen Gewalttätigkeiten ausgesetzt; Erpressungen, Plünderungen und Mord sind eine alltägliche Erscheinung geworden; die männliche Bevölkerung wird massenweise ausgewiesen, die Frauen werden vergewaltigt, die Dörfer zerstört, die Bevölkerung hungert. Das ist die Lage der Mohammedaner in Rußland! Die Zentralgewalt ist genau darüber unterrichtet, unternimmt aber nichts dagegen."

Amerika.

Auf der von uns schon (Nr. 33, Sp. 790) erwähnten Versammlung der Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten wurde folgender Beschluß gefaßt: „1. In regelmäßiger Sitzung beschloß die Generalsynode, die älteste und am meisten amerikanisierte Körperschaft der lutherischen Synoden Amerikas, daß sie die Ausfuhr von Kriegsmaterial nach Europa unter den gegenwärtigen Umständen als den Grundsätzen christlicher Ethik zuwiderlaufend verurteilte. Zugleich beschloß sie, die regelmäßigen Verhandlungen zu unterbrechen und im Gebet Gott anzurufen um seinen Beistand für die Glaubensbrüder des deutschen Vaterlandes in dieser Zeit schweren Ringens. 2. Wir geben unserer besonderen Entrüstung Ausdruck über den neuen Versuch Englands, die deutsche Armee in Belgien der unmenschlichsten Grausamkeiten zu bezichtigen. Wir verabscheuen die ganze Art der Führung dieses infernalen Lügenfeldzugs, der mit teuflischer Berechnung sein Ziel verfolgt. Nun hat ein englischer Gelehrter, James Bryce, der durch ein Geschichtswerk über Amerika sich hier besonderes Vertrauen erwarb, seinen Namen dazu hergegeben, den Amerikanern in der überzeugendsten Weise darzutun, daß jene Beschuldigungen auf Wahrheit beruhen. Wir sprechen die Ueberzeugung aus, daß, wenn die Zeit der Friedensverhandlungen kommt und, wie hier schon oft angedeutet worden ist, Herr James Bryce als einer der Verhandelnden ernannt werden sollte, die Vertreter Deutschlands sich energisch weigern werden, mit diesem Schänder des guten deutschen Namens sich in Besprechungen einzulassen. gez.: Bruno Lederer, ev.-luth. Pastor in Forest Park, Chicago. Dr. J. L. Neve, theol. Professor in Springfield, Ohio. Reinhold Keßler, ev.-luth. Pastor in Oswego, New York. J. F. Krueger, theol. Professor in Atchison, Kansas. Erich von Nußbaum, ev.-luth. Pastor in Bennington, Nebraska. Karl Klinger, ev.-luth. Pastor in Hanover, Kansas. Dr. E. W. Rohlfing, ev.-luth. Pastor in Van Wert Ohio. Karl Krueger, ev.luth. Professor in Atchison, Kansas. Ernst Walter, Direktor des Tabeastifts in Lincoln, Nebraska. W. L. Scheding, ev.-luth. Pastor in Medford, Wisconsin." (A. E. L. K.)

Die Sprache französischer Christen zum Krieg.

„Was sagen die gläubigen französischen Christen über den Krieg?" Unter dieser Ueberschrift bringt „Licht und Leben" in No. 28 sehr unter-

richtsame Mitteilungen über die Kluft zwischen uns und den ernsten Christen unter unsern Gegnern. Der Einsender schreibt:

Seit bald zehn Jahren lese ich das monatlich erscheinende christliche Blatt eines lieben, gläubigen, französischen Pfarrers in Marseille. Dieser Herausgeber ist „ein ernster Christ und treuer Knecht und Zeuge Gottes, der seit mehreren Jahrzehnten seinem Volk mit großer Liebe und viel Kraft und Freimütigkeit unerschrocken das Evangelium Jesu Christi verkündigte." Nun kam der Krieg. Auf Umwegen, über die Schweiz, gelangte nach wie vor sein Blatt in meinen Besitz. Dasselbe Blatt noch, und doch — welch veränderter Ton! Derselbe Mann, der zuvor mit der Kühnheit eines Täufers Johannes selbst den Spitzen seines Landes die ganze, volle, oft so bittere Wahrheit, wenngleich in evangelischer Liebe gesagt und, ach so oft mit beweglichen Worten und blutendem Herzen über seines Volkes zunehmendes Sündenverderben geklagt hatte, findet heute an seinen Landsleuten anscheinend fast nichts mehr zu tadeln, als ob der ganze ungeheure Sündenstrom Frankreichs über Nacht verschwunden wäre. Um so bitterere Worte aber fand er für Deutschland und seinen Kaiser und erging sich dabei in Aeußerungen, die man kaum einem politischen Blatte nachsehen würde. Vor Jahren war ich wiederholt Ohrenzeuge seiner geistesmächtigen und herzandringenden Wortverkündigung; weil ich auch schon mehrfach im Briefwechsel mit ihm gestanden habe, hielt ich es für eine Pflicht brüderlicher Liebe, daß ich dem verehrten Mann in einem längeren Brief einige berichtigende Ausführungen nach Marseille sandte. Ein gleiches tat ein „Neutraler," ein lieber Bruder aus der Schweiz. Die Antwort, die ich auf meinen Brief bekam, teile ich hier mit. Zum besseren Verständnis der Antwort sei noch die Erwähnung eines Punktes aus meinem an Pfarrer H. gesandten Brief gestattet. Mit schonender Freundlichkeit und Liebe hatte ich die Wahrnehmung angedeutet, daß — während bei ihm bisher der Christ immer über dem Franzosen stand — nunmehr wohl der Franzose über dem Christen stünde. Darauf folgte die Antwort, die wir hier aus dem Grunde wiedergeben, weil sie nicht bloß die Meinung und Stimmung eines einzelnen enthält, sondern weil sie Urteil und Stimme der ernsten und doch so irregeleiteten christlichen Kreise Frankreichs überhaupt zu sein scheint. Der Brief lautet (in Uebersetzung):

„Marseille, am 1. März 1915.

Lieber Herr und Bruder!

Wir werden uns erst dann verstehen, wenn dieser abscheuliche Krieg zu Ende sein wird und — nachdem alles kund und offenbar geworden ist — Sie endlich alles das erfahren werden, was uns seit langem auf Grund einer Fülle einwandfreier Zeugen bekannt ist. Man vereitelt und hindert in Deutschland die Verbreitung sowohl französischer als auch neutraler Zeitungen und damit die Kenntnisnahme des wahren Tatbestandes und der wirklichen Ereignisse, und Ihre Landsleute, geködert durch eine angeblich christliche Regierung, die nur von Lügen lebt, verschließen beharrlich die Augen. Das, was Sie mir mit Bezug auf die Ursachen des Krieges und die für diesen Krieg zu tragende Verantwortung schreiben, wird einst durch die Geschichte widerlegt werden, und Deutschland, zermalmt unter der Verachtung und dem Zorn der Welt, wird dafür für immer an dem Pranger der Schande bleiben, diesen entsetzlichen Krieg vorbereitet, heraufbeschworen, entfesselt und auf solch gräßliche Weise geführt zu haben. Wissen Sie, daß

Ihre Soldaten so weit gekommen sind, daß sie unsere Schützengräben mit brennendem Petroleum begießen?

Ich bin Leser von einigen dreißig evangelisch-christlichen Blättern und Zeitschriften unsers Landes, deren Herausgeber insgesamt ernste Christen sind, Christen vor allem und über allem, Jünger Jesu Christi, heiß bemüht, seine Lehren und sein Leben nachzuleben und darzustellen. Fast alle kenne ich, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ihre Frömmigkeit keine Frömmigkeit der bloßen Form und Oberfläche ist. Nun wohl, unter ihnen ist nicht ein einziger, der anders dächte und anders schriebe, als ich selbst, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem einen dies und bei dem andern jenes die Entrüstung und den Abscheu herausfordert. Herr Delattre, einer der frommsten Männer und treuesten Christen, die ich kenne, schreibt in der letzten Nummer seines Blattes „l'Ami": „Das Bild der gegenwärtigen Wirklichkeiten und Geschehnisse ist ungeheuer entsetzlich. Die deutschen Grausamkeiten übertreffen an Abscheulichkeit alles, was die kühnste Einbildung nur zu erfinden vermag. Beim Lesen solcher Dinge fragt man sich mit Schaudern: Kann das nur wahr sein?! Im 20. Jahrhundert gibt es noch Männer, vielfach Familienväter, nur jenseits des Rheins geboren, die Verwundete umbringen, harmlose Bevölkerungen niederschießen, Kinder ermorden, ihnen die Hände abschneiden und vor ihren angreifenden Truppen Frauen und Greise hertreiben können, die da stehlen und zerstören, die unerschwinglichsten Kriegssteuern auferlegen, sich der weißen Flagge bedienen, um ihre Angriffe zu verbergen, kurz, die sich fast überall wie eine entfesselte Apachen- und Räuberhorde aufführen, deren einzige Freude im Zerstören und Vernichten altehrwürdiger Städte, wunderbar herrlicher Kirchen und Dome, kostbarer Bibliotheken und namentlich unschätzbarer menschlicher Leben zu bestehen scheint. Wie köstlich ist es doch da in diesen düsteren Zeiten, wo wir uns von den Wogen viehischer Grausamkeit wie überflutet fühlen, seine Zuflucht zum Worte Gottes nehmen zu können, um in ihm und seinen Lehren Licht, Trost und Hoffnung zu schöpfen."

So könnte ich Ihnen beliebige christliche Blätter anführen, überall würden Sie denselben Ton des Entsetzens und der Entrüstung finden. Ich erwarte Sie demnach an jenem Tage, wo die Schuldbücher geöffnet werden, und wo Sie sich dann selbst von den Ungerechtigkeiten Ihres Kaisers überzeugen können.

Ich verbleibe nichtsdestoweniger in der Gemeinschaft Jesu Christi Ihr und aller derer Bruder, die ihn anbeten und ihm dienen mit ihrer ganzen, erlösten Seele, und ich vereinige meine Gebete mit den Ihren, um Gott anzuflehen, daß er diesen entsetzlichen und schmerzlichen Greueln ein baldiges Ende bereite und wieder die Sonne des Friedens, seines Friedens über unsere arme Welt scheinen lässe.

Nehmen Sie meine christlichen Segenswünsche und Grüße entgegen in unserm Heiland. E. H.

Nachschrift. Wir werden Ihnen unser Blatt so lange zuschicken, als es zu empfangen Ihnen beliebt. Ich wiederhole nochmals: Wenn Sie wüßten, was wir wissen, so wären Sie bestürzt und bekümmert."

In der letzten Zeit wurde vielfach die Frage erörtert, wie sich wohl die wahren Christen und Kinder Englands zu diesem furchtbaren Krieg und zu seinen Ursachen stellen. Und es wurde die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß doch nicht alle von der Verblendung einer Penn Lewis befallen

sind. Manche Stimmen auch in England werden in christlichen Blättern laut, aus denen zu ersehen ist, daß die Gerechtigkeitliebe und Unschuld ihrer Regierung und ihrer leitenden Staatsmänner fragwürdig und zweifelhaft erscheint. Wir stellen dies mit Genugtuung fest, weniger deswegen, weil wir recht haben, als um der Wahrheit und auch um jener Christen selbst willen. In Frankreich jedoch scheinen die Kinder Gottes von der Wahrheit noch sehr ferne zu sein. Sie glauben anscheinend ihrer — man verzeihe dieses harte Wort — Lügenpresse noch jedes Wort, demnach sind sie jeder nüchternen und unbefangenen Beurteilung der Gesamtlage verschlossen. Hier nützt auch jedes Aufklärenwollen nichts. Noch sind die Gemüter dieses so schwer heimgesuchten Landes zu sehr erhitzt und gegen uns eingenommen. Es bleibt kaum etwas anderes zu tun übrig als das, was jener eingangs erwähnte liebe Bruder aus der Schweiz — das Ergebnis seiner Bemühungen zusammenfassend — schrieb: „Schweigen vor Menschen und laut reden vor Gott, das scheint mir einstweilen die richtigste und wirksamste Stellung der Kinder Gottes zu sein.“ Sintemal sich Pfarrer H. auf über dreißig Herausgeber französisch-christlicher Blätter beruft, so muß man darin fast das Urteil der meisten evangelischen Christen jenes Landes erblicken, da es für die doch so geringe protestantische Minderheit in Frankreich kaum viel mehr Zeitschriften geben wird, und eben diese Blätter doch mehr oder weniger die Stimmung ihrer Leser enthalten. Wir beklagen solche Aeußerungen und besonders solche Ergüsse über unsern teuern Kaiser aufs tiefste, um so mehr, als sie der Feder eines sonst so lauteren und treuen Knechtes Gottes entflossen sind. Zugleich aber erschrecken wir auch vor der Gefahr der Verirrung und Verwirrung unsers eigenen Urteils. Wie leicht schlägt man doch fehl, besonders wenn es sich um die Beurteilung des Gegners handelt. Und das kann äußerst folgenschwer sein. „Denn eben mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen“ (Luk. 6, 38). Nur der stete Blick auf den Gekreuzigten kann uns vor dem gleichen Irren und Fehlgehen bewahren.

Die englischen Christen und wir.

Das Gemeinschaftsblatt „Auf der Warte“ gibt zu dem Thema: „Die englischen Christen und wir,“ folgende Mitteilungen aus den bekanntesten Blättern der gläubigen Kreise Englands:

Die englischen Christen sind jetzt der „wirklichen“ Ursache des Kriegs auf die Spur gekommen. Gerade in den uns am nächsten stehenden Kreisen finden wir immer wieder die Ansicht vertreten, daß der gegenwärtige Krieg in nichts weiter als in dem Unglauben Deutschlands seine Ursache hat.

So sagte unlängst Mr. Martyn Gooch, der Sekretär des Evang. Welt-Allianzkomitees nach dem „Christian“ folgendes: In diesem Kriege handle es sich nicht nur um die Unterdrückung eines unersättlichen Militarismus und von Methoden, die jedes von Christo und dem Neuen Testament niedergelegte Prinzip verleugneten, sondern um den Sturz der falschen und antichristlichen Philosophien von Nietzsche, Treitschke und anderer deutscher Geister. Von einem Gesichtspunkt aus, fügte Gooch hinzu, kann der Krieg „der Christus-Nietzsche-Krieg“ genannt werden; und wenn Tatsachen und die Wahrheit in Deutschland überhaupt gewürdigt werden, so müssen die deutschen Theologen, die kürzlich eine Erklärung unterzeichnet haben, durch die Deutschland gerechtfertigt wird, es noch sehen und erkennen, daß unsere

Hände rein und unsere Sache eine gerechte war. Nach dieser Erkenntnis müsse man Ausschau halten als Grundlage zur Heilung der tiefen Wunden in der christlichen Gemeinschaft und Zusammenarbeit mit deutschen Christen.

In dem Keswick-Blatt „Life of Faith" heißt es auf Seite 1630 in der Rundschau: Deutschland habe sich an den Gott des Hasses verkauft, daher auch die kürzliche „völkerrechtswidrige" Beschießung der Ostküste. . . . Deutschland habe sich durch Anhäufung von Verbrechen auf Verbrechen selbst von der Zivilisation ausgeschlossen. . . . Deutschlands Verhalten in diesem Kriege legt dar, was Europa und die Welt zu erwarten hätten, falls Deutschland siegen würde.

Weiter noch geht Rev. Fullerton, der im „Evangelical Christendom" behauptet, dieser Krieg sei eine Illustration von der geballten Faust der Menschen in Opposition zur durchnagelten Hand Christi. Dies sei schon damals hervorgetreten, als Deutschland Truppen nach China entsandte, um von dem Lande mit Waffengewalt Entschädigung zu fordern für seinen Angriff auf eine deutsche Missionsstation. Damals machte Deutschland den schlimmsten Angriff, nicht nur auf jene Missionsstation, sondern auf das ganze Missionswerk. Die, welche Deutschland entgegentreten, sind keine Engel, aber wissentlich oder unwissentlich treten sie dem Ding entgegen, das diese Welt zu einer Wüste und das Leben zu einem Alpdrücken machen würde. „Die Häuser wurden verbrannt," schreibt ein Zeitungskorrespondent, „von Männern, die in ihrer Raserei selbst auf den Hügel Golgatha feuern würden, um die zivilisierte Welt in Schrecken zu versetzen und der Lust unsinniger Zerstörung zu frönen." Nichts Schrecklicheres ist in dieser Unglückszeit gesagt worden, als der amtliche Satz, der die Vernichtung von Löwen „ein Verbrechen" nannte, „das überhaupt nicht gesühnt werden kann." Rev. Fullerton schließt dann mit den Sätzen: Jedoch, nicht die geballte Faust, sondern die durchnagelte Hand Christi wird den endlichen Sieg erringen und aus der Asche seines gebrochenen Ehrgeizes wird, so laßt uns erflehen, ein neues Deutschland erstehen, gereinigt von den Torheiten und Schwächen, die es so weit von der schönen Verheißung seiner früheren Geschichte haben abweichen lassen. Dann, mit reinen Kleidern, mag es die durchnagelte Hand ergreifen und folgen, wohin diese leitet.

Wir geben diese Kundgebungen weiter als Zeugnis für die geradezu maßlose Verblendung der christlichen Kreise Englands, die keinesgleichen hat. Denn anders kann es nicht genannt werden, wenn Rev. Fullerton den Krieg die geballte Faust (lies Deutschland) gegen die durchnagelte Hand Christi (lies England) bezeichnet. Auch die Ausführungen von Gooch, dem Sekretär der Evang. Allianz, zeigen, daß der Engländer nicht fähig ist, mit seinen nationalen Scheuklappen den Allianzgedanken den gottgewollten Ausdruck zu geben.

Um gerecht auch gegen den Feind zu sein, lassen wir hier gleich das nächste Stück folgen.

Prediger in der Wüste

scheint es auch in England noch zu geben, die den Mut haben, offen mit der Wahrheit herauszukommen und ihrem Volk kühn und offen entgegenzutreten.

Die „Germania" (Milw.) berichtet nachstehend folgendes:

Der sozialpolitische englische Schriftsteller E. Crawley hat ein Flugblatt geschrieben, das als gedrucktes Manuskript in den gebildeten Kreisen Englands verbreitet wurde. In diesem Flugblatt heißt es u. a.:

„Wir erleben eine der periodisch wiederkehrenden Orgien der Heuchelei. Das Recht (und natürlich auch Gott) kämpft mit seiner schwachen Kraft gegen die Gewalttätigkeit in Waffen, gegen Barbarei und Tyrannei. Die Verbündeten werfen ihre geringen Streitkräfte gegen die Hunnenhorden, Geistliche predigen von David und Goliath, Publizisten schildern uns als den kleinen Jakob, der den Riesen bezwingt. Immer sind die Kräfteverhältnisse gegen uns: zehn zu eins. Glücklicherweise nimmt es der Engländer mit 18⅙ Deutschen auf. Und die Statistik beweist es. Engländer, gebildete Engländer, sogar Engländer, die gereist sind, bringen es fertig, sich in den Glauben daran hineinzuhypnotisieren.“. . .

„In Wahrheit steht das kleine, tapfere Deutschland gegen eine Welt in Waffen. Gegen Deutschland und seinen einen Freund Oestreich-Ungarn stehen Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro und Japan. Und jedes dieser Länder wirft sein ganzes diplomatisches Gewicht in die Wagschale, um Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Italien, Holland, Dänemark und die Vereinigten Staaten von Amerika zum Mitmachen zu bewegen. Jetzt sind wir sechs gegen einen und fühlen uns unsicher.“

„Meine eigene Ansicht ist einfacher. Wir haben lange darauf gewartet, über Deutschland herzufallen, um es zu zerschmettern und ihm zu stehlen, was sein ist. Wir haben eine erstklassige Gelegenheit wahrgenommen.“

Das ist eine bittere Wahrheit, die er seinen Landsleuten sagt. Er schont sie auch weiter in keiner Weise und enthüllt unverblümt den wahren Charakter des echten Engländers. „Engländer,“ sagt er, „sind stets auf der Suche nach Greueln: bulgarischen Greueln, armenischen Greueln, tripolitanischen Greueln, Kongo-Greueln. Jetzt sind es deutsche Greueltaten. Man sieht, die Schändlichkeit der Verüber richtet sich danach, wer uns zur Zeit unangenehm ist. Das Gleichnis vom Splitter und Balken im Auge war ganz sicher für England gemacht. Wir danken Gott, daß wir nicht sind, wie andere Leute. Durch kein schöngefärbtes Fenster kann man uns schön genug sehen. Unser Heiligenschein ist so groß, daß er schwer drückt.“

Zum Schluß kommt er auf Belgien zu sprechen, dessen Neutralität England bekanntlich zu schützen vorgab, als es uns den Krieg erklärte. Er schreibt:

„Wir haben vergessen, daß der Belgier der grausamste, der gemeinste, der feigste Hund Europas war, und daß wir es waren, die das predigten, bis alles ihn haßte, als einen Mörder, Folterknecht, Verstümmler und Kannibalen. Tausendfach haben wir gehört, wie seine Schande in die Welt hinausposaunt wurde. Wir hörten von nichts, als von „Gummi in Blut getaucht,“ „rotem Gummi,“ von Niggern, denen Hände und Füße und alles, was abzuhacken ging, abgehackt war, von Schändung, Raub, Mord, Menschenfresserei u. s. w., u. s. w. Und heute ist es das „tapfere, kleine Belgien“ und “les braves Belges,” und Märtyrerei, daß einem vernünftigen Menschen ganz übel davon wird.“

Die englischen Christen und der Krieg.

Einen durch Gründlichkeit in der Bearbeitung des Stoffes wie durch ruhige Sachlichkeit sich gleich vorteilhaft auszeichnenden Artikel über „Die

englischen Christen und der Krieg" (Verfasser P. J. Genähr-Pr.-Oldendorf, Westf.) brachte die „Kirchliche Rundschau für Rheinland und Westfalen" in Heft 8 vom 18. April. Hier ist nicht nur alles einschlägige Material zur Beurteilung dieser Frage in übersichtlicher und nahezu erschöpfender Weise zusammengetragen. Hier finden wir auch in klarer und überzeugender Weise die mancherlei Ursachen aufgezählt, die zu dem auffallenden Versagen der Echtheit des englischen Christentums führen mußten und geführt haben. Das Gesamturteil, zu dem der Verfasser bei seinen Untersuchungen gelangt, ist in folgenden ausführlichen Sätzen niedergelegt, deren Inhalt wir völlig beipflichten:

. . . Man hat beim Lesen aller dieser Aussagen den unmittelbaren Eindruck, daß sie in gutem Glauben getan worden sind. Der „Popanz" von der belgischen Neutralität, die angeblichen und weidlich ausgeschlachteten „Greueltaten" unserer Soldaten in Belgien, der Vorwurf des Nietzschekults und wahnwitziger Machtgelüste, verkörpert in der Gestalt unsers Kaisers, alles das wird mit echt englischer Hartnäckigkeit und aus Ueberzeugung festgehalten, weil man den offiziellen Kundgebungen der Regierung im großen und ganzen zutraut, daß sie Recht haben. Bei der Art, wie in England die Zensur gehandhabt wird, sind eben auch die Christen in einer üblen Lage. Sie sehen alles durch die Brille des Blaubuchs und der Tagespresse an, und mußten dadurch zu einer höchst einseitigen Auffassung der Sachlage gelangen. So sehr war und ist man jenseits des Kanals im Vorurteil gegen uns befangen, daß man zu *unserer* besseren Orientierung uns das englische Blaubuch herüberschickt, damit wir doch ja über die wahren Urheber der Weltkatastrophe uns ein Urteil bilden können. Das ist echt englische Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, die, wenn sie nicht selbst verschuldet wäre, die Schuld der englischen Christen wesentlich entlasten würde. Dazu kommt ein unerhört nationaler Stolz und eine Selbstgerechtigkeit, die beim deutschen Bruder wohl den Splitter im Auge wahrnimmt, aber den Balken im eigenen Auge zu übersehen nur zu sehr geneigt ist. Dieser nationale Stolz, der den Engländern im Blut liegt, läßt es leicht dahin kommen, daß auch der christliche Engländer sein nationales Gewissen über das christliche setzt, oder vielmehr *dem christlichen Engländer ist nationales Gewissen und christliches Gewissen vielfach ein und dasselbe.* „Wer für England kämpft, kämpft für Gott, wer für England stirbt, schläft bei Gott," sagt der lorbeergekrönte Hofdichter Austin.

England ist eben das auserwählte Volk Gottes, das auserlesene Werkzeug der Vorsehung, berufen, Sittlichkeit und Fortschritt der Welt mehr als alle andern Völker zusammengenommen zu fördern. „Wenn es einen Gott gibt, und wenn er sich um die Dinge dieser Welt kümmert, dann glaube ich fest, daß er wollte, daß ich das tue, was ich getan habe," erklärt Cecil Rhodes in seinem Testament. Und er fährt fort: „Und wie er offensichtlich dahin wirkt, aus der angelsächsischen Rasse das auserwählte Rüstzeug zu machen, um Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden herzustellen, so muß er folglich wünschen, daß ich tue, was ich kann, um dieser Rasse so viel Aufschwung und Macht als möglich zu geben." Dieser ursprünglich puritanische Gedanke ist von den modernen Engländern festgehalten und zu politischen Zwecken, wie wir nur zu gut wissen, weiter ausgebildet worden. Die göttliche Sendung Englands ist ein feststehender Glaubensartikel, an dem niemand zu rütteln einfällt. Und wenn, wie ein englischer Staatsmann (Joseph Cham-

berlain) behauptet hat, die angelsächsische Rasse unfehlbar dazu bestimmt ist, die vorherrschende Macht in der Geschichte und der Zivilisation der Welt zu werden, dann muß auch Englands Kultur die höchste sein, und der folgerichtige Schluß ist, daß alle andern Völker zu dieser Kultur erhoben werden sollen, nötigenfalls auch mit Gewalt, wie die Geschichte der englischen, mit Blut geschriebenen, Kolonialpolitik sattsam erweist.

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, läßt sich ja manches verstehen und würdigen, was uns in dem Verhalten auch der englischen Christen rätselhaft erscheinen mußte. Die eigentliche Lösung des Rätsels wird aber noch anderswo gesucht werden müssen. Unsere Mitchristen jenseits des Kanals sind gewiß nicht die abgefeimten Heuchler, für die sie bei uns vielfach gehalten werden, sie eifern vielmehr, wie wir fest glauben, mit voller Aufrichtigkeit und mit ganzem Ernst um Gott und um die Ausbreitung seines Reiches auf Erden. Aber sie sind angesteckt worden von dem Rausch, der über die Völker gekommen ist und von dem wir selber auch nicht ganz frei geblieben sind. Ein Lügengeist, von dem gegenwärtig fast die ganze Welt irregeführt wird, hat sie verblendet, so daß sie ihre besten Freunde für Feinde und ihre schlimmsten Feinde für Freunde halten. Das englische Volk mit Einschluß der Christen ist von einem Massenwahnsinn erfaßt, der Göttlichkeit vortäuscht und doch bloß Natur und Ich ist, der sich als Geist gibt und doch bloß Blut ist. Man wähnt sich unter dem Einfluß des Heiligen Geistes und befindet sich in der Gewalt eines Wahngeistes, wie weiland Josaphat, als er sich mit dem gottlosen König Ahab verbündete (1. Kön. 22).

Diesem Tatbestand gegenüber haben wir alle Ursache, unsere Entrüstung zum Ausdruck zu bringen. Wir dürfen es aber nicht dabei bewenden lassen, müssen vielmehr Mitleid haben mit unsern verblendeten Brüdern, die von einer Atmosphäre umgeben sind, die sie benehmen und betäuben muß. Und wir müssen für sie beten, daß dieser Bann, der sie gefangen hält, gebrochen werden möchte. Mehr noch. Hüten wir uns vor den Fehlern unserer Gegner, vor Haß und Rachsucht, hüten wir uns auch vor nationalistischer Selbstüberhebung, zu der auch wir eine starke Neigung verspüren. Vergessen wir nicht das königliche Gesetz der Liebe, auch der Feindesliebe, vergessen wir nicht, wes Geistes Kinder wir sind, nicht des alttestamentlichen Gesetzes vergeltender Gerechtigkeit — die können wir getrost Gott überlassen — sondern des Geistes Jesu Christi. Nur so können wir uns vor dem ungeheuern Rausch, der über die Völker gekommen ist und sie in den Krieg gerissen hat, bewahren und mit gutem Gewissen den Ausgang des Krieges abwarten, abwarten auch wann und wie uns wieder ein Zusammengehen und Zusammenwirken mit unsern englischen Brüdern möglich sein wird.

(Aus „Positive Union," Juli 1915.)

Die englische Schulbildung.

Die englische Schulbildung und Allgemeinbildung ist bekanntlich gering. Die monatlichen Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule (8) schreiben: Ein junger Deutscher war zur Erweiterung seines kaufmännischen Gesichtskreises in ein großes Londoner Bankgeschäft eingetreten und hatte dort die Bekanntschaft junger Engländer aus guten Familien gemacht, denen er auch in den Mußestunden nähertrat. Als hierbei von einem der jungen Briten die Bildungsfrage angeschnitten wurde, wußte unser junger Breslauer die hochmütige Behauptung, die Krone der Bildung be-

säßen die Engländer, denen sei sie fast angeboren, Angehörige anderer Nationen ständen auf weit geringerer Bildungsstufe, treffend zurückzuweisen. Er erklärte nämlich seinem stolzen Standesgenossen: Abgesehen vom Rechnen und dem kaufmännischen Wissen erreicht keiner von euch in der allgemeinen Bildung einen vierzehnjährigen Jungen, der in Deutschland die Volksschule verläßt. Das Zeugnis zum einjährigen Militärdienst könnte keiner von euch in der Prüfung erlangen, die ihr euch so leicht denkt. Halb im Scherz aufgefordert, sie zu prüfen, stellte unser Landsmann folgende drei Fragen aus verschiedenen Wissensgebieten: Wann lebte Karl der Große, vor oder nach Christi Geburt? Die Beantwortung mit vor oder nach ist zu begründen. Bloßes Raten wäre zwecklos. Nennt einen Fluß auf dem europäischen Festlande mit Ausnahme des Rheins, den mehrere von euch auf Reisen gesehen haben. Wodurch unterscheidet sich das Barometer vom Thermometer? Keiner der feinen jungen Menschen wußte diese leichten Fragen zutreffend zu beantworten. Solcher Mangel an allgemeiner Bildung ist eine Folge geistiger Bequemlichkeit. Man will sein Gedächtnis nicht belasten mit Kenntnissen, die anscheinend nichts einbringen, und sucht gröbliche Unwissenheit durch hochmütiges Gebahren auszugleichen.

„Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz," so sagt ein grobes aber wahres Sprichwort. Die Erfahrung lehrt, auch hier im Lande: Je weniger einer weiß, desto frecher fährt er los mit Schimpfen über andere Nationen und Völker. Darum konnten die Engländer unser Volk so frech anlügen über die Deutschen.

Wachsende Bedeutung des Papsttums.

Ueber die wachsende Bedeutung des Papsttums in politicis hat sich kürzlich Professor Otto Hoetzsch näher ausgesprochen. Der Berliner Historiker beurteilt jetzt regelmäßig unter der Aufschrift „Der Krieg und die große Politik" den Stand der äußeren Politik der Woche in der „Kreuzzeitung," da sein Kollege, Professor Theodor Schiemann, seine Mitarbeit an diesem Blatt leider bald nach Beginn des Weltkrieges eingestellt hat. Die Ausführungen über das Papsttum werden gewiß auch in den Reihen der Leser unserer Monatsschrift mit Interesse aufgenommen werden, weshalb wir sie hier wiedergeben. Nachdem Professor Hoetzsch die Aufnahme des päpstlichen Vorschlages kurz besprochen hat, der an die kriegführenden Mächte wegen Austausches der für den Militärdienst künftig als untauglich anzusehenden Kriegsgefangenen herangebracht worden ist, spricht sich der Artikel über die allgemeine Inanspruchnahme des Papsttums infolge des Krieges wie folgt aus:

„Daß das Papsttum die diplomatische Souveränität besitzt, macht sich aber jetzt über diese Fragen allgemeiner Humanität auch politisch in steigendem Maße bemerkbar. Daß England einen Gesandten beim Vatikan beglaubigt hat und damit einen seit der Reformation zerrissenen Faden wieder anknüpfen möchte, wurde hier schon besprochen. Sir Henry Howard hat nun den begreiflichen Wunsch, gegenüber der Stellung des deutschen und des österreichisch-ungarischen Gesandten am Vatikan eine Flankierung zu erhalten, um so mehr als die vereinigten evangelischen Kirchen Englands mit Schärfe gegen seine Ernennung und gegen eine solche Anerkennung der weltlichen Macht des Papstes protestiert haben. Das ist ein Zeichen, welchen großen Einfluß die evangelische Kirche in England hat, erleichtert aber die Arbeit des neuen Gesandten gerade nicht. Neben England hat nun auch Rußland

wieder freundliche Beziehungen zum Heiligen Stuhl, die unter und vom Papst Pius IX. sehr schroff abgebrochen worden waren, angeknüpft und in der Person des Herrn Nelidow gleichfalls einen Gesandten beim Vatikan ernannt. Ferner ist im 23. Dezember 1914 ein direkter Verkehr zwischen Papst und Sultan eröffnet worden, indem der neue apostolische Delegierte in Konstantinopel, Monsignore Dolci, direkt beim Sultan akkrediert und von diesem feierlich empfangen wurde. Das ist ein Schritt von großer Bedeutung. Denn damit haben Papst und Sultan das alte französische Protektorat über die Katholiken des Orients beseitigt. Es war eine unmittelbare Folge der Aufhebung der Kapitulationen durch die Türkei und fügt den französischen Orientinteressen einen großen Schaden zu. Sogleich beginnt daher auch Japan die Entsendung eines Vertreters zum Vatikan zu erwägen, weil ja das französische Orientprotektorat seinen Bereich und seine Ansprüche auch auf den fernen Osten erstreckte, und ebenso denkt man angeblich auch in den Vereinigten Staaten, in denen ein Drittel der Gesamtbevölkerung katholisch ist, an eine gleiche oder ähnliche Maßnahme. Damit setzt sich immer mehr ein Standpunkt durch, den namentlich das Deutsche Reich längst vertreten hat, daß jeder Staat seine eigenen Katholiken selber schützt und sich nicht um das französische Protektorat im Orient zu kümmern habe. Es ist schon ein Ergebnis dieses Krieges, daß es jetzt zertrümmert wird; das Papsttum selbst hat gegen diese Entwicklung nicht das mindeste.

Je mehr der Krieg die Dinge auf der Erde durcheinanderwirbelt, um so mehr wird die große historische Macht des Papstes als Vermittlung aber überhaupt in Anspruch genommen werden. Auch die katholische Kirche als Gesamtinstitution spürt an ihrem Leibe die großen prinzipiellen Probleme, die der Krieg aufrührt; es sei bloß an die eben bekannt gewordene Auseinandersetzung zwischen deutschen und nichtdeutschen Jesuiten oder an den erfreulicherweise rasch und geschickt erledigten Hirtenbrief des Kardinals Mercier von Mecheln erinnert. Anderseits berühren Fragen, die durch den Krieg vielleicht in starkes Rollen kommen, wie die irische und die polnische, die allgemeinen katholischen Interessen ganz ungemein. So ist es gar kein Wunder, wie jetzt ganz von selber das Papsttum in diesem Weltkampfe wieder stärker hervortritt. Der Tod Pius X. und die Neuwahl Benedikts XV. vollzogen sich noch fast ohne Interesse Europas, nur die Waffen hatten damals das Wort. Jetzt werden bereits wieder diese allgemeinen Fragen wach, und wir sehen, daß sich ihnen keine Macht, weder das evangelische England noch das buddhistische und shintogläubige Japan noch die nur privatkirchliche Interessen kennende Union entziehen können. Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn bringt diese Entwicklung nichts Neues, sondern befestigt nur bestehende Verhältnisse. Ob man in alle dem schon Vorbereitungen sieht, die Rom zum Sitze der Friedensverhandlungen machen würden, wie die New Yorker Staatszeitung (24. Dezember) das ausführte, bleibe dahingestellt. Erklärlich ist aber, daß dieser so viele festgewurzelte Verhältnisse erschütternde Krieg nun auch eine Verständigung zwischen Quirinal und Vatikan nahelegt. Wie die Perseveranza meldete, haben darin schon allerhand Sondierungen und Unterhandlungen stattgefunden, die natürlich noch weit vom Ziele sind. Aber Italien wie das Papsttum müssen heute ein wachsendes Interesse daran haben, über 1870 und den Sturz des Kirchenstaates hinweg zu einer Verständigung zu kommen, die freilich sehr davon beeinflußt werden wird, welche Stellung Italien endgültig zum Kriege nimmt."

Literatur.

Von dem Verlagshaus der Reformierten Kirche in Cleveland, Ohio, Central Publishing House, 2969—2975 W. 25. St., kamen uns folgende Bücher zu:

Dornige Pfade. Von Dr. Paul Wienand, Verfasser von „Oelzweige," „Musenblüten" und „Orientalische Reisebilder."

„Dornige Pfade" ist ein Buch von 187 Seiten, hübsch und gut in Leinwand gebunden; Preis portofrei 50 Cts.

Das Buch enthält zwei ergreifende Erzählungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben, die das Interesse des Lesers in hohem Maße fesseln. Die erste Erzählung: „Berta" gibt die Geschichte einer deutsch-amerikanischen Lehrerstochter, die höchst fesselnd ist. Durch einen hartherzigen Millionär, in dessen Haus sie als Gesellschafterin der Dame des Hauses weilte, unverschuldet plötzlich mit Schande entlassen und sogar in Folge eines Briefes des Hausherrn, der sie ungerecht beschuldigte, von einem harten Vater vom Vaterhaus verstoßen, kam sie ins äußerste Elend und in die Gefahr des Selbstmords.

Aber im gefährlichsten Augenblick nahte ihr die vom Herrn gesandte Hilfe: Ein treuer Jünger Jesu nahm sie in sein Haus, half ihr im Leben weiter, sie wurde Krankenpflegerin und fand in dieser Stellung Gelegenheit, ihren schwererkrankten Vater im Hospital zu pflegen und zuletzt auch auf das Haupt jenes Millionärs, der ihr Unglück verschuldet hatte, feurige Kohlen zu sammeln. Der Mann starb, von ihr gepflegt, und setzte sie als Erbin seines großen Vermögens ein auf die Bitte seines von ihm damals verstoßenen Sohns, der ebenfalls dem Tode verfallen war.

„Berta" baute ein Hospital, in welchem arme Kranke unentgeltlich gepflegt werden. Sie ist natürlich oberste Leiterin desselben.

Die zweite Geschichte hat den Titel: „Die Liebe ist die Größeste unter ihnen." Auch hier spielt Mammon eine äußerst böse Rolle und stürzt eine Anzahl Menschen ins Unglück. Ein junger Pastor muß die Erwählte seines Herzens auf den brutalen Befehl ihres Vaters wider ihren Willen einem gottlosen Schlemmer und Wüstling antrauen.

Dieser vergeudet Geld und Zeit mit gottlosen Kumpanen im Wirtshaus, verschwindet nach der Geburt eines Söhnleins auf Nimmerwiedersehen. Die Mutter kehrt mit dem Kind als Bettlerin ins Vaterhaus zurück, wo sie bald am gebrochenen Herzen stirbt. Der junge Pastor übernimmt das Kind seiner ehemaligen Geliebten und erzieht es in Gottesfurcht. Der Sohn findet eine Vertrauensstellung in einem großen Geschäftshaus, verehelichte sich glücklich. Aber nur kurz war das Glück. Er findet eines Tages den zermalmten Körper seiner Frau unter den Rädern eines Straßenbahnwagens. Er wird anscheinend irrsinnig und lebt als Straßenbettler, indem er stets an der Straßenecke sitzen bleibt, wo das Unglück geschehen war. Sein Pflegevater gibt das Predigtamt auf und stellt sich an einer anderen Ecke als Zeitungsverkäufer auf, um über das Leben des Pflegesohnes zu wachen. Eine Evangelistenpredigt bewirkt eines Tages die seelische Heilung des Unglücklichen, doch bald darauf starb er im Glauben an den Herrn. Die unwandelbare, aufopfernde Liebe des Pflegevaters hat auch hier den Sieg davon getragen. Doch auch er folgte dem Sohne nach Jahresfrist nach ins Land des Lichtes und Lebens.

In unsern Tagen, wo unverständige Menschen, die das innerste Wesen des Christentums nicht kennen, dasselbe verlästern, weil es den Krieg in einer herz-, glaubens- und lieblosen Welt nicht für immer verbannen kann, sollte gerade dieses Büchlein den Spöttern und Lästerern in die Hand gegeben werden, damit sie daraus lernen können, wenn sie wollen, was das echte Christentum, die Liebe Christi, auszurichten vermag; aber auch ersehen, welches Heldentum dazu gehört, so im Glauben und in der Liebe Christi zu siegen über eine lieblose Welt. Das Buch sollte in keiner Jugendbibliothek fehlen.

Aus gleichem Verlag kam uns zu:

Rulings by the Civil Courts, Governing Religious Societies. By C. M. Boush, a member of the Pennsylvania Bar, Attorney for the Board of Home Missions of the Reformed Church in the U. S.

Um unsern Lesern einen Begriff zu geben, wie wertvoll dieses Buch in vielen Rechtsfragen sein mag, die in Gemeinden und Synoden sich erheben, drucken wir nachfolgende Inhaltsangabe ab.

RULINGS BY THE CIVIL COURTS GOVERNING RELIGIOUS SOCIETIES

This work contains the decisions of the Courts of every State and the Federal Courts on all subjects that were considered and decided by said Courts on the rights and privileges, powers and duties of Religious Societies, their members, judicatories and institutions and their property rights.

The question how to save time is of so much importance to every busy Lawyer. He is frequently troubled by his regular clients with questions that are outside of his ordinary practice and experience, and therefore is not prepared for a ready answer. Some matter arising in church affairs may cause the inquiry which to be answered correctly, ordinarily would take hours to search for the proper authorities on the subject. This investigation is made easy by this work giving the decisions rendered by the Court, State and Federal on every subject considered by them regarding religious societies and the rights and privileges, duties and powers of their members, judicatories and institutions, indexed in a manner facilitating the finding of the proper decision on the subject. This is done by indexing each subject alphabetically, in various ways giving the number of citation of the decision wanted. You will find that it takes but a few minutes to get the Court decisions applicable to the inquiry together with book and page where the full report of the case cited is made.

The book is so thoroughly indexed that everybody will be able to find the rulings on the subject on which he seeks information. Size 6x9 inches. 215 pages. Bound in buckram, $3.00 postpaid; cloth bound, $2.50. Central Publishing House, 2969-2975 W. 25th Street, Cleveland, Ohio.

Aus gleichem Verlag bezogen wir die nachfolgend angezeigte Schrift, die wir schon im Vorwort dieser Nummer genannt und besprochen haben:

Was sagt die Bibel vom Weltkrieg.

I. Teil. Gog und seine Niederlage. Ein Nachweis, daß England der Gog ist, von welchem der Prophet Hesekiel 38 und 39 geweissagt hat und darum in diesem Kriege unterliegen muß. Nachgewiesen von Pastor D. W. Langelett, Luzerne, Iowa. Im Selbstverlag des Verfassers; sonst auch vom Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., zu haben. Preis 50 Cts. Rab. für Pastoren. Es ist eine Broschüre von 84 Seiten, mit großem Fleiß bearbeitet. Viel Studium in weltlichen und theologischen Büchern waren erforderlich, um dieses Material zusammenzutragen, das im Licht der Geschichte eine mächtige Anklage gegen die Weltmacht Englands ist. Wenn wir auch zu manchen Ausführungen des Verfassers Fragezeichen zu setzen haben, so ist doch die Broschüre ernster Beachtung wert in dieser schweren Kriegszeit. Der zweite Teil liegt uns noch nicht vor.

„Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen." So lautet der Titel eines Flugblattes, das uns von Deutschland zugeschickt wurde. Wir haben im Vorwort dieser Ausgabe schon ausführlich über dieses Blatt referiert und wollen hier nur die Bezugsquelle und Preis nennen. Das Blatt ist verfaßt von dem (kath.) Pfarrer Otto Feuerstein, Degerloch, bei Stuttgart.

Das Blatt kostet 6 Ex. 50 Pf., 12 Ex. 80 Pf. Bei Mehrbezug noch billiger. Von ihm sind ferner erschienen:

1. Sozialdemokratie und Weltgericht 1911. 1.50 M.
2. Ist die katholische Kirche unfehlbar? 1912. 1.50 M.
3. Zu wem sollen wir gehen? 1913. 15 Pf.
4. Das Geheimnis der Person Jesu 1914. 50 Pf.
5. Gibt es eine ewige Verdammnis? 1914. 60 Pf.

1 und 2 zusammen 2.50 M., 3, 4 und 5 zusammen 1. M.

Alle zusammen 3.30 M.

In der Schweiz zu beziehen durch R. Staub, Bern, Kramgasse 22 oder H. Bernhardt, Zürich 6, alte Beckenhofstraße 59.

Man sehe im Vorwort den Inhalt obiger Flugschrift.

Vom Schriften-Verein der sep. evang.-luth. Gemeinden, Zwickau, in Sachsen, kommen uns zu:

Durch Not und Tod zum Sieg! Nr. 5. Zion, halte deine Treu! Soldatenpredigt über Lukas. 12, 48b, seinen im Felde stehenden Gemeindegliedern gewidmet von O. Werdermann. Zwickau (Sachsen), Verlag des Schriftenvereins (E. Klärner), Bahnhofstraße 25. Preis: 10 Pf. (25 Ex. M. 2.25, 50 Ex. M. 4, 100 Ex. M. 7.)

Es sind Worte eines Seelsorgers, gewissenweckend und herzgewinnend für missurische Christen, aber nur für solche; allen andern Christen kann diese Predigt nur Anstoß und Aergernis bereiten. Man lese, was wir im Märzheft zu dieser missurischen Kriegspredigt zu sagen haben. Sie verkündigt den Krieg gegen alle nicht missurischen Christen, und will ihn an die Front schicken.

Aus gleichem Verlag kamen:

Kraft und Trost im Kriegswetter. Verlag des Schriftenvereins (E. Klärner), Zwickau i. Sa. Heft 1—4. Preis des Heftes 5 Pf., 100 Stück, auch gemischt M. 4.

Diese Heftchen enthalten kürzere und längere Geschichten, wie sie in dem jetzigen und in früheren Kriegen wirklich erlebt worden sind. Sie eignen sich besonders zum Verteilen an die Soldaten. Wenn sie Anklang finden, soll die Reihe fortgesetzt werden.

Diese vier Heftchen können wir voll und ganz empfehlen, sie bieten Erzählungen, die das Herz ergreifen und zum Glauben an die allmächtige Gotteshilfe ermuntern können. Wie im Leben und im Sterben der Trost des Evangeliums allein dem Herzen zum wahren Frieden und auch zu einem seligen Sterben verhelfen kannn, davon sind prächtige kurze Beispiele mitgeteilt. Werden diese Hefte den Soldaten ins Feld geschickt, das kann ihnen Trost und Freude auch im Kampfgewühl bringen.

Das Gleiche kann auch von den nachfolgenden Schriften gesagt werden, die etwas später ankamen. Nicht bloß für Soldaten im Felde, auch für Christen im täglichen Beruf, sind diese Schriften ernste Mahnungen zu täglichem treuen Wandel im Taufbunde, der uns Schutz und Unterstand gewährt gegen die listigen Anläufe des Feindes.

Die „Tägliche Erneuerung des Taufbundes" bietet ein passendes tägliches Gebet für den Christenlauf und ist eine recht empfehlenswerte Hilfe zum täglichen Glaubenslauf.

Durch Not und Tod zum Sieg! Nr. 6. Ein sicherer Unterstand. Predigt über Röm. 6, 3—11, gehalten am 6. Sonntag nach Trinitatis 1915 von M. Willkomm, ev.-luth. Pastor. Preis: 10 Pf. (25 Ex. M. 2.25, 50 Ex. M. 4, 100 Ex. M. 7.)

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß wir Christen meist viel zu wenig an unsre Taufe gedenken und derselben in Nöten und Anfechtungen uns meist erst zuletzt getrösten. Wieviel getroster, mutiger und freudiger könnten wir in aller Not und Gefahr dieses Lebens sein, wenn wir allezeit unserer Taufe eingedenk wären und des unverbrüchlichen Gnadenbundes, den Gott da mit uns geschlossen hat! Dem Christenvolke und insonderheit unseren Kriegern im Felde, die dem Tode täglich ins Auge sehen müssen. in dieser Hinsicht zu dienen, ist diese Predigt gar wohl geeignet, indem sie ausführt, daß die Taufe ein sicherer Unterstand sei, darin wir Schutz finden wider den Tod und seine Schrecken.

Demselben Zwecke zu dienen sei auch das nachfolgende angezeigte Blättchen aufs beste empfohlen:

Tägliche Erneuerung des Taufbundes. 4 Seiten. 16°. Preis: 5 Stück. 15 Pf.

Durch Not und Tod zum Sieg! Nr. 7. Der Dienst in Gottes Streiterheer. Predigt über die Epistel des 7. Sonntags nach Trinitatis, gehalten am 18. Juli 1915 von M. Willkomm, ev.-luth. Pastor. Preis: 10 Pf. (25 Ex. M. 2.25, 50 Ex. M. 4, 100 Ex. M.7).

Die hohe Aufgabe eines jeden getauften Christen, einzutreten in Gottes Streiterheer, zeigt diese Predigt, indem sie in trefflicher und erwecklicher Weise ausführt, daß dieser Dienst zwar ein schwerer, aber auch ein überaus

herrlicher und seliger sei. Möge diese zeitgemäße Predigt dazu helfen, daß recht viele dem Rufe ihres „obersten Kriegsherrn“ folgen und in seinem Dienst getreulich ausharren bis zum Tode! K.

Von Pastor J. G. Hartenberger, Red Bud, Ill., kam uns zu: „Unser Erlöser,“ Predigten über die Leidensgeschichte unsers Erlösers Jesu Christi, von J. H. Hartenberger, Pastor an der ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde zu Red Bud, Ill. Mit einem Begleitwort von Herrn Prof. W. H. T. Dau, am ev.-luth. Concordia Seminar zu St. Louis, Mo. Das Buch ist fein in Leinwand gebunden und im Selbstverlag des Verfassers zu haben, portofrei $1.25. Es hat 248 Seiten und bringt 33 Predigten über die große Passion des Herrn, beginnend mit dem letzten Gang nach Jerusalem und schließend mit der herrlichen Auferstehung des Gekreuzigten am Ostermorgen.

Die sieben Worte des Herrn am Kreuz sind in den Texten mit eingeschlossen. Wer Jahr um Jahr in der Passionszeit seine Passionspredigten zu halten hat, wird gerne nach einem neuen Buch greifen, das die einzigartige Geschichte des Gottmenschen Jesus auf dem letzten Leidensgang betrachtet im Lichte des unverfälschten Christenglaubens, der unser einziger Trost ist im Leben und Sterben. Laßt euch, l. Brüder, das Buch bestens empfohlen sein.

Die Wahrheit des Christenglaubens, nebst Anhang über die Eigenart des christlichen Gottesglaubens. Von Prof. Dr. C. Stange, Göttingen. 126 Seiten. Leipzig 1915. Deichertsche Verlagshandlung. Preis: M. 2.80, geb. 3.50 M.

Eine Sammlung von früher gehaltenen Vorträgen und Vorlesungen, die in einheitlichem Zusammenhange stehen. Ein lesenswertes Buch, nicht gerade leichte Lektüre, aber des Nachdenkens lohnend und bereichernd. Grundgedanke der ganzen Darstellung, wie er sich in den Schlußworten des Anhangs ausspricht, ist der Nachweis, „daß der christliche Gottesglaube nicht bloß ein Erzeugnis unseres Verstandes ist, sondern auch unser Herz in Anspruch nimmt, und daß er nicht eine allgemein gültige Wahrheit ist, sondern ein Leben, welches nur da entsteht, wo der einzelne in den Zusammenhang der Geschichte Gottes mit den Menschen tritt und unter dem Einfluß seiner Offenbarung die persönliche Gegenwart des lebendigen Gottes erlebt.“ Was der Verfasser zur Darstellung bringen möchte, ist einmal dies, daß es ein Irrtum sei, wenn man meint, die wissenschaftliche Arbeit der historischen Kritik mache es unmöglich, den Glauben festzuhalten, der doch nach des Apostels Worte die Welt überwinden soll. Wir achten die Gabe Gottes nicht gering, daß er uns den Sinn für die Wahrheit und das Verlangen nach derselben in die Seele gelegt hat. Man tut der Gemeinde Christi keinen Dienst, wenn man ihr die Furcht vor der Wissenschaft suggeriert, dieselbe gehört vielmehr auch zu der Welt, die der Glaube überwinden, sich dienstbar machen soll. Das andere, was ins Licht gestellt werden soll, ist die einzigartige Bedeutung der Person Christi. Wenn der Glaube eine gewisse Zuversicht sein soll, so muß er sich auf Gründe stützen. Diese Gründe sind in der Geschichte des Christentums nicht immer dieselben gewesen. Noch heute gilt in der römischen Kirche als eigentlich letzter die Wahrheit des Glaubens verbürgender Grund die Kirche. In ähnlicher Weise gilt auch in der evangelischen Kirche

die Bibel als Bürgschaft der Wahrheit. Wahr ist ja daran, daß die Kirche und die Bibel das Mittel sind, durch welches der Christ zum Glauben gegeführt und in demselben erhalten wird; aber was verbürgt wieder die Wahrheit der Kirche und der Bibel? Der letzte Grund unseres Glaubens kann nur die geschichtliche Tatsache sein, aus der die Kirche und die Bibel stimmen. Diese Tatsache ist gegeben in der Person Christi. Die Kirche ist uns Autorität, weil und insoweit sie von Christo ausgeht, und die Bibel ist es, weil und insofern sie Christum treibt. Es geschieht darum mit innerer Notwendigkeit in Fortwirkung der Gedanken der Reformation, daß in unsern Tagen die Frage nach der Person Jesu als die wichtigste Angelegenheit des Christentums angesehen wird. Mögen die Antworten auf die Frage auch vielfach unzureichend und verkehrt sein, so zeugt doch ihr Auftreten an sich dafür, um wie Wichtiges es sich handelt. Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch nicht für alle Kreise vorbei und kommt vielleicht in verstärktem Maße wieder, wo man derselben geringere Bedeutung zumaß. Mag doch, glaubte man, Jesus gewesen sein, wer er will, wir sind im Besitze erleuchteter Erkenntnisse, reinerer Ideale, an deren Entstehung er seinen Anteil gehabt haben mag, gleichviel, wie viel, wozu an der Wurzel graben, wenn der fruchttragende Baum dasteht, wenn man am Ziele angelangt ist, braucht man den Weg nicht mehr. Wie aber, wenn die erleuchteteren Erkenntnisse in ihrem Werte auf Nichts zusammenschrumpfen, wenn die Ideale in Trümmer zu gehen drohen? Wo findet sich da ein fester Punkt in der Geschichte, der das Eintreten des Göttlichen in die Wirklichkeit verbürgt, wo der Anker des Glaubens Halt zu finden vermag? Dieser feste Punkt in der Geschichte ist gegeben in der Person Christi. Inwiefern können wir dem Menschen Jesus die Stellung einräumen, daß wir auf ihn unsern Glauben und unsere Hoffnung gründen? Die Jünger haben wohl zum Teil ihre alttestamentlichen Vorstellungen von der Herrlichkeit des Messias, den Inhalt der prophetischen Weissagungen auf Jesum übertragen, aber für uns gewinnen doch die alttestamentlichen Weissagungen erst von der Person Jesu aus Interesse, wir schauen die alttestamentliche Religion als Offenbarungsreligion an, weil wir den Zusammenhang derselben mit der neutestamentlichen kennen. Wir könnten unsere Anschauungen über die Einzigartigkeit Christi aus seinen Selbstzeugnissen entnehmen, aber eine autoritative Bedeutung können dieselben erst für uns haben, wenn wir schon wissen, daß wir uns auf sein Wort verlassen können. So bleibt uns für Gewinnung der rechten Erkenntnis von der Einzigartigkeit Christi immer nur der Weg, daß wir aus seiner ganzen Person und seinem Leben diejenigen Züge nachweisen, in denen wir den Schlüssel für das Verständnis der alttestamentlichen Weissagungen und die Bürgschaft für die Wahrheit seines Selbstzeugnisses entnehmen können. Man könnte also sagen: Der Zweig theologischer Disziplin, den man „Leben Jesu" benennt, den s. Z. noch ein Hengstenberg als ein unberechtigtes und unmögliches Unternehmen verwarf, ist für den Verfasser, wie für die ganze Richtung der modernen positiven Theologie, der er angehört, die Grundlage aller theologischen Wahrheitserkenntnis. Natürlich leiden ja alle Versuche, aus der Betrachtung des Lebens Jesu die Göttlichkeit seines Wesens zu b e w e i s e n, an Unzulänglichkeit, wie ja der Verfasser selbst sich schön ausspricht: „Der Reichtum seines Lebens ist viel größer, als die stammelnden Worte, mit denen je menschliche Rede eine ahnende Deutung seiner unvergleichlichen Herrlichkeit zu geben versuchen kann," ja sie stehen in Gefahr, je und dann in scholastische

Deduction zu geraten, und so lassen sich auch wohl an der Darstellung des Verfassers solche Zuweitgreifungen und durch Künstlichkeit verdeckte Unklarheiten aufweisen. Künstlich ist u. a. seine Darstellung von der Bedeutung der Auferstehung? „Zwei geschichtliche Tatsachen sind es, welche das Fundament des christlichen Glaubens bilden; die Einzigartigkeit der Person Jesu in ihrer religiös sittlichen Beschaffenheit und die Tatsache der Auferstehung. Die Nebeneinanderstellung dieser beiden Tatsachen kann den Eindruck erwekken, als handle es sich um die Verbindung von zwei ganz verschiedenen Dingen, es muß doch aber ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Größen bestehen. Wie im sittlichen Charakter Jesu sich uns das Verständnis eröffnet für den wahrhaft wertvollen Lebensinhalt, so lernen wir im Tode und der Auferstehung den letzten Sinn von Tod und Leben überhaupt verstehen. Die Tatsache des Todes ist scheinbar ein Hinweis auf die Schranken der göttlichen Macht. Ueber die bedenklichen Folgen, die sich aus der Tatsache des Todes für unsern Gottesglauben ergeben, können wir nur hinweg, wenn derselbe nicht in der Schöpfung sondern in dem Willen Gottes seinen Grund hat. Alle Kreatur, auch der Mensch, will leben. Diesen kreatürlichen Willen zur Selbsterhaltung zerbricht der Tod, und damit, daß er die Kreatur dem Tode unterwirft, zeigt Gott, daß er die Verselbständigung derselben nicht will. Der Tod bringt zwangsweise die Aufhebung des Eigenwillens zustande. Der Tod ist der Sünde Sold. Für den Wiedergebornen ist der Tod eine Erlösung. An Christum hatte der Tod eigentlich kein Recht. Die Auferweckung ist infolgedessen die Bezeugung Gottes, daß der Tod Jesu eine andere Bedeutung hat, als der Tod aller Menschen, und daß infolgedessen die von Adam her geltende Ordnung durchbrochen und durch eine neue Ordnung abgelöst worden ist."

Hier wird versucht, im Einzelnen richtige Bemerkungen in einen logischen Zusammenhang als Glieder einer Beweisführung zusammenzuzwängen, die niemanden überzeugen kann.

Trotz solcher Mängel ist die Schrift dem denkenden Leser zu empfehlen.

E. O.

Die angefochtenen Grundwahrheiten des Apostolikums verteidigt von Dr. H. Grosch. Leipzig 1914. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 115 Seiten. Preis 3 M.

Ein Buch, das vielen gefallen mag, die gerne Unterstützung suchen in der geistigen Kampfstellung, die sie zu halten entschlossen sind und zu deren Verteidigung sie sich nicht gerüstet genug fühlen. Der Verfasser hat sich das Ziel gesetzt und glaubt den Nachweis geliefert zu haben, daß die im Apostolikum ausgesprochenen Grundwahrheiten sowohl durch zahlreiche Schriftstellen des Neuen Testaments wohl begründet sind und mit den Bekenntnissen der einzelnen Kirchengemeinschaften übereinstimmen, als auch mit den Gesetzen und Forderungen des vernünftigen Erkennens und den Ergebnissen der echten Naturwissenschaft in vollem Einklange sind. Der Stoff der Abhandlung ist daher ebenso umfangreich wie das tiefste Interesse beanspruchend, und zweifellos enthält ja dasselbe auch viel Schönes und Wahres. Allerdings liegt's dann aber auch nahe, daß bei der Größe der zur Bewältigung gestellten Aufgabe viele Aussagen der rechten Begründung entbehren und in der Form apodiktischer Behauptung auftreten. Die Auseinandersetzung mit Kant, „der seine Fehler selbst zu verbessern pflegt," möchten wir dem Ver-

fasser erlassen, denn da noch immer nur vereinzelte Zitate aus demselben einander gegenübergestellt werden, gelingt es doch dem Durchschnittsleser nicht, sich ein klares Urteil über den Stand der Kontroverse zu bilden. Zweck der Auseinandersetzung ist der Nachweis, daß die christlich erleuchtete Vernunft, obwohl Gottes Wesen in seiner Fülle unerforschlich ist, doch auf Grund der geschichtlichen Offenbarung imstande ist, die Züge des Urbildes, welches dem unmittelbaren Selbstbewußtsein eingezeichnet ist, zu erkennen und näher zu bestimmen. Das will wohl sagen, daß die Vernunft recht wohl imstande ist, für die Aussagen des Glaubens einleuchtende und jeden Vernünftigen zwingende Beweise zu führen. Beweise für das Dasein Gottes sind daher möglich. In der Anwendung dieses Satzes geht der Verf. zuweilen offenbar zu weit. Wohl ist es ja wahr, daß die andächtige Naturbetrachtung überall Anlaß findet, die Wahrheit des Schöpfers zu bewundern, Ps. 104, aber der Verfasser will mehr, er will die Wirksamkeit des Zweckbegriffes in der Schöpfung beweisen. Als ein Beispiel davon führt er an, wie nach Ausweis der Geologie vor Jahrtausenden Pflanzenmassen untergegangen und vom Gestein bedeckt worden sind, das hat geschehen müssen, weil Gott vorher erkannte, daß nach Jahrtausenden die Menschen Kohlen gebrauchen würden. Das Streben, strikte Beweise für seine Aufstellungen beizubringen, zeigt sich auch in der Art seines Schriftbeweises, der in Aneinanderreihung einzelner dicta probantia besteht. Diese Vereinzelung der Schriftworte führt ihn dazu, bei einem Schriftsteller Widersprüche gegen sich selbst zu entdecken. Paulus hat in seinen älteren Briefen, Galater, Korinther, Ansichten ausgesprochen, von denen er später abgekommen ist. Er hat schroffere Ansichten über das Gesetz gehegt, das kam daher, weil er seine Kenntnis der christlichen Wahrheit lediglich aus seinem subjektiven Verkehre mit Gott geschöpft hat; später, als er während der Gefangenschaft in Cäsarea Gelegenheit zu näherem Verkehr mit den Urapostеln erhielt, erhob sich seine Lehrentwicklung zu voller Reife und Irrtumslosigkeit. Auch bei Jesu selbst nimmt der Verfasser einen Fortschritt von einer noch unvollkommenen Erkenntnis seines Berufs zu einer klareren an. Anfänglich ist ihm die Notwendigkeit seines Versöhnungstodes nicht bewußt gewesen. Wäre sein Tod die stellvertretende Erduldung eines Strafleidens, so wäre derselbe schlechthin notwendig und von Anfang an festbestimmt gewesen und Jesus hätte es müssen von Anfang an erkennen und aussprechen; aber er hat dem gläubigen Gichtbrüchigen, der bußfertigen Sünderin ihre Sünden vergeben, hat viele durch die Taufe in sein Reich aufgenommen, was Vergebung der Sünde in sich schließt; für alle diese war das Todesleiden Jesu zur Vergebung ihrer früher begangenen Uebertretungen nicht mehr notwendig. Anders war's in der zweiten Periode des messianischen Wirkens Jesu. Da trat ihm so fortgesetzter hartnäckiger Widerstand entgegen, daß es ihm durch Erleuchtung des Vaters klar wird: hier hilft die Predigt des Wortes der Wahrheit, der heilige Wandel, die Verrichtung von Wundern nichts, hier kann nur geholfen werden, durch den überwältigenden Eindruck einer Tatsache, durch welche die Härte der Herzen gebrochen werden kann, und Jesus entschließt sich im Gehorsam, die volle Strafe eines Verworfenen auf sich zu nehmen, um der Menschheit zu zeigen, was sie verdient und was ihrer wartet, wenn sie in der Sünde verharrt. Wie freilich der Kreuzestod die psychologische Wirkung der Bekehrung habe hervorbringen können, wird nicht klar gemacht, es ist eben eine erkünstelte Erlösungstheorie. Wie der Verfasser sich inbezug auf das Werk Christi seine eigene Theorie

baut, so auch betreffs seiner Person. Nachdem er in kurzem Ueberblick darauf hingewiesen, daß es der kirchlichen Theologie mit ihrer Zweinaturenlehre nicht gelungen ist, ein in sich einheitliches, verstehbares Bild Jesu herzustellen, durchschneidet der Verfasser einfach den Knoten durch eine Auffassung, wie sie eben dem populären Verständnisse am einleuchtendsten erscheinen mag: der göttliche Geist, oder der Logos, die zweite Person der Gottheit, hat sich im Mutterleibe Marias mit einem menschlichen Körper bekleidet, an Stelle seines schrankenlosen göttlichen Organismus nahm er das körperliche Organ an, das für ihn zugleich eine unüberwindliche Schranke bildete, so daß er eine wahrhaft menschliche (d. h. räumlich und zeitlich beschränkte) denkende, fühlende und wollende Persönlichkeit ward. Dabei hat er sich aber der göttlichen Eigenschaften, Allmacht, Allwissenheit, nicht entäußert, das konnte er nicht, denn die Eigenschaften gehören zum Wesen, und das göttliche Wesen hat er nicht aufgegeben. Die Lösung soll darin bestehen, daß nicht nur der menschliche, sondern auch der göttliche Geist, ein Doppelwesen sein soll, bestehend aus dem unmittelbaren oder reinen Ich und dem mittelbaren oder empirischen Ich. Hier hat der Verfasser, wie man zu sagen pflegt, etwas läuten gehört aber nicht anschlagen. Die Selbstzeugnisse Jesu von seiner Einheit mit dem Vater und von der Ewigkeit seines Wesens zeigen ihn als den Anfänger und Vollender des Glaubens. Auch der Gläubige kennt sich als ein Doppelwesen: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus in mir.“ Insofern kann von einem Doppelbewußtsein im Menschen geredet werden, das ist aber etwas anderes als das Doppelleben, das nach der Darstellung des Verfassers Jesus geführt haben soll, einmal als der durch die Schranken des Körpers eingeengte Mensch und zugleich als der allmächtige, allwissende Gott. Wie die göttlichen Eigenschaften nicht von seinem Wesen zu trennen sein sollen, so doch auch nicht seine Tätigkeiten. Das Bestreben des Verfassers, alles für die Vernunft plausibel zu machen, führt ihn zur Aufstellung autodidaktischer Theorien. Eine weitere Sonderbarkeit findet sich noch in seiner Zurechtlegung der Auferstehungsberichte. Hiernach ist Jesus der Maria Magdalena und den beiden andern Frauen begegnet in demselben Leibe, der ins Grab gelegt war, dann aber ist er, wie das Präsens ἀναβαίνω Joh. 20, 17 beweisen soll, direkt gen Himmel gefahren und von da aus im Laufe der 40 Tage mehrmals den Jüngern erschienen, indem er sich der wieder angenommenen göttlichen Daseinsform entäußert und durch den Geist mit einer menschlichen Gestalt bekleidet worden ist, die der früheren ganz ähnlich, doch nicht ganz gleich, jedenfalls vollkommen war.

Nach allem können wir der in einer andern Rezension (im „Friedensboten“?) gelesenen Beurteilung nicht recht zustimmen, daß der Verfasser die Wahrheiten des Apostolikum in überzeugender Weise verteidige; warm und überzeugungsvoll, ja, aber kaum dem kritiklos hinnehmenden Leser zu empfehlen. E. O.

Der Teufel in den Geistl. Spielen des Mittelalters. Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen. „The John Hopkins Preß,“ Baltimore, Md.

Wir haben im Märzheft 1914 Seite 154 eine kleine Schrift von Dr. phil. Max. Josef Rudwin, Professor an der Perdue Universität, Lafayette, Ind., angezeigt: Die Prophetensprüche und -Zitate im religiösen Drama des deutschen Mittelalters.

Schon in jener Schrift zeigte sich, daß der Verfasser die altdeutschen Festspiele bei Weihnachten, Passion, Fronleichnamsfest zum Gegenstand genauer Studien gemacht hat.

Als sechstes Heft einer Sammlung von Schriften zur germanischen Philologie, genannt Hesperia, herausgegeben von Dr. Herm. Collitz, erscheint nun obengenannte Schrift von Dr. M. J. Rudwin.

Die Schrift ist ein „Beitrag zur Literatur-, Kultur- und Kirchengeschichte Deutschlands.“ Das Buch umfaßt 159 Seiten und kostet 6 M. geh., in Leinwand geb. 6.80 M. Es folgen am Schluß des Buches noch als Anhang eine Anzahl Berichtigungen und Ergänzungen und ein Verzeichnis der in abgekürzter Form angeführten Bücher und Spiele. Aus diesen Verzeichnissen ist ganz besonders zu ersehen, welch ein riesiger Forscherfleiß in diesem Buche steckt, um dem Leser ein Bild davon zu geben, wie viel das geistliche Schauspiel im Mittelalter sich mit dem Teufel und seinen Mitgesellen beschäftigt hat.

Eine angenehme und leicht lesbare Lektüre ist's nicht, schon darum nicht, weil der Fundort der unzähligen Zitate dazwischen drin angegeben ist; und auch darum nicht, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich mit den Teufelsphantasien des Mittelalters eingehend zu beschäftigen. Es sind ja wohl grausige Szenen, die da in dem geistlichen Theater gespielt wurden, wo auch die Sünden und Laster der Hierarchie nicht geschont wurden. Abschreckend sollten diese Schreckensszenen wirken, haben aber wohl oft mehr nur ein angenehmes Gruseln, verbunden mit tüchtigem Gelächter erweckt über die komischen Rollen, die der Teufel und seine Knechte dabei spielen mußten. Es ist ein Fundort, um sich zu unterrichten über die geistliche Atmosphäre, die die höheren Stände des deutschen Mittelalters beherrschte. Wie himmelweit verschieden davon ist die heutige Geistesnahrung des Volkes von jener düstern, von Höllenszenen geschwängerten Phantasie!

Die Kriegsarbeit der deutschen Evang. Missions-Hilfe.

Herr Miss. Dir. A. W. Schreiber sandte uns einen dankenswerten Sonderabdruck aus dem „Ev. Miss. Mag.,“ No. 7, 1915, in welchem ausführlich berichtet wird, daß dieses neue Unternehmen durch den Ausbruch des Kriegs zwar einen harten Stand hatte in der ersten Zeit, aber der Krieg hat tatsächlich zu ihrer inneren Befestigung und äußeren Entfaltung dienen müssen. Das neue Unternehmen wurde bald zu einer neutralen Geschäftsstelle an die sich die verschiedensten Zweige der Mission wenden und halten konnten um allerlei Vermittlungsarbeit zu tun in allerlei Lagen, die der Krieg geschaffen hat. Es wird dadurch gewiß ein Band treuer Dienstleistung geschaffen zwischen den verschiedenen Missionen und der Zentralleitung der Ev. Missionshilfe.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Kögel. 37. Jahrgang. Halle (Saale) 1916. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse).

Die „Neue Christoterpe“ hat, wie der Verlag mitteilt, im letzten Jahre stärkeren Absatz gefunden als vorher. Das ist natürlich eine Wirkung des Krieges, der zu gehaltvollen Büchern treibt. Der neue Jahrgang steht nun

unter dem Zeichen des Krieges, und man wird zugeben müssen, daß das Große und Dauernde im Weltkrieg in ihm zum Ausdruck kommt. Mit gewaltigem, tiefdringendem Ernst behandelt der Mitherausgeber Prof. D. Julius Kögel die „Lehren des Krieges," volle, unmittelbare Anschauung von dem Leben im Felde geben die „Kriegsbriefe eines evangelischen Feldgeistlichen" von J. R. von Loewenfeld, zwei fesselnde Bilder, ein düsteres und ein heiteres, greift ein Beitrag des Hofpredigers W. Richter=Potsdam aus dem Kriege heraus. Auch das Erzählende steht diesmal zum Teil unter dem Einfluß des Krieges. Da ist eine ergreifende Geschichte, „Die Frage" von Marie Wolterstorff, die von dem furchtbaren Druck berichtet, der auf der Gattin eines in Belgien ermordeten Offiziers lastet — und dann kommt die furchtbare Frage: darf man, um die Frau zu retten, ihr die Wahrheit vorenthalten, lügen? Ein ähnliches Problem behandelt merkwürdigerweise der humoristische Hauptbeitrag des Bandes, des Altmeisters Timm Kröger „Schlacht bei Jena," und diesem wieder ist Fedor Sommers treffliche Erzählung „Schwestern" im Humor verwandt. Selbstverständlich führt denn auch manches in dem Bande vom Kriege weg, so schon H. v. Schreibershofens novellistische Skizze aus der Zeit Christi „Barrabas," so die ergreifende innere Entwicklungsgeschichte eines modernen Pfarrers „Sein letzter und höchster Wunsch" von A. Schaab, so der im letzten Jahre verstorbenen Dora Schlatter hübscher Beitrag „Ihr Fest." Die wissenschaftlichen Beiträge sind diesmal nicht allzu zahlreich, aber sehr gehaltvoll. Prof. Viktor Schultze gibt eine allseitig orientierende Darstellung der „Werdezeit des Christusbildes," Artur Brausewetter schildert „Die nationale Entwicklung des Theaters von der ältesten bis zur neuesten Zeit" mit der Tendenz, eine Besserung der Theaterverhältnisse zu bewirken, der Mitherausgeber Prof. Adolf Bartels gibt in seinem literaturgeschichtlichen Essay „Karl Gerok und Julius Sturm" einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der geistlichen Dichtung im 19. Jahrhundert. Selbstverständlich fehlen auch die Gedichte nicht, doch sind sie, in Friedens= und Kriegsgedichte eingeteilt, weniger zahlreich als sonst. Man wird im besonderen die Gedichte Gefallener, die die „Heimkehr zu Gott" zeigen, bemerkenswert finden.

Gerade noch rechtzeitig vor dem endgiltigen Abschluß der Druckvorlagen fürs Januarheft kam uns die Neue Christoterpe zu, die wir hiermit unsern Lesern bestens empfehlen.

Basler Missionsschriften.

Der 37. Jahrgang des Basler Missionskalenders fürs Jahr 1916 ist erschienen. Er gibt reichlich Auskunft über das Basler Missionspersonal in der Heimat und draußen, sowie über die Stationen auf den verschiedenen Feldern, die Zahl der Gemeindeglieder und dergl., was die Statistik sonst zu bringen pflegt.

Wir haben in diesem Heft des „Magazin" die Schande der englischen Politik gegen die Mission zusammengestellt. Dieser Kalender gibt viele Einzelheiten, was die Missionare erdulden mußten von englischer Wut gegen alles Deutsche; er gibt auch Bilder von internierten Missionaren, Frauen und Kinder inbegriffen; auch ein gutes Bild des verstorbenen Missions=

direktors Oehler ist da gegeben. Am Schluß kommt unter der Ueberschrift: „Im Tigel der Trübsal," eine kurze Zusammenstellung „zur gegenwärtigen Lage der Basler Mission." Rev. C. W. Locher, Baltimore, Md., Basler Agent.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Mit dem ill. Jugendmissionsblatt: Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3,75 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Das Augustheft der „Ev. Missionen" bringt die Fortsetzung der „Bilder von einer Missionsstudienreise in Afrika," sowie den Schluß des Lebensbildes „Tante Anna." Mancherlei Interessantes lesen wir in den Abteilungen „Vermischtes" und „Neue Nachrichten vom großen Missionsfelde." Ein besonderes Wort der Anerkennung dem schönen Bilderschmuck! — „Saat und Ernte" bringt unter der Ueberschrift: „Ein zweimal geborener Türke," die Erinnerungen eines bekehrten mohammedanischen Scheichs.

Am 15. Juni d. J. ging Theodor Oehler heim, mit dem das deutsche Missionsleben eine seiner charaktervollsten Persönlichkeiten verloren hat. Ueber ihn schreibt aus eigenen Erinnerungen D. Jul. Richter im Septemberheft seines Blattes „Die evang. Missionen." Viele gute Bilder schmücken die wertvolle Darbietung. Hieran schließt sich die in früheren Heften begonnene Schilderung einer Missionsstudienreise in Afrika, die ebenfalls sehr anziehend ist und einen reichen Bilderschmuck aufweist. Mit reger Anteilnahme werden auch die Nachrichten von den Missionsfeldern gelesen werden.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 51. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1,50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Das Augustheft bietet: Eine Kriegspredigt des Herausgebers „In die Heimat, ins Vaterhaus!" — eine interessante Abhandlung von Prof. Heinzelmann in Basel „Die Bibel im Lichte des Krieges" — die Betrachtungen eines Auslanddeutschen über das „Deutschtum im Auslande" — die Fortsetzung der vielbeachteten „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen" von L. Jacobskötter — ferner „Kriegsbriefe eines jungen Theologen an seine Eltern," und manches andere Wertvolle.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Was wir brauchen — Felsiges Christentum. — Die evangelische Kirche in Uebersee. — Krieg — Heilsgewißheit und Heidenmission. Von Miss.-Direktor a. D. D. M. Gensichen. — Feldbriefe an eine Heimatgemeinde. — Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen. Außerdem eine Reihe kleinerer Darbietungen, ebenfalls recht beachtenswert: Die völkische Bilanz des ersten Kriegsjahres. — Die große Zeit der Presse. — Gedichte eines Auslanddeutschen u. a. m. —

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur. Herausgegeben von

Studiendirektor Julius Jordan. 38. Jahrgang. Jährl. 4 M., der „Vierteljahrsbericht“ für sich 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Wir empfehlen das angesehene, zuverlässige, und dabei überaus wohlfeile Blatt nachhaltig der Beachtung; jeder Theologe sollte es halten, und auch die Häuser der religiös Interessierten sollten ihm immer mehr geöffnet werden.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. D. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkonf.-Präs. D. D. Hermann von Bezzel in München, hersg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1915.

Inhalt des 9. Heftes: Das theologische Gewißheitsproblem. Von Prof. D. Dunkmann in Greifswald. — Welches war der Schauplatz der Wirksamkeit Jesu? Von Prof. D. G. Wohlenberg in Erlangen. — Die neuesten Verhandlungen zur Wunderfrage. Von Pfarrer Lic. Kinast in Nürnberg.

Der Türmer. (Kriegsausgabe.) Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Pf., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des zweiten Septemberheftes: Radetzky und die Erhaltung Oesterreichs. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — In der Höhe. Von Eva Gräfin von Baudissin. — Die Deutschen in Rußland. Von Dr. Karl Albrecht. — Verbrecherischer Krieg. An Romain Rolland von Karl Storck. — Dardanellen und Bosporus in ihrer verkehrsgeographischen und geschichtlichen Bedeutung. Von Dr. phil. Richard Hennig. — Die deutsche Sentimentalität. — Die Weltmeisterschaft im Reklamerennen. — Der Kaiser und England. Von Paul Dehn. — „Die Deutschen sind da!“ — Die Abenteuer eines englischen Spions. Von St. — Karl August. — Seelische Fernwirkungen. Von Theophil Wilms. — Ein Quertreiber gegen die nationale Kunstpflege. Von K. St. — Die italienischen Musikausdrücke. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des zweiten Oktoberheftes: Unter der Hypnose der Tatsache. Von D. Donzow. — Treidelweg. Von Hans Murbach. — „Weh dem, der lügt!“ Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Die Rückkehr der Dichter. Von Fritz Müller. — Die Internationale. Von Richard Calwer. — „Ein Herold deutscher Ehren.“ (Zu Geibels hundertstem Geburtstag.) Von Karl Storck. — Das Tatarentum im Russen. — England gegen das Griechenland des Königs Otto. Von P. D. — Der Zar und der Krieg. — Nach dem Weltkriege 1815. — Unermeßliche Siedlungsmöglichkeiten. — Mit Freudentränen und Jubel. — Der Ehrentag des Vielgeschmähten. — Kirchtürme im Kriege. Von Anton v. Mailly. — Avalun. Von Ed. Heyck. — Krieg nud Kunst. Von H. — Die Herkunft unserer Nationalhymne. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

❊ Magazin ❊

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 18. Band. St. Louis, Mo. März 1916.

Erklärung.

Durch ein uns unverständliches Versehen, wurde im Januarheft dieses Jahres Seite 9 bei dem Aufsatz: Zeitbetrachtung der Name des Herrn Verfassers weggelassen. Dieses Stück stammt aus der noch immer gewandten Feder unseres geehrten Herrn Mitarbeiters Prof. em. E. Otto. „Ehre, dem Ehre gebührt," wir wollen uns nicht mit fremden Federn schmücken. L. J. H.

Die synoptischen Leidensankündigungen Jesu.

Eine psychologische Betrachtung von H. Vondran.

Bei den Leidensäußerungen Jesu unterscheidet man solche, die von der äußeren Tatsache seines zukünftigen Todes handeln, und solche, die „das wahre Leiden und Sterben des Herrn," wie sich Luther ausdrückt, oder die "passio magna" im engeren Sinne betreffen. Wir wollen uns im Folgenden vor allem mit der ersten Klasse von Leidensäußerungen des Herrn beschäftigen, und zwar mit den größeren Leidensweissagungen der drei ersten Evangelien. Freilich werden wir auch andere Selbstzeugnisse Jesu über seinen Tod zu besserem Verständnis heranziehen müssen.

Wir finden in den Synoptikern drei solche größeren Leidensankündigungen des Herrn: die erste erfolgte nach dem Bekenntnis des Petrus, daß Jesus der Christ, des lebendigen Gottes Sohn sei (Matth. 16, 21f.; Mark. 8, 31f; Luk. 9, 22f.), die zweite in Galiläa nach der Verklärung des Herrn (Matth. 17, 22f.; Mark. 9, 31f.; Luk. 9, 44f.), die dritte endlich auf Jesu letzter Reise nach Jerusalem (Matth. 20, 17f.; Mark. 10, 32f.; Luk. 18, 31f.). Wir wollen diese Leidensankündiungen vom psychologischen Standpunkt aus betrachten. Näher bestimmt sich unsere Aufgabe dahin, zu untersuchen, ob diese Aeußerungen ihrer Reihenfolge nach eine Aenderung bez. einen Fortschritt in der Auffassung Jesu von seinem Heilswerk erkennen lassen, und wie sich diese Aenderung bez. dieser Fortschritt psychologisch erklären läßt. Endlich

wollen wir aus der Wirkung dieser Leidensäußerungen auf die Jünger die Folgerung für unser Glaubensleben ziehen.

Während Jesus von seinem „wahren Leiden und Sterben" stets nur in ganz feierlichem Tone gesprochen hat (Matth. 20, 22f.; Luk. 12, 50; 22, 53; Joh. 7, 8; 18, 11, u. a. Stellen), sind die uns beschäftigenden Leidensweissagungen des Herrn, die die äußere Tatsache seines zukünftigen Geschicks betreffen, klare unmißverständliche Aeußerungen. Jesus entwickelt uns in diesen Aeußerungen sein zukünftiges Leidensbild und sagt seinen Tod und seine Auferstehung voraus. Die alttestamentlichen Weissagungen, so herrlich und wahr sie sind, sie greifen uns nicht so unmittelbar ans Herz als diese Aussprüche Jesu, die von der grausamen Tragödie seines eigenen Leidens und Sterbens handeln. Wie klar ist sein Blick in die Zukunft, den er hier seinen Jüngern entwickelt!

1. Die erste Gruppe dieser uns von den Synoptikern überlieferten Leidensweissagungen handelt von der Notwendigkeit des Todes Jesu. „Des Menschen Sohn m u ß." Dieses Muß klingt auch sonst überall hindurch durch das Selbstzeugnis Jesu und findet sich schon bei seiner ersten Wirksamkeit angedeutet (Mark. 2, 20; Joh. 2, 19f. Hier fügt der Verfasser hinzu: „Er aber redete von dem Tempel seines Leibes." Joh. 2, 21.) Aber hier begegnet es uns zum ersten Mal ausgesprochen. Von dem Augenblick an, wo er dem Zeugnis des Petrus, daß er Christus, des lebendigen Gottes Sohn sei, zustimmt, redet er klar und unmißverständlich von der Notwendigkeit seines Todes. Wie dieses Muß zu verstehen ist, zeigt uns ein Vergleich mit anderen Leidensaussprüchen Jesu. Er sagt selbst: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele," (Matth. 20, 28). „Ich lasse mein Leben für die Schafe" (Joh. 10, 15). Am Abend, als er das Osterlamm ißt, spricht er die Worte: „Das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für viele, zur Vergebung der Sünden." (Matth. 26, 28.) Diese und andere Aussprüche Jesu zeigen uns, daß er seit der Zeit, wo er den Einflüsterungen des Satans siegreich widerstanden hat und den Weg der Erniedrigung und des Leidens, des Spottes und Hohnes betritt, seinen Tod als das notwendige Opfer für die Sünden der Welt ansieht. Daher ist auch die Annahme falsch, als ob ihm die Erkenntnis von der Notwendigkeit seines Todes erst allmählich aufgegangen wäre und sich in ihm erst nach den bitteren Erfahrungen an dem verstockten und unbußfertigen Sinn der Menschen befestigt hätte. Die Notwendigkeit seines Todes führt er nicht auf die ungünstige und ihm feindliche Stimmung des Menschen gegen ihn, sondern einzig und allein auf den Vaterwillen Gottes zurück, der als notwendiges Mittel zur Versöhnung der Welt das Blut seines Sohnes wählte. Nicht im Sinne einer logischen Notwendigkeit, sondern im Sinne der Heilsnotwendigkeit hat er sein bevorstehendes Leiden verstanden. Er weiß: Es ist der Weg des Todes, den er betreten muß, um den Menschen das Leben zu bringen

und den heilsgeschichtlichen Plan Gottes an der sündigen Menschheit durchzuführen. In diesem Sinne müssen wir auch das Muß der ersten größeren synoptischen Leidensankündigung verstehen.

2. Handelt diese somit von der Notwendigkeit des Todes Jesu, so die zweite von dessen Selbstverständlichkeit. Heißt es dort: „Des Menschen Sohn muß" (δεῖ) so hier: „es ist zukünftig, daß" (μέλλει), „des Menschen Sohn wird" (Fut.) Die äußere Notwendigkeit scheint hier in innere Zuversicht umgewandelt. Diese veränderte Fassung der zweiten größeren Leidensäußerung läßt uns einen tiefen Blick tun in das Innenleben des Herrn. Sie zeigt uns, wie Jesu Seele gerungen haben mag nach innerer Einigung mit dem göttlichen Willen, der ihm den Tod am Kreuz als das unerläßliche Mittel für die Versöhnung der Welt aufbürdete. Wann sich dieser Umschwung von dem harten „Es muß" zu dem siegreichen „Es wird" in Jesu Seele vollzogen hat, ist nicht mit voller Sicherheit zu ermitteln, läßt sich aber vermuten, wenn man die den beiden ersten Leidensäußerungen des Herrn vorhergehenden Ereignisse näher ins Auge faßt. Das Bekenntnis des Petrus, daß Jesus des lebendigen Gottes Sohn sei, veranlaßt den Herrn, nun auch die Konsequenz dieses Bekenntnisses in seiner ersten Leidensankündigung auszusprechen, daß er nämlich als der Sohn Gottes auch den Willen seines Vaters durchzuführen habe: „Des Menschen Sohn muß." Der zweiten Leidensäußerung Jesu geht seine Verklärung voraus. Lukas berichtet uns, daß Jesus auf den Berg der Verklärung gegangen sei, in der Absicht zu beten. In diesem Gebet wird er wohl nach endgiltiger innerer Einigung seines Willens mit dem seines himmlischen Vaters gerungen haben, der ihm die schwere Aufgabe der Versöhnung der Welt auf die Schultern gelegt hatte. Wie sich diese Einigung nach ihrer ewigen Gott zugewandten Seite vollzog, wird uns stets ein Geheimnis bleiben. Nur soviel scheint sicher, daß es ein gewaltiges Ringen war, von dessen Ausgang der weitere Verlauf des Heilswerkes Jesu abhing. Der Erfolg dieses Ringens war jedenfalls der, daß Jesus seinen Willen ganz in den seines himmlischen Vaters aufnahm und die äußere Notwendigkeit seines Todes zu einem von seinem eigenen Willen getragenen Entschluß wird. Was ihm äußerlich durch den Gang der von Gott geordneten Heilsgeschichte zunächst als Aufgabe zugeflossen war, die Rettung der sündigen Menschheit durch seinen Tod, verwandelt sich ihm in jener Verklärung in selbsttätiges Wollen. Die Aufgabe wird ihm zur Gabe und verliert so ihren Stachel und ihre Härte. Das ergibt sich aus der veränderten Fassung der der Verklärung folgenden zweiten Leidensankündigung Jesu: „Es ist zukünftig, daß . . ." „des Menschen Sohn wird." Wie hätte Jesus auch den Kampf mit der äußeren Notwendigkeit seines Todes ohne inneres Sichabfinden mit dieser Notwendigkeit aufnehmen können? Hätte sich das ihm sich aufdrängende Muß seines Todes nicht in ein bestimmtes „Es wird" verwandelt, so wäre er sicherlich unter diesem „Es muß" innerlich ebenso zusammengebrochen, wie er äußerlich auf dem Wege nach Golgatha unter der Last des Kreuzes zusammensank.

Ein solches inneres Sichabfinden mit dem zunächst von außen herantretenden Objekt ist die notwendige Voraussetzung für alle sittliche Betätigung. Ohne ein freudiges und sieggewisses „Es wird“ erliegt der Mensch dem harten „Es muß.“ Das, was Gott dem Menschen als sittliche Aufgabe zuweist, muß sich in selbsttätiges Wollen umwandeln. In der Aufgabe, die ihm Gott stellt, muß er eine Gabe Gottes erkennen lernen, in deren Besitz seine Seligkeit liegt. Erst so gewinnt er die Freudigkeit und Standhaftigkeit des Schaffens gegenüber allen äußeren Schwierigkeiten, die ihm in den Weg treten, erst so überwindet er innerlich das Leid, das ihm die Lieblosigkeit der Welt beim Angriff jener Aufgabe zufügt. Erst wenn das Sollen mit ursprünglicher Kraft aus dem eigenen Grund der Seele aufsteigt und so zum Wollen wird, gewinnt es eine Beseelung und eine Macht, wächst es zu einer Selbstbehauptung und gewinnt es Teil an allen einer solchen innewohnenden Affekten großer und kräftiger Art. Was würde aus dem gegenwärtigen Freiheitskampf der deutschen Nation, wenn sich nicht der Wahlspruch dieser Nation: „Wir müssen siegen!“ in dem Herzen eines jeden Deutschen in ein gewisses: „Wir werden siegen“ verwandeln würde? In diesem „Es wird“ liegt der Schlüssel zum Verständnis aller Großtaten des menschlichen Geistes auf sozialem, sittlichem, wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiet. So läßt uns auch Jesus mit jenem „Es wird,“ „Es ist zukünftig, daß . . .“ seiner zweiten Leidensankündigung einen Blick tun in die Schatzkammer seines Geistes, deren Schätze er nur vermöge dieses „Es wird“ zu heben imstande war. Auch andere Selbstzeugnisse Jesu, so z. B. das Wort vom guten Hirten (Joh. 10, 1—18), die schon oben angezogene Stelle vom Dienen (Mark. 10, 45), zeigen uns, daß er seinen zukünftigen Tod als einen frei gewollten auf sich genommen hat. Daher die Ruhe, mit der er dem zukünftigen Tod ins Auge sieht, daher die Festigkeit, mit der er alles von sich weist, was ihn von diesem Endziel ablocken will, daher die Sicherheit und Bestimmtheit, mit der er seinen letzten Gang nach Jerusalem antritt.

3. Auch beim Verständnis der dritten größeren synoptischen Leidensäußerung Jesu müssen wir die sie begleitenden äußeren Begebenheiten näher ins Auge fassen. Wir finden bei dieser letzten Leidensankündigung Jesus auf dem Weg nach Jerusalem. Welch eine Fülle von Ereignissen liegt hinter ihm! Welch ein Unterschied zwischen seiner ersten Reise nach Jerusalem, die er nach Lukas schon im zwölften Lebensjahre unternommen hatte, und dieser seiner letzten Reise dorthin! Dort bei seinem ersten Aufenthalt in Jerusalem noch ein Kind, lernbegierig unter den Lehrern im Tempel sitzend, erfüllt von dem Höchsten und Heiligsten, was seine Seele ahnte. Hier auf seinem letzten Gang nach Jerusalem Jesus der gereifte Mann, dem der Zweck seiner göttlichen Sendung klar vor Augen steht. Dort als Zwölfjähriger noch unsicher tastend, nach reiner Erkenntnis des Göttlichen ringend, hier im besten Mannesalter völlig innerlich geeint mit dem göttlichen Willen. Dort als Zwölfjähriger umwogt von der passahfeiernden Volksmenge, hier

in der Vollkraft seiner Jahre von der Menge verlassen, nur von einigen Getreuen umgeben. Er erscheint hier bei seiner letzten Leidensankündigung in der ganzen Tragik seines irdischen Daseins: als der einsame Gänger, der zielbewußte Dränger, der unverstandene Sänger.

Er wandelt einsam dahin auf den schwindeligen Höhen der höchsten Erkenntnis, reiner Gotteserkenntnis. Wie mag ihm doch der Unglaube seines Volkes ins Herz gedrungen sein! Sein Schmerz macht sich späterhin in seinen Tränen über Jerusalem Luft. In dieser Einsamkeit teilt er das Los aller großen Persönlichkeiten. Je größer und gewaltiger die Gedanken und Taten eines Mannes sind, desto größer ist auch seine Vereinsamung. Der Durchschnittsgeist der Menschen vermag dem Geistesflug solcher Größen nicht zu folgen. So komisch diese Tragik der Vereinsamung bei großen Männern ist, sie berührt uns bei Jesus besonders schmerzlich, da er, der Sündlose, sein ganzes Leben und seine ganze Kraft in den Dienst der Gottesliebe und der Nächstenliebe gestellt hatte.

Doch zieht er auch einsam seine Straße, er läßt sich nicht irre machen an der Ausführung seines einmal begonnenen Heilswerkes. Das zeigt uns das bei seiner dritten Leidensäußerung abermals ausgesprochene „Es wird." Hier begründet er dieses „Es wird" näher mit dem Zeugnis der alttestamentlichen Propheten: „Es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn." (Luk. 18, 31). Je näher sein gewaltsamer Tod rückt, desto stiller wird er in seinem Gott, desto fester in seiner Ueberzeugung, daß sein Tod das notwendige Siegel ist auf das Glaubenszeugnis der alttestamentlichen Propheten. Wie mögen diese Gestalten auf seiner letzten Reise nach Jerusalem in ihm lebendig geworden sein! Wie mag er sie in seiner Seele begrüßt haben als die Herolde seiner bevorstehenden Befreiungstat auf dem Schmachhügel zu Golgatha! Die Stimme und den Ruf eines Jesajas mag er in sich vernommen haben: „Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker" (Jes. 60, 1. u. 2.), jetzt wo er sich aufmacht, die Finsternis des Erdreiches und das Dunkel der Völker an der Nacht und Macht seines eigenen Leidens zu entzünden. Ein Sacharja mag ihm vor die Seele getreten sein mit den Worten: „Du Tochter Zion, freue dich sehr, und du Tochter Jerusalem, jauchze; siehe dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin" (Sach. 9, 9). Zugleich wird er aber auch den bitteren Ernst seines zukünftigen Leidens im voraus durchgekostet haben, der aus den Worten Jesajas zu ihm sprach: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen" (Jes. 53, 4). Es drängt ihn fort auf der Bahn, die er nach der Weissagung der alten Propheten beschreiten soll. Nichts reißt ihn aus dieser Bahn. Denn er weiß, daß der Gang nach Jerusalem ihn nicht nur der bitteren Todesnacht entgegenführen wird, wo die Fin-

sternis die Macht haben soll, sondern auch dem herrlichen Auferstehungs-
morgen, der der Finsternis die Macht nehmen, die Kammern des Gra-
bes öffnen und ewiges unvergängliches Wesen aus Licht bringen wird.
So arbeitet seine Seele hier auf diesem letzten Gang nach Jerusalem,
die sich in der hier erfolgten dritten Leidensäußerung den Jüngern er-
schließen möchte.

Aber welche Wirkung üben die von uns erörterten Leidensankün-
digungen auf die Jünger? Wenn wir oben bei der Betrachtung der
äußeren Umstände seiner letzten Leidensäußerung Jesus als den ein-
samen Gänger bezeichnet haben, so können wir, wenn wir auf die Wir-
kung seiner Leidensäußerungen auf die Jünger sehen, sagen: er ist nicht
nur vereinsamt: Er ist allein. Lukas berichtet uns nach der Schilde-
rung der dritten Leidensaussage: „Sie aber vernahmen deren keines,
und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was da gesagt
war." Alle die drei größeren synoptischen Leidensankündigungen Jesu
sind unverstanden über das Haupt der Jünger hinweggegangen. Pe-
trus fährt den Herrn bei seiner ersten Leidensaussage an und sucht ihn
zurückzuhalten: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nicht!"
Seine zweite Leidensäußerung flößt den Jüngern Schrecken ein, so daß
sie es nicht einmal wagen, ihn ob dieser unverstandenen Worte zu fragen.
Dieser Schrecken der Jünger zeigt uns, welch gewaltigen Eindruck die
Leidensankündigungen Jesu auf sie gemacht haben müssen. Der Tod
ihres Meisters mußte ihrer Ansicht über die Bedeutung seiner Persön-
lichkeit zufolge einen Strich durch ihre Rechnung machen. Sie hielten
Jesus für den großen Wundertäter und Propheten: „Welcher war ein
Prophet mächtig von Taten und Worten vor Gott und allem Volk"
(Luk. 24, 19). Sie hielten ihn für einen großen König, der gekommen
sei, das alte Reich Israel in neuer Herrlichkeit erstehen zu lassen: „Herr,
wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?" (Akt. 1, 6.)
Das Verständnis für sein hohepriesterliches Amt, für die Heilsbedeu-
tung seines Todes dagegen war ihnen gänzlich verschlossen. Seine
Worte: „Es muß," „Es wird vollendet werden" klingen ihnen zu selt-
sam, als daß sie im Ernst an sie zu glauben vermöchten. Daher ihr
kleinmütiges Zagen und ihre Schwachheit bei seinem letzten Ringen in
Gethsemane. Daher die Verleugnung des Petrus, der beim Verhör
Jesu im Glauben an seinen Meister irre wird, daher das schnöde Ver-
halten des Judas, der seinen Herrn für irdischen Lohn verrät. Daher
klagen die Jünger auch, wie die Emmausgeschichte (Luk. 24, 13f.) zeigt,
nach der Kreuzigung Jesu über dessen Tod und damit gerade über das,
was für sie und alle Menschen die Quelle alles Heiles werden sollte.
Der Tod ihres Meisters scheint alle ihre Hoffnungen mit einem Schlage
zu vernichten. Sie stieben nach seiner Kreuzigung wie verschüchterte
Tauben auseinander.

Welche Folgerung ergibt sich aus der negativen Wirkung der Lei-
densäußerungen Jesu auf die Jünger für unser Glaubensleben? Wir
erkennen deutlich an dem Beispiel der Jünger, die die Feuerprobe des

Glaubens in der äußersten Not nicht bestehen, daß der Glaube an das königliche und prophetische Amt Jesu allein nicht hinreicht, um uns gegen alle Stürme und Versuchungen des irdischen Daseins zu feien. Wir erliegen dem Druck des Hasses dieser Welt und der Bitterkeit des Leides, wenn wir auf dem halben Glaubensgrund der Jünger stehen. Wenn auf irgend einem Gebiet, so ist auf dem religiösen Gebiet alle Halbheit vom Uebel. Unser Glaube muß auf festerem Grunde stehen als der der Jünger, auf der Tatsache des Todes und der Auferstehung des Herrn. Von den Evangelien hat man den bestimmten Eindruck: Alle Fäden in der Geschichte des Herrn laufen in gerader Linie hin zu seinem Tode. In seinem Tode gipfelt sein ganzes Berufswirken. Sein Tod ist auch die eine entscheidende Tatsache, von der die apostolischen Verfasser der neutestamentlichen Schriften die Erlösung durch Christus abhängig sein lassen. Jesu heiliges Bild wäre verweht im Staub der Jahrhunderte, seine Lehre verschollen und nie die weltüberwindende Macht geworden, wenn er nicht sein Zeugnis mit seinem Tode besiegelt hätte. Wir ersehen ja aus seiner Lebensgeschichte, wie seine religiöse Treue, seine Hingabe an die Menschen, seine gewaltigen Wundertaten und Reden, die lückenlose Erfüllung seiner Aufgabe — wie das alles nicht ausgereicht hat, um die Menschenkinder zu Gott zu führen und ihren hartnäckigen Sinn zu brechen. Sein Andringen reizt sie zum Spott, und seine ganze Erscheinung treibt sie zum Spott. Greift er an ihr Herz, so greifen sie zu den Steinen. Jesus hat zwar auch viel Liebe gefunden, aber viel mehr Haß, und der Haß hat über die Liebe triumphiert. Dieser Triumph aber lag in dem heilsgeschichtlichen Plan Gottes der Erziehung des Menschengeschlechtes zu seinem Reich der Liebe. Um dieser Liebe in den Herzen der Menschen Eingang zu verschaffen, um die Kluft zu beseitigen, die zwischen der sündigen Menschheit und Gott bestand, dazu reichte das prophetische und königliche Amt Jesu nicht aus, dazu bedurfte es einer entscheidenden Gottestat. Und diese entscheidende Gottestat war die Befreiungstat Jesu Christi auf Golgatha, sein Tod am Kreuz. Das erst ist der Felsen, von dem die Quellen des Lebens rauschen, aus dem die Wunder des Glaubens schießen, an dem sich die Feuer der Liebe entzünden, um den die Blumen der Hoffnung sprießen.

Passions-Perikopen der Eisenacher Konferenz.

Von Pastor R. Jungfer, Scranton, Pa.

Die Feinde und der Herr. — Joh. 11, 47—57.

I. Die Feinde:
- A. Ihre Eifersucht:
  - a. wegen der Zeichen, die er tat, 47;
  - b. wegen seines Anhanges, 48a.
- B. Ihre Heuchelei:
  - a. als wenn ihnen das Wohl des Volkes am Herzen läge, 48b, 50;

b. als wenn sie alles wüßten, 49b.
c. sie verrichten nur äußerlich den Gottesdienst, 55.

C. Ihre Bosheit:
a. stellen ihn hin als einen Volksaufwiegler, 48;
b. hetzen gegen ihn, 57;
c. beschließen ihn zu töten, 57.

D. Ihre Ohnmacht:
a. sie sind unter römischer Herrschaft, 48, 49;
b. sie sind ein Werkzeug des Herrn, 51;
c. ratschlagen vergebens, 53;
d. können nichts tun, bis die Zeit erfüllet ist, 54;
e. fragen vergebens nach ihm, 56.

II. Der Herr:
A. er ist ein Herr großer Zeichen, 47,
B. ein Herr, dem viele anhangen, 48,
C. der allem Volk ein Segen ist,
a. indem er für dasselbe starb, 50;
b. indem er es zusammenbringt, 52.
D. der kein Aergernis geben will, 54,
E. der treu ist bis in den Tod, 53.

Gethsemane. — Luk. 22, 39—46.

I. Die Erhabenheit des Herrn:
A. er blieb seiner Gewohnheit treu, 39;
a. er ging ins Verborgene zu seinem Vater, 39;
b. er kniete nieder und betete, 41.
B. er ermahnte seine Jünger, 40,
C. er suchte seine Hilfe bei Gott allein, 41:
a. er unterwarf sich ihm, 42;
b. er ließ nicht nach im Gebet, 44;
1. wiewohl ihn ein Engel stärkte, 43;
2. wiewohl er mit dem Tode rang, 44;
3. wiewohl sein Schweiß wie Blutstropfen war, 44.
D. er schalt nicht, 46:
a. da sie nicht gewacht hatten, 45;
b. da sie nicht gebetet hatten, 46;
c. da sie trostlos waren in ihrer Traurigkeit, 45.
E. er ging wie ein Held dem Feind entgegen, Matth. 26, 46.

II. Der Schmerz des Herrn:
A. die Jünger folgten ihm, aber verständnislos, 39;
B. sie sahen seine Traurigkeit und ließen ihn allein, 41;
C. sie waren nicht Täter seines Wortes, 40, 45;
D. sie kannten des Trostes Quelle und waren trostlos, 46.

Die beiden Mächte. — Luk. 22, 54—62.

I. Die Macht der Finsternis:
  A. bei den Kriegsknechten, 54;
  B. bei Petrus;
    a. sie betörte ihn:
      1. daß er sich stark dünkte und folgte ihm, 54;
      2. daß er sich zu Feinden setzte, 55.
    b. sie verhärtete ihn:
      1. daß er den Herrn verleugnete, 57f;
      2. daß er ihn verleugnete und schwur, 58;
      3. daß er ihn verleugnete und fluchte, 58, Matth. 26, 74.

II. Die Gnade des Herrn:
  A. der Herr hatte den Petrus gewarnt;
  B. er warnte ihn;
    a. er gab ihm Zeit, sich zu besinnen, 59;
    b. der Hahn schrie, 60;
    c. er blickte ihn an, 61.
  C. der Herr betete für ihn;
    a. Petrus erinnerte sich darum an Jesu Wort, 61;
    b. er entfernte sich von dem Feind, 61;
    c. er erkannte sich und weinte, 62.

Das heilige Bild des Herrn. — Luk. 22, 63—71.

I. Er ist ein großer Dulder:
  A. man verspottete ihn, 63f;
  B. man schlug ihn, 64;
  C. man lästerte ihn, 65;
  D. sie verhören ihn, 66;
  E. sie verurteilen ihn, 71.

II. Er ist ein mutiger Bekenner:
  A. daß er Christus ist, 67;
  B. daß er des Menschen Sohn ist, 69;
  C. daß er der Sohn Gottes ist, 69f.

III. Er wird als Richter auftreten:
  A. gegen die ihn verspotten, 63;
  B. gegen die ihn schlugen, 64;
  C. gegen die ihn lästerten, 65;
  D. gegen die, die nicht an ihn glauben, 67.

Im Richthaus. — Matth. 27, 15—31.

I. Welch traurigen Eindruck macht Pilatus:
  A. eines unselbständigen Menschen;
    a. er holt das Urteil anderer ein,
      1. wen sie frei haben wollen, 17, 21;
      2. was er mit Jesu tun soll, 22.

b. er läßt sich überschreien, 24;
1. obgleich er Barrabam kennt, 16;
2. obgleich er Jesum kennt, 22, 23, 24a;
3. obgleich er die Juden kennt, 18;
4. obgleich er gewarnt wurde, 19.
B. eines heuchlerischen Menschen, 24;
C. eines ungerechten Menschen;
a. er ließ den Herrn geißeln, 26a;
b. er verurteilte ihn zur Kreuzigung, 26b;
c. er überließ ihn den Kriegsknechten, 27—31.

II. Welche Verworfenheit der Feinde:
A. der Obersten:
a. indem sie Barrabam losbaten, 21;
b. indem sie keinen Grund für ihren Haß hatten, 18;
c. indem sie das Volk überredeten, 20;
d. indem sie ihren Haß nicht bändigten, 25.
B. des Volkes:
a. indem es auf die Obersten hörte, 20;
b. indem es in seinem Urteil verharrte, 25.
C. der Kriegsknechte:
a. indem sie Jesum verspotteten, 28f;
b. indem sie ihn anspieen, 30a;
c. indem sie ihn schlugen, 30b.

III. Welche Erhabenheit des Herrn.
A. er war die Erfüllung alles Vorgebildeten, 15;
B. seine Unschuld war erkannt:
a. von Pilatus Weib, 19;
b. von Pilatus selbst, 24.
C. seine Feinde hassen ihn ohne Grund, 18;
D. er erträgt alles geduldig.

Der Weg nach Golgatha. — Luk. 23, 26—54a.

I. Schauet an das Volk:
A. es folgt dem Herrn neugierig nach, 27:
a. das sich überreden ließ;
b. das seinen Tod wollte;
c. das sein Blut auf sich herabschwörte;
d. das ihn sein Kreuz schleppen ließ.
B. sie bleiben unberührt von seinen Ermahnungen,
a. daß ihr Los schrecklich sein wird, 31;
b. daß sie verzweifeln werden, 30;
c. daß sie die Kinderlosen beneiden werden, 28f.
C. sie sind gefühllos bei der Kreuzigung, 33;
D. sie erfassen sein Gebot nicht, 34;
E. sie wissen nicht, daß er der Prophet ist, 28;

F. die Weiber beweinen ihn, 27;
- a. den, der so viel gelitten hat;
- b. den, der noch so viel leiden muß.

II. Schauet an die Bosheit der Feinde:
- A. sie legen auf ihn sein Kreuz, 26;
- B. sie rechnen ihn unter die Uebeltäter, 32;
- C. sie kreuzigen ihn, 33;
- D. sie bleiben ungerührt von seinen Gebeten, 34.

III. Schauet an die Erhabenheit des Herrn:
- A. er hat Mitleid mit dem Volk, 28;
- B. er ermahnt die Weiber, 28—31;
- C. er läßt geduldig alles über sich ergehen:
  - a. daß man ihn unter die Uebeltäter rechnet, 33;
  - b. daß er sein Kreuz tragen muß, 26;
  - c. daß sie ihn kreuzigen, 33.
- D. er betet für seine Feinde, 34a.

Der Mann der Schmerzen. — Luk. 23, 39—46.

I. Er hatte ein Herz voller Liebe:
- A. in seinem Leben gegen jedermann;
- B. bei seinem Sterben;
  - a. gegen den Schächer zur Linken, 39;
  - b. gegen den Schächer zur Rechten, 42f;
  - c. gegen die Mörder.

II. Alles gab ihm Ehre:
- A. zu seinen Lebzeiten;
- B. bei seinem Sterben;
  - a. der Schächer zur Linken, 39;
  - b. der Schächer zur Rechten, 40f;
  - c. seine Mörder;
  - d. die Natur, 44f.

III. Er starb, damit wir leben:
- A. durch seinen Tod ward der Himmel geöffnet, 43;
- B. durch seinen Tod wurden wir Gottes Kinder, 46;
- C. durch seinen Tod wurde die alte Ordnung aufgehoben, 45.

IV. Er erwies sich als Gott:
- A. er nahm alle Kränkungen hin, 39;
- B. er übte seine Macht, 43;
- C. er ging siegreich hervor, 46.

Um Freiheit und Recht.

Von P. T. Kugler, Plum Hill, Ill.

Stete Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit! Das gilt sowohl in Bezug auf jenes köstliche Befreitsein vom Fluche des Gesetzes, das der Durchbrecher aller Bande uns erwarb, als auch hinsichtlich alles Dessen, was wir an davon abgeleiteten allgemeinen Menschenrechten etwa besitzen. Allein, jenes so ernst mahnende Wort haben die meisten Bürger der Vereinigten Staaten schon seit geraumer Zeit gar zu wenig berücksichtigt, trotz seiner weitragenden Bedeutung. Wollte auch hier und da ein „getreuer Eckart" auf die schon vorhandenen Freiheitsräuber und ihr lichtscheues Treiben aufmerksam machen, so wurde doch sein gewissenweckender Warnruf, ob dem Tageslärm um nichtigen Tand, von der großen Menge überhört; die nach wie vor scheinbar ganz unbekümmert oder gar gedankenlos ihren mehr oder weniger ehrlichen und christlichen Geschäften und oft sinnverwirrenden und sündigen sogenannten Vergnügungen nachjagte, zumeist aber wohl in der gewohnten Gier nach dem Dollar aufging.

Neuerdings aber gefällt sich der erste Beamte des sogenannten Landes der Freiheit selbst auch in der Rolle eines Wächters auf hoher Warte, der das Schwert kommen sieht. Und nun will er auf einmal Alles, was er noch ganz kürzlich behauptet — daß wir nämlich mit allen Nationen in Frieden und Eintracht lebten und von keiner Seite uns Gefahr drohe — auf den Kopf stellen und seinen ganzen Einfluß zu bisher bei uns unerhörten Rüstungen gegen einen gefährlichen Feind geltend machen. Zur Begründung dafür wird sogar das traurige Schicksal der, nach der notorisch verlogenen anglo-philen Presse, ungerüstet gewesenen Länder, wie Belgien und Serbien im gegenwärtigen Weltkriege angeführt; jedoch ein namhafter Teil der hiesigen Blätter läßt es sich doch nicht nehmen, direkt auf den jetzt dominirenden Einfluß der schamlosen Waffen- und Munitionsfabrikanten hinzuweisen und den „Wächter" zu fragen: von welcher Seite droht Gefahr und welch ein Schwert siehst denn du da so plötzlich aufflammen?

Wenn es nicht so tief traurig wäre, den allerdings befugten obersten Wächter eines Landes seine Rollen so sehr oft wechseln zu sehen, — leider steht ja obiges Beispiel so wenig vereinzelt da, daß man dabei eher schon unseres bekannten stolzen Mottos eingedenk wird: e pluribus unum! — es wäre ein gar ergötzliches Schauspiel für einen persönlich unberührten oder gar schadenfrohen „Ausländer.„ Einem hiesigen Bürger dagegen muß ein derartiges Gebahren ein inneres Grimmen verursachen, zumal wenn solch ein Mann des wachsamen Abwartens es sich nicht versagen kann, gegen einen in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Teil seiner eigenen Mitbürger, noch dazu in wiederholten und bis zur Androhung des Zermalmens sich steigernden Drohungen, seinem bedrückten Herzen Luft zu machen. Muß man dann da nicht, schier zweifelnd fragen: „Ja, aber ist denn das doch derselbe Mann, dessen

Lippen noch jüngst vom Honigseim der Menschenliebe überströmten?! Woher nun dieser plötzliche Umschwung?

Die günstige Annahme wäre wohl die, das Gewissen des „Wächters“ sei endlich erwacht, weil er im Geiste nicht nur das Schwert, sondern auch dessen Wirkung geschaut oder vielleicht auch nur jenes in Rußland verbotene Schreckensbild Wereschtschâgin's! Und nun befürchte er doch die unausbleibliche Fluchernte der um Judaslohn geschehenen Blutsaat der hiesigen Munitionsausfuhr, deren ungehemmte Förderung und Beschickung er gleichsam zum ne plus ultra — Beweise „unserer“ „Neutralität“ dekretirt hat. Was Wunder, wenn ihn da ein vollberechtigtes Gruseln beschleichen mag, ihn den Wächter eines Hakeldama, auf dem Hyänen, Vampyre und Geier ihr Wesen haben, und ihm nun auch die großartigsten Rüstungen zur Selbstverteidigung kaum hinreichend erscheinen mögen. Das ist ja in seiner Art nur folgerichtig gedacht.

Was aber soll denn im letzten Grunde nun beschützt und verteidigt werden? Das brutale, schrankenlose Treiben der Vertreter der Geldmacht, von denen ein großer Teil seit Anfang des Völkerkrieges sich in Unternehmungen größten Styles eingelassen, die unserer Nation Fluch und Verderben bringen. Die unerschütterte, stets anwachsende und völlig rücksichtslose Herrschaft einer Plutokratie, die aus jedem gegen sie unternommenen Versuch, sie einzudämmen, gleichsam verjüngt und verstärkt hervorgeht, hat ja vor allem schon unser eigenes Beamten- und Bürgertum wie in einen goldenen Käfig gebannt. Denn daß der Geldmacht gegenüber sich das Schwert des Gesetzes als stumpf und der Arm der Gerechtigkeit als lahm erwiesen hat, das haben selbst unsere Zeitungen so oft berichtet, daß wir es als bekannt annehmen dürfen. Sobald aber Gesetz und Recht einem Teile der Bürger gegenüber versagen, ist auch der Begriff der Freiheit illusorisch geworden.

Ein bestimmter Teil unserer Tagespresse hüllt sich nun diesen verhängnisvollen Tatsachen gegenüber in ein geflissentliches, ominöses Schweigen, wie sie ja auch im allgemeinen das Treiben der übrigen Verderber unseres Volkes nach Kräften zu beschönigen oder ganz totzuschweigen pflegt. Jene versuchen nämlich auf allerlei Art denjenigen Bürgern, die nicht vermöge des undurchdringlichen Goldpanzers vor der Schärfe des Gesetzes verschont bleiben, sondern diesem sich zu fügen haben, eben vermittelst des letzteren womöglich noch den letzten Rest von Freiheit irgend welcher Art zu nehmen.

Freiheit oder Zwang?

Unter den unveräußerlichen Menschenrechten, die durch unsere Konstitution jedem Bürger gewahrleistet sind, steht doch die persönliche und Gewissensfreiheit obenan. Gerade aber gegen die Letztere wird schon seit Jahrzehnten von verschiedener Seite her ein wenn auch oft möglichst verdeckter, so doch zäher und erbitterter Kampf geführt. Oder

zielen etwa die anmaßenden Fordrungen der hiesigen Römlinge nicht auf eine Unterdrückung unserer Freiheit hin, wenn sie z. B. eine strenge Preßzensur gegen alle Kundgebungen fordern, die nicht zu ihren Gunsten sprechen, noch ganz abgesehen davon, daß sie in Politik und Unterrichtswesen die Kontrolle erstreben und auf den Philippinen und auch anderwärts der Wunsch und Wille ihrer Kirche bereits so ziemlich ausschlaggebend ist. Soll das Alles etwa nicht — nach ihrem Plan — in einer Knebelung der Gewissensfreiheit gipfeln? Doch heute steht ja Rom auch darin längst nicht mehr vereinzelt da, es hat aus dem protestantischen Lager Schildknappen gefunden, die auf dasselbe heillose Ziel hinarbeiten.

Sind ferner die Glieder der hies. Arbeiterunionen nicht bereits ihrer persönlichen Freiheit beraubte Leute, denen jede freie Willensentscheidung abgeschnitten ist und denen nur auf Kommando ihrer Führer oder besser Verführer hin Arbeit oder Strike gestattet ist?

Und ist nicht dasselbe der Fall bei den fast unzählbaren Mitgliedern der vielen Logen und geheimen Gesellschaften, die z. T. durch gräßliche, gotteslästerliche Eide ihrer Selbstentscheidung gänzlich entsagen?

Ist weiter die systematische Ausrottung jedes Wettbewerbs durch die geschäftlichen Polypenarme unserer Riesenkombinationen nicht eine fortgesetzte und offen ausgeübte Unterdrückung wirtschaftlicher und persönlicher Freiheit zugleich? Und doch haben, trotz in Kraft stehender Antitrustgesetze bereits mehrere Administrationen nur die großartigsten Spiegelfechtereien dagegen betrieben.

Und endlich, was das Schlimmste wäre, wenn es sich bewerkstelligen ließe, — nämlich auch vom Gipfel herab soll der Abgang einer Lawine inscenirt werden, behufs Verschüttung und Erdrosselung individueller Willensäußerung. Der höchstbesoldete Beamte des Landes und erste Diener des souveränen Volkes soll gar beabsichtigen, Gesetze zu veranlassen, kraft welcher alle Aeußerungen und Handlungen von Bürgern strafbar werden, die mit Anordnung oder Zuständen in Widerspruch treten, die der Exekutivbeamte gutgeheißen. Vielleicht, wenn dieser sich rechtschaffene Mühe gibt, bringt er's auch noch fertig, daß er die Zeiger der Weltuhr ein paar Jahrhundertchen zurückschiebt und mit jenem bekannten und „netten" Herrscher sich verbündet, der bekanntlich auch sagte: Der Staat — das bin ich!

Hält man die letzterwähnte humane Absicht mit anderen bereits ergangenen Drohungen desselben Ursprungs zusammen, so muß man annehmen, daß sich die Spitze jener zu veranlassenden Gesetze offenbar in ihrer vollen Schärfe wird richten sollen gegen den entschiedenen Widerspruch, den die schandbare Fabrikation von Kriegsmaterial aller und jeder Art vonseiten aufrichtiger und ehrlicher Bürger gefunden hat; da durch letzteres ausschließlich die auch wieder mit amerik. Gelde über Wasser gehaltenen verschworenen Todfeinde des Deutschtums ihren ge-

waltigen Raub- und Mordbrennerkrieg fortzufristen vermögen, den sie bekanntlich mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung, des Betruges und Verrates, sowie der Vergewaltigung und Zertretung und Hohnsprechung aller Menschen- und Völkerrechte führen.

Zu alledem darf sich der Abschaum eines im Innersten aufgewühlten Weltmeeres voll tyrannischer Frechheit ungehemmt und ungescheut an unseren Gestaden breit machen, auf welchen bereits die Willkürherrschaft völlig moralfreier Demagogen und überdreister Mammonsknechte jedes Anstimmen der Hymne vom Sweet land of liberty zur Farce gemacht hat.

Sind das alles aber etwa nicht weithinlodernde Flammenzeichen, die jedem sehenden Auge zur todesernsten Warnung sich verbinden: Freies Volk von Amerika, wahre deine heiligsten Güter!—Ja, fürwahr, jetzt handelt es sich nicht länger um sich immer neu ablösende Tagesfragen von nur zeitweiligem Interesse, sondern es gilt vor allem jenes Grundprinzip jedes menschenwürdigen Daseins, dessen unschätzbaren Wert s. Z. Patrick Henry bekannte, als er forderte: Gebt mir Freiheit — oder den Tod!

Eben dasselbe gilt auch heute wieder. Denn die Freiheit, um die es sich hier für uns handelt, ist ja nicht etwa nur irdisch-bürgerlicher Art, — nein, untrennbar damit verbunden ist eben auch wieder die Gewissensfreiheit und freie Religionsausübung, deren Unterdrückung ja nicht nur von seiten der Römlinge, sondern auch von allen Denjenigen erstrebt wird, welche die bürgerliche antasten und einschränken wollen. Damit zugleich wollen eben alle Parteien genannter Art ihr eigentliches Ziel erreichen, nämlich Unterdrückung der Wahrheit selbst! Also Knebelung der Wahrheit in Wort und Schrift, Unterdrückung der Stimme des Gewissens und gänzliches Sklaventum nach Leib und Seele — mit gelegentlichem Gestatten eines pagodenhaften Aufundabnickens oder Jasagens — das ist das Programm, das auf dem Boden des Landes der Freiheit, von deren Feinden aufgeführt werden soll. Und sollte es nach diesem Plan im beabsichtigten Geschwindtempo weitergehen, dann mag der Zeitpunkt schon recht nahe gerückt sein, wo die gewährleistete persönliche Freiheit das Papier nicht wert ist, auf dem sie verbrieft wird.

Somit handelt es sich hier um eine Frage von so eminenter Bedeutung, daß sie jeden von uns, sowohl als Staatsbürger wie als evang. Christen aufs nächste angeht. Wir haben also hier entschieden Stellung zu nehmen als ganze Männer, als christliche Bürger unseres Landes: Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben!

Es steht ja nicht länger so, als ob die versteckten Angriffe und Drohungen und die offenen Uebergriffe aus den feindlichen Lagern sich bisher etwa nur auf einzelne, nebensächliche Stücke beschränkt hätten oder nur in einzelnen Staaten erfolgt wären, nein die Schlingen und Netze unserer einheimischen Widersacher sollen das ganze Gebiet der Ver. Staaten umschlingen, um gleich einen möglichst großen Fang einzuheimsen. Verschiedene kirchliche und auch weltliche Blätter und Zeit-

schriften haben bereits schon wiederholt und z. T. recht eindringlich auf diese, aller Freiheit drohenden und unseren Grundgesetzen Hohn sprechenden, gefahrdrohenden Gewalten aufmerksam gemacht. Auch im letzten November-Heft (1915) unseres Magazins wird diese Angelegenheit ins rechte Licht gestellt. In dem Artikel „Menschengebote" wurden etliche Auswüchse des Treibens Derjenigen an den verdienten Pranger gestellt, denen weder Gottes Wort noch menschlicher Brauch mehr gelten und die sich dabei noch als Leute gerieren, die auf höchsten moralischen Standpunkt angelangt, gleichsam den Gipfel menschlicher Moral erklommen haben. Besonders wird da auch den modernen scheinheiligen Moralisten, die ihre Animalität (vergl. „Du sollst nicht töten.") unter der Spitzmarke der Humanität an den Mann bringen wollen, die Heuchlermaske vom Gesichte gezogen. Im selben Artikel wird auch die Tatsache beleuchtet, daß verschiedene amerik. Kirchen sich den Christenwandel recht bequem, und, wie sie vermeinen, unfehlbar gemacht durch Aufstellung eines neuen, elften Gebotes: Du sollst keine geistigen Getränke trinken! —

Wenn nun im Nachstehenden besonders auch auf den mit Letzterem berührten Gegenstand näher eingegangen wird, mag dadurch vielleicht so Manchem noch ein Dienst erwiesen werden.

Jedem Einsichtigen wird zunächst soviel klar sein, daß es überflüssig wäre über die ganze Getränkefrage auch nur ein weiteres Wort zu verlieren, wenn deren Lösung so leicht und einfach sich vollzöge, wie jene Erfinder des neuen, elften Gebotes uns glauben machen wollen. Doch mit „kleinlichen, skrupulösen Bedenken" geben diese großzügigen Geister sich eben garnicht weiter ab. Ohne auch nur im geringsten auf Wunsch und Willen oder etwaige Abneigung des lieben Nächsten irgend welche Rücksicht zu nehmen, wollen die erwähnten „kirchlichen Kreise" die persönliche Anwendung ihrer Erfindung womöglich jedem Bewohner Amerikas durch unweigerlichen Gesetzeszwang aufnötigen. Und nicht etwa das allein, sondern noch so manche andern Floskeln, die jener Grundforderung kodizillmäßig angehängt sind, sowie sogar wiederum die alte, dreiste Umdrehung der heiligen These des Herrn: Der Sabbat ist um des Menschen Willen gemacht! — Das Alles soll nun zugleich, in Bausch und Bogen, mit in den erzwungenen Kauf genommen werden.

Auch einem Unbefangenen muß sich die Erkenntnis aufdrängen, daß das nichts anderes als Danaergeschenke sein können, die jene frömmelnden Spießbürger ihren geliebten Mitbürgern aufhalsen wollen. Eben weil sie ihre humanen Beglückungsgaben durch Inkraftsetzung der gesetzgeberischen Maschinerie erstreben, also auf Kosten jener garantierten Freiheit, kraft welcher doch selbstverständlich Essen- und Trinken- oder Fastenwollen nur der persönlichen Entscheidung des einzelnen gesunden und normalen Bewohners unseres Landes untersteht. Daß jenen Abstinenzlern, die unter geduldetem Mißbrauch der neutralen Flagge der Mäßigkeitsapostel einhersegeln, die Unmäßigkeit Einzelner Anlaß und Vorwand zu ihrem radikalen Vorhaben biete, bleibe

dabei zunächst noch ganz unbestritten. Allein, um dieser Ausnahme willen können doch nicht für einen ganzen Staat oder die ganze gesamte Nation Prohibitionsgesetze erlassen werden, als gehörte das ganze Volk in eine Korrektionsanstalt, wo allerdings von rechtswegen alle notorischen Säufer Aufnahme finden sollten. Mit Recht wurde in dem oben erwähnten Aufsatz des Magazins jener notwendigen Zwangsanwendung das Wort geredet, wie sie allen unzurechnungsfähigen Personen gegenüber, also auch inbezug auf Trunkenbolde, durchaus am Platze ist. Sicher darf derartigen Personen nicht Gelegenheit geboten werden, in fabrikmäßigen Betrieben Menschenleben zu gefährden. Sie sind allen solchen Orten vielmehr ebenso fern zu halten, wie schon alles anstößige, gemeingefährliche oder hinderliche Betragen vom Benutzen öffentlicher Verkehrswege ausschließt.

Dem Schreiber des bereits mehrfach angeführten Artikels, der sich auch gegen Trinkplätze in Industriedistrikten ausspricht, ist daher durchaus beizupflichten. Ja noch mehr: Weil der hiesige Saloon in seiner jetzigen durchschnittlichen Beschaffenheit — zumal wo er heimlich mit solch gemeingefährlichen Anhängseln, wie Spielhölle, oder gar Schlimmerem behaftet ist — ein öffentliches Uebel bildet, wäre überall da, wo nicht hierüber eine einwandsfreie Kontrolle geübt wird, eine Aufhebung oder Schließung desselben wünschenswert. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß jeder Verkauf geistiger Getränke untersagt werden sollte, sondern eben nur soviel, daß der Saloon in seiner jetzigen Gestalt einer besseren Einrichtung Raum geben sollte. Wer nämlich die Trinkfrage in unserem Lande schon länger verfolgt hat, wird allen vorgeschlagenen Radikalmitteln gegenüber ziemlich mißtrauisch sich verhalten. Denn wohin z. B. die staatliche Prohibition unter den jetzigen Verhältnissen führt, das wird bereits durch das alte Sprüchwort: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim! — sowie durch das Bsp. schon eines einzelnen hies. Staates hinlänglich illustriert. Maine nämlich, mit seinem männlichen und weiblichen Säufertum beweist, daß staatlich aufgezwungene Prohibition nur den gesetzlich geregelten Verkauf von Spirituosen verhindert. Dagegen aller schrankenlosen Zügellosigkeit Kellertüren und Spelunken öffnet. Ja, *könnte das Sauflaster durch Gesetze aus der Welt geschafft werden* — dann, aber auch nur *dann sollte Jedermann für gesetzliche Prohibition einstehen* und darum ausschließlich für die betreffenden Kandidaten stimmen. Weil leider das Gegenteil des damit Bezweckten erreicht würde, wäre das aber schlimmer als unnütze Stimmenverschwendung.

Ja, sogar wenn wir uns auch nur dafür stark ins Zeug legten, daß der Saloon gänzlich abgeschafft würde, so müßten wir befürchten, dadurch jener großartigen politischen Vereinigung in die Hände zu arbeiten, die unter dem Namen Anti-Saloon-Liga hier allbekannt ist und mit einem großen Aufwand von Broschüren, Zuschriften, Einladungen zu ihren Versammlungen, Zumutungen von Abstinenzgelübden

für Kinder und Greise und Aufforderungen zur Veranstaltung von sog. Temperenzprogrammen für Sonntagschulen und Gottesdienste und durch allerlei Massenzusammenkünfte u. s. w. von sich reden macht. Hinter dem ohnehin schon vielfach unsauberen politischen Treiben dieser Verbindung begegnen wir aber wiederum einem mit Aufwand gewaltiger Mittel ins Werk gesetzten Plan einer gesetzlichen Knebelung persönlicher Freiheit. Diese famose „Liga" könnte sich den Feinden alles Deutschtums getrost und offen an die „gutedle" Seite reihen. Sie bezweckt nämlich nichts Geringeres, als vor allem die völlige Entrechtung aller im Auslande geborenen Bewohner dieses Landes, sowie Unterdrückung und Ausrottung der deutschen Sprache.

Auch Richter John Schwaab in Cincinnati hat erst kürzlich darauf hingewiesen, daß die Bestrebungen zur Unterdrückung des deutschen Unterrichts in den Schulen von Ohio auf dieselben Leute zurückzuführen wären, welche für Prohibition eintraten! — Auf dieselbe Quelle werden dann wohl auch die wiederholten derartigen Versuche in anderen Staaten zurückzuführen sein. Diese Leutlein sind also nativistische Deutschenfresser vom reinsten Wasser. Und da dieselben mit Vorliebe alle Geistlichen für ihre Machenschaften zu gewinnen suchen, werden wir gut tun, uns dieselben möglichst weit vom Leibe zu halten — allerdings ohne damit betreffs der Trinkfrage zu einem Resultat zu gelangen.

In manchen kleineren Städten hatte man sich bereits nach dem sog. Lokal-Option Verfahren für Schließung aller Saloons entschieden; war aber hernach, sobald sich die nächste Gelegenheit einer erneuten Abstimmung bot, doch recht froh, nun von zwei Uebeln wieder das kleinere wählen zu dürfen. Wenn nämlich ein Teil derselben Stimmgeber, die zuvor die Abschaffung aller Trinklokale verlangten, nach Erreichung ihres Vorhabens in „blinden Tigern" (unlizensierten Trinkspelunken) der Völlerei in dem Maße fröhnte, daß sie — aus dem Abgrunde wieder ans Tageslicht gekommen — die Straßen unsicher machten, dann ist es allerdings nach des Herrn Ausspruch derart ergangen, daß der ausgetriebene unsaubere Geist mit sieben noch ärgeren Gesellen wiederkehrte. Doch ach — nur zu häufig hört man von den freien und stimmberechtigten Bürgern unseres Landes nicht nur derartiges, sondern auch, daß in manchem Gemeinwesen schier Mann für Mann bei Wahlen ihre Stimmen dem höchsten Bieter verschachert haben! Wenn aber in einer Bürgerschaft Ehre, Treue und Gewissen nur noch als leere Worte gelten und auch von einer wirklichen, eigenen und bewußten Ueberzeugung in irgend welchen gemeinnützigen oder sozialen Angelegenheiten keine Rede mehr sein kann, dann kann man sich auch nicht länger wundern, falls man öfter — nach eigener Kundgebung einer bestimmten Ansicht — von solcher Seite die Erwiderung erhält: Aber meine Zeitung sagt doch anders! Denn, was sein feiles Tagesblatt etwa kannegießert, das ist dann unbedingt auch die Ansicht solch eines „überzeugungstreuen Patrioten." Es ist aber zu befürchten, daß eben die

Leute dieses Schlages, die sog. Parteiklepper, bei den meisten Wahlen den Ausschlag geben. Und denselben „Bassermann'schen Gestalten" ist jene famose Losung auf den Leib zugeschnitten, welche lautet: Recht oder Unrecht, es bleibt mein Vaterland oder meine Partei, mit der ich alles mitmache!

Solchen Leuten ist allerdings jede Selbstverantwortung zugleich mit jedem rechten Selbstbewußtsein abhanden gekommen. Ziehen wir nun auch nur die sich stets wiederholenden grandiosen Wahlbetrügereien und Fälschungen beim Stimmenzählen in Betracht, ja dann versteht man, warum Einsichtige schon wiederholt behaupteten, unsere ganze Politik sei durchaus korrupt. Dann aber muß man sich auch mit Recht fragen: Können wir denn unter solchen Umständen überhaupt noch eine Besserung der vorhandenen verderbten Zustände durch Ausübung unseres Stimmrechts erhoffen? Haben denn etwa die Demagogen und sonstigen Verderber unseres Volkes nicht eben durch Stimmenkauf der gewissenlosen Elemente schon von vornherein gewonnenes Spiel?

Denn die Treiber des Volkes, die Gegner aller persönlichen Freiheit und die Spieler mit der Ausübung des Stimmrechts treten ja in immer geschlossenerer Masse auf den Plan und arbeiten nach großangelegten Plänen eifrigst zugleich an der Unterminierung der Moral und Freiheit unserer Nation! Ist es daher nicht dringend geboten, daß alle Freunde und Verteidiger wahrer Freiheit, mit Hintansetzung aller kleinlichen Sonderinteressen sich endlich zusammenschließen, um durch Wort und Schrift für Freiheit und Recht zu zeugen, ja, um das, was etwa noch zu retten ist, auch zu bewahren?! Sollte etwa den vereinten Kräften derer, welchen das wahre Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, nicht doch noch in ihrem edlen Vorhaben Aehnliches gelingen, wie das, was die vereinten deutschen Heldenstämme bereits errungen haben — einer todfeindlichen Welt und selbst den allerfeigsten ihrer Widersacher gegenüber, jenen Meuchelmördern aus dem Hinterhalt, den hiesigen „Profitpatrioten" mit dem neuesten Schlagwort: Bereitschaft!

Doch schon tönen die Stimmen der Wahrheitszeugen immer lauter, die zu „diesem heiligen Kriege" rufen gegen die immer dreisteren Versuche aller Art, uns jegliche Freiheit zu knebeln und alles Recht zu rauben. Möge es ihnen — jenen Rufern — gelingen, endlich das ganze Volk aus seinem Zauberschlaf zu wecken, denn die schon gelungenen Versuche einzelner Parteien oder Gesellschaften, ihren speziellen Willen ganzen Gemeinschaften zum Gesetz aufzudringen, fordern ja geradezu zur Nachahmung auf! So gehören z. B. von den 2000 sog. Grocers Brooklyns etwa 500 zu einer Retail Grocers Association. Diese letztere wollte nun kürzlich durch die Legislatur ein Gesetz passieren lassen, das die Schließung sämtlicher Grocerieladen im ganzen Staate an Sonntagen verordnet.

Nun wäre es ja gewiß ganz wünschenswert, daß den in diesen Geschäften Angestellten ein freier Sonntag beschert würde, und jeder Kaufladenbesitzer wäre ohnehin berechtigt gewesen, zu diesem Zweck am

Sonntag zu schließen. Doch jene wollten sich einfach damit nicht begnügen, solches für ihre Person zu tun, sondern gedachten nun einmal auch ihrerseits, nach den bekannten Mustern der hiesigen Zwangsmoralisten — natürlich aus geschäftlichen, ganz durchsichtigen Gründen — einen kräftigen Eingriff in die bisher gewährleistete persönliche Freiheit der übrigen Standesgenossen zu tun. Wäre es ihnen geglückt — und schon ganz anderes ist ja bereits in dieser Hinsicht „passiert“ — es wären doch auch so manche arme Leute dadurch empfindlich mitbetroffen worden, die im Sommer ohne Eis oder Vorratsraum sich nur übel hätten behelfen können.

Als Schreiber dieser Zeilen s. Z. vor über 20 Jahren auf einer längeren Reise durch Pittsburgh kam, war gerade Sonntag. Weil nun damals dort ein strikt puritanischer Sonntag von gesetzeswegen eingehalten wurde, war auf dem großen Bahnhof für die vielen Reisenden nichts — als mit knapper Not — Wasser zu erlangen; um welches sich nämlich die dürstenden Bewohner der „rauchigen Stadt“ in dichten Schwärmen drängten. Da Schreiber dieses erst 12 Stunden später Anschluß zur Weiterreise hatte, war er schließlich gezwungen, sich in der ihm gänzlich fremden Stadt bei Privatleuten für Geld und gute Worte einen Imbiß zu verschaffen. Wie sagt doch Goethe in Wilh. Meister so treffend: Ihr führt ins Leben hinein . . . . dann überlaßt ihr ihn der Pein! — Wo aber 100 Eisenbahnzüge täglich verkehren, da wäre doch eigentlich mit vollem Recht auch irgend eine angemessene Vorkehr zur Beköstigung der Fahrgäste zu erwarten gewesen — doch nein; denn die moderne Puritanerlogik war da wieder einmal in die Brüche geraten! Ganz soweit reichte sie nicht mehr, sich nach dem schweren Wort zu richten, daß, wer A sagt, auch B sagen muß. Doch dieser ebenso dreiste wie beschränkte Geist der Unduldsamkeit, der selbstsüchtigen oder bigotten Sonderwünschen auf Unkosten der Mehrheit Geltung zu verschaffen sucht, ist ja nur ein weiteres Symptom der krassen Unwissenheit über die einfachsten Prinzipien unserer Konstitution und die Tragweite ihrer Verpflichtung.

Ein Jerome A. Roß machte unlängst in der berüchtigten „New York Sun“ auf die Gefahr aufmerksam, die von den sog. Prohibitionisten (deren größte Vereinigung wohl die schon erwähnte Anti-Saloon-League darstellt) und der ihnen affilierten „Women's Temperence Association“ droht. Diese wollen sich nämlich nicht länger damit begnügen, die Wirtschaften auszurotten, sondern gedenken jetzt auch allen Tabakprodukten und deren Konsum den Krieg zu erklären. Herr Roß erklärte in jenem Artikel mit Recht, es könnte ebenso gut einmal der Versuch gemacht werden, das Trinken von Kaffee und Tee, das Kauen von Kaugummi, das Essen von heißen Biscuits, von Speck, von „Welsch Rabbits,“ von getrocknetem Fleisch und von Buchweizenkuchen zu verbieten. Auch dürfte füglich in das Verbot gleich das Lesen von Novellen eingeschlossen werden, welche sich nicht auf biblische Geschichten stützen. Wenn man dann noch ein nationales Gesetz gegen die Fabrikation

und den Gebrauch von Spielkarten, von Domino- und Schachspielen erließe und endlich noch verordnen würde, daß Männlein und Weiblein auf verschiedenen Seiten der Straßen sich ergehen und in Kirchen und Theatern getrennt sitzen — so dürfte vorläufig allen Wünschen der Moralverbesserer entsprochen sein. Herr Roß wendet sich im Weiteren überhaupt gegen den Puritanismus cromwellscher Abstammung und macht die Interesselosigkeit der Bürger für die Passierung von Gesetzen verantwortlich, welche die individuelle Freiheit mehr und mehr beschränken. —

Jemandem, der mit den hiesigen Verhältnissen nicht näher vertraut ist, mögen vielleicht obige Ausführungen abgeschmackt oder doch mindestens übertrieben vorkommen, wer aber schon länger die Luft „amerikanischer Freiheit" geatmet hat, wird im Gegenteil, durch die Macht der Gewohnheit abgestumpft, in Gefahr stehen, der ganzen Sache kalt oder gleichgültig gegenüber zu stehen. Inzwischen aber gewinnt das willkürliche Treiben Einzelner die Oberhand. So treibt die Sondergerichtsbarkeit der hiesigen Einzelstaaten bereits die lächerlichsten oder taubsten Blüten. So ist z. B. in dem einen Staate erlaubt oder geboten, was im benachbarten mit schweren Strafen belegt wird. Und während die Beteiligung an ausländischen Lotterien als himmelschreiender Frevel geahndet wird, findet die mit hohen Wetten verbundene Preisfechterei immer begeisterteren Anhang, wie ja schon ohnedies das private, ungemessen hohe Wetten in manchen Kreisen gäng und gäbe ist, und die ganze große hiesige „Sportwelt" mit Neid nach den Zivilisation und Humanität in so hohem Grade fördernden Stierkämpfen im benachbarten Pulverland Mexiko schielt, falls sie nicht zur gewisseren Erbauung „ihrer Moralität" als neutraler Zuschauer mit daran beteiligt ist. Wo ferner im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten" Zutritt zu öffentlichen Hinrichtungen ist, da frage man einmal bei edlen Frauen an, nämlich bei unseren „Ladies," wer dabei die Mehrheit der Gaffer stellt. Und falls verkommenste Subjekte ins Zuchthaus kommen, die soeben noch dem Galgen entronnen, dann erhalten ihrer Etliche von unbekannten glühenden Verehrerinnen Heiratsanträge. Das haben dann jene meistgelesenen Tagesblätter mit ihren phantasievollen Schilderungen auf dem Gewissen, wenn deren Zusammenkritzler überhaupt noch wissen, was das ist. Bei solcher Gefühls- und auch sonstigen Verwirrung des Volkes ist es kaum allzu wunderlich, wenn diese Betäubung auch noch höhere Regionen erreicht und man sich dort anmaßt, Schiedsrichter der Welt in allerlei Fragen, z. B. auch in solchen der Humanität u. s. w. spielen zu wollen, wobei man gewissentlich es versäumt, zunächst vor der eigenen Tür mit dem notwendigen eisernen Besen zu kehren und sich längst des einschneidend krassen Gegensatzes entschlagen hat, der schon allein in den zwei inhaltsschweren Worten enthalten ist: Menschlichkeit — Munitionslieferung zum millionenfachen Massenmord!

Was haben also all die unzähligen, oft so großartig in Szene gesetzten Reformversuche aller Art wirklich Handgreifliches von morali-

schem Wert erreicht? Ist es etwa auch nur in irgend einem einzigen Stücke besser geworden? Oder hat man sich irgendwie würdiger gezeigt des hohen Names eines freien, souveränen Volkes? Wird vielleicht ein einziger Neger weniger „gelyncht" oder wird auch nur die alleräußerlichste Ehre unserer Nation, unsere Flagge der frechen Besudelung durch schmutzige Seeräuberhände und jedwedem Mißbrauch zum Deckmantel barbarischer Schändlichkeit, Tücke und Niedertracht ganz energisch entzogen? Ja, wird auch nur wirklich ernstlich dagegen protestiert durch den Wächter und Hüter unserer nationalen Ehre? Wie tief muß doch die Moral unserer Nation gesunken sein, wenn sie außer Stande sein sollte, ihr heiligstes Recht zu fordern, die Wahrung ihrer Ehre! Doch sie hat ja schon so oft auf den Prokrustesbetten ihrer „humanitären Moralverbesserer" gelegen, mit einer Geduld, die fürwahr einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Weil unsere Nation sich im Großen und Ganzen zum Christentum ziemlich neutral verhält, darum kann es so wenig seiner Bedrücker Herr werden, als der im Schwange gehenden Volkssünden und Laster; so daß es bei uns nach dem Worte des Propheten gehen muß: Wir hofften, wir sollten heil werden — und ist nur mehr Schaden da!

Die lebendige Quelle verlassen sie immer mehr und die löcherichten Brunnen, Moral und Humanität, die doch ohne Glauben rechter Art nichts weiter sind als tote Hüllen, die sollen aus Schlagworten gar zu Volks- und Zeitgötzen erhoben werden, mit deren Bemäntelung auch heillose Unternehmungen einen sakrosanten Anstrich erhalten; der aber ebensowenig Stich und Farbe hält, als das einstmalige Mittragen der Bundeslade, das Jehovah ungehorsame Israel vor Unheil bewahrte. Oder sollten wir etwa schon darin eine der „köstlichen Blüten jenes geläuterten amerik. Enthusiasmus" erblicken dürfen, von dem jüngst an hervorragender Stelle die Rede war, wenn die Blätter uns kürzlich mitteilten, ein Richter habe einen Missetäter zu mehrjährigem regelmäßigen Besuch von Gottesdiensten „verurteilt"!? Welch frommer Kadi und welch geläuterter Edelmut, möchte man da ausrufen, und welche begeisterte Auffassung von der Prozedur eines Gerichtsverfahrens! Und eben eine so geartete Gesetzesmaschinerie wollen und werden die Feinde persönlicher Freiheit sich zu nutze machen.

Weil aber im allgemeinen auch bei uns — ähnlich wie im alten Chaldäa — es leichter ist, ein Gesetz zu passieren, als es nachher zu widerrufen, darum meint Hr. L. N. Hammerling, der Präsident einer der bedeutendsten Verbindungen von Zeitungsherausgebern, mit Recht, es sollten alle rechtlichen und vernünftig denkenden Bürger sich ja beizeiten vorsehen: „Als Freiheitsfreunde müssen sie sich im Kampfe mit den Freiheitsfeinden durch deren Verleumdungen und Angriff durchaus nicht abschrecken lassen. Sie dürften keinen Zollbreit Boden aufgeben. Auch um die angeblich guten Absichten der Gegner dürfe man sich nicht kümmern: Der größte Schaden wäre stets von Leuten angerichtet worden, welche es angeblich gut meinten. Denn man könne sich der Er-

kenntnis nicht verschließen, daß, um das von den Moralverbesserern erstrebte Gute zu erreichen, es nötig sein würde, andere und ungleich größere und wichtigere Besitztümer aufzuopfern. Die Drangabe von individueller Freiheit oder persönlichen Rechten, um die Unterdrückung von Gewohnheiten zu erreichen, welche einige Leute der Gesundheit und Moral schädlich erachten, würde aber ganz und gar außer allem Verhältnis stehen zu dem, was dadurch eventuell erzielt werden könnte. Wir würden solche Liebhabereien dadurch zu teuer erkaufen!" — Eben darum gilt es auch, um die Freiheit überhaupt zu erhalten und die uns verbliebenen Rechte zu wahren, den entschiedenen Kampf gegen jeden Versuch der Einführung von Zwangsgesetzen unermüdlich zu führen. Daß hierin den vereinten Kräften der Sieg noch erreichbar wäre, haben Lutheraner und Evangelische im letzten Jahrzehnt durch einmütiges Auftreten gegen die Feinde der deutschen Sprache und Schule schon wiederholt bewiesen. Ja, wenn's Erfolg verspräche, sollten sich alle rechtlich denkenden Bürger vereinigen, um ein Gesetz zu veranlassen gegen das Fabrizieren neuer Gesetze, zur Abschaffung unnützer veralteter oder schädlicher, sowie zur strikten Durchführung aller bestehenden guten und heilsamen Gesetze.

(Schluß folgt.)

Natur und Bibel.

Ueber „Natur und Bibel" erschienen im Mai- und Juliheft d. J. schon zwei Stücke, bearbeitet nach Dr. Joh. Riehms Buch über diesen Gegenstand. Im Novemberheft kam dann eine Fortsetzung, nach derselben Quelle bearbeitet, mit der Ueberschrift: „Die Sintflut."

Dr. Riehms Buch ist in seinen verschiedenen Abteilungen von verschiedenen Verfassern bearbeitet. Das erste Buch „von der Kosmogonie" ist von ihm selbst geschrieben. Der Inhalt des zweiten Buches ist von Dr. Hauser geschrieben und handelt von

Forschung und Lebenserkenntnis.

Mit dieser Abhandlung will dieser Aufsatz sich beschäftigen.

I. Vom Organischen und Unorganischen.
II. Vom Begriff und Ursprung des Lebens.
III. Von der Zweckmäßigkeit in der Schöpfung.

I. Organisches und Unorganisches.

Die Biologie, d. i. die Wissenschaft vom Leben, habe, wie ihr Namen sagt, sämtliche Lebenserscheinungen innerhalb der organischen Welt zu berücksichtigen. Zu ihr gehören also: Botanik, Zoologie und Anthropologie mit Betrachtung ihres Aufbaus und ihrer Funktionen, d. h. der Lebensgewohnheiten von Tieren und Pflanzen. Die erste Voraussetzung der biologischen Wissenschaft ist die scharfe Gegenüberstellung

der belebten (organischen) und unbelebten (anorganischen) Natur. Der Verfasser kommt nach gründlichen Untersuchungen zu folgenden Resultaten, die er Leitsätze nennt:

1. „Trotz mannigfacher Versuche, einen „Monismus des Kosmos“ der Art zu begründen, daß man die Unterschiede zwischen Anorganischem und Organischem zu beseitigen trachtet, bleibt eine scharfe Grenze zwischen beiden bestehen.

2. Diese Abgrenzung darf indessen nicht vom chemischen Standpunkt aus vorgenommen werden (d. h. die Elemente, aus welchen die Organismen bestehen, entscheiden nicht), sondern sie liegt auf morphologischem und funktionellem Gebiet (das Wachsen und sich Betätigen der Organismen, der Pflanzen und Tiere entscheidet: der Stoffwechsel. Anorganisches wächst nicht durch Assimilation von innen heraus und reagiert nicht, wie die Organismen, die das nicht Assimilierbare ausscheiden).

3. Die morphologischen Lebenselemente sind die Zellen, welche im wesentlichen aus Protoplasma (Eiweiß) und Kern bestehen; dieser kann aber sekundär verloren gehen, doch ist die Existenz selbständiger, kernloser einzelliger Organismen (Moneren, Bakterien) nicht einwandfrei erwiesen.

4. Die Lebensäußerungen der organischen Substanz sind Assimilation und Dissimilation (beides zusammen ermöglicht den Stoffwechsel, das Wachstum und die Fortpflanzung) Reizbarkeit und Bewegung.

5. Kern und Protoplasma bilden eine biologische Einheit, doch findet eine gewisse Arbeitsteilung in so fern statt, als Stoffwechsel, Reizbarkeit und Bewegung an das Protoplasma gebunden sind, während für die Zellverteilung der Kern eine wichtige Rolle spielt, der somit als wesentlich für die Fortpflanzung und Vererbung anzusehen ist.“

Obige Leitsätze bedürfen wohl einer Erläuterung, und ich bemerke dazu folgendes: Neben dem Stoffwechsel ist die Fortpflanzungsfähigkeit das hervoragendste Kriterium des Lebens. Alle lebenden Wesen stammen immer nur von andern lebenden Wesen ab, während anorganische Körper aus ihren Bestandteilen aufgebaut werden. Dr. Hauser nennt auch den unabwendbaren Tod, welcher die Funktionen des individuellen Lebens mit einem Schlage aufhebt, eine spezifische Eigentümlichkeit des Organischen.

Zu diesen funktionellen Unterschieden treten auch die morphologischen, die Strukturverhältnisse. „Die Zellen sind die kleinsten Bestandteile alles Lebenden. Jede Zelle besteht aus einer zähflüssigen Eiweißmasse (Protoplasma) und einem darin eingeschlossenen Kern. Die Zellen mit ihrem sehr komplizierten Kern sind die eigentlichen Träger des Lebens.“

Am Schluß des Kapitels vom Organischen und Anorganischen

schreibt der Verfasser: „Mit der Erkenntnis, daß der „Monismus des Kosmos“ keineswegs erwiesen ist, gewinnt die religiöse, theistische Weltanschauung eine wertvolle Unterlage. Daß Gott der Schöpfer des Weltalls ist, daß das organische Leben eine höhere Stufe im Aufbau der Schöpfung bedeutet, und daß mit der Erweckung des Lebens ein Neues in die Erscheinung trat, ist das erste, was die biblische Ueberlieferung zu berichten hat. Sie führt uns am „Anfang“ nur die anorganische Materie vor, an der sich der Geist Gottes ordnend betätigt. Erst am „dritten“ Tag, in einer späteren Schöpfungsperiode, entwickelt sich organisches Leben. Zwischen den leitenden Gedanken dieses Berichtes — nicht etwa den Einzelnheiten! — und den bisherigen Betrachtungen fanden wir keinen Widerspruch.“

Weiter ist der Verfasser in diesem ersten Kapitel auch nicht gekommen. Er hat den spezifischen Unterschied zwischen organischer und anorganischer Natur nachgewiesen, Häckels und Preyers Versuche, den Unterschied aufzuheben, energisch abgewiesen, dagegen zugegeben, daß die organische Materie sich aus der anorganischen entwickelt und Lebenssubstanz (Protoplasma) und anorganische Materie aus denselben Stoffelementen bestehen . Die letzteren Worte des Verfassers scheinen den spezifischen Unterschied aufzuheben und dafür einen bloß graduellen zu sehen, wie die Monisten. Aber gerade hier liege die Wurzel der beiden so verschiedenartigen Auffassungen über das Leben, der mechanischen und vitalistischen, und verspricht im nächsten Kapitel sich eingehender mit dem Begriff des Lebens zu beschäftigen.

II. Begriff und Ursprung des Lebens.

Der Verfasser setzt an den Anfang dieses Kapitels einen Ausspruch Thesings, nämlich: „Welchen Aufschwung auch die Biologie durch die Forschung des letzten Jahrhunderts gewonnen hat, welch reicher Schatz von Einzelbeobachtungen in nie rastender Arbeit zusammengetragen wurde, von dem ersehnten Ziele einer strengen Definition des Lebensbegriffes, einer wirklichen Erkenntnis der Lebenserscheinungen sind wir noch immer himmelweit entfernt.“ Leider habe Thesing nur allzu recht. Aber der Forscher wird nicht müde und beschreibt drei Wege zur Erkenntnis des Wesens des Lebens und seines Herkommens.

1. Den Vitalismus, 2. den Mechanismus und 3. den Neovitalismus.

1. Es habe eine Zeit gegeben, in der man für die Lebewesen eine mystische, übernatürliche Kraftquelle annahm, für welche man den Ausdruck vis vitalis (Lebenskraft) prägte, nicht etwa in der Annahme, als ob man eine Erklärung dieses Prinzips gefunden habe, sondern um anzudeuten, daß in der organischen Natur noch andere Kräfte wirksam seien als in der anorganischen. Diese Auffassung habe einen töd-

lichen Stoß erlitten durch Experimente, denen es gelungen sei, organische Stoffe aus ihren Elementen herzustellen.

Dazu bemerke ich: Sei es auch, daß die Physiker und Chemiker organische Stoffe produzieren können, so sind das noch lange keine Lebewesen, das wird ihnen, so sehr es manche wünschen, nicht gelingen. Leben kommt nur von Lebendigem. Gott ist die Urquelle des Lebens und sein Geist hat das Leben in die Natur gebracht.

2. Infolge jener Experimente habe man versucht, alle Lebenserscheinungen restlos auf physikalische und chemische Prozesse zurückzuführen. Diese Methode nenne man den „Mechanismus." Aber der dogmatische Mechanismus widerspreche dem obersten Grundsatz aller naturwissenschaftlichen Forschung, der Beobachtung und Erfahrung. Nicht nur die psychischen Vorgänge, sondern auch andere Prozesse, welche dem Organischen eigentümlich sind (Stoffwechsel, Wachstum, Fortpflanzung), lassen sich nicht rein chemisch und rein physikalisch, d. h. mechanisch erklären. Es waltete in der Natur der wunderbarste Zufall, wenn sich die erforderlichsten Stoffe von selbst zusammen fänden um Organismen und Lebewesen zu bilden.

3. Der Neovitalismus sei der dritte Weg, der zwar nicht das große Geheimnis enthülle, der aber die Möglichkeit biete, in dieses Dunkel hineinzuführen. Er fuße auf der höchst beachtenswerten Tatsache, daß alle Lebenserscheinungen nach Bedürfnis erfolgen, nämlich, je nachdem sie zur Erhaltung notwendig sind. Diese Tatsache erfordert eine Leitung der chemischen und physikalischen Vorgänge und diese Leitung gehe vom Protoplasma aus und ist die wirkliche Eigenart des Lebens.

Ich bemerke dazu, daß diese Erklärung wohl eine Leitung der Naturkräfte und der Stoffe anerkennt, und damit das Spiel des Zufalls leugnet. Aber sie führt in ein rechtes Dunkel hinein: Vom Protoplasma gehe die Leitung aus. Das will doch nicht sagen, daß im Kern der Zelle Verstand und Wille sitze, sondern daß da die Anregung zur Bewegung einsetze. Die Anregung geht vom Geist aus, der die ganze Natur durchdringt und in seiner Gewalt hat, daß sie tun muß, was er will. Ferner: „Und diese Leitung ist die wirkliche Eigenart des Lebens." Damit wird das Leben nur als Aktus aufgefaßt, als Funktion. Der Naturforscher kann nicht mehr sagen. Dem Philosophen ist erlaubt zu behaupten: Das Leben ist an und für sich etwas Reales, etwas Wesenhaftes: es ist Substanz. „Geist ist Leben" und nicht bloß Idee, sonst ginge keine Kraft und Wirkung von ihm aus: Geist ist Substanz. Darum spricht man auch mit Recht von himmlischer Leiblichkeit und Rückverwandlung der Materie in das Wesen des Geistes: Weltverklärung.

Der Naturforscher bestreitet keineswegs der Philosophie ihr Recht.

Dr. Hauser sagt hierüber: „Alle Forscher — Bunge, Wagner, Doersch, Reinke, O. Hertwig u. a. — fassen das Lebensprinzip als ein transzendentales, lediglich die Richtung bestimmendes „Agens," nicht jedoch als eine besondere „übernatürliche" Kraft auf. . . . Es könnte aber die Frage aufgeworfen werden, ob wir mit seiner Annahme unsere Naturerkenntnis wirklich gefördert haben. Es könnte der Einwand erhoben werden, daß ja der Neovitalismus, wie der Palapitalismus, zur Annahme eines metaphysischen Begriffs führe." Er sagt dann, die Forschung gewähre ein „Weltbild." Dazu müsse aber auch unsere „Weltanschauung" kommen, d. i. die Deutung, welche wir diesen Erscheinungen unterlegen. Wenn sich ein Einblick in den Kausalnexus des Naturforschers auch auf rein naturphilosophischen Gebiet vollziehe, sei es doch eine Erweiterung unserer Naturerkenntnis. „Es wäre ein arger Irrtum zu glauben, daß die Naturphilosophie als solche keine Daseinsberechtigung in der Naturbetrachtung hätte. Zur Erkenntnis gehört nicht allein die äußere Wahrnehmung, sondern auch die innere Auslegung des Geschauten." Zur Naturerkenntnis führt also neben der objektiven Betrachtung der Naturvorgänge auch die subjektive Deutung. Die Naturwissenschaft legt mithin durch sinnliche Wahrnehmungen der Tatsachen ein festes Fundament und die Naturphilosophie ist das darauf errichtete Gedankengebäude." Die Exakte Forschung hat ihre Grenzen, an welchen die Spekulation einzusetzen hat. Die Philosophie soll aber nur mit gewissen Tatsachen operieren, sonst wird sie Phantasterei. „Die Hypothese einer Urzeugung, d. i. die Annahme, daß Lebewesen sich aus anorganischen Substanzen bilden, sowie die Abstammungslehre (Deszendenztheorie) sind rein naturphilosophisch. Denn die Erfahrung kennt keine Entstehung von Lebewesen aus anorganischer Substanz, auch nicht die Umbildung einer Art in die andere." Solche Theorien sind Seifenblasen; und wer gewissenhaft sein will — „und wer das Volk belehren will, kann nie gewissenhaft genug sein" — soll den Hinweis auf den Unterschied zwischen Resultaten exakter Forschung und naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Hypothesen und Theorien nicht vermissen lassen."

Der Verfasser sagt, der Neovitalismus habe zwar nicht die Naturwissenschaft, aber die Naturphilosophie gefördert, nicht das Weltbild, wohl aber die Weltanschauung erweitert, obwohl er (vielleicht weil er) schließlich, genau wie der alte Vitalismus (!) an der Grenze des Metaphysischen endet. Daß eine Anschauung in einem metaphysischen Prinzip ende, sei kein Grund zu ihrer Verwerfung. Jede Weltanschauung sei metaphysisch. — Man sieht, daß ohne den Gottesglauben die Welträtsel ungelöst bleiben, und auch dem Forscher zu viel transzendent, d. h. unbegreiflich ist.

Weiter sagt Dr. Hauser, mit der Erkenntnis des Faktors, der die Richtungen des Naturforschers bestimmt, wäre das Geheimnis des Lebens gelöst. Dieses Prinzip könne nur philosophisch gewonnen wer-

den; der Schlüssel zum Problem des Lebens liege nicht mehr im Bereiche der Naturwissenschaft, sondern im Gebiete der Naturphilosophie, und so haben die Geisteswissenschaften neben den Naturwissenschaften volle Berechtigung erhalten zur Ergründung der Wahrheit.

Dieses Geständnis des Gelehrten nehmen wir dankbar an. Die Forschung kann also das W e s e n des Lebens nicht erklären; sie kann uns eine Summe von Funktionen nennen und den Aberglauben der Materialisten widerlegen, die behaupten, Organisches entstehe durch zufälliges Zusammentreffen der Elemente der Organismen. Wir sehen, daß die Chemie und Physik dem Glauben an den Schöpfer den Weg bahnt, wenn sie gewissenhaft arbeitet. Wir brauchen vor den Dogmen eines Darwin, Häckel und Konsorten uns nicht zu genieren.

Der Verfasser handelt dann weiterhin von den B e d i n g u n g e n des Lebens, von den Elementen, woraus die Organismen bestehen, von Licht, Wärme- und Druckverhältnissen. Wir brauchen darauf aber nicht einzugehen, da früher davon die Rede war. (Siehe, „Magazin," Juliheft, 1915, Seite 268 ff.)

Den Schluß des Kapitels bildet ein schönes Glaubensbekenntnis des Verfassers und ich erlaube mir, dasselbe mit Abkürzungen herzusetzen.

„Wir haben eine rein naturwissenschaftliche Erklärung des „Lebens" nicht erkannt. Die tiefsten Rätsel bleiben unserer Erkentnis verborgen, und alles, was die scharfsinnigsten Denker hierüber ersonnen haben, führt in letzter Linie zu einem Ignoramus et ignorabimus (Wir wissen's nicht und werden's nicht wissen). D i e l e t z t e n D i n g e l ö s t e b e n n i c h t m e h r d a s W i s s e n, s o n d e r n d a s G l a u b e n. Der Atheismus verspottet den „dogmatischen Wunderglauben" als unvernünftig. Mit welchem Recht? Da müssen wir uns vor allen Dingen klar machen, daß eins der Haupterfordernisse alles „vernünftigen Denkens" die Kausalität, d. h. die Annahme eines Zusammenhangs von Ursache (causa) und Wirkung (effectus) ist. Jedes Ding muß eine Ursache haben, und das „Kausalitätsbedürfnis" unserer Vernunft treibt uns, dasselbe zur Grundlage aller Betrachtungen auf allen Gebieten unsers Erkennens zu machen. A l l e H y p o t h e s e n u n d T h e o r i e n s i n d a u s d e m S t r e b e n n a c h K a u s a l i t ä t e r w a c h s e n. Die Naturwissenschaft erklärt kurz und bündig, daß sie die Frage nach dem Ursprung des Lebens nicht beantworten könne, da nach der Erfahrung L e b e n d e s i m m e r n u r a u s L e b e n d e m e n t s t e h t. Die atheistische Naturphilosophie sucht unserm Kausalitätsverlangen dadurch gerecht zu werden, daß sie eine „Urzeugung" zum „Postulat" (d. h. zur unbedingten Forderung) unsers Denkens erhebt. Der religiöse Glaube löst die Frage nach der Causa efficiens des Naturforschers durch den Hinweis auf den lebendigen Schöpfer. Es ist mithin eine l o g i s c h e U n g e h e u e r l i c h k e i t, den Glauben an die Urzeugung als „vernünftig," den Gottesglauben dagegen als „unvernünftig" zu bezeichnen, denn

dem Kausalitätsbedürfnis entsprechen beide. Eine läßt sich so wenig wie die andere, naturwissenschaftlich begründen, eine ist so genau „dogmatisch" wie die andere. . . . Der Glaube an das „Postulat" ist ein Wunderglaube, so gut wie der Glaube an den lebendigen Schöpfer und durchaus nicht leichter vorstellbar. Nach der Bibel entsteht das Leben durch den Willen Gottes, nach der Urzeugung von selbst. Nun muß doch alles Werden und Geschehen eine Ursache haben. Nach der Urzeugung wäre es die (fingierte) Möglichkeit. Zudem ist nach dem „kausalen Denken" ganz unvorstellbar die Möglichkeit, daß ein so harmonisch ineinander greifendes Gefüge, wie das Weltall, der Kosmos (Schmuck, Ordnung und gleichzeitig Welt bedeutend) nichts weiter sein soll, als das Produkt aufeinander wirkender Stoffe und Kräfte. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." . . . An keiner Stelle ist die Harmonie zwischen Bibel und Natur eine so innige als da, wo jene uns in ihrem Schöpfungsbericht eine wahrhaft göttliche Offenbarung überliefert. Aus dem rohen Stoff wird das Weltall; nicht durch tätigen Eingriff, sondern durch des Schöpfers Willen. Durch sein mächtiges: „Es werde!" entsteht eins ums andere, bis der Mensch erscheint, des Schöpfers Ebenbild."

Ein Nachtrag.

Wir haben gesehen, daß die Naturwissenschaft und Naturphilosophie zum Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer, den weisen Ordner und Lenker des Universums führe, so daß, wie auch der Philosoph Schelling gesagt hat, das Ende der Philosophie der Glaube ist. Das kommt auch dem christlichen Glauben sehr zu statten. Denn auf dem Glauben an Gott ruht auch das Christentum. Zur Erkenntnis des Sohnes Gottes, des Weltversöhners, und zum Glauben an ihn führt die Naturforschung und Philosophie jedoch nicht. Der Glaube an Jesum Christum kommt aus den Zeugnissen der Apostel und ihrer Mitarbeiter: aus den Evangelien und Episteln. Diese Schriften lehren ganz unmißverständlich und unbestreitbar: Jesu Geburt von der Jungfrau, seine Präexistenz, seinen Tod zur Sühne der Weltsünde, die Vergebung der Sünde durch sein Blut, seine leibhafte Auferstehung und Aufnahme in die Herrlichkeit. Das alles ist wunderbar und einzigartig; aber es war die Erfahrung und Ueberzeugung der Apostel, das stand ihnen absolut fest, dafür lebten, litten und starben sie; und im Laufe der Jahrhunderte haben Unzählige dieses Glaubens gelebt und hätten um keinen Preis sich diesen Glauben rauben lassen; und es ist grausam das anzufechten, zu bestreiten und zu leugnen, was den edelsten Menschen heilig, teuer und im Leben und Sterben der höchste Trost gewesen ist.

Es ist nun jedem freigestellt das Wunder zu glauben oder nicht zu glauben; das Schriftzeugnis anzunehmen oder abzuweisen. Aber wer das Wunder nicht glauben und darum das Zeugnis der Schrift nicht

annehmen kann oder will, der möge die Schrift stehen und sagen lassen, wie sie steht und was sie spricht, und wolle nicht versuchen, das Wunder aus der Schrift heraus zu erklären und das apostolische Zeugnis von Christo wolle er nicht entkräften und die Apostel zwingen, etwas anderes zu sagen, als sie gemeint. Das halte ich nicht für gewissenhaft, und „wer das Volk lehren will, kann nicht gewissenhaft genug sein," sagt der Naturforscher.

Sagt einer: „Meine Glaubensgewißheit kommt aus der Erfahrung; mein Herz hat Jesum als den Heiland erlebt und darum ficht mich die Bibelkritik wenig an!" Dem möchte ich sagen: Es ist ja gut und notwendig, daß du Christum erlebst und den Heiland nicht bloß im Buche, sondern auch im Herzen hast. Steht es einmal so, dann bist du gegen die Kritik gefeit. Aber ehe Christus in dein Herz, in deine Erfahrung kommt, hast du ihn im Buche; und es ist sehr gut, daß du ihn fortwährend objektiv im Buche hast, denn auf dein Herz darfst du dich nicht verlassen. Dem bloßen Herzenszeugnis gegenüber sei man vorsichtig, da auch der fromme Katholik die göttliche Herrlichkeit der Maria am Herzen zu erleben behauptet. „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn?"

Ed. Schweizer, P.

Menschenfischer.

Referat verlesen von Past. K. Loos auf der Herbstversammlung der Buffalo-Pastoralkonferenz am Mittwoch, dem 22. September 1915, in der evang. Bethania-Kirche in Buffalo, N. Y.

Dem Jünger Christi ist von dem Meister der heilige Beruf übertragen worden Menschenfischer zu sein. Will er diesem Auftrag gerecht sein, dann wird er sich eifrig bemühen Nachfolger zu werben für Christum. Es gibt zwei in ihrer Ausführung weit auseinandergehende Methoden des Fischefangens. Einer geht aus nur mit der Angelschnur und dem Hacken und fängt Fische, einen um den andern in aller Ruhe. Ein anderer betreibt das Fischen im Großen, und mittels des Netzes, das er auswirft und einzieht, beschließt er auf einmal eine große Menge Fische. So gibt es auch im allgemeinen zwei Methoden des Menschenfischens: die Methode, nach der man der einzelnen Seele nachgeht und die andere, bei der es sich handelt um Massenbekehrung. Es ist diese letztere Art, mit der wir uns in dieser Arbeit besonders beschäftigen wollen.

Eines der Schlagwörter unserer mannigfaltigen Zeit ist: „Die Evangelisation der Welt im 20. Jahrhundert!" Jeder, der Gott liebt und um das Kommen des Reiches Gottes betet, muß diesem hehren Ziele freundlich gegenüber stehen. Seit uralter Zeit ist die freie Verkündigung des Wortes Gottes als das Mittel angesehen worden, diesen heiligen Zweck zu erreichen. Die Apostel, denen der Herr unmittelbar vor seinem Scheiden den Befehl auf die Seele gebunden, hinzugehen in

alle Welt und das Evangelium zu verkünden aller Kreatur, hatten direkt und in erster Linie für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu sorgen. Außer ihnen aber gab es nach Epheser 4, 11 sogenannte Evangelisten. Dieselben werden in der angezogenen Stelle aufgeführt zusammen mit Aposteln, Propheten, Hirten und Lehrern. Das bedeutet nicht, daß die Evangelisten eine besondere Klasse von Kirchenbeamten waren. Apostel, Vorsteher, Aelteste, Evangelisten, Hirten und Lehrer waren gleicherweise berechtigt, die Funktionen eines evangelischen Predigers auszuüben, was aus Acta 8, 25; 1. Kor. 1, 17; 2. Tim. 4, 5 und anderen Stellen hervorgeht. Die Evangelisten wurden angesehen als Reiseprediger, die von Ort zu Ort zogen. Sie übten ihre Tätigkeit teilweise unabhängig aus und teilweise arbeiteten sie als Mitarbeiter und Gehilfen der Apostel. Sie begleiteten sie auf ihren Missionsreisen und unterstellten sich der apostolischen Aufsicht. Als solche Evangelisten werden im Neuen Testament erwähnt: Markus, Lukas, Timotheus, Titus, Silas, Epaphras, Trophimus und Apollos. Anfangs des 5. Jahrhunderts unter Theodoret wurde der Ausdruck „Evangelist" auf solche Wanderprediger beschränkt. Oekumenius, am Ende des 10. Jahrhunderts, legte ihn zum erstenmal den Verfassern der vier Evangelien bei. Seitdem wird der Ausdruck in diesem doppelten Sinne gebraucht.

Der Gang des Evangeliums durch alle Welt war nicht immer ein unwiderstehlicher Siegeslauf, der die Herzen der Menschen wie im Fluge eroberte und sie für alle Zeiten festhielt in der Gemeinschaft Jesu Christi. Den großen Tagen der ersten Liebe folgten die Zeiten des Abfalls und der Verirrung von dem Wege der Wahrheit und des Lebens. Das einzelne Menschenherz wie eine Gemeinde, ja eine ganze Kirche kann in ihrer geistlichen Entwicklung aufgehalten werden durch allerlei weltliche Interessen. Gelüste nach politischer Macht mögen eine Kirche an den Rand des Verderbens bringen. Lehrstreitigkeiten können ihr die Eigenschaft rauben ein Salz der Erde zu sein. Vergnügen und Weltsinn macht sie zu einer lebensschwachen, kraft- und geistlosen Masse. Die Geschichte der Kirche ist voll von Beweisen und Beispielen hierfür.

In solchen Zeiten geistlicher Dürre hat man mit Recht als geeignete Arzenei die Rückkehr zu dem reinen und heiligen Wort Gottes gehalten und Gott selbst hat sich dazu bekannt und hat in Zeiten des Verfalls der Kirche sich Männer des Geistes und der Kraft erweckt, die mit dem Schwert des Geistes auszogen, um das verlorene Gebiet zurück zu gewinnen. Solche streitbaren Helden waren die Vorkämpfer der Reformation, dann die Reformatoren selbst und ihre Mitarbeiter und andere späterer Zeiten.

Auch die amerikanische Kirchengeschichte, jung wie sie ist, weist Namen auf, die einen guten Klang haben im Reiche Gottes. Vielfach waren die Träger dieser Namen gebildete Theologen und Vorsteher der hohen Schulen unseres Landes, wie z. B. Timothy Dwight, Präsident

des Yale College und sein Schüler, Lyman Beecher, Charles Grandison Finney, Präsident des Oberlin College und andere. Als Evangelisten taten sich in neuerer Zeit hervor Dwight L. Moody, der Besten einer, George Frederick Pentecost, Benjamin Fay Mills, Sam. Jones, Sam. Small, Reuben Archer Torrey, Wilbur Chapman. Diese geisterfüllten, fruchtbaren Erweckungsprediger hatten ihre Nachbeter, Jünger, die sich vielfach über dem Meister dünkten, wie A. C. Dixon, H. M. Wharton, Major Whittle, J. Arthur Smith, Henry W. Stough, William A. Sunday, besser bekannt als "Billy Sunday, the baseball evangelist," und andere.

Die öffentliche Meinung über die letztgenannte Klasse von Wanderpredigern ist durchaus geteilt. Meiner mehrfach gemachten Erfahrung gemäß stehen die Theologen von Beruf und die Führer auf kirchlichem Gebiet diesen merkwürdigen Erscheinungen unseres amerikanischen Kirchenlebens ablehnend gegenüber. Im folgenden sei es mir erlaubt, zum Beweise hierfür eine kurze Wiedergabe eines Vortrages zu erstatten, den Dr. George B. Stewart, L. L. D., Präsident des theologischen Seminars der Presbyterianer in Auburn, N. Y., gehalten hat bei Gelegenheit der jährlichen Versammlung der "Religious Education Association," die in unserer Stadt tagte vom 3.—7. März 1915. Dr. Stewart sagte unter anderem: „Der Reiseprediger, gewöhnlich bekannt als Evangelist, ist dem regulären Pastor einer Gemeinde gegenüber vielfach im Vorteil, der zu seinen Gunsten wirkt:

1. „Er hat den Zulauf und die Mithülfe solcher Elemente in der Gemeinde und außerhalb derselben, die sonst nie einen Prediger unterstützen oder auch nur ein Gebet für ihn verrichten würden."

2. „Der professionelle Evangelist zieht die Massen an. Er treibt sein Wesen nicht in der Kirche, dem geweihten Hause Gottes, sondern in einem Gebäude, das eigens zu diesem Zweck errichtet wird und in dies unbeschreibliche Heiligtum (nondescript sanctuary) ladet er mit einem Aufwand riesiger Reklame die Massen ein." Das wirkt pikant.

3. „Er ist ein Spezialist. Als solcher braucht er nicht zu studieren, wendet überall dieselben Methoden an, hält dieselben Reden, bedient sich derselben Phrasen, Ausdrücke und Witze, die zum Lachen reizen und auf den Beifall der Menge spekulieren. Seinen Text reißt er aus dem Zusammenhang heraus und beutet ihn aus für seine Zwecke. Er erfreut sich einer großen Freiheit und kann sich einer Ausdrucksweise und einer Sprache bedienen, die jedem Pastor, der sich solche Freiheiten erlauben würde, unfehlbar seine Stelle kosten würde, denn der Wanderprediger wird mit viel milderem Maße gemessen als der sich weniger auffällig machende Seelsorger."

4. „Er braucht nicht den einzelnen nachzugehen und seine Pflanzung zu bewachen und zu pflegen."

5. „Er hat einen geschulten Stab von Helfern."

6. „Seine Arbeit ist streng organisiert. Infolge dieser glänzenden

Organisation ist es z. B. möglich, innerhalb von zwei Minuten die Kollekte zu erheben in einer Versammlung von 10,000 Menschen."

Das mögen Vorteile sein, die manchen in die Augen springen und die sicherlich zu dem riesigen scheinbaren Erfolg mancher Reiseprediger viel beitragen. Dieselben werden aber überwogen durch die offenbaren Nachteile, die solche Massenerfolge aufweisen. Diese faßt Dr. Stewart in folgende Punkte zusammen:

1. „Die Statistik und die überwältigenden Zahlen der sogenannten Bekehrten gelten als Maßstab des Erfolges."

2. „Das Festsetzen eines falschen Maßstabes des geistlichen Lebens. Diejenigen werden als wahre Christen proklamiert, die weder trinken noch rauchen, weder spielen noch das Theater besuchen noch anderen Vergnügen nachgehen."

3. „Das Unterminieren der geordneten bleibenden religiösen Kraft, wie sie sich im Hirtenamte darstellt. Der Pastor ist und bleibt der beste Evangelist in seiner Gemeinde. Er mag zwar nicht als Spezialist gelten, allein er ist dem professionellen Evangelisten weit überlegen, darin, daß er sein Feld kennt und seine Leute. Er kann darum seine Tätigkeit als Seelsorger dem Bedürfnis des Einzelnen anpassen. Wo der Reiseprediger sich nur in gewissen gewohnten Geleisen bewegen kann, ist der Gemeindepastor in der Sonntagschule tätig und in den Vereinen. Er macht Haus- und Krankenbesuche und steht dem Herzen seiner Glieder viel näher als ein Fremder. Das, daß die Gemeinde immer und immer wieder, Sonntag für Sonntag, die Gottesdienste besucht, die ihr gewählter und gewohnter Prediger hält, ist ein gar feiner Beweis für die Wahrheit und die Zugkraft des Evangeliums. Was auch immer der Wert religiöser Massenbewegungen sein mag, wie z. B. große Erweckungen, dabei muß es doch bleiben, daß das wirklich unentbehrliche Mittel zum bleibenden geistlichen Wachstum das der zwar langsamen aber sicheren und unwiderstehlichen Methode des Unterrichts und der Belehrung ist. Rechtes geistliches Wachstum muß eine gute Grundlage haben und bleibende Frucht wird hervorgebracht durch die mehr nachhaltige, mehr vernünftige und mehr geistliche Arbeit des Gemeindepriesters und des Pflegers der einzelnen Seele."

Von diesem Standpunkt aus ist die Arbeit des reisenden Evangelisten von geringem bleibendem Wert. Ja, er kann sogar störend und zerstörend wirken, wie das Erlebnis beweist, das Dr. Stewart vor kurzem hatte in einer Stadt Pennsylvanias, in der eben ein vielgerühmter Evangelist sein Wesen trieb. Dr. Stewart wartete auf den Mitternachtzug, der ihn der Heimat zuführen sollte. Er begab sich in ein Restaurant und ließ sich eine Mahlzeit servieren. Mit dem ihn bedienenden Kellner knüpfte er ein Gespräch an über den eben auf dem

Höhepunkt stehenden religiösen Feldzug. „Ich denke mir, Sie haben auch schon den berühmten Prediger gehört,?" sagte er zu dem Aufwärter. „O ja," antwortete dieser, „ich habe ihn schon öfters gehört und höre ihn immer gerne." „Da haben Sie sich auch wohl schon einer Kirche angeschlossen?" „Einer Kirche? Nein, das würde ich überhaupt nicht tun." „So, warum denn nicht?" „O, wissen Sie, der (damit meinte er den Erweckungsprediger) hat uns die Augen geöffnet über diese verdorbene Gesellschaft." (The rottenness of this organization.)

Die oben angeführten gesunden evangelischen Ansichten des Dr. Stewart werden sicherlich unsern vollen Beifall finden. In ganz ähnlichem Sinne sprachen sich die Professoren des bekannten „Western Theological Seminary" in Pittsburgh aus. Auch die theologische Schule in Verbindung mit der Universität Princeton, vor der Billy Sunday auf Anregung ihres Leiters, Dr. Erdmann, predigte, nahm Stellung in dieser Frage. Die Fakultät der Universität weigerte sich diesem Prediger ihr Imprimatur zu geben und verbot weitere evangelistische Versammlungen mit den Studenten. Dagegen erhob sich von manchen Seiten, namentlich in gewissen religiösen Blättern, Einwand. Dies gab Professor West Veranlassung eine eingehende Erklärung und Begründung für diese abweisende Haltung abzugeben. Er leitet dieselbe ein mit dem Satze: „Princeton wurde gegründet und hat bislang gestanden auf dem fundamentalen, historischen, evangelischen, christlichen Glauben und mit wenigen Ausnahmen ist kein ander Evangelium hier gehört worden." Des weiteren lesen wir dann darüber aus der Feder des Professor West im "Literary Digest" vom 24. April 1915 folgendes:

1. „In religiösen Dingen gibt es für Christen nur e i n e n Maßstab und dieser Maßstab ist unser Herr und Heiland Jesus Christus. Ich gebe gerne zu, daß Mr. Sunday evangelisch sein will in seinen Angaben. Aber viele seiner Aussprüche sind, um es gelinde zu sagen, nicht christgemäß (christlike) und manche davon sind Travestien der Lehren Jesu Christi. Man nehme die folgenden Proben, weniger gemein als viele andere, die beides eine Karrikatur und eine Entstellung einer der heiligsten Szenen im Neuen Testamente sind:

"Mary (of Bethany) was one of those of Uneeda Biscuit, peanut-butter, gelatin, and pimento sort of women.

"Martha was a beefsteak, baked-potato, apple sauce with lemon and nutmeg, coffee and whipped cream, apple pie and cheese sort of women.

"So you can have your pick but I speak for Martha. So the churches have a lot of Marthas and a lot of Marys—, merely bench-warmers. Hurrah for Martha!

"So Martha was getting dinner and poked her head in the door where Mary was sitting and said: 'Mary, carest thou not that I serve alone?' Wouldn't it make you tired if you were doing all the work and had your hands all over dough and the sweat rolling off as you

cooked the potatoes, if your big lazy sister was sitting, doing nothing? Then Jesus said: 'Tut, tut, Martha, thou carest for too many little things.'"

Ein weiteres Beispiel wird angeführt. Sunday hatte den Text: „Und da er betete, ward die Gestalt seines Angesichts anders." Lukas 9, 29. Darüber die Nutzanwendung: „Meine Damen, wenn Sie weniger Betäubungs- und Schönheitsmittel gebrauchen und mehr auf den Knieen liegen und beten wollten, würde Gott sie schöner machen."

„Sehr spaßhaft, ohne Zweifel, und sehr gotteslästerlich," bemerkt Professor West dazu.

Sehr widerlich ist auch die Beschreibung seines eigenen Eingehens in den Himmel. „Wenn ich am Himmelstore stehe," sagte er in Philadelphia, „werde ich frei sein von dem Blute des "old Philly." Ich kann den Tag des Gerichtes jetzt sehen, an dem die Sache zwischen Philadelphia und mir vor Gott verhandelt werden wird. „„Du warst drunten in Philadelphia, nicht wahr, Billy?"" wird der Herr da fragen. „„Jawohl, ich war dort,"" werde ich dann antworten. „„Hast du ihnen meine Heilsbotschaft gebracht, Billy?"" wird der Herr dann fragen. „„Ich habe es getan, o Herr, ich habe sie verkündigt nach bestem Wissen und Können. Gehe nur hin und hole die Ausgaben der Philadelphiaer Zeitungen. Sie haben meine Predigten gedruckt, o Herr. Da kannst du sehen, was ich gepredigt habe,"" wird meine Antwort sein. Und der Herr wird dann sagen: „„Komm herein, Billy, du bist frei von dem Blute Philadelphias.""

Professor West schließt seine Erklärung folgendermaßen: „Im Namen der Wohlanständigkeit, der Reinheit und der Heiligkeit unseres christlichen Glaubens weigert sich die Universität Princeton entschieden, die Vorstellungen Mr. Sundays anzuerkennen als passend für die Erbauung unserer Studenten. In Zeiten hysterischer Erregung halten wir es für unser Recht und unsere Pflicht, fest Stellung zu nehmen gegen alle zündende Pöbelrhetorik, wo sie auch sich zeigen mag. Präsident Hibben verdient den Dank aller Freunde der Erziehung und der Religion für seine ruhige und vernünftige Haltung."

Auch der "Lutheran Observer," eine trefflich redigierte Zeitschrift, erhebt je und dann seine Stimme gegen sensationelle Bekehrungsmethoden. Wir lesen darüber einen Artikel aus der Feder eines Mr. W. W. Davis: „Von klein auf sind wir alle daran gewöhnt, alles was ehrwürdig und heilig heißt zu verbinden mit dem Prediger, der Kirche und der Kanzel. Manchen dieser reisenden Evangelisten ist die Bibel nichts anderes als einfach ein Buch, dem sie einen Text entnehmen; die Kanzel nur ein Ort für eine oratorische Leistung, das Tabernacle ein Raum für eine Masse Menschen. Das Gebet ist ein Teil ihrer Vorstellung, bei der sie die Augen schließen, in ein grobes, schwärmerisches Geschwätz ausbrechen, wobei sie sich derselben gemeinen Sprache bedienen wie es der Straßenjunge gewohnt ist, und das nennen sie Beten." Derselbe Kritiker verwundert sich über die „körperlichen

Verrenkungen" der Redner und fragt, ob „es notwendig sei über die Platform zu hüpfen und zu tanzen, oder auf einen Stuhl zu klettern um das Evangelium einer Versammlung zu verkündigen, die nicht aus Idioten besteht."

Der "Lutheran Observer" findet besonders das Betreiben der finanziellen Seite dieser religiösen Feldzüge als höchst anstößig. Er zitiert eine Zeitung, die berichtet, wie ein gewisser Evangelist von nationalem Ruf aufgefordert wird, in einer Stadt des Ostens eine evangelistische Kampagne zu führen. Es erhoben sich jedoch Schwierigkeiten den Mann zu gewinnen, denn seine Dienste waren sehr gesucht. „Er hielt sich zurück wegen der Vergütung und das Kirchenelement entschloß sich, seinen Wünschen entgegen zu kommen und ihm eine Entschädigung von $10,000.00 zu garantieren für eine Arbeit von einem Monat."

Die Ansichten sind eben verschieden. Als Moody in London eine freiwillige Gabe von 2—3000 Dollars überreicht wurde für eine sich über mehrere Monate erstreckende Arbeit, gab er die Hälfte zurück und meinte, das wäre zu viel. Die Millionen, die aus dem Erlös für Liederbücher und anderen Schriften während der Moody-Sankey Versammlungen erzielt wurden, gingen durch die Vermittelung eines Ausschusses zur Verteilung an organisierte Wohltätigkeitsgesellschaften.

Der angezogene Artikel schließt: „Diese sensationellen Veranstaltungen, glauben wir, geben der Masse einen verkehrten Eindruck von der Religion. Sie kommt dahin, daß sie den Begriff des Christentums verbindet mit Tabernacles und Sägemehl, Massenchören, unterzeichneten Karten, ungeheuren Versammlungen, schauspielerischer Aufführung. Vom stillen Nachdenken im Kämmerlein weiß sie nichts. Es würde ihr nicht einfallen, den 51. Psalm auf den Knieen zu beten. Für sie ist die Religion im Feuer, im Erdbeben, im Sturmwind, aber nicht im stillen sanften Säuseln. Dem Tausend nach unterschreibt man die fertig gedruckten Karten und wartet dann auf eine neue Blitzkampagne. Man wolle wohl beachten, daß die Evangelisten nie wiederkehren. Sie haben sich ausgepredigt. Spurgeon predigte dreißig Jahre lang in demselben Tabernacle und nie vor leeren Bänken."

Wohl geben die Verteidiger dieser Reiseprediger es bereitwilligst zu, daß eine ungeschliffene Redeweise, (slang), Respektlosigkeit, Gemeinheit, Verzückungen, Dinge sind, die sie weder selbst tun würden noch andern zur Nachahmung empfehlen, aber sie weisen auf die Klimax hin und rufen triumphierend aus: „Seht auf die Erfolge! Seht die geretteten Seelen! Finis coronat opus."

Das wohlbekannte Wochenblatt der Presbyterianer in Chicago, "The Continent," erhebt ebenfalls energisch Protest in einem Artikel der sich auf eine Kritik aus der Feder Washington Gladdens bezieht. Da wird gesagt: „In seinem spezifischen Protest gegen Gemeinheit in evangelistischen Predigten wird jeder Diener am Evangelium, der zugleich ein Gentleman ist, auf Dr. Gladdens Seite stehen. Das Ar-

gument, daß ein gegebener Evangelist Erfolg hat, hat manche Prediger verführt, sich einer Sprache auf der Kanzel zu bedienen, die nichts weiter verrät als Brutalität um nicht zu sagen viehisches Wesen (brutishness). Der Herr Jesus fand es je und dann für notwendig, die Sünder und die Sünde mit gewaltigen Worten zu markieren aber selbst darin blieb er immer rein in seinen Worten. Er gebrauchte niemals das Wörterbuch eines schmutzigen Marktschreiers und ganz besonders wälzte er sich niemals in unflätigen Redensarten. Obwohl er manchmal furchtlos vorging, war doch seine gewöhnliche Art die der höflichen Rücksichtnahme auf anderer Leute Gefühle und Empfindungen. Die häßlichen Redensarten, mit welchen manche Wanderprediger sich anmaßen das Evangelium zu verkündigen, bedeuten etwas viel schlimmeres als einen Bruch mit dem Geschmack, — sie fälschen vollständig das Gemüt des Meisters. Aus diesem Grunde sollte solchen der Zutritt zu einer christlichen Kanzel verweigert werden, die eine Spezialität daraus machen, Schwefel und Schmutz zu werfen auf ihre Zuhörerschaft."

Weniger drastisch und doch sehr nachdrücklich läßt sich die Sunday School Times vernehmen. „Die Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift bereichert eines Menschen Gebetssprache. Simeon betet in beredter Weise, weil er in der natürlichen Gebetssprache redet, die Sprache des Gebets zu allen Zeiten. Niemand kann das Evangelium wirkungsvoll predigen in einer toten oder in einer verderbten Sprache (slang). Niemand kann würdig beten in der Sprache eines „baseball" Platzes. Simeons Gespräch mit Jehovah ist eine reiche Mosaik aus dem alten Steinbruch der Heiligen Schrift. So sollte jedes Gebet beschaffen sein."

Manche dieser Evangelisten haben aber selbst Leute ihres eigenen Standes in nicht geringe Aufregung versetzt. Auf einer Konferenz von Evangelisten im Moody-Institut, in der der Dekan der Anstalt den Vorsitz führte, wurde Stellung genommen gegen Auswüchse religiöser Begeisterung und es wurden die folgenden Gebräuche als spezifisch verwerflich erklärt:

„Das Reklamemachen für die „freiwillige" Kollekte nach Art einer Versteigerung;

„Das Sitzen für Bilder in Nachahmung der Vaudeville Künstler;

„Lügenhafte Angaben über die Zahl der Bekehrten;

„Der Gebrauch einer gemeinen Sprachweise (slang);

„Das Zerbrechen von Stühlen auf der Predigtplatform um nach Effekt zu haschen;

„Schauspielereien in melodramatischer Weise bei der Erzählung von Geschichten;

„Angriffe auf die höhere Kritik in unbefugter Weise."

Da, wie die Zeitungen uns verkünden, Billy Sunday im nächsten Jahre nach Buffalo kommen soll, werden auch wir evangelische Pastoren samt unsern Gemeinden mehr oder weniger von seiner Anwesenheit berührt werden. Da wären wohl Erfahrungen und Zeugnisse aus un-

sern eigenen synodalen Kreisen interessant. Um die nötige korrekte Information zu erlangen, sandte ich vor etlichen Wochen Fragebogen an sieben Amtsbrüder in Pittsburgh und Scranton, wo Billy Sunday in jüngerer Zeit wirkte. Sämtliche Brüder hatten die Freundlichkeit, ihre Erfahrungen und Ansichten zu geben. Es herrschte in allen Antworten eine auffallende Uebereinstimmung. Nur einzelne kleine Abweichungen sind zu bemerken. Das Resultat meiner Untersuchung ist am besten an der Hand der gestellten Fragen zu geben.

1. Standen unsere evangelischen Gemeinden der Billy Sunday Bewegung freundlich, gleichgültig oder ablehnend gegenüber? Die einstimmige Antwort darauf lautet: „Unsere Gemeinde verhielt sich, etliche Leute ausgenommen, gleichgültig."

2. Sind die Versammlungen stark von unsern Leuten besucht worden? Darauf antworteten fünf Brüder mit „Nein." Einer fügt hinzu, „aus Neugierde gingen manche." „Ein anderer: "Unter diesen, die die Versammlungen besuchten, waren viele, die sonst jahraus, jahrein an ihrer eigenen Kirche, — eigentlich an der ihrer Väter, — ohne jegliche Gewissensbisse vorbeigingen." Und einer schrieb: „Die Versammlungen verfehlten nicht auf unsere Gemeinde eine gewaltige Anziehungskraft auszuüben und wurden besonders von den jungen Leuten stark besucht."

3. Sind unsere Gemeinden in irgend einer Weise günstig oder nachteilig durch diese Kampagne beeinflußt worden? Ein Bruder schreibt darüber und seine Antwort deckt die der Mehrzahl: „Man kann nicht sagen, daß unsere Gemeinden nachteilig beeinflußt wurden. Von einem günstigen Einfluß ist aber auch nicht viel zu merken. Einige Personen in meiner Gemeinde haben sich über Kartenspielen Gedanken gemacht, und so viel ich weiß, es aufgegeben. Andere sind scheinbar zu regerer Tätigkeit in der Gemeinde veranlaßt worden. Ein Mann hat das Trinken aufgegeben, ist aber bald hernach wieder in das alte Fahrwasser geraten." Letztere Erscheinung beleuchtet ein anderer Bruder, nicht aus derselben Stadt, durch das Zeugnis eines Saloonkeepers, der erklärt, „daß die an Billy Sunday Abgefallenen fast alle wieder seine guten Kunden seien." Ein anderer Bruder verdankt der Kampagne die Abschaffung von Bierpicnics in seiner Gemeinde. Fünf Brüder stimmen in ihrer Aussage darin überein, daß eine Aufrüttelung nicht zu leugen ist, die so lange dauerte als die Kampagne, daß aber bald die Reaktion einsetzte und die Begeisterung einer größeren Gleichgültigkeit Platz machte. Einer schreibt: „Billy Sunday ist vergessen, so wie eben das Publikum schnell einen Gassenhauer oder leichtfertige Redensarten vergißt."

4. Haben unsere Gemeinden infolge der Kampagne Glieder gewonnen oder Glieder verloren an andere Kirchengemeinschaften? Fünf der erlangten Antworten erklären: „Wir haben weder Glieder gewonnen noch solche verloren." Ein Bruder schreibt: „Alle Karten, die an uns gelangten, enthielten Namen von Konfirmanden und Sonntag-

schülern. Manche waren erst acht Jahre alt.“ Ein anderer sagt: „Wir haben etliche weitabwohnende Glieder verloren, dafür aber einige gewonnen, die sich recht tätig in dem Gemeindeleben erweisen. Die englischen Gemeinden haben freilich ihr bestes versucht, alles für sich zu gewinnen, was sie nur können.“ Dazu könnten wir am Ende bemerken, daß es eben auch Menschenfischer gibt, die, so wie die gewöhnlichen Fischer, nicht immer das Gesetz und das Recht des Nächsten achten, sondern gerne in fremden, ihnen nicht gehörenden Wassern fischen.

5. Hat die Kampagne irgend welche nachhaltige, noch jetzt spürbare Wirkung auf geistlichem, kirchlichem, moralischem und politischem Gebiet ausgeübt? Da diese Frage den eigentlichen Kern der Sache trifft, wollen wir sämtliche Antworten hören. Der eine schreibt kurz und bündig: „Nein.“ Der andere: „Es scheint daß die Billy Sunday Kampagne die Temperenzsache gefördert hat. Eine Zeitung z. B. nimmt keine “liquor ads” mehr auf. Moralisch ist unsere Stadt durch Billy Sunday nicht besser geworden, auch glaube ich nicht, daß auf geistlichem und kirchlichem Gebiet besondere Fortschritte zu verzeichnen sind.“ Der dritte: „Geistliche, moralische und politische Erfolge? Entschieden ja. Solche Sekten, die diesen evangelistischen Ergüssen ihr Entstehen und ihre Kraft verdanken und nur dadurch am Leben bleiben, haben viele Glieder gewonnen. Erfolge waren besonders zu bemerken unter den geringen Leuten. Everybody talked religion. In jeder Barbierstube, in jedem Saloon, jeder Brauerei, in Spielhäusern u. s. w. redete man davon. Unzweifelhaft hat Billy Sunday manche Gottlose zum Nachdenken gebracht. Aber das scheint auch nur eben für den Augenblick gewesen zu sein.“ Der vierte: „Sehr wenig. Billy Sunday benahm sich frech gegen die Pastoren, furchtbar herausfordernd gegen die Obrigkeit, die Polizei, und gebrauchte niedrige, nicht kanzelfähige, unanständige Ausdrücke fast in jeder „Predigt.“ Die meisten englischen Prediger nahmen Anstoß sowohl daran, als auch an seiner Geldgier. Die Meinung der evangelischen Gemeinden in Bezug auf evangelistische Arbeit hier ist: „Jeder Pastor sein eigener Evangelist.“ Der fünfte: „Mit seinen Nachfolgern hat er erzielt: a. einen niedrigen Maßstab der Religion durch seine Profanität und unflätigen Reden; b. er ersetzte Glauben durch momentane, sentimentale Berauschung; c. Ungestümes Ausposaunen der Glaubenserfahrungen plötzlich Bekehrter.“ Der sechste: „Im Gemeindewesen als solchem ist von keiner Wirkung zu reden. Unter niedrigen Menschenklassen jedoch darf gewiß auch jetzt noch von guter Wirkung vierfacher oder halber Art gesprochen werden. Unter sich steht das Häuflein Getreuer für das Gute.“ Der siebente: „Eine gute Wirkung war die Gründung von vielen Bibelklassen, die in einigen Fällen in Clubs ausarteten, in den meisten Fällen jedoch dem Bibelstudium sich widmen. Diese Klassen und die Sonntagschulen versuchten letzten Herbst bei der Wahl Local Option durchzusetzen mit Prohibition als Ziel. Das erwies sich aber nicht nur als ein Fehlschlag sondern sogar als ein Rückschlag, da die dafür ab-

gegebenen Stimmen so auffallend gering waren. In meiner Nachbarschaft bestehen drei große "Trailhitter" Bibelklassen, deren Glieder fast alle Trinker, Spieler, Flucher und Eckensteher waren, sich aber immer noch brav halten. Die Organisation hält sie zusammen und sind nur wenige davon wieder in ihre alten Laster zurückgefallen. Im Großen und Ganzen kann es nicht geleugnet werden, daß Billy Sunday einen großen und heilsamen Einfluß auf das amerikanische Christen- und Kirchentum ausübt. Für uns deutsche evangelische Christen ist jedoch sein ganzes Gebahren, Auftreten, seine Redeweise und seine Methoden und erst recht seine Theologie, widerlich und höchst anstößig. Trotz all des Guten das er stiftet, würde ich persönlich unsern deutschen evangelischen Gemeinden raten, nicht mit ihm an einem Seile zu ziehen und seine unflätigen Redensarten über sich ergehen zu lassen. Doch wollte ich ihm als Pastor auch nicht hindernd im Wege stehen, da er doch manchen zum Nachdenken und zum Lesen der Bibel bringt, der, wie es scheint, auf keine andere Weise dazu zu bewegen war."

Diese vielfachen und vielseitigen und sicher gerechten Zeugnisse und Urteile aus unserem eigenen und aus fremden Kreisen sind der höchsten Beachtung wert und nötigen uns zu dem Urteil, daß Billy Sunday ein Sensationsprediger schlimmster Art ist und als solcher gelten will. Offenbar gefällt seine Spezialität vielen, besonders auf Neuigkeit und Absurditäten gestimmten Gemütern. Durch seine Methoden erreicht er manche, die dem geordneten Predigtamt nie ihr Ohr leihen würden. Daher geschieht es, daß er vielen vom Verderben hilft und in seiner Weise Gutes ausrichtet. Nur ein von Vorurteilen und Parteilichkeit erfüllter Beobachter wird das leugnen. Trotzdem können wir uns nicht befreunden mit den sensationellen, die Neugier der Massen erregenden Methoden dieses sonderbaren Heiligen unserer Tage. Seine ins Lächerliche gehenden Sprünge und Aufführungen, sowie seine an Gemeinheiten reiche und an Blasphemie grenzende Sprache muten uns zum Abscheu an. Auswüchse und Hanswurstteleien, wie sie im Namen Gottes nicht von Billy Sunday allein sondern auch von andern Evangelisten seines Schlages geliefert werden, schaden dem Ansehen des Evangeliums, untergraben die Ehrfurcht vor dem Heiligen, beleidigen die Gefühle denkender Christen und hindern das gesunde Wachstum wahren geistlichen Lebens. Die Erfolge dieser Art von Predigern sind darum auch vielfach nur oberflächlich und vorübergehend und meistens nur auf dem moralischen Gebiet zu suchen. Das Aufgeben besonderer Laster hat aber nicht immer ein Leben in Heiligkeit und Gerechtigkeit im Gefolge. Ein amerikanischer Geistlicher unserer Stadt sagte in diesem Frühjahr von seiner Kanzel: „Daß Kirchen einen Billy Sunday dulden, zeigt, wie weit wir uns verirrt haben von der Einfachheit und der Reinheit Jesu Christi. Moody hat festgehalten daran, daß Gott unser Vater ist und alle Menschen Brüder. Billy Sunday sagt: 'This is all tommyrot.'"

Wir müssen aber daran festhalten, daß auch in diesem Fall der

Mißbrauch keineswegs den rechten Gebrauch aufhebt. Der Missionsbefehl des Herrn der Kirche besteht immer noch in Kraft und wenn auch manche Evangelisten, wie wir sehen, dem Reiche Gottes Gewalt antun, wie das von den Tagen Johannes des Täufers bis hierher geschehen ist, so braucht doch wahre biblische Evangelisation nicht ausschließlich durch den Seelsorger der Gemeinde und nur auf dem Wege der Belehrung und des Unterrichts betrieben zu werden, sondern es kann und darf wie in den apostolischen Tagen diese Aufgabe solchen Männern übertragen werden, die sich besonders dazu eignen und die mit der notwendigen Liebe zu dem großen gefallenen und gleichgültigen Menschengeschlecht die wahre Demut vor Gott und den Menschen verbinden. Allerdings muß dann der Erweckung die Vertiefung folgen und das ist in unserer Zeit am besten zu erreichen durch die altbewährte Einrichtung der Konfirmation und des vorhergehenden Unterrichts und die mehr moderne Erscheinung von Bibelklassen in Verbindung mit der Sonntagschule für Große und Kleine. Wenn es wahr ist, daß sechzig Prozent der erwachsenen Bevölkerung unseres Landes ohne kirchliche Verbindung ist und daß unter den Christen die Mehrzahl noch geistlich unreif ist, dann ist das eine höchst bedenkliche Erscheinung, welche die wirklichen Christen ins Gebet treiben muß um den Geist Gottes. Zu dem gläubigen Gebet muß aber hinzukommen das harmonische Zusammenwirken der Kirche. Die Föderation evangelischer Kirchen ist bestrebt, diese so wichtige Sache der Evangelisationsarbeit auf eine solche Basis zu stellen, auf der es möglich ist, den Beifall und die Unterstützung der Gesamtkirche zu gewinnen, ohne ihre Würde und Weihe preiszugeben. Unter des heiligen Geistes Leitung wird ihr das gelingen. Jede große Zeit im Reiche Gottes bricht herein zu der Stunde, die Gott der Herr dafür bestimmt hat und so mögen wir es noch erleben, daß eine Zeit aggressiver Evangelisation kommen wird, in der die Kirche nicht mehr, wie Bishop Berry sich ausdrückt, einem „Okkupationsheer“ gleicht, sondern zu einem „Eroberungsheer“ geworden ist, das unaufhaltsam fortschreitet von Sieg zu Sieg bis zur Vollendung aller Dinge. Bis dahin gilt das Wort des Hausvaters: „Lasset beides mit einander wachsen bis zu der Ernte; und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündeln, daß man es verbrenne, aber den Weizen sammelt mir in meine Scheuer.“

Wie sind Röm. 3, 28 und Jak. 2, 24 mit einander in Einklang zu bringen?

Von Pastor K. Roth.

1. Dem Wortlaut nach besteht nicht nur ein Unterschied zwischen diesen beiden Stellen, sie stehen vielmehr in ausgesprochenem Gegensatz zu einander. Während Paulus sagt: „Gerecht ohne des

Gesetzes Werke, allein durch den Glauben," sagt Jakobus: „Durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein!"

Beide erklären zwar übereinstimmend: „Abraham hat Gott geglaubt und ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet" (Röm. 4, 3; Jak. 2, 23). Aber während Jakobus daraus folgert (2, 21): „Ist nicht Abraham, unser Vater, durch die Werke gerecht geworden, da er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte?" sagt Paulus (4, 2): „Ist Abraham durch die Werke gerecht, so hat er wohl Ruhm, aber nicht vor Gott." — Denselben Gegensatz finden wir zwischen Hebr. 11, 31 und Jak. 2, 25. Dort heißt es: „Durch den Glauben ward die Hure Rahab nicht verloren mit den Ungläubigen, da sie die Kundschafter freundlich aufnahm." Und bei Jakobus heißt es: „Desselbengleichen die Hure Rahab, ist sie nicht durch die Werke gerecht geworden, da sie die Boten aufnahm und ließ sie einen andern Weg hinaus?" — Der erstere Satz ist jedenfalls echt paulinisch, wenn auch nicht Paulus den Hebräerbrief geschrieben.

Da könnte man allerdings fast auf den Gedanken kommen, dem Jakobus sei die Rechtfertigungs- und Glaubenslehre des Paulus anstößig gewesen, und er habe sie als zu frei und gefährlich bei seinen Lesern bekämpfen wollen — wie ja die Freiheit des Evangeliums oder die evangelische Freiheit gesetzlichen Menschen immer mehr oder weniger anstößig ist.

2. Dieser Gegensatz verschwindet aber zum großen Teil, wenn wir bedenken: Der Glaube, dem allein Paulus die Rechtfertigung zuschreibt, muß sich schließlich doch auch in Werken kundtun zum Beweis der geschehenen Rechtfertigung; und die Werke, denen Jakobus die Rechtfertigung zuschreibt, können doch nur solche sein, die aus dem Glauben hervorgehen, sonst wären sie entschieden pharisäisch und wertlos vor Gott. Aber mit welchem Recht legt denn Paulus den Nachdruck gerade auf den Glauben und behauptet, der ganz allein mache gerecht, und Jakobus betont die Werke und sagt, durch sie werde der Mensch gerecht? Und wie kann jeder sich für seine Behauptung auf denselben Abraham berufen? Handelt sich's hierbei vielleicht nur um Worte und dialektische Spitzfindigkeiten? Oder gibt es wirklich so etwas wie eine eigene paulinische Rechtfertigungslehre, im Unterschied von, ja im direkten Widerspruch mit derjenigen des Jakobus? Haben wir als Protestanten etwa das Recht, nach Luthers Vorgang, Pauli Lehre obenan zu stellen mit Zurücksetzung des Jakobus, und seine Epistel als nicht evangelisch eine „stroherne Epistel" zu nennen? Und findet anderseits die römische Kirche ihre Werkheiligkeitslehre bei Jakobus begründet? Stehen Paulus und Jakobus in diesem Stück so, daß man berechtigt oder gar gezwungen wäre, zwischen beiden zu wählen? Ist Paulus evangelisch und Jakobus gesetzlich oder römisch? Daß Luther das Wörtchen „allein" bei Röm. 3, 28 eingeschoben hat, was man ihm ja römischerseits zum Vorwurf macht, da es nicht im griechischen Text steht, das hilft uns

hierbei eigentlich nichts. Denn es hebt nur den Glauben noch etwas stärker hervor, um jedem Mißverständnis zu wehren. Wenn wir's auch weglassen, so bleibt immer noch stehen: „Ohne des Gesetzes Werke," und dies gibt dem „allein" seine volle Berechtigung.

3. Die Erklärung des scheinbaren Widerspruchs sollte man nun aber nicht darin suchen, daß Paulus etwa auf einem andern, mehr evangelischen und freien Standpunkt stehe, während Jakobus einen mehr jüdisch-gesetzlichen vertrete; oder als hätte Paulus einen höheren Grad der Erleuchtung und evangelischer Erkenntnis gehabt als Jakobus. Das würde den Widerspruch wohl erklären, aber nicht beseitigen, ihn vielmehr befestigen. Vergessen wir doch nicht: Beide waren Juden, einst behaftet mit den Vorzügen wie mit den Mängeln jüdischer Gesetzesfrömmigkeit; beide waren aus der Knechtschaft des Gesetzes zur Erkenntnis Jesu Christi und zur Freiheit des Evangeliums gelangt, der eine mehr plötzlich, der andere mehr allmählich; beide waren vom Geist Gottes erleuchtet, und hatte Paulus auch ohne Zweifel eine tiefere Erkenntnis als Jakobus, das konnte ihn in Sachen des Glaubens und der Rechtfertigung doch nicht zu einem andern Glaubens- und Lehrstandpunkt berechtigen. Und hatte Jakobus etwas weniger Erkenntnis, so war sie darum doch gewiß nicht irrtümlich oder falsch. — Zur richtigen Beurteilung müssen wir vielmehr fragen und festhalten, was jeder von beiden mit seinem Ausspruch vom Glauben eigentlich sagen will, den Verhältnissen und Bedürfnissen seiner Leser gemäß, und da werden wir denn zu folgenden Resultaten kommen:

a. „Die Werke," ohne die nach Jakobus der Glaube nicht selig macht, weil er tot ist, und durch die der Glaube erst „vollkommen" wird, sind nur solche, die aus dem Glauben stammen (2, 22), in denen der Glaube sich betätigt, also Glaubensäußerungen und -früchte; und die kann auch Paulus nicht als überflüssig vom rechtfertigenden Glauben lostrennen wollen. Das zeigt uns tatsächlich jeder seiner Briefe im ermahnenden Teil. Von solchen Werken aber redet Paulus in unserer Stelle überhaupt nicht, sondern von „Werken des Gesetzes," d. h. von einem solchen Halten des Gesetzes, durch das man sich eine Gerechtigkeit vor Gott erwerben und den Himmel verdienen will. Diese Werkgerechtigkeit kannte Paulus nur zu gut aus eigener Erfahrung, aus der Zeit, da er noch ein Saulus war. Später nennt er sie einen „Schaden." Und diese pharisäische, echt römische, unevangelische Werkgerechtigkeit lag dem Jakobus sicher eben so fern wie dem Apostel Paulus.

b. Noch deutlicher wird uns dies, wenn wir auf die Verschiedenheit des Glaubens sehen, der bei beiden hier in Betracht kommt. — Der rechfertigende, allein rechtfertigende Glaube des Paulus ist der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Christus, der nicht mit Gesetzeswerken umgeht, sondern seine Zuflucht nimmt zur Gnade des Gottes, der die Gottlosen gerecht macht um Christi willen.

Daß dieser rechtfertigende Glaube nachher in dem begnadigten Sünder das Gefühl tiefster Dankbarkeit erweckt und sich in guten Werken betätigt, versteht sich von selbst. Das sind dann aber keine „Werke des Gesetzes" mehr. Dies ist die großartige paulinische Hauptlehre, wie sie besonders im Römer- und im Galaterbrief zum Ausdruck kommt, die Grundwahrheit und Perle auch der Reformation. Diesen allein rechtfertigenden Glauben muß auch Jakobus stehen und gelten lassen, und kein Engel vom Himmel dürfte es wagen, ihn anzutasten und ein ander Evangelium zu verkünden.

Was für ein Glaube ist es denn nun, von dem Jakobus sagt, daß er *nicht* rechtfertige ohne Werke? Es ist ganz selbstverständlich nicht das Vertrauen auf Christi Verdienst und Gottes Gnade im paulinischen Sinn, vielmehr eine leere, kraftlose Ueberzeugung des Verstandes, „daß ein einiger Gott sei," wodurch aber das Herz kaum berührt und das Leben nicht erneuert wird, ein Glaube, von dem Jakobus gerade vorher sagt, daß auch die Dämonen ihn haben. Ein solcher abstrakter Glaube mag noch so richtig sein; findet er aber nicht einen konkreten Ausdruck in Werken des Gehorsams gegen Gott und der Liebe zum Nächsten, so ist er eben tot, kann nicht rechtfertigen, nicht retten noch beseligen. Das ist ja klar, und dem hätte auch Paulus unbedingt zugestimmt. Wo bleibt also der Widerspruch zwischen der paulinischen und der Rechtfertigungslehre des Jakobus?

Es fragt sich also nur noch, warum der Glaube und die Werke bei Paulus so verschieden sind von denen des Jakobus. Dies erklärt sich leicht aus dem verschiedenen Zweck der beiden Episteln, resp. unserer beiden Bibelstellen; aus den verschiedenen Verhältnissen, unter denen sie geschrieben wurden, aus den verschiedenen Bedürfnissen der Leser, an die sie gerichtet sind. Also:

c. *Die Leser*: Beide, Paulus und Jakobus, haben es mit früheren Juden zu tun, resp. mit alten jüdischen Irrtümern und eingewurzelten Vorurteilen, die der wahren Glaubens- und Lebensgerechtigkeit im Wege stehen.

Paulus wendet sich gegen die falsche Werk- und pharisäische Gesetzesgerechtigkeit, die so gerne aus der Gnade ein Verdienst und aus dem Himmelreich einen Lohngroschen macht und von Gott geschenkte Vorzüge in Selbstüberhebung über andere verwandelt und mißbraucht. Dem gegenüber betont Paulus: Sind die Heiden Sünder und verdammlich vor Gott ohne äußeres Gesetz, so sind es die Juden gleichermaßen trotz des Gesetzes und haben demzufolge nichts vor den Heiden voraus. Für beide gibt es darum nur *einen* Weg der Rechtfertigung und Rettung: „Ohne Verdienst, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist." (3, 24.)

Jakobus dagegen hat es offenbar mit solchen zu tun, denen der Glaube mehr Kopf- als Herzens- und Lebenssache war, die mit objektiv richtiger Erkenntnis sich zufrieden gaben, anstatt dieselbe auch in handgreiflichen Werken der Barmherzigkeit zu betätigen, die

also mehr recht gläubig als recht gläubig waren. Sollte er diesen Leuten etwa sagen, der Mensch werde auch ohne Werke, allein durch den Glauben gerecht? Damit hätte er sie in ihrer Trägheit nur noch bestärkt. Bei ihnen mußte er auf Werke dringen.

4. Was schließlich noch besonders das Beispiel der Aufopferung Isaaks betrifft, aus dem Jakobus (2, 21) folgert, daß „Abraham, unser Vater, durch die Werke gerecht geworden," so sei dazu noch folgendes bemerkt: Was den Abraham zu dieser opferwilligen Gehorsamstat, dem größten seiner „Werke," zur Aufopferung des eigenen und einzigen Sohnes der Verheißung befähigte, das war sein Glaube, sein festes Vertrauen auf Gottes Wahrhaftigkeit und Macht. Und eben deshalb steht diese Tat weit über allen „Werken des Gesetzes," ist vielmehr die konkrete Erscheinung und der Höhepunkt seines Glaubens, den Gott ihm zur Gerechtigkeit rechnet. Hätte er vor dieser Tat Halt gemacht, also Gott den Gehorsam verweigert, dann hätte es ihm eben am Glauben selbst gefehlt, dann könnte es nicht mehr heißen: „Abraham glaubte Gott, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit." — Jakobus erfaßt nun diesen Glauben des Abraham nicht sowohl in seinem inneren Prinzip, als gläubiges Vertrauen, sondern betrachtet ihn vielmehr in seiner äußeren Erscheinung und legt besonderen Nachdruck auf die Tat der Aufopferung Isaaks, in welcher der Glaube erst zur Vollendung kam. Und so muß jeder echte Glaube — das will Jakobus hier betonen — im tatsächlichen Gehorsam sich bewähren. Aber ein verdienstliches Werk des Gesetzes daraus zu machen, das liegt dem Jakobus sicherlich eben so fern wie dem Paulus.

Summa: Paulus bekämpft nicht etwa den Jakobus und die von diesem geforderte Lebensgerechtigkeit, sondern stolze Gesetzes- und Selbstgerechtigkeit. Eben so wenig bekämpft Jakobus den Paulus und dessen allein rechtfertigenden Glauben, sondern nur die träge Rechtgläubigkeit, die ohne Werke, ohne Barmherzigkeit zumal, vor Gott zu bestehen meint. Demnach stehen beide, Paulus und Jakobus, auf demselben Glaubensgrund, haben aber verschiedene Ziele im Auge hier und schlagen zu deren Erreichung verschiedene Wege ein. Wenn sie dabei zu Schlußfolgerungen und Aussprüchen gelangen, die im Wortlaut einander widersprechen, so braucht uns das weiter nicht zu wundern, noch weniger soll es uns irre machen an der Richtigkeit ihrer Aussagen. Kurz, unsere beiden Stellen widersprechen einander nur im Wortlaut, nicht aber sachlich. Tatsächlich ergänzen sie einander.

Concordia — Eintracht.

(Festpredigt zur Zeit der Pastoralkonferenz über Ps. 133 von K. Wiegmann.)

Es ist uns Gliedern der Pastoralkonferenz eine große Freude, mit dir, geliebte Concordia-Gemeinde, an deinem Jubelfeste in deinem schmucken Gotteshause einmütig und einhellig frohlocken zu können. Zu brüderlichen Beratungen und Besprechungen sind wir in diesen Ta-

gen in deiner Mitte versammelt und unsere Lobgesänge vereinigen sich nun mit den deinen. Freundlich begrüßt uns dein Name „Concordia" = Eintracht, wenn wir an dieser heiligen Stätte weilen, und es ist uns, als rufe derselbe uns zu: Ihr Diener Christi, seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! Freundlich ertönt jetzo auch unser Gegengruß: „Grüß dich Gott, Concordia-Gemeinde! Herz und Herz vereint zusammen, sucht in Gottes Herzen Ruh!"

Zum Herzen Gottes treibt dich an diesem Jubiläum der Rückblick in die Vergangenheit. Sechzig Jahre sind dahingeeilt seit deinem Entstehen. Sechzig Jahre hat Gottes Güte und Segen über dir gewaltet bei so mancher menschlichen Schuld und Unvollkommenheit. Sechzig Jahre hat die Gnade unsers Herrn Jesu Christi dich geschirmt und erhalten. Muß nicht alles, was in dir ist, sprechen: Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster? Ja, danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen! Jubilate, jauchzet dem Herrn!

Zum Herzen Gottes treibt dich heute auch der Gedanke an die Tage, welche noch kommen sollen. Da kommt denn zum Lobopfer die Bitte: Ach, bleib mit deiner Gnade, bei uns, Herr Jesu Christ! und an die Bitte schließt sich das Gelübde: Bei dir, Jesu, will ich bleiben; auf das Gelübde aber folge ein heiliger Wandel, damit du seiest und immer besser werdest eine Hütte Gottes bei den Menschen, eine Behausung Gottes im Geist.

Concordia-Gemeinde, sei deinem Gott dankbar, bleibe dankbar! Sei ihm getreu, bleibe ihm treu! Sei und bleibe aber auch, Gott zur Ehre, dir zum Heil, deinem Concordia-Namen treu: sei einig, bleibe einig! Dann verheißt der Herr Segen und Leben immerdar. Concordia, Eintracht — so bist du einst nach eigener Wahl genannt worden. Denke nun einmal an deinem sechzigjährigen Jubelfest über deinen schönen Namen nach! Das Wort Gottes soll dich, soll uns leiten, wie dasselbe aufgezeichnet steht im 133. Psalm, welcher also lautet: „Siehe, wie fein und lieblich" u. s. w.

Hierüber ein kurzes Wort, da noch mehrere Reden gehalten werden. Du aber, Herr Jesu, der du noch in der letzten Nacht, ehe du für uns erblaßt, den Deinen von der Liebe Macht so schön gepredigt hast, erinnere deine kleine Schar, die sich sonst leicht entzweit, daß deine letzte Sorge war der Glieder Einigkeit! Amen.

„Concordia — Eintracht!"

Wir fragen:

1. Wie soll sich die Eintracht zeigen?
2. Wer muß die Eintracht wirken und stärken?
3. Was wird der Eintracht verheißen?

1.

Concordia — Eintracht! Wie soll die Eintracht sich zeigen?

„Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ — So dichtete einst David, der Mann, der Gott so wohl gefiel, wenn er ihm sang auf Saitenspiel, und mancher unserer frommen Dichter hat ihm in edler Begeisterung die schöne Weise nachgesungen und die brüderliche Eintracht hochgepriesen. Welch ein traurig Ding die Zwietracht ist, welch ein unglücklich Menschenkind der ist, aus dessen Herzen die Bruderliebe gewichen ist, welch eine freudenleere Stätte ein Haus ist, wo die Bande des Friedens zerrissen sind, welch eine verzehrende Macht die inneren Unruhen in einem Volk sind, das hatte David zu seinem tiefsten Leidwesen reichlich Gelegenheit in seinem bewegten Leben wahrzunehmen und schmerzlich zu empfinden. Ich erinnere nur an Saul, den von Gott abgefallenen König, und Absalom, das schändliche und verfluchte Kind (Sprichw. 19, 26), die ihm manchen tiefen Seufzer auspreßten und unsagbaren Kummer verursachten.

Was ist nun die von ihm gepriesene Eintracht? Wie soll sie sich zeigen?

Laßt mich euch einen andern Gottesmann vorführen, der einst mit beredten Worten den Preis der Liebe und Eintracht verkündete. Hört sein bekanntes Wort an die Gemeinde zu Philippi (2, 2 ff.): „So erfüllet meine Freude, daß ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einhellig seid, nichts tut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achte einer den andern höher denn sich selbst.“ Da sehen wir klärlich, wie sich die brüderliche Eintracht zeigen soll.

Welch ernstes Mahnwort ist dies Wort St. Pauli für die ganze Christenheit auf Erden! Wie hat man sich in derselben schon gezankt, schlimmer als die lieben Jünger es am Gründonnerstagabend taten! Wie hat man in liebloser Weise über den rechten Glauben, die wahre Kirche, die reine Lehre u. s. w. gestritten und andere verketzert; wie hat man einander gehaßt, befehdet und verfolgt! Und sieht's heutiges Tages da und dort feiner und lieblicher aus? Wie sollten sich doch die verschiedenen Konfessionen locken und mahnen lassen: „Kommt ins Reich der Liebe, o ihr Gotteskinder, ihr im Blut gewaschenen Sünder; lernt von euerm Lamme eure Brüder lieben und euch recht darinnen üben,“ denn wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen!

Die väterliche Ermahnung des Apostels sollte aber auch jede Gemeinde beherzigen. Die einzelnen Glieder derselben sollten sich immer besser als Brüder und Schwestern in Christo, dem himmlischen Bruder, ansehen, die ganze Gemeinde sich als eine liebende Geschwisterschar betrachten. Ach, geschähe das nur allerorten! Dann würde man wohl nicht mehr von Parteien hören, die sich gegenseitig befehden und um die Herrschaft ringen; dann würden gewiß die unliebsamen Störungen und Unruhen in den Gemeindeversammlungen schwinden; dann würden Feindschaften und Prozesse, dann würden Klagen vor geistlichen

und weltlichen Gerichten aufhören. Immer noch steht unübertroffen, einzig in ihrer Art, die erste Christengemeinde zu Jerusalem da, von der die Apostelgeschichte bekanntlich berichtet (4, 32): „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“ — fürwahr, eine Hütte Gottes bei den Menschen.

Und was der einzelnen Gemeinde gilt, das sollte auch den einzelnen Familien gelten, welche die Gemeinde bilden. Ein frommer Dichter singt: „O selig Haus, wo Mann und Weib in einer, in Christi Liebe, eines Geistes sind!“ Ließe sich das doch von allen christlichen Ehegatten, von allen Christenhäusern in Wahrheit sagen! Allein es hat oft den Anschein, als habe die alte Schlange das im Paradiese an sie gerichtete Wort in manches Haus hineingerufen: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe,“ und das Wort des Heilands (Matth. 10, 36) geht da in Erfüllung: „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.“ Fürwahr, „da kehrt der böse Feind gern ein, da mag der liebe Gott nicht sein.“ — Wie fein und lieblich wäre es, wenn überall leibliche Brüder, leibliche Geschwister einträchtig beieinander wohnten! „Kindlein, liebet einander!“ soll St. Johannes, in hohem Greisenalter in die Versammlung der Gemeinden hineingerufen haben, und dies ist noch immer ein zeitgemäßes Wort an unsere liebe Jugend. Gibt's nicht manche Geschwister, die den Brüdern Josephs gleichen, so daß sie gemahnt werden müssen: „Zanket nicht!?“ (1.Mose 45, 24.)

Wie steht's um dich, liebe feiernde Concordia-Gemeinde? Wie steht's um die Eintracht in Kirche und Haus? Nicht nach dem Sprichwort: Viel Köpfe, viel Sinne — nein, nach dem herrlichen Vorbild Jerusalems gehe es: Ein Herz und eine Seele! Und daß es dort so fein und lieblich aussah, kam daher, daß sie alle in ihrer Eintracht ein Trachten kannten und zeigten, das ernste Trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; darum war auch das königliche Wort Jesu, das neue Gebot von der Liebe, ein Samenkorn, das in ihren Herzen fest wurzelte, sproß und gedieh.

Soll das Reich des Sohnes, voll von großen Herden,
Fest und reich gesegnet werden,
O so laßt uns lieben und in Liebe brennen!
Jesu, hilf, daß wir es können!

Ja, Hilfe tut not. Wir fragen daher weiter:

2.

Concordia — Eintracht! Wer muß die Eintracht wirken und stärken?

Der Psalmist vergleicht die feine und liebliche Eintracht mit dem köstlichen Balsam oder Salböl, mit welchem der Hohepriester Aaron und seine Nachfolger gesalbt wurden, mit dem erfrischenden Tau, der vom Hermon niederfällt. „Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupte Aarons herabfleußt in seinen ganzen Bart, der herabfleußt in sein Kleid; wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die

Berge Zions." — Wir können in dem Vergleich noch weiter gehen als David. Wir kennen ein köstlicheres Salböl, einen erquickenderen Himmelstau. Es ist das Salböl des Heiligen Geistes, das Freudenöl, mit dem alle Christen, verordnet zum heiligen Priestertum, gesalbt sein sollen; es ist der Geist vom Vater und vom Sohn, auf den wir das Wort des Bundesgottes im Propheten Hosea (14, 6) deuten wollen: „Ich will Israel wie ein Tau sein, daß er soll blühen wie eine Rose." Da siehe, „Den Quell, draus alle Eintracht fleußt, die sich in fromme Seelen geußt."

Nun gibt es aber gar manche Menschenkinder, welche wähnen, den Quell der Eintracht in sich selber zu haben. Sie meinen, durch eine ruhige, besonnene Ueberlegung, durch feste, gute Vorsätze gar wohl imstande zu sein, einträchtiglich zu wandeln; sie trauen sich wohl auch zu, durch klare Ueberzeugung und geschickte Ueberredung andere gar wohl zur Eintracht leiten zu können. Sie malen sich und andern vor, wie fein und lieblich nicht bloß, sondern auch wie gewinnbringend dieselbe ist; sie erinnern wohl auch an die weltliche Weisheit, die sich in manchen lehrreichen Sprichwörtern kundgibt, z. B.: „Eintracht tragt ein." Das hört sich ja alles recht schön, recht fein und lieblich an, allein sie bedenken wohl nicht, welch ein unzuverlässig, unbeständig Ding das menschliche Herz ist, und wie schwach sich das Fleisch in den Stunden der Verführung erweiset, und nachher kommt dann das klägliche Geständnis: Wollen hatte ich wohl, allein das Vollbringen fehlte mir; mit meiner Macht war nichts getan. Wohl ihnen, wenn sie dann noch zur Erkenntnis dessen kommen, der Stärke genug für die Unvermögenden hat, und der gutes Denken, Tun und Dichten selber muß in uns verrichten.

Wo suchst du, liebe Concordia-Gemeinde, den Quell der Eintracht? Wer soll dieselbe wirken und nähren? Ach, wollten wir bei uns selbst Hilfe suchen, so fänden wir nur löcherichte Brunnen, die nicht sprudeln können, und aus denen man nicht schöpfen kann. Darum blicken wir empor zu dem Brunnquell alles Heils und aller Hilfe, zu welchem auch David im 23. Psalm gläubig und vertrauensvoll aufschaute und betete: „Du salbst mein Haupt mit Oel und schenkst mir voll ein," und wir flehen und bitten mit Luther:

Du süße Lieb, schenk deine Gunst,
Laß empfinden uns der Lieb Inbrunst,
Daß wir uns von Herzen einander lieben,
Im Frieden stets auf einem Sinn bleiben!

Wohl dir, wenn du aus diesem Quell schöpfest und von ihm dich leiten und treiben lässest, wenn du alles, was in dir ist, von dem heiligen Salböl weihen und heiligen läßt! Dann kann es in Wahrheit heißen: Concordia — Eintracht!

Gedenken wir ein wenig der Vergangenheit, um zu fragen, was das Salböl des Heiligen Geistes in den dahingeeilten 60 Jahren hier bewirkt hat. Wie viele Kindlein empfingen in diesem Zeitraum

hier die heilige Taufe! Da wurden sie dem Herrn geboren wie Tau aus der Morgenröte, da wurden sie geweiht mit der Salbung von oben. Sind sie herangewachsen in der Zucht und Gemeinschaft des Heiligen Geistes? Wie viele von ihnen sind in späteren Jahren vor dem Altar des Herrn Zebaoth als Konfirmanden gestanden! Da wurde die Gabe des Heiligen Geistes über sie herabgefleht: Kehr, Heilger Geist, bei ihnen ein und laß sie deine Wohnung sein! Da übergaben sie sich dem Dreieinigen zu einem Leben in Glaube, Liebe und Hoffnung. Was ist aus diesen Täuflingen und Konfirmanden geworden? Sind sie noch in deinem Kreise, Concordia-Gemeinde, Reben am Weinstock Christus, wandelnd in Liebe und Eintracht, trachtend nach dem einen, was not ist? — Wie viele Brautpaare gaben einander das Jawort ehelicher Liebe und Treue, und der Segen des Höchsten wurde über ihre Verbindung gesprochen! Sind ihre Häuser Stätten des Friedens und der Zufriedenheit geworden und geblieben, wo gut sein ist, weil Eintracht herrscht und ein Trachten nach dem Himmelreich sich zeigt? — Wie viele Predigten wurden gehalten, wie viele Abendmahlsfeiern fanden statt! Hat der Heilige Geist, der durch Wort und Sakrament kräftiglich wirkt, die Einheit des Glaubens und das Einssein in der Liebe dadurch stärken und nähren können? — Wollen wir auch noch der vielen Toten gedenken, die auf deinen Friedhof gebettet wurden? Waren es alle friedfertige und somit Kinder Gottes? Wußten sie, daß sie aus dem Tode ins Leben gekommen waren, sintemal sie die Brüder liebten? War Christus ihr Leben und Sterben ihr Gewinn? — Und wir allesamt, die wir uns allhier beisammen finden, wir Lebenden, getauft, konfirmiert, herangewachsen unterm Schall des Evangeliums, der Kraft Gottes zur Seligkeit, was hat der Geist des Herrn aus uns machen können? Eine Gemeinde der Heiligen, welche innige Gemeinschaft hat mit Christo, dem Haupt, und innige Gemeinschaft untereinander, er, der Weinstock wir, die Reben — fest im Glauben, treu in der Liebe, selig in Hoffnung? Der Herr weiß es. Wir aber bitten:

Du süßer Himmelstau, laß dich
In unsre Herzen kräftiglich
Und schenk uns deine Liebe,
Daß unser Sinn verbunden sei
Dem Bruder stets mit Liebestreu
Und sich darinnen übe!
Kein Neid, kein Streit dich betrübe,
Fried und Liebe müsse schweben;
Fried und Freude wirst du geben.

Damit werden wir zu unserm letzten Teil übergeleitet.

3.

Concordia — Eintracht! Was wird der Eintracht verheißen?

Daß die Eintracht Gott wohlgefällig ist, zeigt uns un-

ter andern der alte Sirach, wenn er an einer Stelle spricht (25, 1 ff.): „Drei schöne Dinge sind, die beide Gott und den Menschen gefallen: wenn Brüder eins sind und die Nachbarn sich lieben und Mann und Weib sich miteinander wohl begehen.“ David ging jedoch in unserm Psalm noch weiter; er führt uns vor, was der Herr der Eintracht verheißt:

„Daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“ — Was soll das heißen?

Unter Segen und Leben versteht die Heilige Schrift die Fülle der Wohltaten, die der ewigreiche Gott nach Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit seinen Kindern aus Gnaden angedeihen läßt. Wer könnte sie zählen, wer sie alle namhaft machen? Davon läßt sich auch sagen: Sollte ich sie zählen, so würde ihrer mehr sein denn des Sandes (Ps. 139, 18). Einen ähnlichen Gedanken drückt St. Paulus aus, wenn er seinem Timotheus (I. 4, 8) schreibt: Die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Segen und Leben — beide Wörter haben einen guten Klang. Segen und Leben stellte der Bundesgott Jehova seinem Volk Israel durch Moses in Aussicht, wenn sie in den Wegen seiner Gebote als eine heilige Gemeinde wandelten, allein er dräute auch mit Fluch und Tod, wenn sie seine Wege verließen und seine Satzungen überträten. Gilt dies nur dem Gottesvolk des Alten Bundes? Mit nichten. Beides, Segen und Fluch, Leben und Tod, wird auch dem Israel des Neuen Testamentes vorgelegt, der Christenheit, und in derselben den einzelnen Kirchen und Gemeinden, Häusern und Herzen. Wie manche Gemeinden gibt es doch, denen beides, Segen und Leben, zu fehlen scheint und auch fehlt! Wo allerlei Sünden ungerügt und ungeahndet ihren freien Lauf nehmen, Gotteslästerung und Sabbatschändung, Verführung und Verwahrlosung, und die Zucht bleibt aus; wo Hader und Streit an der Tagesordnung sind, aber die Streiter Christi fehlen, eine streitende Kirche im üblen Sinn; wo Ungerechtigkeit und Unglaube frech das Haupt erheben, der Glaube aber, ohne den es unmöglich ist, Gott gefallen, ist erloschen gar und die Liebe erkaltet — nimmt es da Wunder, daß es nicht heißen kann: Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben (Ps. 46, 6)? Wo Gleichgültigkeit und Stumpfsinn obwalten und kein Samaritersinn sich zeigt, wohl aber der Geist jenes Priesters und Leviten in dem bekannten Gleichnis Jesu; wo treue Zeugen mit Seufzen ihres Amtes warten müssen, aber mit Freuden es nicht können, ist da Segen und Leben zu erwarten? Wo die Kirche leer ist und keine Bibel ist im Haus, die Trinkhäuser und Tanzsäle dagegen voll, und die Weihrauchaltäre des Gebets abgebrochen sind, muß es da nicht öd und traurig aussehen? Wo dem Götzen Bauch und der Göttin Mode alle möglichen Opfer von fröhlichen Gebern gebracht werden, allein für das Reich Gottes, die Kirche, die Mission, die christlichen Liebesanstalten die Gaben der Liebe nicht einlaufen wollen, kann da Segen

und Leben sein? Nun redet unser Psalm allerdings nur von dem einen, der feinen und lieblichen Eintracht, aber sagt selbst, wo die Einigkeit im Geist, das Einssein in der Liebe, der durch die Liebe tätige Glaube auf dem Aussterbeetat ist, das jedoch, was dem Heiligen Gott mißfallen muß, üppig sich entfaltet, und somit nur eine Eintracht obwaltet, die weder fein noch lieblich ist, eine Eintracht, die gegen Gottes Wort und Sakrament, gegen Gottes Reich und Geist gerichtet ist, kann da die Verheißung, die David im Namen des Herrn ausspricht, solcher Gemeinde gelten? Nimmermehr.

Eintracht — Einmütigkeit und Einhelligkeit, gleiche Liebe, ein Trachten nach dem Reich Gottes, o wirkte und mehrte der heilige Gottesgeist dies doch reichlich in unsern lieben evangelischen Gemeinden, in unsern Häusern und Herzen! Welch ein Segen und Leben würde sich da nach außen und innen ergießen! Liebe Concordia-Gemeinde, nicht wahr, dein Wunsch und dein Gebet ist an deinem Jubelfest (und unsere Wünsche und Gebete vereinigen sich mit den deinen), daß Segen und Leben dir beschieden sein möge für und für? Die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens ist dir von den Dienern Christi, die in den verflossenen sechzig Jahren auf deiner Kanzel gestanden und unter dir gewirkt, wer weiß, wie oft vorgehalten worden. Das Wort Gottes führte sie dir heute wieder vor. Wahre die Eintracht in Kirche, Haus und Herz; wahre das eine Trachten, dem Herrn zu gefallen durch lebendigen Glauben, durch Gottesfurcht und Gottseligkeit, und die Verheißung wird dein sein und bleiben immerdar, denn: Wo Glaube, da Liebe; wo Liebe, da Friede; wo Friede, da Segen; wo Segen, da Gott; wo Gott, keine Not. Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Auf hoher Warte.

Die welterschütternden Ereignisse der Gegenwart stellen uns auf eine hohe Warte. Von einer hohen Warte aus gewinnt man eine Uebersicht. Erst die rechte Uebersicht führt zur klaren Einsicht. Zur Uebersicht gehört aber ein Blick zurück auf das, was hinter uns liegt, und auf das, was vor unsern Augen sich entschleiert, ein rechtes Verständnis für Vergangenheit und Zukunft, Altes und Neues. Es gibt solche, die die Vergangenheit verachten, von ihr nichts wissen, haben und lernen wollen, das „gestern“ hat für sie ebenso wenig Interesse wie Bedeutung, und was davon übrig geblieben, damit machen sie tabula rasa. Für sie gibt es keinen Hyphen, d. h. Bindestrich. Seit ihrer Entbindung fühlen sie sich ungebunden — es ist eine verwegene Bande! Sie halten es unter ihrer Würde, in irgend jemandes Fußstapfen zu treten, sie wollen selbständige, neue Bahnen gehen. Die Geschichte der Menschheit hebt erst an mit dem Tage ihrer Geburt. Das sind die Modernen. Das ist zum großen Teil das heutige Geschlecht. Das ist vor allem Jungamerika. Und wenn wir von Jungamerika reden, so meinen wir nicht nur die jungen Leute in Amerika. Ganz Amerika ist

noch jung. Was ist die Geschichte von etlichen hundert Jahren im Vergleich zu der vieltausendjährigen Geschichte anderer Völker? Jugend ist noch keine Untugend, aber bringt allerlei Gefahren mit sich. Nichts würde sich als ein besseres Korrektiv für solche Gefahren erweisen als ein gründliches Geschichtsstudium; Tatsache jedoch ist, daß kein Fach auf unsern höheren und niederen Schulen so stiefmütterlich behandelt wird wie gerade die Weltgeschichte — meistens ist es nur die Geschichte der Vereinigten Staaten und die von England, und die Geschichte der Vereinigten Staaten wird geflissentlich in Englands Interesse zurechtgedoktert (wie das zu erklären und was für politische oder andere Einflüsse dahinter stecken, ist uns ein Rätsel, aber ein Rätsel, das noch gelöst werden muß!) Auf keinem Gebiet ist darum der Amerikaner so schlecht beschlagen, als auf dem Gebiet der Geschichte, und der daraus resultierenden Unselbständigkeit des eigenen Urteils halber hat die englische Presse es fertig gebracht, die blödsinnigsten und unglaublichsten Münchhausiaden in dieser Zeit, da wir auf hoher Warte stehen sollten, dem amerikanischen Volk von Tag zu Tag aufzutischen. Das ist die eine Seite.

Auf der andern Seite gibt es immer noch eine Partei der Konservativen die wissen wollen, wo sie herkommen, ehe sie sich entscheiden, wo sie hingehen; die lernen möchten von der Weisheit der Alten und profitieren von den Erfahrungen ihrer Vorgänger. Sie sind nicht so in sich selbst verliebt, daß sie meinen Wurzel, Baum und Frucht, alles in vollendeter Selbständigkeit zu sein, und zwar aus ureigenem Können und Vermögen; sondern sie ehren pietätvoll den Boden, auf dem sie gewachsen, und die Wurzeln, aus denen sie entstammen und die die Kraft bilden ihres innersten Wesens. Freilich kommt es auch vor, daß in dieser Klasse solche sich finden, die zu den Altertumskrämern zu rechnen sind — die alles Alte lieben, weil es alt ist, und je größer der Modergeruch, desto größer ihre Begeisterung. Das sind nun wieder Moder—ne in ganz anderm Sinn.

Was ist denn nun die rechte Stellung zum Alten? Von vorneherein ist es notwendig, daß wir uns darüber klar werden, daß wir die Fesseln des Alten nicht einfach abstreifen können, auch wenn wir wollten. Was kann neuer sein, als ein neugeborenes Kind? — und doch liegt dies Kind in den Fesseln des Alten. Ehe es selbständig denken lernt, muß es seine Werkzeuge aus der Truhe der Vergangenheit holen. Die Sprache, die es sprechen lernt, die ganze Ideenwelt, in die es durch seine Umgebung unwiderstehlich hinein gezogen wird, das alles empfängt es als unverleugbares Erbe aus der Vergangenheit. Jedes Wort in unserer Sprache ist ein Denkmal hundertjähriger, tausendjähriger Geschichte, ein Produkt früherer Geistesarbeit. Wir schwimmen heute in einem Ozean geistigen und intellektuellen Besitzes — Literatur, Tradition, Sprichwörter, Volksgeist und Volksseele; ein Ozean, der gebildet worden ist durch die ungezählten Bächlein einzelner Persönlichkeiten, die im Laufe der Zeiten das große Volkserbe uns hinterlassen haben. Unter diesen Persönlichkeiten gibt es einzelne überragende Geisteshelden, die all unserm Denken und Empfinden den Charakter aufgeprägt haben. Die Vergangenheit wirkt fort in der Gegenwart und gestaltet die Zukunft. Jedes Stück, das von dem Alten abbröckelt, findet seine Verwendung in dem Aufbau des Neuen, und das Neue ist nur stabil, wenn es aufgebaut ist, nicht wie ein Schloß in die Luft, sondern auf dem bewährten Fundament des Alten. Es gibt schließ-

lich nichts Neues unter der Sonne, sondern nur eine weitere Entwicklung des bereits Bestehenden. Alles ist Same und alles ist Ernte. Der Bindestrich der Geschichte ist die Herzwurzel des Baumes.

Und doch, dasselbe zwingende Gesetz, das uns mit Händen und Füßen an das Alte fesselt, zwingt uns mit derselben Notwendigkeit zum Neuen. Es ist zwecklos, sich dagegen stemmen zu wollen. Der Geist des Menschen rebelliert gegen jeden Aufenthalt in der Geschichte. Das mächtige Schwungrad der Zeit saust unaufhörlich weiter fort, und niemand kann ihm Einhalt gebieten. Unsere christliche Religion bekämpft nicht das Neue — im Gegenteil, ihr Zweck und Ziel ist, nicht nur den einzelnen, sondern die ganze Erde zu erneuern. „Siehe, ich mache alles neu!“ spricht der Herr. Stillstand ist Rückgang. „Wer nicht besser wird, hört auf, gut zu sein.“ Der große Ethiker Wundt tut den Ausspruch: „Das innerste Wesen der Sittlichkeit liegt in dem unaufhörlichen, nimmerrastenden Streben nach Vollkommenheit.“ So mit dem einzelnen, so mit der ganzen Menschheit.

Wie wunderbar ist doch der Gang der Geschichte. Jedes Jahrtausend, jedes Jahrhundert, ja in unserer ereignisvollen Zeit kann man sagen: jeder Tag bringt etwas Neues, ganz Neues hervor. Und doch ist alles nur eine rationelle, planmäßige Entwicklung nach festen, unwandelbaren Gesetzen. Gott sitzt im Regiment, und wir armen Menschenkinder können oft sein Eingreifen in den Gang der Geschichte so wenig verstehen, wie ein Wurm es verstehen kann, wenn der Mensch mit der Schaufel eingräbt in den Boden und ihm sein Nest, vielleicht ihn selbst, zerstört. Wer den Gang der Geschichte verstehen will, muß sein Haupt hoch emporheben und weit, weit zurückblicken und weit, weit hinausschauen; er muß nicht nur Ideen, sondern Ideale haben, Ideale im besten Sinne des Wortes, die weiter nichts sind als Urideen des Guten und Wahren, das tiefe Empfinden und Vorahnen zukünftiger Realitäten. Gott nimmt sich Zeit zum Auswirken seiner Pläne. Tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist. Unsere Augen gehen schneller als unsere Füße; — kein Wunder, daß wir so oft stolpern.

Schauen wir nun von der hohen Warte der sturm- und drangvollen Gegenwart, so müssen wir allerdings bekennen: es ist böse Zeit! Kriegszeit ist böse Zeit. Bismarck sagt: „Jeder Krieg, auch der siegreiche, ist ein großes Unglück für das Land, das ihn führt.“ Dieser Krieg bestätigt es in markerschütternder Weise. Zerstampfte Fluren, brennende Dörfer, zerstörte Städte, flüchtende Bewohner, Massengräber hier und da mit bleichenden Gebeinen — wer zählt sie alle, die Wunden, der dieser Krieg schlägt? Doch das ist das Furchtbarste noch nicht. Das Furchtbarste ist die Frivolität, die Brutalität, die Bestialität, die dieser Krieg offenbart hat, die Lüge und Heuchelei, die Unaufrichtigkeit und Unlauterkeit, die Ehrlosigkeit und Schamlosigkeit, die durch diesen Krieg an den Tag gekommen ist.

Und doch, trotz alledem, wagen wir zu behaupten: es ist eine große, eine herrlich große Zeit, in der wir leben! Nicht nur die Mächte der Finsternis regen sich, noch viel mehr die Kräfte des Lichtes. Das Erdbeben wirft nicht nur Rauch und Lava aus, es bringt auch verborgene Quellen zum Durchbruch. Heute handelt es sich nicht nur, wie vor hundert Jahren, um die Befreiung des Vaterlandes, nicht, wie vor vierundvierzig Jahren, um die Einigung des Volkes; heut handelt es sich um die ganze Existenz des Deutschtums, um Sieg

des deutschen Geistes, der deutschen Kultur; — handelt es sich um den Sieg der Wahrheit über Lüge, der Gerechtigkeit über Ungerechtigkeit. Eine neue Weltperiode bereitet sich vor. Gott lenkt die Schlachten. Er wird auch dieses ungeheure Völkerringen nicht in Sinnlosigkeit ersticken lassen, sondern es zu einem Ende und Ausgang führen, der das innerlich notwendige Ergebnis der bisherigen Geschichte ist und darum eine Grundlage für ein neues Vorwärts der Menschheit. Durch dunkle Nacht, durch blutge Schlacht — zum goldnen Morgen auferwacht! Festgewurzelt im heiligen Boden der Geschichte, mit unerschütterlichem Glauben im Kampf der Gegenwart, gehen wir hoffnungsfreudig der Zukunft entgegen. Es wird noch alles recht!

(Aus „Deutscher Lutheraner.")

Das Dahinmorden der Unschuldigen.

Ueber diesen Gegenstand schreibt George Creel in "The American Leader." Dieser Artikel hat nichts mit dem Krieg zu tun und mit den Leiden, die er über die wehrlose Bevölkerung der heimgesuchten Länder bringt, sondern, und das gibt ihm seine besondere Bedeutung, mit dem in Friedenszeit, Tag für Tag, unter unserm im tiefsten Frieden lebenden Volk erfolgenden Hinsterben der Säuglinge. Der Rassenselbstmord bei uns wird nicht so sehr durch die Abnahme der Geburten, als durch den hohen Prozentsatz der Sterbefälle unter den kleinsten Kindern bewirkt.

* * *

Denn in den Vereinigten Staaten sterben jährlich mehr als 300,000 Säuglinge, das heißt, täglich über 800. Zwischen 1901 und 1910 starben wenigstens 2,500,000, ehe sie zwölf Monate alt geworden waren. Ganze zwei Fünftel dieser erschreckend hohen Zahl lebten nicht einmal eine Woche, und Tausende verschieden, nachdem sie kaum den ersten Schrei getan hatten. Man denke sich nur, daß die Bevölkerung von Chicago alle zehn Jahre einmal völlig vernichtet würde. Aber das Schrecklichste bei diesem furchtbaren Kindersterben ist doch, daß die Hälfte dieser Todesfälle die Folge von Ursachen waren, die verhütbar gewesen wären. Ja, die Hälfte dieser Kinder (1,250,000) hätte durch eine geeignete Behandlung, wie man sie heutzutage gewähren kann, am Leben erhalten werden können.

* * *

Es ist die Ansicht der Sachverständigen, daß die große Mehrzahl der Säuglinge leben bleiben würde, wenn ihnen bei der Geburt und Abwartung die gehörige Sorgfalt erwiesen würde. Will man das Leben dieser 150,000 Kinder retten, die jetzt jahrein, jahraus an verhütbaren Ursachen sterben, so bedarf es dreier Maßregeln. Erstens eines Gesetzes, das die Eintragung der Geburt eines jeden Kindes verlangt. Dann können die Gesundheitsbehörden nach einem jeden Neugebornen sehen. Dazu bedarf es einer zweiten Einrichtung, nämlich der Anstellung von Pflegerinnen, die die Runde machen und für Mütter und Kinder sorgen. Damit das in wünschenswerter Weise geschehe, ist drittens für Darreichung reiner Milch zu sorgen.

* * *

Auf diesem Gebiet sieht es in unserm Land noch übel aus. Nur in manchen größeren Städten ist man diesen dringenden Forderungen nachgekommen, und zwar meistenteils nicht seitens der Behörden, sondern

infolge der Barmherzigkeit und christlichen Liebe privater Kreise. Diese verbrecherische Gleichgültigkeit ist die Hauptursache des Dahinsterbens jener 150,000 Säuglinge in jedem Jahre.

* * *

Im zweiten Teil dieser Abhandlung fragt der Verfasser, Herr George Creel, wer die Schuld an diesem großen Sterben der Kinder trage. Auch wenn wir seinem Gedankengang nicht alle folgen können, veranlaßt er doch zum Nachdenken und wird dadurch mithelfen, daß die unter uns herrschende Gleichgültigkeit gegen den hohen Prozentsatz der Sterbefälle unter den Säuglingen überwunden werde. Also, Herr Creele behauptet, daß die Schuld bei den Frauen liege. „Denn die Fürsorge für die Kinder ist die Arbeit der Frau, nicht des Mannes. Seit undenklichen Zeiten ist es ihre Aufgabe gewesen, für das Heim und die Kleinen zu sorgen, und wenn diese heutzutag dahinsterben, weil sie vernachlässigt werden, so trifft den Mann kein Tadel."

* * *

In diesem Punkt werden wir nicht ganz gleicher Ansicht sein können, denn auch dem Vater liegt die Pflicht ob, sich nach dem Wohlbefinden seiner Kinder zu erkundigen und nötigenfalls für Verbesserung ihrer Behandlung mit Sorge zu tragen. In vielen Fällen vermag die Frau allein das gar nicht zu tun, wie unsere Abhandlung das selbst andeutet, wenn sie fortfährt: „Es ist wahr, die Art, wie man das Kind schützt, hat sich geändert. Was früher der einzelne tat, wird jetzt vom Staat getan. Die oben erwähnten, zum Besten der Säuglinge getroffenen Verordnungen und Einrichtungen können nur durch den Stimmkasten gewonnen werden. Aber deshalb bleibt es doch die Pflicht der Frau, für die Kleinen zu sorgen, und da sie das nicht mehr ohne den Wahlzettel tun kann, so sollte sie das Stimmrecht erhalten."

* * *

Dies Ziel ist unter den obwaltenden Verhältnissen natürlich nur unter Beihilfe der Männer zu erwerben. Die Richtung unserer Zeit begünstigt ja auch mehr und mehr diese Bewegung. Zum Teil ist sie bereits erfolgreich gewesen. So lange aber die Männer im großen und ganzen den Stimmkasten beherrschen, müssen sie sich auch mit den Anforderungen vertraut machen, welche die Wohlfahrt der Kleinen an die Eltern wie an Stadt und Staat stellt und für deren Erfüllung tun, was in ihren Kräften steht. An der Mitwirkung der einsichtsvollen Mütter und andern Frauen wird es ihnen sicherlich nicht fehlen, so daß sie ihre Nachlässigkeit und ihre Unterlassungssünden nicht mit ihrer Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse entschuldigen können. Diese Frage ist ein Hauptstück der sozialen Verbesserungen, deren Durchführung sich neuerdings auch die christlichen Kirchen ganz besonders zur Aufgabe machen.

(Aus N. Kirch.-Zeitg., Cleveland, O.)

Wir bekennen, daß dieser Schluß, eine Lanze für das Frauenstimmrecht zu brechen, unter solcher Begründung, geradezu verblüffend auf uns gewirkt hat.

Ja, ja, gebt den Frauen das Frauenstimmrecht, führt sie ein in alle möglichen politischen Kreise und seht, ob sie dann besser auf ihre Kinder acht geben, ob das Kindersterben durch Schuld der Frauen sich dann vermindert!! Ob

sie mehr Kinder erzieht und sie besser versorgt als bisher! Welche Verblendung, zu solchem Schluß zu kommen, da schon jetzt die Emanzipierten die Kinder als Last und Hemmschuh empfinden!

Von den hier vorgetragenen Ideen ist nur ein kleiner Schritt zu der Propaganda der „Mutterschutzbewegung,“ die dem Staat die Erziehung der kleinen Kinder in besonderen Fürsorgeanstalten aufhalsen will, damit doch die „Mütter,“ die „Damen“ sich nicht mehr mit der lästigen Kinderpflege abgeben müssen und besser ihrem Vergnügen nachrennen können.

Wir erkennen in dem Gedankengang Creels nur die allgemeine amerikanische Sucht, nach neuen Staatsgesetzen sich umzusehen, um unleugbare Uebelstände mit Hilfe neuer Gesetze zu beseitigen. — Wollen die Herren die **Wahrheit** kennen lernen, so müssen sie ihre Spürnase nach ganz anderer Seite hin wenden, um dem Uebel des Kindersterbens auf den Grund zu kommen. So viele Kinder sterben gleich oder bald nach der Geburt. Haben die Herren wohl nachgeforscht, ob nicht die Tanzwut der jungen Mütter und das enge Schnürleibchen, kurz Vergnügungssucht und Eitelkeit die Ursache des Sterbens so vieler Kinder war? Und diese Dinge werden durch die heutigen Erziehungsmethoden begünstigt und befördert!

So viele junge „Damen“ gehen in die Schule bis in die zwanzig. Da wird ihnen nutzloser Wissenskram eingeprägt, der für das häusliche Leben keine blaue Bohne wert ist. Die besten Jahre werden da vertändelt; die Schule begünstigt die Tanzgesellschaften, die Theater, die Schaustellungen aller Art. Da gibt's Gelegenheit, sich in eitlem Kleiderputz mit jungen Männern herumzutreiben, ertötet wird dagegen die Lust, als tüchtige Hausfrau einmal etwas Rechtes zu leisten. Hausarbeit ist ja auch so schwer, so hart, so niedrig. Wie viel schöner ist's in lustiger Gesellschaft sich im Tanz herum zu wirbeln.

Wenn dabei das junge Leben des noch ungeborenen Kindes Schaden leidet und bald dahinstirbt, so wird ja die Mutter der Last los, ein Kind pflegen und abwarten zu müssen.

Kurz, wir meinen nach dieser Richtung müßte sich die Untersuchung richten und sich die Frage stellen, ob nicht das ganze Erziehungswesen in den Frauen die Tendenz groß zieht, sich in Lustbarkeit und Vergnügen die Zeit zu vertreiben und in eitler Kleiderpracht, die auf die richtige Bildung des Frauenleibes eine höchst nachteilige Wirkung hat, vor der Gesellschaft zu glänzen. Die „Wespentaillen“ mancher Frauen haben mit dem Kindersterben mehr zu tun, als der Mangel des Frauenstimmrechts. — Hier in der Schule müßte die richtige Erziehungsweise einsetzen und den Töchtern die verbrecherische Torheit der Mode und der Tanzwut zeigen, die mit in erster Linie verantwortlich ist für das frühe Sterben der unschuldigen Kinder. Doch wollen wir nicht den jungen Frauen alle Schuld allein aufladen. Die Sucht eines leichten, bequemen, lustigen Lebens mag auch viele junge Männer treiben, daß sie gleichgültig werden gegen das Leben der Kinder und lieber nur eine kleine Familie ernähren, als eine größere Anzahl Kinder großziehen.

Degeneration.

Ein sicheres Zeichen der Entartung des menschlichen Geschlechts in den Kulturländern von Europa und Amerika ist die wachsende Tendenz, die

Zahl der Geburten einzuschränken. Wir haben schon im Novemberheft v. J. unter der Aufschrift: „Die Sorge um das tägliche Brot,“ Veranlassung genommen, uns mit dieser verbrecherischen und gottlosen Tendenz auseinander zu setzen. Nun brachte das Familienblatt „Haus und Herd“ in seiner Dezembernummer einen ähnlichen Aufsatz, in welchem mitgeteilt wird, welch zynischen Vorschlag sogar der Dean des Handelshochschuldepartments der New Yorker Universität zu machen wagte, um die Geburten einzuschränken. Wir geben nachstehend den Aufsatz aus „H. und H.“

Finstere Theorie.

Sehr grau muß die Hirnsubstanz gewisser amerikanischer Theoretiker und der Hammelherde ihrer Nachbeter sein, die jetzt unser Steuerproblem lösen wollen durch Einschränkung der Geburten. „Legt eine gehörige Steuer auf jedes neugeborene Kind, schränkt die Vermehrung der Menschen in den Ver. Staaten ein, wie ihr der Vermehrung der Tiere Schranken setzt, und ihr habt das Steuerproblem gelöst. Je mehr Babies, um so höhere Steuern.“

Diesen Blödsinn hat Professor J. French Johnson, Dean des Handelsschuldepartments an der New Yorker Universität, der Steuerkommission seines Staates allen Ernstes zur Erwägung vorgelegt! Diese „Autorität“ auf dem Gebiete der Nationalökonomie sieht darin das Columbusei für die Steuergesetzgebung.

Wir produzieren mehr Babies, als wir Menschen zu nähren und zu kleiden imstande sind. Die Kinderzahl jeder Familie muß in den Grenzen des Einkommens des Vaters gehalten werden. Statt den verheirateten Männern Steuerbefreiung oder doch Steuererleichterung zu gewähren sollten sie schwerere Steuern bezahlen müssen als Junggesellen, die der Welt nichts geben, wofür sie zu besteuern sind.“

Man greift sich an den Kopf bei solchem Narrenwitz! Schon Herbert Spencer hat die Torheit eines Versuchs seitens der Regierungen, die Zahl der Heiraten auf einer ökonomischen Basis zu regulieren, nachgewiesen. Aber auch ohne solche gelehrte Nachweise muß es doch jedem vernünftig Denkenden klar sein, daß man der Vermehrung des Menschengeschlechts nicht mit Gewaltmitteln entgegentreten darf, wie etwa der Vermehrung von Kaninchen oder Ratten.

Unsere Eugeniker sind schon schlimm genug. Die sprechen immer von menschlicher "Rassenzucht“ und wollen damit die Uebel in der Welt beheben. Aber schon der bloße Ausdruck „Rassenzucht“ in seiner Anwendung auf die Menschen ist ein Vergehen an der Menschenwürde. Gewiß muß ein möglichst körperlich normales und widerstandsfähiges Volk das Ziel unserer nationalen Erziehung sein; Gesundheitslehre soll schon in der Schule gelehrt und geübt werden. Aber Gerok hatte doch recht, als er in einem Sanatorium in das Stammbuch der Anstalt unter die poetischen Ergüsse der Gesundheitsschwärmer einen Spruch schrieb, der ungefähr so endete: — „Gesundheitsglück, das ist nur halb; gesund ist auch ein junges Kalb.“

Der alte Spruch vom gesunden Geist (nur) in einem gesunden Leib, wird immer wieder Lügen gestraft durch glänzende Ausnahmen, während umgekehrt oft genug in gesundheitsstrotzenden Kraftmenschen ein jämmerlich verkrüppelter Geist wohnt.

Manche unserer größten, leistungsfähigsten Männer waren in ihrer

Jugend körperliche Schwächlinge, an deren Lebensfähigkeit man zweifelte, z. B. ein Expräsident und einer unserer allerhervorragendsten kirchlichen Journalisten (Dr. Buckley); der erstere (Th. Roosevelt) war als Kind so hochgradig kurzsichtig und elend, daß ihn die alten Spartaner als „Staatskrüppel“ getötet hätten; und unsere Eugeniker hätten die Zeugung eines solchen Schwächlings als ein Verbrechen an der Gesamtheit bezeichnet.

Aber die von Oekonomisten, wie der obengenannten, New Yorker „Leuchte,“ befürworteten Gesetze zur Einschränkung der Eheschließungen und der Kinderzahl sind noch barbarischer als die Ideen der Eugeniker! Wie viele große Männer sind Söhne blutarmer Eltern gewesen. Z. B. Luther, der sieben Geschwister hatte, Richard Wagner, der als neuntes, Benjamin Franklin und John Wesley, die als fünfzehntes, und Karl Wesley, der als achtzehntes Kind geboren wurde? Die Liste solcher Fälle könnte ins Unendliche verlängert werden. Im Ueberfluß reicher Familien ersticken nur zu leicht die in den Kindern schlummernden Geistes- und verkommen deren Leibeskräfte; während bei der derben Kost und Lebensweise ärmerer Kreise und im schweren Kampf um hohe Ziele die Kräfte der in ungünstigen Verhältnissen geborenen sich gesund und stark entwickeln.

Aber abgesehen von dem allen, sind nach christlicher Weltanschauung Kinder „eine Gabe des Herrn, und ist Leibesfrucht ein Geschenk.“ Das Höchste, das einer Familie und einer Nation werden kann, durch Gottes Güte, das ist ein gesunder Nachwuchs. Wer den verhindern will, der vergreift sich nicht nur am Volkswohl, sondern auch am Heiligtum gesunder christlicher Moral, der Grundvoraussetzung aller gedeihlichen gesellschaftlichen Entwicklung. Amerika, hüte dich vor den falschen Propheten!

Das verweibte Amerika.

Im alten Vaterland ist man gegenwärtig auf Amerika nicht sonderlich gut zu sprechen, und das kann man unter den obwaltenden Umständen verstehen. Ist doch Amerika der stille Feind, welcher den Feinden Deutschlands zum großen Teil die Waffen in dem heutigen Krieg liefert. Es ist denn auch gerade nicht zu verwundern, wenn man drüben nun manchmal böse Worte über unser Volk und Land redet und schreibt. Wir haben manches harte Urteil in den vergangenen Monaten in deutschländischen Blättern gelesen, wobei es denn auch manchmal an starken Uebertreibungen nicht fehlte. Das Neueste ist ein Buch von dem Berliner Geschichtsprofessor Eduard Meyer über Amerika, in welchem er die Behauptung aufstellt, das amerikanische Volk sei degeniert. Er nennt die Amerikaner verweibt, weil sie schon seit dem Bürgerkrieg von weiblichen Lehrern erzogen worden seien. Jedenfalls hat der deutsche Professor in dieser Hinsicht nicht unrecht. Der Feminismus ist der schwache und der wunde Punkt in unserm Schulwesen und Volkserziehung; er macht die Ausbildung eines männlichen Bewußtseins und die Heranbildung kraftvoller Charaktere unter den Knaben zur Unmöglichkeit. In letzter Zeit sind aber auch im eigenen Lande Stimmen laut geworden, welche auf die Wiederanstellung männlicher Lehrkräfte in unsern Volksschulen dringen. Unter andern auch unser Expräsident Taft. Möchten solche Mahnungen nur auch Gehör und Beachtung finden! Uebrigens wird voraussichtlich Deutschland nach dem Krieg auch in die Lage kommen, für längere Zeit wenigstens, das Schulamt durch weibliche Lehrer ausüben las-

sen zu müssen. Der Prozentsatz der gefallenen Schullehrer ist geradezu ein erschreckender. In vielen Städten und Dörfern hat man schon lange dazu seine Zuflucht nehmen müssen. (D. D. Ev.)

Zu dieser Degeneration unsers Volks trägt aber das fortschreitende Bestreben der sog. Frauenemanzipation sein gutes Teil bei. Oder vielleicht sagen wir besser, daß das ständige Zurückweichen der Männer vor den Forderungen der Frauen der beste Beweis dafür ist, wie sehr unser Land schon verweibt ist. Das Familienleben leidet Not unter dieser Tendenz der Verweiblichung. Da wird geklagt, daß niemand mehr eine dienende Stellung in den Familien annehmen will. Weibliche Dienstboten sind schlecht zu bekommen. Warum? Sie fühlen sich selbst schon als „Ladies". Sie werden ferner ganz nur als Fremdlinge behandelt; am Tisch mit der Familie dürfen sie nicht erscheinen. Die Herrschaften gehören zu einer höheren Rasse, als die Dienstboten. Das beleidigt die Menschenwürde der dienenden Klasse.

Nicht besser steht's z. T. auf der Farm. Da wird geklagt über Mangel an Arbeitern. Die „Lady" aber findet es z. T. unter ihrer Würde, für den Arbeiter zu kochen. Das soll er für sich selber tun! Ist es nicht eine Schmach für amerikanische Frauen, wenn sie kein Herz und keine Liebe haben für ihr Dienstpersonal? Wie kann ein Farmarbeiter neben seiner ökonomischen Arbeit noch so für sich selbst kochen, daß er wirkliche Befriedigung dabei findet? Ist's da ein Wunder, wenn niemand mehr dienen will? Wie weit entfernt ist dieser lieblose Hochmutsgeist von dem demütigen Sinn Jesu Christi! Hier müßte die soziale Arbeit der Kirche einsetzen und dem traurigen Zerfall der menschlichen Gesellschaft mit aller Macht entgegentreten.

Unerhörte Petitionen von Kirchenkörpern an den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Wir geben hier den Wortlaut der Petition der Reformierten Deutschen Synode des Ostens nach dem Bericht der „K. Z." von Cleveland, O.:

Petition der Deutschen Synode des Ostens versammelt zu Rochester, N. Y., vom 8.—11. Sept. 1915.

An seine Exzellenz Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Hochverehrter Herr Präsident!

Die Deutsche Synode des Ostens der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten, mit einer Mitgliedschaft von zwanzigtausend Gemeindemitgliedern, loyalen Bürgern der Staaten New York, Pennsylvanien, New Jersey und Maryland, fühlt sich bei ihrer Jahresversammlung im Gewissen gedrungen, Ihre Exzellenz in Kenntnis zu setzen von der allgemeinen Gesinnung und Bestrebung dieser Synode und ihrer Pflegebefohlenen in Bezug auf die Stellung Ihrer Regierung zu dem gegenwärtigen Völkerkrieg in Europa, indem sie beschließt, wie folgt:

Erstens, daß wir Sie bis zu Ende und mit allen gesetzlichen Mitteln unterstützen wollen in Ihren Bestrebungen zu dem Ende, daß der Friede zwischen unserm Land und dem deutschen Reich dauernd erhalten bleibe.

Zweitens, daß wir die ungeheuern Lieferungen von Waffen und Kriegsmaterialien von seiten privater Bürger und Korporationen unsers sogenannten neutralen Landes an die kriegführenden Nationen anderer Länder als

unmoralisch und unchristlich verdammen und Sie bitten, diese durch Beschlüsse und Gesetze des Kongresses dieser Vereinigten Staaten einzuschränken oder ganz zu verbieten.

Drittens, Sie zu ersuchen, Ihren persönlichen und amtlichen Einfluß dahin zu gebrauchen, daß Bürger dieses Landes sich enthalten, fremde Schiffe, besonders Kriegsschiffe der kriegführenden Länder, im überseeischen Verkehr zu gebrauchen.

Ferner sei beschlossen, je eine Abschrift obiger Beschlüsse an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, sowie an die Senatoren und Repräsentanten des Kongresses der Staaten New York, Pennsylvanien, New Jersey und Maryland zu schicken.

Indem wir, Herr Präsident, Gott bitten, daß er Ihnen viel Weisheit und Gnade verleihen möge zur Verwaltung Ihres schweren und verantwortlichen Amtes, verbleiben wir

Hochachtungsvoll ergebenst

Die Deutsche Synode des Ostens der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten.

William Vollmann, Präsident.
A. C. Dahlmann, D. D., St. Schr.

Eine Petition deutscher Katholiken im gleichen Sinne.

Die Vereinigung deutscher katholischer Gesellschaften, die in St. Paul, Minn., versammelt war, faßte am 11. August 1915 folgende Beschlüsse bezüglich des Kriegs und unserer Regierung:

Wir sind der Meinung, daß unsere Regierung nicht handelte in Uebereinstimmung mit ihrer Neutralitätsproklamation, sondern daß sie durch ihre ungewisse und unbeständige Haltung, wenn auch nicht in übler Absicht, doch jene unterstützt hat, die unsere öffentliche Meinung zu einer Parteistellung in Bezug auf den Krieg, wenn nicht gar zu aktiver Teilnahme an demselben zu treiben suchten.

Wir bedauern es ferner, daß unsere Regierung nicht in allen ihren Handlungen und Entschlüssen den Grundsätzen der Menschlichkeit folgte, sondern es vorzog, dem Verbot der Waffenausfuhr zu opponieren, das von einem großen Teil des Volkes gefordert wurde und sogar gegen Gesetzesvorschläge Stellung zu nehmen, die im Kongreß zu diesem Zweck eingereicht wurden. Gerechterweise hätte man erwarten können, daß vom Anbeginn des Krieges an unsere Regierung den amerikanischen auswärtigen Handel in allen Fällen hätte mit ganzer Kraft beschützen sollen.

Wir betrachten es ferner als bedauernswert, daß der Präsident es seit dem Beginn des Krieges für angemessen erachtete, die auswärtigen Geschäfte zu erledigen, ohne das Kongreß-Komitee für auswärtige Angelegenheiten dabei zu Rate zu ziehen und damit ein gefährliches Vorbild für die Zukunft zu geben.

Da der Krieg ganzen Industrieen und großen Ackerbau treibenden Teilen unsers Landes großen Schaden getan hat, so erwarten wir, daß unsere Regierung und der Kongreß von dieser Tatsache Kenntnis nehmen und sich mit den ernsten Problemen beschäftigen werden, deren Lösung in den letzten Monaten sich so dringend erwiesen hat. Der Kongreß sollte eine Extrasitzung halten um diese dringend nötigen Dinge zu beraten.

Der Kongreß sollte dem Präsidenten die Macht geben, ein Verbot der Waffenausfuhr zu erlassen. Wir bitten die Mitglieder des Hauses und des Senats, ihren Einfluß zu diesem Zweck zu gebrauchen.

* * *

So weit diese Beschlüsse. — Wir wissen nicht, wie viele ähnliche Beschlüsse amerikanischer Kirchen und Christen an den Präsidenten in diesem Sinn ergangen sind. Sie alle sind unerhört und unbeantwortet geblieben. Es bildet ein riesiges Schuldkonto unserer jetzigen Regierung, daß sie mit taubem Ohr und verhärtetem Herzen über alle diese Petitionen einfach hinweg geschritten ist.

Wehe denen, die diese Blutschuld zu verantworten haben vor dem gerechten Richter der Welt.

Shailer Matthews.

Einer im „Christl. Apol." erschienenen Korrespondenz aus Chicago entnehmen wir das nachfolgende Stück:

Wie überall, so hat auch hier in Chicago der „Lusitania"-Fall alle möglichen Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten nach sich gezogen. Besonders sind natürlich unsere stockamerikanischen Kreise in Aufregung geraten, weil bei diesem bedauerlichen Fall Menschenleben — nein, amerikanische Menschenleben zugrunde gingen. Namentlich hat man sich auch in amerikanisch-kirchlichen Kreisen außerordentlich darüber alteriert, daß die Deutschen nicht mehr Rücksicht genommen haben und auf einen mit Kriegsbedarf beladenen Dampfer ihrer Feinde einen Torpedo lanzierten, von dem sie wissen mußten, daß Amerikaner, sich über alle Gefahr hinwegsetzend, darauf eingeschifft hatten.

In der Predigerversammlung der Baptisten kam es zu eingentümlichen Auftritten. Shailer Matthews, der bekannte Universitätsprofessor, ließ sich in seinen Aeußerungen über die deutschen Barbaren zu der Bemerkung hinreißen, daß er es tief bedauere, je die deutsche Sprache erlernt zu haben. Nun hat zwar noch niemand Klage darüber geführt, daß Herr Matthews die deutsche Sprache zu gründlich gelernt hat; allein in einer so ernsten Sache wie der „Lusitania"-Fall hätte man doch von dem gelehrten und angeblich sehr gottesfürchtigen Mann keine derartig banale Aeußerung erwartet. In einer Predigerversammlung wurde der Antrag gestellt, den Präsidenten zu ersuchen, Deutschland sofort den Krieg zu erklären. Der Vorschlag gelangte allerdings nicht zur Annahme; aber man sieht doch, woher der Wind weht. In der methodistischen Predigerversammlung wurde eine scharfe Resolution durchgepeitscht, in der die Deutschen als Barbaren gebrandmarkt und dem Präsidenten für den kräftigen Ton in seiner Note an Deutschland hohes Lob gezollt wird. Die deutschen Prediger setzten alle Hebel in Bewegung, um die Annahme zu verhindern; allein vergeblich, und zwar trotzdem, daß eine bedeutende Anzahl der anglo-amerikanischen Prediger mit den Deutschen stimmten. Nach und nach hat sich nun die Stimmung etwas gemildert; und es ist anzunehmen, daß die Gemüter sich beruhigen werden, wenn einmal Deutschland in seiner Erwiderung, die bis zur Zeit, da diese Zeilen gelesen werden, eingetroffen sein wird, deutlich gezeigt haben wird, daß derartige Ereignisse im Krieg nicht vermieden werden können, zumal wenn Arroganz und Eigendünkel die Leute daran verhindern, Vernunft anzunehmen.

Shailer Matthews ist bekanntlich auch Präsident des „Federal Councils of Churches," mit welchem auch unsere Deutsch-Evangelische Synode von Nord-Amerika gliedlich verbunden ist. — Ob unsere Synode Aussicht hat in dem Verwaltungsrat dieser „Church-Federation" einigen Einfluß zu gewinnen über den gehässig-fanatischen, deutschfeindlichen Geist, der, wie es scheint, die englisch-amerikanischen Kleriker überhaupt beherrscht, ob es wünschenswert ist, sich an eine solche engherzige Gesellschaft wegzuwerfen, die ganz von demselben Geist des Hochmuts beherrscht scheint, wie die Kleriker in England, das ist eine Frage, die wohl des Bedenkens wert ist. Wofür sollen wir unser Geld wegwerfen an eine Gesellschaft, die im besten Fall uns bedauert, daß wir zu den verächtlichen Deutschen gehören? Deutscher Mannesmut und Manneswürde muß uns beseelen und antreiben, die Gemeinschaft mit solchen Leuten abzubrechen. Sonst müßte uns am Ende jenes Göthesche Wort treffen: „Es tut mir lang schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh."

Aus der Evang.-Luth. Kirche — Unsere Kirche.

Unsere Evang.-Luth. Kirche in Nord-Amerika zählt zurzeit 67 Synoden, welche mehr oder weniger miteinander verbunden sind. In 130 Konferenzen wird es den 9400 Pastoren möglich gemacht, zum Besten der Kirche und ihrer Gemeinden alles zu beraten und zu beschließen. So viel wir wissen, wird in mindestens zehn Sprachen das Wort Gottes in lutherischen Kirchen hierzulande verkündigt, die Lutherische Kirche bedient gegen 15,800 Gemeinden, in welchen sich nahezu 3,000,000 Glieder befinden, ungerechnet die Kinder, die noch nicht abendmahlsberechtigt sind. Freilich sind auch viele verloren gegangen, weil sie nicht mehr zur Kirche kommen oder wo anders Unterkunft suchten. Ein großer Prozentsatz unserer lutherischen Christen ist zu der unierten Synode gelockt worden, welche Kirchengemeinschaft im Gegensatz zu der deutschen unierten Kirche Deutschlands ausgesprochen reformiert ist und wohl auch so bleiben wird.

Vorstehendes ist ein kleiner Ausschnitt aus dem Evang.-Luth. Kalender 1916, herausgegeben von der Evang.-Luth. Kirche der alten Heimat (der „Immanuel Synod Evang.-Luth. Church"). Der das geschrieben hat, kennt entweder unsere ganze Stellung, unsern Katechismus und Agende und unsere Predigtweise nicht. Denn es ist eine Unwahrheit zu behaupten, daß unsere Kirche ausgesprochen reformiert ist, da sie im Gegenteil mild lutherisch, in melanchthonischem Sinne, ist. Kennt er unsere Stellung nicht, so wagt er zu behaupten, was er nicht weiß. Oder er kennt sie, dann hat er bewußt die Unwahrheit geschrieben. Haß, Feindschaft, Zwietracht säen unter Glaubensbrüdern, ist ein Teufelswerk und zu solchem Dienst geben sich diese Art Schreiber her.

Ausland.

Die kommende Vorherrschaft.

Unter der Ueberschrift: "The coming primacy," die wir mit andern Worten auch wohl übersetzen könnten: „Die Schrift an der Wand," bringt die „Amer. Luth. Survey" vom 4. Aug. vor. J. einen Aufsatz, den wir uns nicht wollen entgehen lassen, Angesichts der kurzsichtigen, fanatischen Feinde

Deutschlands, die selbst unter den Gelehrten, Professoren und Predigern dieses Landes zu finden sind. Der Aufsatz lautet:

Trotz dem lauten Spektakel, den die pro-britische Presse unsers Landes verursacht, ist es doch wohl nicht sehr schwer, für den Mann mit Durchschnittlich gutem Verstand, einzusehen, daß Deutschland nicht zu besiegen ist, und daß infolge dessen, ein rauhes Erwachen kommen muß für alle unamerikanischen und unbilligen Anglo-Amerikaner.

Eine ganz gewaltige Neuordnung geistiger Werte wird kommen, wenn der Krieg vorüber ist und der Friede sich wieder über die Welt ausbreitet. Angelsächsische Zivilisation hatte im Abendland lange die Vorherrschaft und darum auch in der Welt. Der Tag ist nicht fern, wenn jene Vorherrschaft auf die teutonischen Nationen übergehen wird. Es mag ein wenig schwer sein, uns vorzustellen, daß deutsche Kultur sehr wahrscheinlich emporsteigen wird, und daß deutsche Ideale von Gerechtigkeit, Freiheit, Staatskunst und Zivilisation nach und nach solchen Eindruck machen werden, daß sie als leitend und führend für die Gedanken der Welt sich erweisen.

Es ist belustigend, die heftigen Schreie zu hören, die in der pro-britischen Presse ausgehen von den Eliots, Parkhursts, Putnams (wir fügen bei Shailer Matthews), und sogar von Geistlichen, die es besser wissen sollten, daß alles, was wir als das Beste in unserer Zivilisation betrachten, untergehen würde, falls Deutschland siegen würde. Die „Hunnen“ und „Barbaren“ von jenseits des Rheins würden alle menschliche Freiheit vernichten und die Welt ins Mittelalter zurückversetzen. Dagegen das Emporkommen Rußlands mit der Knute, dem sibirischen Exil und den „Progroms“ würden die herrliche Zivilisation aufrecht erhalten und fortsetzen, die die Welt je gesehen hat. Sicher, die Meinungen der Menschen sind rein auf den Kopf gestellt, wenn sie entschlossen umher gehen und russische Barbarei anpreisen als der Zivilisation vorzuziehen, die im Lande Martin Luthers, Goethes, Schillers und Bismarcks zu finden ist.

Es ist eine Entwicklung der Weltgeschichte im Gang, die kein Mensch, auch keine Verbindung von Menschen aufhalten kann. Wir müßten uns sehr irren, wenn die englische Zivilisation mit ihren blendenden Gebrechen, ihren Heucheleien zum Beispiel, nicht rasch ihrem Ende zueilen würde; während dagegen der neue Tag deutscher Zivilisation klar am Aufgehen ist, der eine bessere Einsicht bringt über die gegenseitigen Pflichten zwischen dem Staat und dem Bürger.

Ein deutscher Historiker über den Krieg.

Unter den Historikern der Gegenwart nimmt Professor D. Hauck in Leipzig wohl den ersten Platz ein, wovon auch die seltene Ehre Zeugnis gibt, daß er, der Theologe, kürzlich zum Sekretär der philologisch-historischen Klasse in der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt wurde. Als solcher führte er den Vorsitz in der öffentlichen Gesamtsitzung der Gesellschaft am 20. Mai, die zu Ehren von Königs Geburtstag stattfand, und gab in der Eröffnungsansprache ein Bild der gegenwärtigen Situation. Haucks abgewogenes und abgeklärtes Urteil wird auch weitere Kreise interessieren?

„Noch niemals hat die Königl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften den Geburtstag ihres erhabenen Protektors in einer ähnlichen Lage gefeiert wie in diesem Jahre. Nachdem auch Italien auf die Seite unserer Geg-

ner getreten ist, ist das Dichterwort „Feinde ringsum" an Deutschland zur Wahrheit geworden. Es wäre mehr als vermessen, es wäre töricht, die Gefahren, von denen unser Vaterland bedroht ist, leugnen oder verkleinern zu wollen: fanatische Feinde, die uns an Zahl weit überlegen sind, suchen unsern Untergang. Die bisherigen Kriegsmonate beweisen mit voller Deutlichkeit, daß sie alle ihre Kräfte daran setzen, daß sie die größten Opfer nicht scheuen, um dies Ziel zu erreichen. Trotzdem glaube ich nicht, daß es in Deutschland viel verzagte und mutlose Seelen gibt. Wir wünschen den Frieden; aber nicht einen Frieden, dessen Voraussetzung die Unterwerfung unter die Pläne unserer Gegner ist. Noch steht Deutschland aufrecht, und wir danken Gott, daß wir die Zuversicht hegen dürfen: es wird aufrecht bleiben. Denn noch ist es an keinem Punkte gelungen, die Kraft der deutschen Heere — ich will nicht sagen, zu brechen, sondern auch nur zu erschüttern; noch ist das deutsche Volk in allen seinen Stämmen und Schichten völlig einmütig und ungebrochenen Mutes entschlossen, sein Recht, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit zu wahren, es geschehe, was immer. Die Einmütigkeit des deutschen Volkes steht unter den vielen erhebenden Erfahrungen dieser großen Zeit in erster Linie. Es ist keine Prahlerei, es ist eine offen vorliegende Tatsache: In Deutschland gibt es keine Verräter an der gemeinsamen Sache. Wir haben unser Volk in diesen opfervollen Monaten in seinem ganzen Werte kennen gelernt.

Wie unser Volk, so auch gar manche der uns eigentümlichen Einrichtungen. Man schilt, man höhnt, man verdammt im Lager unserer offenen und versteckten Gegner, auch in dem der sogenannten Neutralen, den deutschen Militarismus, d. h. auf deutsch die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Aber wie wertvoll sie ist, haben gerade diese Monate uns gelehrt. Die allgemeine Wehrpflicht bedeutet, daß es keinen Unterschied gibt zwischen Militär und Volk: das Heer ist das Volk in Waffen. Das Volk selbst betrachtet es als seine erste Pflicht, das Vaterland zu decken, und niemand scheut daher zurück auch vor dem Opfer des eigenen Lebens. Wie elend erscheint dem gegenüber eine Nation, die ihre Sache führt durch bezahlte Söldlinge, die durch die Höhe des Lohns erkauft werden, oder durch armes Gesindel schwarzer und brauner Farbe, das nicht weiß, weshalb es in den Tod gehen soll.

Ebenso ist es mit dem deutschen Fürsten- und Königtum. Unser Volk hat es stets in Ehren gehalten. Wir waren uns stets dessen klar bewußt, daß die monarchische Verfassung für Deutschland eine Notwendigkeit ist. Nur sie bietet Gewähr für die Stetigkeit der Politik, ohne die unser in der Mitte mächtiger, feindseliger Nationen wohnendes Volk seinen Platz in der Welt nicht behaupten könnte. Nur sie macht es möglich, daß die Gegensätze, die unter unserm Volke auf Grund der Verschiedenheit der Stämme, der Konfessionen, der wirtschaftlichen Verhältnisse, auch der Lebensanschauungen vorhanden sind und nie verschwinden werden, nicht zur Auflösung der Volksgemeinschaft führen, sondern daß sie zu Kräften werden, die auch in ihrer Reibung dem Fortschritt des Ganzen dienen. Diese Tatsachen haben wir nie verkannt. Und doch muß man sagen, daß auch die Höhe und der Wert des deutschen Königtums im Unterschiede von fremdem Fürstentum uns durch diesen Krieg von neuem überwältigend vor Augen gestellt und unvergeßlich eingeprägt wird.

Man darf jetzt schon urteilen, daß dieser Krieg auf Seite unserer Geg-

ner kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Regierenden bilden wird. Das gilt von der französischen Republik; es gilt in noch höherem Maße von den monarchischen Staaten. Wir Alten haben noch eine lebhafte Erinnerung daran, was der russische Zarismus unter dem Kaiser Nikolaus I. gewesen ist und in der Welt bedeutet hat. Und jetzt? Er hat sein Selbstbewußtsein, die unmittelbare Ueberzeugung von seiner Kraft und seinem Wesen so vollständig verloren, daß er mit den Worten: Freiheit, Selbstregierung, Gleichberechtigung u. a. ein trügerisches Spiel treiben muß, in dem zugleich seine Worte durch seine Taten widerlegt werden. Neben dem russischen Zarismus das Königtum Englands. Der Krieg hat mit fast überraschender Deutlichkeit den Beweis geliefert, daß es für das Leben des Staates ausgeschaltet ist. Jedermann spricht von Grey, Asquith und Churchill, aber wer spricht von dem König? Man hat fast vergessen, wie er heißt. Das englische Königtum ist ein Nichts, die Kokarde auf der Mütze der Parteien. Soll ich noch an das italienische Königtum erinnern, diese kläglichste Erscheinung der Gegenwart, ohne Ehre, ohne Treue, erniedrigt zum Diener der Schreier der Gasse. Wie erhaben steht dem gegenüber das deutsche Fürstentum da. Mit dem Volke verwachsen durch eine vielhundertjährige Geschichte, beweist es sich zugleich als Bestandteil wie als Führer des Volks. Kaiser-, Königs- und Fürstensöhne in großer Zahl stehen draußen vor dem Feind, die Gefahren und Entbehrungen des Krieges mit jedem andern Manne teilend. Mehr als einer hat durch den Tod seine Treue gegen das Vaterland bewiesen. Die Regierenden aber, nicht zuletzt Se. Majestät unser König, gehen dem Volk voran in unvergleichlicher Pflichterfüllung, in hingebender Sorge für das ihnen anvertraute Volk und seine einzelnen Glieder. Auch die Gesellschaft der Wissenschaften kann nicht unterlassen, dem tiefen Dankgefühl- das sie erfüllt, Ausdruck zu geben. Möge Gott das neue Lebensjahr, das Se. Majestät vor wenigen Tagen begonnen hat, für König und Volk zu einem Jahr des Heils werden lassen."

Vorstehendes Stück haben wir der „Allgem. Ev.-Luth. K.-Z." von Leipzig entnommen.

Wir möchten dazu bemerken, daß auch unsere Regierung in diesem Krieg bis jetzt sich keinen Ruhm erworben hat.

Sehr vieles Leisetreten gegen England, brutales und ungerechtes, herz- und liebloses Benehmen gegen Deutschland, das wird man unserm Land in die Geschichte schreiben müssen. Auf wessen Haupt wird wohl das Blut der Deutschen kommen, die mit amerikanischen Mordwaffen getötet wurden? Mit juristischen Spitzfindigkeiten hat man eine heilige Gewissenspflicht abgelehnt.

Das zarte Gewissen unserer Beamten regte sich nur, wenn Amerikaner mit englischen Schiffen zugrunde gingen, die sich für diesen Liebesdienst bezahlen ließen und frevelhaft ihr Leben aufs Spiel setzten. Da mußten Donnerkeile im Namen der „Menschlichkeit" in die Welt fliegen. Für die Tausende erschlagener Deutschen und ihre Witwen und Waisen hatten die Herren kein fühlend Herz.

Heimgegangen.

Am 14. September v. J. entschlief in Allmannsdorf bei Konstanz im 79. Lebensjahr Professor a. D. Friedrich Vetter, der wohl vielen unserer Leser durch seine Schriften bekannt geworden ist. Geboren in Etoy

im Kanton Waadt, verlor er früh die Mutter. Der Vater, erst Pfarrer, dann freier Evangelist, nahm den Knaben früh mit auf seine Evangelisationsreisen in Süd-Frankreich und Italien und unterrichtete ihn selbst. Später brachte er ihn in das Knabeninstitut „Salon" bei Ludwigsburg. In Tübingen studierte er Naturwissenschaft. Durch Reisen in Frankreich und einen längeren Aufenthalt in Schottland erweiterte er seine Kenntnisse. Auf dem „Salon" erhielt er eine Lehrstelle. Später leitete er sechs Jahre lang ein Knabeninstitut am Bodensee. Im Jahr 1875 trat er als Lehrer für Französisch, Englisch und Zeichnen in das Evangelische Töchterinstitut in Stuttgart ein. In dieser Stellung wirkte er 27 Jahre lang mit dem Herausgeber des Philadelphiablatts zusammen. Im Jahre 1902 trat er körperlicher Leiden wegen in den Ruhestand. Den Ruhesitz nahm er zuerst in der Nähe von Göppingen, dann in St. Leonhard bei Ueberlingen am Bodensee, zuletzt (vor 1½ Jahren) in Allmannsdorf bei Konstanz. Vetter war ein ausgezeichneter Lehrer, der seine Schüler zu fesseln, ja zu begeistern wußte. Aber seine bedeutendste Wirksamkeit fand er als Schriftsteller. Seine Schriften haben ihn weithin bekannt gemacht. Er wollte in seinen Schriften Gott verherrlichen, den er in der Natur und im geoffenbarten Wort gleich groß und anbetungswürdig fand. Für ihn gab es keinen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen. Unermüdlich tätig, schrieb er noch im vorigen Jahr eine kleine Schrift über den Krieg. Obgleich von Geburt französischer Schweizer, stand er doch mit ganzem Herzen auf seiten Deutschlands. Aber größer noch als das Deutsche Reich stand das Reich Gottes vor seiner Seele. Ihm galt seine Liebe und seine Hoffnung. Ein erneuter Schlaganfall führte ihn schnell der Ewigkeit entgegen. Eine kleine Gemeinde stand am 17. September um sein Grab; aber man bekam es recht zu spüren, daß ein Zeuge Gottes von der Erde geschieden war. Unter den Kränzen, die zu seinem Begräbnis gespendet worden sind, war auch ein Lorbeerkranz, den die Großherzogin-Mutter Luise von Baden geschickt hatte. Ja, die hohe Frau, die im Sommer auf der nahe bei Allmannsdorf gelegenen Insel Mainau wohnt und in dem letzten Jahr von dort aus gerne mit dem alten Vetter verkehrte, hat auch dem Toten noch ins Angesicht geschaut und an seinem offenen Sarg geweilt. Professor Vetter hinterläßt eine Witwe und zehn Kinder. (Phil.)

Literatur.

Im eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., erscheinen außer den bekannten deutschen Zeitschriften, die wir ja wohl nicht aufzählen brauchen, auch eine reiche Auswahl Blätter in englischer Sprache, sowohl für die Familie als besonders für die Sonntagschule.

Wir machen besonders auf das neueste englische Blatt aufmerksam: "The Evangelical Teacher," ein Monatsblatt von 48 Seiten, Preis 60 Cts., in Clubs 50 Cts. per Jahr. Beginnt Neujahr 1916. Das Blatt bietet einen reichen und mannigfaltigen Inhalt und gibt Lehrern, die es ernst nehmen mit ihrem Amt, sehr reiche Gelegenheit, sich tüchtig hineinzuarbeiten in die Aufgaben des Lehrerberufs, so daß die Sonntagschule unter Gottes Gnadenbeistand doch noch etwas leisten mag, um die große Lücke auszufüllen, die der Mangel an Gemeindeschulen und das religionslose Schulsystem in den

Herzen der Kinder lassen. Und solche Lehrer werden dann sicher auch tüchtige Helfer in der Gemeinde werden.

Von Pfr. O. Feuerstein, Degerloch bei Stuttgart, kam uns zu:

1. Ist die katholische Kirche unfehlbar? Von Otto Feuerstein, ehemaliger katholischer Geistlicher. Lorch (Württemberg, Druck und Verlag von Karl Rohm). 1912. Preis 1.50 Mk. Umfang 164 Seiten.

2. Zu wem sollen wir gehen? Von demselben Verfasser und im gleichen Verlag. Ein kleiner Traktat von 24 Seiten für 15 Pf.

Wir haben schon im Vorwort, im Januarheft d. J., eine Flugschrift von Pfr. Feuerstein erwähnt. Wir verweisen auf dieses unser Vorwort; ergänzen aber das dort Gesagte aus dem, was jetzt uns vorliegt.

Pfr. Otto Feuerstein war 11 Jahre lang katholischer Priester, zuletzt Stadtpfarrerverweser in Gaildorf. Wegen Veröffentlichung der Schrift: „Sozialdemokratie und Weltgericht" (die auch im obengenannten Verlag für 1.50 M.) zu haben ist, wurde er im Juli 1911 von seinem Amte suspendiert. Er widmet sich seitdem der Aufklärung seiner Glaubensgenossen durch Vorträge und literarische Arbeiten.

Der an zweiter Stelle genannte Traktat ist ein etwas umgearbeiteter kleiner Auszug seines im Frühjahr 1912 erschienenen Buches: „Ist die katholische Kirche unfehlbar?"

Die größere, zuerst genannte, Schrift zeigt folgende Abschnitte: 1. Die Frau Hagen; 2. Die unfehlbare Kirche; 3. Hat Christus eine Kirche gestiftet? 4. Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung! 5. Dogmen; 6. Sakramente; 7. Frömmigkeit; 8. Weltherrschaft; 9. Kirchenstaat; 10. Der verfluchte Hunger nach Gold; 11. Die Wölfin (Rom!); 12. Das Papsttum und die Lüge; 13. Die Unfehlbare und der Unfehlbare; 14. Autorität und Freiheit; 15. Die Auferstehung der Toten.

Die zweite kleinere Schrift ist ein kurzer Auszug aus der ersten, geht aber doch ihre eigenen Wege, wie schon die Einteilung zeigt: 1. Der Machtanspruch Roms. 2. Ist die Kirche unfehlbar? 3. Ist der Papst unfehlbar? 4. Die kirchliche Autorität. 5. Dein Wort ist eine Leuchte meinen Füßen. 6. Der Geist der Wahrheit. 7. Menschenknechtschaft und Gotteskindschaft. 8. Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.

Diese Inhaltsübersicht läßt im Voraus schon verstehen, daß der Verfasser scharfe Kritik übt an dem römischen Papsttum und seinen Lügenansprüchen und Institutionen. Die kleinere zeigt deutlich, daß er auf die Bibel sich gründet mit seiner Polemik gegen Rom. Daß ein solcher Mann in den Grenzpfählen Roms keinen Raum mehr findet, ist begreiflich, denn Rom hat sich verstockt und hermetisch verschlossen gegen die Wahrheit.

Mag in unsern Tagen das weltliche Ansehen des Papsttums wieder steigen, so ist das nur die Folge der Lügenwolke, die dem Abgrund entstiegen ist und die Völker der Welt benebelt hat, so daß durch Gottes Gericht die Lügenmacht des Papsttums wieder emporkommen, die tödliche Wunde wieder heilen mag, um die Menschheit zu züchtigen dafür, daß sie der Wahrheit nicht gehorsam werden wollte. (Offb. 13, 3; 2. Thess. 2, 10 ff.)

Diese Schriften bieten eine gründliche und sachgemäße Einsicht in das gottwidrige und gottfeindliche Institut der röm.-kath. Kirche und des Papsttums. Wir empfehlen diese Schriften zu fleißiger Kenntnisnahme, um einen Einblick in das Lügensystem der römischen Kirche zu bekommen. Manchen,

ja vielen seiner Schriftdeutungen können wir nicht zustimmen, so namentlich dem, was im letzten Kap. über Auferstehung der Toten gesagt wird. In jenem Kapitel ist ja überhaupt nicht von Totenauferstehung die Rede, wie wir sie bekennen im Apostolikum. Sondern das katholische Volk soll aus seinen Totengräbern hervorgerufen werden, um aus den Todesbanden frei zu werden, in welche die römische Hierarchie sie geschmiedet hat.

Wir erwarten, daß Pfr. Feuersteins Schriften durch unsern Verlag bezogen werden können.

Vor uns liegt eine Schrift, verfaßt von Prof. J. L. Neve, dem Vorkämpfer für das reine Luthertum, zu dem er die lutherische Generalsynode zurückführen will. Sein Schiboleth ist: Die unveränderte Augsburgische Konfession von 1530, kurz gesagt: Die Invariata.

Dieser Herr hat sich die große Mühe gemacht und ein Büchlein geschrieben: „Ist zwischen den Unierten Amerikas und der Landeskirche Preußens wirklich kein Unterschied?" Natürlich sind beide Kirchen diesem Herrn ein Greuel und er fühlt sich unglücklich, wenn ein Tag vergeht, an dem er nicht einem Unierten einen Stein an den Kopf werfen kann. Als Kuriosum machen wir auf diese Schrift aufmerksam. Er sucht der Welt zu beweisen, daß die preußische Landeskirche ja überhaupt keine wirkliche Union darstelle, sondern nur unter gemeinsamem Kirchenregiment eben die Lutheraner und Reformierten zusammenfasse unter dem Sammelnamen der unierten Kirche. In Wirklichkeit gehen die Glaubensbrüder getrennt nebeneinander her und schneiden sich Gesichter. Dort haben die streitbaren Lutheraner noch immer ihre Stimme erhoben und gegen die Union protestiert. Die Folge war ein Nachgeben und Zurückweichen vor den Zionskämpfern und ein sehr loser Verband der Lutheraner und Reformierten unter der bloß „administrativen Union."

Im Unterschied zu dieser verabscheuten preußischen Union findet er nun, daß unsere Evangelische Kirche noch viel verabscheuungswürdiger ist als jene preußische. Dort bestehen wenigstens die zwei Kirchen noch immer getrennt nebeneinander und es ist nur eine scheinbare, weil eben bloß administrative Union.

Es gibt also da für Leute, die andere nicht im Frieden und ruhig ihres Glaubens leben lassen können, reichlich Gelegenheit, Streit um die lutherische Konfession zu erregen und dem Kirchenregiment Vorwürfe zu machen, wenn es nicht den Ansprüchen der Lutheraner nachkommen will.

Im Gegensatz dazu steht nun allerdings unsere Evangelische Synode von N.-A., die eine „absorptive Union" darstellt. D. h. bei uns werden die Unterschiede zwischen Reformiert und Lutherisch so verwischt, daß sogar aller Streit aufgehoben ist und kein streitbarer Lutheraner mehr eine Lanze zu brechen wagt für das einzig echte Luthertum, das auf die "Invariata" gegründet ist. Das ist diesem Herrn nun schrecklich, eine Kirche zu sehen, wo die Brüder einträchtig beieinander wohnen und wo kein Glaubensstreit zwischen verschiedenen Konfessionsgenossen sich findet, wo alle sich einig wissen in dem Glauben an den einen Heiland und keiner zu streiten wagt für die reine Lehre seiner Kirche, aus welcher er stammt.

Und daß diese Kirche nun gar wagt, evangelischen Glaubensgenossen,

die von Deutschland einwandern, zu sagen: Ihr findet bei uns eure evangelische Kirche, von der ihr herkommt — wie schrecklich ist der Betrug, der an diesen Leuten begangen wird.

Mit bewußter Unwahrheit wagt der Verfasser zu sagen, die preußische Landeskirche trägt überwiegend lutherischen, die Evang. Synode von Nord-Amerika mehr reformierten Charakter. Wir sagen: Mit bewußter Unwahrheit. Denn der Verfasser kennt sicher unsern Katechismus und unsere Agende, die vorherrschend lutherischen Typus zeigen; und er muß doch auch wissen, daß unsere Predigttätigkeit vorwiegend lutherisch ist. Wie ein Mann in seiner Stellung es fertig bringt, solch bewußte Unwahrheiten zu verbreiten, ist uns unverständlich.

Sollten wir aber uns irren, und Prof. N. tatsächlich unsern Katechismus und Agende nicht kennen, so wäre das keine Entlastung für ihn. Seine Aussagen sollen defamatorisch gegen uns sein, nach der Absicht des Verfassers. Und er hätte dann unwissenderweise uns verleumdet und müßte unter das Gebot fallen: Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas. Von Dr. J. L. Neve, Springfield, Ohio. Zweite, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage, 1915. Burlington, Iowa, „German Literary Board." Preis $1.75.

Wer einen kundigen Führer durch das lutherische Lager unsers Landes wünscht, der ihm das wesentliche über Entstehung, Geschichte und Standpunkt der luth. Synoden darbietet, der greife zu diesem Buche. Dasselbe ist bereits in den meisten luth. Lehranstalten unsers Landes als Textbuch eingeführt, und der Verfasser hat schon in der ersten Auflage den Gedanken ausgedrückt, daß sich sein Buch auch für Studenten der deutschen Heimat eignen würde, um so besser mit amerikanischer Kirchengeschichte vertraut zu werden. Der General-Synode, als der luth. Mutterkirche, wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und ihr heutiger konfessioneller Standpunkt näher erläutert. In der Darstellung der Missouri-Synode wurden die „Lehrkämpfe" dementsprechend geschildert. Besonders hervorzuheben sind auch noch die geschickt eingeflochtenen kurzen biographischen Darbietungen der Führer und hervorragenden Männer der einzelnen Synoden. Aus den Schlußbetrachtungen erfahren wir, daß trotz der Verschiedenheit unter den Synoden, die Aussichten auf eine einige luth. Kirche heute größer sind, als je zuvor. Der Verfasser anerkennt nur drei verschiedene luth. Richtungen, nämlich, eine „liberale Linke, eine extreme Rechte und eine konservative Mittelpartei." Besonders hervorgehoben sei noch, daß der unermüdliche Professor, den man wohl als den Buchführer der Generalsynode ansehen darf, die „besondere Mission" der luth. Kirche also schildert: „Sie soll das Wort vom Kreuz, die Predigt von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden, durch den Glauben, als Fahne hochhalten."

Wenn die luth. Kirche unsers Landes dies allezeit, ja wenn sie heute das ganz als „ihre besondere Mission" ansähe, so würden gewiß nicht die Lehrstreitigkeiten eine solche Rolle spielen, wie sie das bis zur heutigen Stunde tun, und selbst der Verfasser würde, wenn er unserer selbsteigenen Synode ebenso viel Verständnis entgegengebracht hätte, als dies den luth.

Synoden gegenüber der Fall ist, zu dem Schlusse kommen, daß die Evangelische Synode sich keiner andern, „besondern Mission," bestrebt hat und bestrebt, als die er von der luth. Kirche unsers Landes ausgeführt wissen möchte. H. S.

Grundriß der evangelischen Dogmatik von D. O. Kirn, Prof. der Theol. in Leipzig. Fünfte Auflage, nach dem Tode des Verf. herausgegeben von Lic. Dr. Preuß. Leipzig, Deichertsche Buchhandlung. 140 Seiten. Preis: Mk. 2.70, geb.: M. 3.50.

Ein Buch, das man gern liest und mit Nutzen lesen kann wegen der Klarheit, einheitlichen Geschlossenheit und schlichten Deutlichkeit seiner Darstellung. Zunächst dem Bedürfnisse des akademischen Lehrers entsprungen, seinen Zuhörern eine knappe Zusammenfassung des im Vortrage behandelten Stoffes zu geben, um das lästige Nachschreiben entbehrlich zu machen, hat doch das Buch, wie die Veranstaltung einer fünften Auflage zeigt, seine treffliche Brauchbarkeit auch für den allgemeinen Zweck des Selbststudiums bewiesen. Natürlich haben seine Aussagen, dem ursprünglichen Zwecke gemäß, der Ergänzung und Verdeutlichung durch den lebendigen Vortrag bedurft, und sie überlassen dem Leser reichlich Raum zu weiterer Ausspinnung der Gedanken und zur nachprüfenden Vergleichung mit den eigenen dogmatischen Anschauungen.

Den Standpunkt des Verfassers im allgemeinen zu charakterisieren, kann man wohl nicht besser unternehmen, als durch Wiedergabe seiner eigenen Worte in der Vorrede zur ersten Auflage: „Soll die Vertretung der Dogmatik auf unsern Universitäten der Kirche einen wesentlichen Dienst leisten, so darf sie sich nicht bloß auf die Reproduktion und Verteidigung eines gegebenen Lehrgebäudes beschränken, sie muß in Fühlung mit dem wissenschaftlichen Leben der Zeit Hindernisse für die Aneignung der christlichen Wahrheit hinwegräumen und neue Wege zum Verständnisse derselben bahnen. Dabei fällt das Hauptgewicht nicht auf die Ausgleichung der christlichen Glaubensgedanken mit dem sogenannten „modernen Weltbilde"; dagegen hat sich der Dogmatiker nach einer andern Seite um die Herstellung besseren Einklanges zu bemühen, er kann sich der Forderung nicht entziehen, den gesicherten Ergebnissen der exegetischen und biblisch-theologischen Forschung Einfluß auf die Gestaltung der Dogmatik zu verschaffen. — Ueberzeugt, daß die Heilslehre der Reformatoren, vornehmlich Luthers, dem echten Sinne des Evangeliums Jesu und seiner Apostel gemäß sei, möchte der Verfasser sie ohne Verkürzung ihres religiösen und sittlichen Gehaltes von einem uns fremdgewordenen ungeschichtlichen Schriftgebrauche ablösen und sie mit der Auffassung der biblischen Offenbarung und ihrer Zeugnisse verbinden, die der biblisch-theologischen Wissenschaft entspricht." Hieraus ist wohl ersichtlich, daß der Standpunkt des Verfassers ein Luthertum repräsentiert, das auf dem Boden unserer Evangelischen Synode Heimatrecht hat. E. O.

Kurzgefaßte Kirchengeschichte für Studierende, von Lic. theol. H. Appel. Zweite Auflage. Leipzig, Deichertsche Buchhandlung. 1915. 591 Seiten Text, 121 Seiten Tabellen und Register. Dazu Karten. Preis: M. 8.50, geb. M. 10.

Das ist auch ein gutes deutsches Buch, welches hält, was es verspricht.

Es erhebt nicht den Anspruch, neue wissenschaftliche Resultate ans Licht zu führen, sondern es will dazu verhelfen, dem Studierenden feststehende kirchengeschichtliche Kenntnisse zu übermitteln. Unter Studierenden brauchen nun nicht bloß die Studenten auf den Lehranstalten verstanden zu werden, sondern auch theologisch interessierte Geistliche im Amt. Mancher hat wohl in seinem Amtsleben Perioden, wo ihm gestattet ist, frühere Studien wieder aufzunehmen und aufzufrischen, da mag ihm das Buch gute Dienste leisten, wieder einen Ueberblick zu gewinnen, vorzüglich aber wird ihm dasselbe als Nachschlagebuch dienen, um vergessene Einzelheiten über Personen und Sachen wieder festzustellen, es gibt wohl kaum einen Punkt von kirchengeschichtlichem Interesse, über den nicht mit Hilfe des Personen- und Sachregisters Auskunft zu holen wäre. Die Darstellung zeichnet sich durch Knappheit, Unparteilichkeit und Reichhaltigkeit aus. Freilich gerade über unsere amerikanischen kirchlichen Verhältnisse ist das Gegebene auffallend dürftig, von unserer Evangelischen Synode weiß die Kirchengeschichte nichts.

E. O.

Seeberg, Geh.-Rat Prof. D. Dr. Dr. Reinhold, Berlin: „Was sollen wir denn tun?" Erwägungen und Hoffnungen. 1915. 96 Seiten. Zweite, neubearbeitete Auflage. M. 2.—, kart. 2.40 — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25I, sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt: Die Frage. — Die innere Lage vor dem Kriege. — Die inneren Gegensätze: „Zwei Völker." — Idealismus und Realismus der Weltanschauung. — Die religiösen Gegensätze. — Der innere Gewinn des Krieges. — Das nationale Empfinden. — Die Erkenntnis des Bösen. — Idealismus und Frömmigkeit. — Was sollen wir tun? — Einwirkung auf die Jugend. — Die Aufgabe der Frauenwelt. — Die deutsche Eigenart. — Die Aufgabe der Erkenntnis des Bösen. — Der Weg zur Selbsterhaltung und Entfaltung des deutschen Wesens. — Verbindung der idealistischen und realistischen Tendenzen — Praktisches Christentum und Idealismus. — Kirchliche Aufgaben, die Landeskirche. — Freie kirchliche Verbände. Kirchliche Parteien. Ausgleich der Gegensätze. — Ueberwindung der sozialen Gegensätze, die innerpolitische Neuorientierung, die politischen Parteien der Zukunft. — Religiöse Hilfe zur Lösung der sozialen Spannungen. — Der Optimismus der Hoffnung. — Rückblick und Ausblick.

Die Inhaltsangabe deutet den Inhalt dieser soeben in zweiter, vielfach verbesserter und vermehrter Auflage erscheinenden Schrift an, von der die erste Auflage innerhalb von vier Monaten verkauft worden ist. Es ist schon manches gute Wort über den gegenwärtigen Krieg und seine Bedeutung für unser deutsches Volkstum gesagt worden, aber in diesem Büchlein steht doch etwas ganz Besonderes. Es lag dem Verfasser daran, eine Anzahl von Fragen innerpolitischer Natur in Anregung zu bringen. Er zieht zunächst die parteipolitischen Gegensätze heran, indem er die bürgerlichen Parteien der sozialdemokratischen gegenüberstellt, behandelt dann weiter die philosophischen Probleme des Idealismus und Realismus und erörtert die religiösen Gegensätze. Welche Wandlungen in diesen Gegensätzen der Ausbruch

des Krieges und sein bisheriger Verlauf herbeigeführt hat, wird dann von Seeberg gezeigt und hierauf eingehend erörtert, was wir Daheimgebliebenen tun können, um schon jetzt, indem wir uns die gute Wirkung des Krieges zunutze machen, weiter zu bauen auf dem Erreichten und für die Zukunft Deutschlands zu sorgen. Die Broschüre empfiehlt sich allen denen, die eine Antwort haben möchten auf die Frage: „Was sollen wir denn tun?" Ueberall sollte die Schrift Besprechungen zugrunde gelegt werden.

Der „Burgfrieden" wird nach dem Friedensschluß nicht mehr fortbestehen können. Die Spannungen und Gegensätze auf politischem, sozialem und religiösem Gebiet, werden notwendig wieder erwachen, und neue Geisteskämpfe werden entstehen.

Verfasser möchte das Prinzip der christlichen Liebe walten sehen in den dann kommenden Konflikten. Und er geht darin sogar so weit, daß er meint, man solle in der Kirche eine Gleichberechtigung der Richtungen erklären und damit allem schädlichen Hader ein Ende machen!! (S. 57.) Bei positiv Gläubigen wird er dafür keine Zustimmung finden. Und ob damit dem Hader ein Ende gemacht würde? Doch wohl nur dann, wenn der Kampf zwischen Glauben und Unglaube aufhört das große treibende Grundprinzip der Weltgeschichte zu sein! Dieser Kampf läßt sich nicht durch Kirchenregimente und Synodalbeschlüsse aus der Welt schaffen, wohl aber leicht verschärfen.

Seeberg, Geh.-Rat Prof. D. Dr. Dr. Reinhold, Berlin: „Ewiges Leben." Zweite, mehrfach verbesserte Auflage. 1915. VII, 113 Seiten. Mit Titelbild. M. 2.40, in vornehmem Pergamentband geb. M. 3.—. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25I, sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt: 1. Die Leidtragenden. 2. Leben, altern, sterben, totsein. 3. Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre. 4. Fortexistenz und Fortleben. Die Religionsgeschichte. 5. Die verstandesmäßige Betrachtung der Welt. 6. Die Welt als Leben und Wille. 7. Die Erfassung des Lebens, Empfindung, Wille, Denken. 8. Das geistige Leben. 9. Der Geist und die Geister. 10. Ewiges geistiges Leben, Seligkeit. 11. Die Zerstörung des ewigen seligen Lebens durch das Böse. 12. Die Erlösung zum Leben durch den Geist Christi. 13. „Auferstehung des Fleisches." 14. Das jüngste Gericht im Neuen Testament. 15. Das doppelte Ende. 16. Unsere Furcht vor dem Tode. Das persönliche Fortleben. 17. Christus die Höhe des Geistes und das ewige Leben. 18. Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied. 19. Die Unreifen, Ungläubigen und das ewige Leben. 20. Das Wiedersehen. 21. Die ewige Seligkeit. 22. Weltgericht und Weltgeschichte. 23. Die Hölle. 24. Zwei Bilder. — Anhang: Das Rätsel des Spiegels.

Aus der Masse der Kriegsliteratur ragt diese kraftvolle und bei aller Tiefe gemeinverständliche Schrift weit heraus. Heute, wo Leben und Tod so nahe nebeneinander stehen und Tausende den Verlust eines Angehörigen zu beklagen haben, richten sich die Blicke aufwärts, um Antwort auf die bangen und quälenden Fragen zu suchen: Gibt es ein ewiges Leben, gibt es Seligkeit, gibt es eine Auferstehung von dem Tode und gibt es ein Wiedersehen nach dem Tode. Auf all diese Fragen geht der Verfasser ein und spricht so klar und tief, so

schlicht und gründlich, so warmherzig von diesen großen Ewigkeitsthemen, daß jedermann den fesselnden Ausführungen folgen kann. Dieses hübsch ausgestattete und billige Buch erscheint soeben in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage; die erste Auflage wurde in vier Monaten verkauft, es ist also ein Beweis, daß das Buch bereits großen Anklang gefunden hat. Seebergs Buch fesselt von Anfang bis zu Ende.

Diese Schrift erscheint hier in zweiter Auflage. Die erste Auflage wurde von uns im Juliheft 1915, S. 316 ff. besprochen. Die Schrift erfordert scharfes Denken und kann kaum für ganz einfache Leute als Trostbuch in Betracht kommen. Wer aber von den modernen Zweifeln über die Fortdauer nach dem Tode angesteckt ist, dem ist die Schrift sehr zu empfehlen. Der Materialismus, der das Geistige aus der Materie ableiten will, wird da scharf angefaßt und als „grober Denkfehler" dargelegt. Die Tatsache, daß trotz fortgesetzten Stoffwechsels der menschliche Geist klar bewußte Erinnerungen an längst vergangene Erlebnisse behält, die nie vergehen, sind ein unwiderlegbares Zeugnis, daß bei allem Stoffwechsel ein unvergänglicher geistiger Kern bleibt, und allen Wechsel überdauert. So könnte, beispielsweise, der Schreiber dieses, wenn er heute in seine deutsche Heimat käme, unfehlbar und ohne Zögern einen gewissen Keller finden, in dem er am 25. Juni 1849 mit vielen andern Personen gesessen ist, als Bomben eines feindlichen Heeres über die Heimatstadt hereingeschossen wurden; vorausgesetzt, daß das Haus, das materielle Gebäude, noch steht, zu dem der Keller gehörte. Dieses kann allerdings durch Feuer oder andere Dinge längst zerstört sein. Und wenn die Lehre der Physiker wahr ist, daß in je sieben Jahre der menschliche Leib materiell aus ganz anderen Stoffen sich aufbaut, so hat sich der Leib des Schreibers, die Materie, in dieser Zeit wenigstens neunmal total verändert und erneuert. Aber das geistige Erinnerungsbild jenes Tages hat unverändert und unzerstörbar allen Wechsel überdauert. — Jeder Leser hat doch wohl solche unzerstörbare Erinnerungsbilder aus früher Kindheit in seinem inneren Schatzhaus aufbewahrt. — In solche Gedankenreihen führt die obengenannte Schrift und gibt dem denkenden Geist feste Stützen für den allgemeinen Glauben, daß die Seele unabhängig von der Materie eine letzte unauflösbare Einheit darstellt, die auch über Tod und Grab hinüberragt und wo die Gnade oder der wirksame Gottesgeist sein Werk der Erlösung vom Bösen vollziehen konnte, da hat die Seele eine feste Hoffnung auf ein ewiges Leben. (Aber auch nur da, wie Verfasser weiter ausführt.)

Feine, Geh.-Rat Prof. D. Paul. „Evangelium, Krieg und Weltfrieden. 1915. 58 S. M. 1.—. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25I, sowie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Inhalt: 1. Bryans pazifistische Ideen als Ausgangspunkt. 2. Worte Jesu, die den Krieg verwerfen. 3. Worte Jesu, die auch in Zukunft den Krieg voraussetzen. 4. Das persönliche Verhalten Jesu der Obrigkeit gegenüber. 5. Das persönliche Verhalten Jesu als Richtlinie des Verständnisses seiner Worte. 6. Die Forderungen der Bergpredigt in ihrer bedrückenden Größe. 7. Gott führt dereinst den vollkommenen Zustand der Dinge herbei. 8. Die irdischen Aufgaben bringen uns in Konflikt mit Jesu Forderung. 9. Versuche, diesen Konflikt zu lösen. 10. Die natürlichen Ordnungen dieses Le-

bens und das Wesen des Staates. 11. Dante, Kant und Luther über die religiöse Aufgabe des Staates. 12. Jesu prinzipielle Stellung zu Staat und Obrigkeit. 13. Pazifismus und Evangelium. 14. Die unveräußerlichen Rechte und Forderungen des Staates an uns. 15. Das Endziel des Reiches Gottes. — Diese Broschüre darf der Aufmerksamkeit der weitesten Kreise unsers Vaterlandes, und darüber hinaus, sicher sein. Sie behandelt die aktuelle Frage, die gerade jetzt in der Kriegszeit jedem Deutschen am Herzen liegt, mag er kirchlich sein oder sich von religiösem Wesen abgewendet haben. Hier wird wirklich eine Auseinandersetzung der uns alle beschäftigenden Frage mit dem biblischen Evangelium dargeboten und eine Anwendung auf die Gegenwart gemacht. Die Lösung ist originell. Der Verfasser wendet sich gegen die Forderung der Pazifisten, daß schon in der Gegenwart durch Verhandlungen zwischen den Völkern ein Zustand erreicht werden müsse, in dem die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet würden und zeigt, daß das Evangelium für das Ende der Dinge wohl einen solchen Zustand ins Auge faßt, daß wir aber von solchen Möglichkeiten noch weit entfernt sind. Hervorgewachsen ist die beachtenswerte Schrift aus einer Streitfrage, welche zwischen dem Verfasser und dem Pädagogen Fr. W. Förster in München über die Durchführbarkeit der Ideen des amerikanischen Staatssekretärs a. D. Bryan entstanden war.

Eine scharfe dialektische Auseinandersetzung zwischen den Forderungen des Herrn und seiner Apostel, und der Wirklichkeit des Staatslebens, in die der Christ sich hineingestellt findet, ohne die heutigen, durch die Sünde bedingten Weltzustände ändern zu können. Seine Hoffnung geht auf ein „transzendentes“ Reich Gottes, das die heutigen Weltzustände aufheben, die Sünde wegschaffen und die volle Herrschaft des Geistes Christi unter den Menschen bringen wird. „Das Ende der Weltgeschichte wird sein, daß alles, was Gott widerstrebt, niedergeworfen sein wird und Gottes Reich auch diese Erde umspannen wird.“

„Der Christ und der Krieg.“ Von Lic. Reinhard Mumm, M. d. R. 32 Seiten. Feldformat. 15 Pf., 50 Stück M. 6.—, 100 Stück M. 10.—. Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25I, sowie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Die Gewissensfrage, ob der Christ mit unverletztem Gewissen im Kriege stehen kann, wird hier mit allem Ernst gestellt und im Geiste Martin Luthers beantwortet: ein Kriegsmann vermag wohl, im Stande der Gnade zu stehen. Die Schrift möchte unsern Soldaten helfen, mit unverletztem Gewissen heimzukehren. Als Liebesgabe für unsere Feldgrauen, im Lazarett und Schützengraben besonders geeignet.

Die Frage vom sog. „Moratorium des Christentums,“ d. h. einer einstweiligen Suspendierung der sittlichen Forderungen des Kriegs, die Frage, wie sich das Kriegshandwerk mit den Forderungen Christi in der Bergpredigt reime, ist allerdings eine Gewissensfrage. Aber mit Recht kann doch gesagt werden: So lange es Sünde gibt in der Welt, Räuber, Mörder, Lügner, so lange ist das Gericht über die Sünde, der Krieg, nicht aus der Welt zu schaffen. Krieg ist Gottes Gericht über die Uebeltäter, vollzogen durch rechtmäßige Obrigkeit.

In überaus klarer Uebersicht zählt Dr. Otto Kronseder in einer „Chronik des Weltkrieges, 1914—15," die wichtigsten Ereignisse des ersten Kriegsjahres, abgeschlossen mit dem 31. Juli 1915, auf und bringt die Vorgänge auf dem westlichen, östlichen und südlichen Kriegsschauplatz zur Darstellung. Das Werkchen kostet im einzelnen M. —.40 (10 Stück M. 3.80, 20 Stück M. 7.40, 50 Stück M. 18.—, 100 Stück M. 34.—) und ist durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, zu beziehen. Als Liebesgabe für Kriegsteilnehmer, als Lesestoff im Schützengraben, im Lazarett oder im Quartier, für Schulen und Vereine wird das Büchlein willkommene Aufnahme zur Auffrischung der großen Gedenktage finden.

Im Verlag des Schriftenvereins (E. Klärner), Zwickau (Sachsen), Bahnhofstraße 25, erschien soeben:

„Kommt und laßt uns Christum ehren!" Ein Weihnachtsgruß an unsere Brüder im Felde. Aus Originalbeiträgen von M. Willkomm und Fr. Gillhoff, sowie anderen Geschichten und Gedichten zusammengestellt und mit etlichen Bildern geziert. Preis: 25 Pf. (25 Exemplare M. 5.50, 50 Exemplare M. 10—, 100 Exemplare M. 18.—).

Hierin werden unsern Soldaten eine Weihnachts- und eine Neujahrsbetrachtung, auch zum Vorlesen im Kreise der Kameraden geeignet, sowie eine Anzahl Lieder, Geschichten und Gedichte, wie sie für die Zeit passen, dargeboten, die ihnen die heimatliche Festfeier einigermaßen ersetzen kann. Auch zum Lesen in der Heimat ist das Büchlein geeignet.

Eine zum Herzen sprechende Weihnachts- und Neujahrsschrift, die wohl manchem deutschen Soldaten im Felde wohl getan hat.

Schwencker, Pfr. Friedr., „Kriegsfrömmigkeit." Zeugnisse aus dem großen Kriege für Kirche, Schule und Haus. I. Bd.: „Kriegsfrömmigkeit, ihre Wirkungen, ihre Bezeugung, ihr Grund und ihre Kraft." 3 M., geb. 3.50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Ein Kriegsbuch! Zu der Fülle der schon vorhandenen Erscheinungen ein neues! Seine besondere Eigenart rechtfertigt die Veröffentlichung in vollem Maße. Das christliche Haus wird diese „Zeugnisse starken Glaubens und christlichen Heldentums," aus Feldbriefen und vielen andern Quellen entnommen, mit Freuden aufnehmen. Noch nach Jahrzehnten wird man sich in diese Blätter stillsinnend versenken, die so beredt und anziehend davon erzählen, was für reiche, erlesene Früchte der Kampf um die Ehre und Freiheit Deutschlands hat reifen lassen. Redner werden das Buch bald als Fundgrube eines reichen und übersichtlich geordneten Illustrationsmaterials schätzen lernen. — Ein weiterer Band (jeder Band ist in sich abgeschlossen) soll Anfang 1916 erscheinen.

Kriegsbücher gibt's nun in Hülle und Fülle. Hier bietet der Verfasser in sieben Abschnitten Beispiele vom Kaiser, den Generälen und den Soldaten, wie sich die Frömmigkeit äußerte in Erlassen, in Gesprächen, in Briefen, Gebeten und Liedern u. s. w.

Ein Zeugnis gegen die Feinde und Lästerer des Kaisers und des deutschen Volkes; auch ein Zeugnis, wie die Kriegsnot beten lehrt und die Leute zu Gott treibt.

Ja, als Fundgrube eines reichen Illustrationsmaterials ist das Buch sehr zu empfehlen.

Das Deutschtum im Auslande. Unter diesem Titel bringt das Oktoberheft der Pfennigsdorfschen Monatsschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart," Betrachtungen eines Auslanddeutschen (G. Stutzer) über die evangelische Mission, die ebenso lebhafte Beachtung finden werden, wie seine früher veröffentlichten Aufsätze. Das gleiche gilt von Jakobskötters Kriegschronik „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen." Manches andere Wertvolle noch ist zu nennen, z. B.: des Herausgebers Aufsatz: „Laßt uns neue Sitte bauen!" ferner: „Die religiöse Kurve der Gegenwart und das tatsächliche Christentum," und: „Kriegsgefahren für unsere Jugend."

Im Novemberheft finden wir unter der Ueberschrift: „Dschihad" (Heiliger Krieg) aus der Feder des Herausgebers Ausführungen zur deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft, die besondere Beachtung verdienen. Das gleiche gilt von Geheimrat Königs Aufsatz: „Deutschlands weltpolitische und sittlich-religiöse Stellung im Feuer englisch-amerikanischer Kritik," und von der Arbeit des Lic. Dr. Elert: „Zur Psychologie des Wunderglaubens." Viel zu sagen haben auch die kleineren Darbietungen, z. B.: Kriegsnot und Theater. — Altmeister Thoma über unsere Zeit. — Wahre Toleranz zwischen den christlichen Konfessionen.

„Vom Niger zum Nil." Der hugenottische Kapholländer J. du Plessis unternahm im vergangenen Jahre eine interessante missionarische Erkundigungsreise quer durch Afrika vom Nigerstrom bis zum Nil. Was er auf dieser langen Fahrt von rund 4500 Kilom. erlebt und beobachtet hat, ist sehr anschaulich in Wort und Bild im Oktoberheft der „Evangelischen Missionen" (Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh) wiedergegeben. Ein weiterer Aufsatz dieses Heftes zeigt uns „Führende eingeborne Christen," dann folgen die jetzt mit besonderer Spannung erwarteten „Neue Nachrichten vom großen Missionsfelde."

In die Hochtäler des Himalaya, in die höchsten von Europäern bewohnten Gegenden, führt uns das Novemberheft der „Evangelischen Missionen" (Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh) in dem Aufsatz: „Licht und Schatten in der Brüdergemeine unter den Tibetern." Viele gute Bilder unterstützen die anziehende Darstellung. Eine andere Arbeit versetzt den Leser in Wort und Bild nach Afrika, in die „Arbeit der Brüdergemeine am Njassa." — Mehr als im Frieden fesselt uns alle jetzt die ständige Abteilung: „Neue Nachrichten vom großen Missionsfelde," die uns diesmal Berichte aus Togo, Südwest, Südafrika, Deutsch-Ostafrika, aus Indien, Kiautschou, erfreuliche und unerfreuliche, in besonderer Fülle darbietet.

„Theologischer Literaturbericht." Mit dem Beiblatt: „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur." Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 38. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht" für sich 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Wir empfehlen das angesehene, zuverlässige, und dabei überaus wohlfeile Blatt nachhaltig der Beachtung; jeder Theologe sollte es halten, und auch die Häuser der religiös Interessierten sollten ihm immer mehr geöffnet werden.

„Der Türmer." (Kriegsausgabe.) Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des ersten Novemberheftes: Die Aufgabe der Flotte. Von Kontreadmiral z. D. Kalau vom Hofe. — Das betrogene Bulgarien. Ein Rückblick mit Rückschlüssen von F. R. de la Espriella. — „Aujust." Von Josephina H. Nebinger. — Die Frau in der Politik. Von Marie Diers. — Auf Wachtposten. Von einem Landsturmmann. — Das Volk der Bayern. Von Karl Nötzel. — Bismarck und die Balten. — Isadoras Venizelos-Apotheose. — Warum die Vereinigten Staaten „englisch" sind. — Heinrich Heine gegen die deutschen Einigkeitsbestrebungen. — Das zweite Kriegs-Spieljahr. Von Hermann Kienzl. — Vom Notstand der deutschen Kunst. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

„Neue Kirchliche Zeitschrift," in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons.-Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München herausgegeben von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1915.

Inhalt des 10. Heftes: Altprotestantismus und Neuprotestantismus. Von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen. — Die neuesten Verhandlungen zur Wunderfrage. Von Pfarrer Lic. Kinast in Nürnberg (Fortsetzung). — Jeremja als Redner und Selbstbeobachter. Von Prof. D. Wilhelm Caspari in Breslau.

Inhalt des 11. Heftes: Altprotestantismus und Neuprotestantismus. Von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen (Fortsetzung). — Die neuesten Verhandlungen zur Wunderfrage. Von Pfarrer Lic. Kinast in Nürnberg (Fortsetzung)). — Jeremja als Redner und Selbstbeobachter. Von Prof. D. Wilhelm Caspari in Breslau (Schluß).

Inhalt des 12. Heftes: Altprotestantismus und Neuprotestantismus. Von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen (Schluß). — Die neuesten Verhandlungen zur Wunderfrage. Von Pfarrer Lic. Kinast in Nürnberg (Schluß). — Vaterland und Vaterlandsliebe. Von Geh. Hofrat Prof. D. Walter Caspari in Erlangen.

„Die Theologie der Gegenwart," herausgegeben von Professor D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. D. Dr. G. Grützmacher in Münster, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Wilke in Wien, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — Durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25I, sowie durch alle anderen Buchhandlungen zu beziehen. — Preis pro Jahr M. 3.50 franko und für Bezieher der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" M. 2.80 franko.

Inhalt von Jahrgang 1915. Heft 5: "Alttestamentliche Theologie," von Prof. D. Fritz Wilke, Wien. 72 Seiten. Preis gesondert M. 1.20.

Auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft sind große Bewegungen und interessante Auseinandersetzungen im Gange. Die Methode der bisherigen Pentateuchforschung wird neuerdings einer schneidenden Kritik unterzogen, die religionsgeschichtliche Betrachtungsweise deckt bisher unbekannte Zusammenhänge auf, die Erforschung der Volksreligion, des palästinischen Kulturbodens, des Judentums stellen ganz neue Probleme und Aufgaben. In alle diese Streifragen führt das vorliegende Heft in anziehender, fremdwortreiner Darstellungsweise ein, indem es nicht nur die Fülle der Einzelerscheinungen zu großen, einheitlichen Gruppen zusammenordnet, sondern die streitigen Punkte auch mit eigenem Urteil beleuchtet und den Leser so an der Verhandlung selbst innerlich teilnehmen läßt. Das Heft bietet daher namentlich allen, die einen Einblick in den gegenwärtigen Stand der alttestamentlichen Wissenschaft gewinnen wollen, reiche Anregung und ermöglicht ihnen als ein zuverlässiger Führer eine selbständige Stellungnahme zu den großen Umwälzungen, die sich hier anbahnen.

Ausländische Wechselblätter.

Die Reformation. Deutsche Evang. Kirchenzeitung für die Gemeinde. Begründet von Hofpred. D. A. Stöcker und Pastor R. Bunke. Herausgegeben von Dr. W. Philipps. Erscheint in Berlin im 14. Jahrgang. (Berlin S. W. 61, Johanniterstraße 4/5.)

Ein Wochenblatt, nicht für Theologen allein, sondern auch für die Gemeinde, der das Wohl und Wehe des Reiches Gottes am Herzen liegt. Wochenschau und Umschau bringen kurz gefaßt Berichte über Vorgänge in Welt und Kirche. In Literatur erfolgt Besprechung vieler Neuerscheinungen im Buchgeschäft. Preis, vierteljährlich (in Deutschland): 2.50 Mark.

Die Positive Union. Kirchliche Monatsschrift. Organ der Landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union. Vierteljährlich (in Deutschland) 1.20 Mark. Herausgeber: Dietrich, Pfr. in Seehausen, Krs. Wanzleben. Verlag und Expedition ebendaselbst. Das Blatt gibt eingehende Artikel über allerlei Vorkommnisse im religiösen, kirchlichen und Vereinsleben, z. B. im Maiheft: Der Streit im röm. Lager. Unwesen der sog. „Christian Science"-Bewegung; zutreffende Urteile über positives und liberales Christentum. Religion und wissenschaftliche Wahrheit. Licht- und Schattenseiten des Freikirchentums. Und vieles andere.

Die Wartburg. Deutsch-evangelische Wochenschrift. Organ für kirchenamtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oestreich, des deutsch-evang. Bundes für die Ostmark, des Wehrschatzbundes, des Luthervereins.

Erscheint bei Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstraße 25. Preis vierteljährlich (in Deutschland), durch die Post, 1.62 M. Es kommen in dem Blatt ganz besonders die Kämpfe zwischen der protestantischen und katholischen Kirche, die Arbeit in Oestreich und anderes zur Darstellung. Die gemeinen Verlästerungen der Reformatoren und der evang. Kirche, wie sie im römischen Lager beständig üblich sind, werden da ans Licht gezogen.

Wenn hier das Blatt „The Menace" oft alle Grenzen anständigen Kampfes überschreitet, so ist dagegen die Wartburg kein Schimpfblatt, sondern will, so viel wir sehen, nur der Wahrheit dienen und römische Lügen an den Pranger stellen.

Im Missions-Verlag erscheint: Evangelisches Missions-Magazin. Herausgegeben von Frd. Würz. Zu beziehen von Pastor C. W. Locher, Baltimore, Md. Preis pro Jahr $1.25. — Inhalt des Juliheftes: Die Erweiterung und Vertiefung des heimatlichen Missionslebens. — Die Ueberwindung des Hinduismus durch das Evangelium. — Missionsarbeit an unsern chinesischen Mitschwestern. — Rundschau. — Literatur.

Der evangelische Heidenbote. Organ der Evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel. Erscheint als Monatsheft mit vielen Abbildungen aus den Hauptarbeitsfeldern der Basler Mission. Berichte aus der Arbeit der Basler Mission in der Heimat und im Heidenland. Preis: Bei Pastor C. W. Locher, 40 Cents pro Jahr.

Wechselblätter aus dem Inland.

Kirchliche Zeitschrift. Herausgegeben von der evang.-luth. Synode von Iowa und andern Staaten. 12 Hefte jährlich von ca. 400 Seiten. Preis $1.75. Editor: Rev. Prof. W. Neu, D. D., Wartburg Seminary, Dubuque, Ia. Bestellungen: Wartburg Publ. House, 633 S. Wabash Ave., Chicago, Ill.

Theolog. Zeitblätter. „Theological Magazine." Herausgegeben zweimonatlich von der „Evang. Joint Synod of Ohio and other States." Erscheint alle zwei Monate, 96 Seiten stark, zur Hälfte in Englisch. Preis $2.00 jährlich.

Theologische Quartalschrift. Herausgegeben von der Allgem. Evang. Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan und a. St. Redigiert von der Fakultät des evang.-luth. Seminars zu Wauwatosa, Wis. Preis pro Jahrg. $1.00.

Deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche. Erscheint zweimonatlich. Preis per Jahrgang (6 Hefte) $1.00. Herausgegeben von der Fakultät des Nast Theolog. Seminars zu Berea, O. Unter Mitwirkung von Professoren und Pastoren verschiedener evangelischer Kirchen.

Wir nennen noch folgende Kirchenzeitungen, die wöchentlich erscheinen im Verlag ihrer resp. Verlagshäuser:

Der Christliche Apologete, Rev. A. T. Nast, Editor, Jennings & Graham, Cincinnati, O.

Evangelische Zeitschrift, Editor: Rev. Geo. Ott, Harrisburg, Pa.

Der Christliche Botschafter. Editor: Rev. T. C. Meckel, Cleveland, O.

Der Sendbote. Vom Publikationsverein der Baptisten herausgegeben. Editor: Rev. G. Fetzer, Cleveland, O.

Der Deutsche Lutheraner. Philadelphia—New York. Editor: Dr. G. C. Berkemeier. Offizielles Organ des General Konzils der Evang.-Luth. Kirche in Amerika.

Deutscher Evangelist. Orange, N. J. Rev. H. H. Hoops, Editor. Zweimonatlich. Für deutsche Presbyterianer und reformierte Gemeinden.

Haus und Heerd. Ein Familien-Magazin für Jung und Alt. Dr. A. J. Bucher, Editor. Verlag von Jennings & Graham. 220 4. Ave., W. Cincinnati, O.

Erscheint monatlich zum Preise von $1.50 mit vielen Bildern, trefflichen Erzählungen, einer kurzen Rundschau, Sonntagschullektionen, Epworth Liga u. s. w. Interessant für Jung und Alt. Sollte in unsern Familien reichliche Verbreitung finden. Kein engherzig fanatischer Konfessionalismus.

Kirchenzeitung. Organ der deutschen Synoden der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten. Erscheint wöchentlich in Cleveland, O. Preis jährlich $2.00. Nimmt einen offenen und beherzten Standpunkt ein in dem jetzigen Völkerkrieg und tadelt, wie unser „Friedensbote," die engherzig-nativistisch-feindliche Stellung auch vieler englischer Kirchenblätter gegen das schwer verleumdete deutsche Vaterland.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 18. Band. St. Louis, Mo. Mai 1916.

Das Satanische am Weltkrieg.

„Aber das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis."
Ev. Luk. 22, 53.

Der Welt Lauf geht durch die zunehmende Offenbarung des Lichtes und der Finsternis seinem Ziele zu. Beides muß sich völlig auswirken: das Reich des Lichtes und das Reich der Finsternis. Beide Offenbarungen treiben einander. Je heller das Licht sich offenbart, um so mehr nimmt die Finsternis Anlaß, sich dagegen zu stellen, und wird so offenbarer; aber auch umgekehrt: je tiefer der Abgrund der Finsternis sich öffnet, um so gewaltiger offenbaren sich die Kräfte des Lichts. Und so treiben sie einander und scheiden dadurch zugleich einander bis zum Ende hin — wo die Schlußoffenbarung und Höchstoffenbarung Satans im Antichristen die Herrlichkeitsoffenbarung Christi und seines Reiches zur Folge haben wird. Infolge dieses Offenbarungsgesetzes gibt es nun auch besondere Stunden des Lichtes und Stunden der Finsternis, d. h. Zeiten, wo die eine oder die andere Macht in besonderer Weise sich auswirkt. Der Weltkrieg ist ganz ohne Frage eine solche Stunde der Macht der Finsternis. Nicht so natürlich, als ob die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi und des Lichtwesens seines Reiches nicht mehr da wäre; im Gegenteil, gerade weil der Krieg eine Stunde der Macht der Finsternis ist, strahlt auch die Offenbarung des Göttlichen hell heraus — aber der Grundcharakter des Weltkriegs ist Satans-Offenbarung unter Zulassung Gottes. Wir erleben im Weltkriege zur Zeit eine gewaltige Stunde der Machtoffenbarung der Finsternis. Es ist für unser Glaubensleben von Bedeutung und Wert, auch einmal diese Seite des Weltkriegs ins Herz zu fassen. Dabei müssen wir aber bemerken, daß wir nicht etwa von dem auch im Weltkrieg noch herrschenden Sündenwesen sprechen wollen, sondern von dem eigentlich satanischen im Weltkrieg. Zwischen Sündenwesen und satanischem Wesen ist ein Unterschied. Wenn einer sündigt, ist er noch kein Satan. Wohl hat alle Sünde im Fürsten der Finsternis ihre letzte Wurzel — aber das Satanische ist die höchste Steigerung des Sündenwesens. Petrus hat in der Verläugnungsnacht gesündigt — aber in Judas ist der Satan gefahren.

So wollen wir also nur das Satanische am Weltkrieg, oder den Weltkrieg nach der Seite der Offenbarung Satans ins Auge fassen.

Satans ureigenste Art ist die Feindschaft gegen den Sohn Gottes. Es ist sehr bemerkenswert, daß der Heiland im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Matth. 13) den Satan seinen Feind nennt. Die Bibel deutet an einigen Stellen an, daß der Fall Satans aus Neid gegen den Sohn Gottes geschah. Und die Schrift sagt: Der Sohn Gottes sei gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Daß Christusfeindschaft sein Grundwesen ist, zeigte sich am deutlichsten zur Zeit, als der Sohn Gottes im Fleische wandelte. Da ist Satan persönlich aufgetreten in der Wüste; da hat er sein ganzes Reich mobil gemacht und durch seine Geister von vielen Menschen Besitz genommen. So ist er auch in Judas gefahren, den Sohn Gottes zu verderben. So ist die Feindschaft gegen den Sohn Gottes ein Grundzug satanischen Wesens. Darum zählt auch der Apostel der Liebe, Johannes, die Leugner der Fleischwerdung des Sohnes Gottes zu den Antichristen. Betrachten wir nun die Zeit des werdenden Weltkriegs, so tritt uns dieser satanische Zug in mächtiger Auswirkung entgegen. In Frankreich hat sich die ganze Gesetzgebung gegen den Sohn Gottes gewendet. In Rußland sind alle die, welche in freiem Glauben zum Sohne Gottes sich bekannten, der Verfolgung ausgesetzt gewesen. Der Mohamedanismus ist der Erz-Feind des ewigen Sohnes Gottes — denn würde er ihn anerkennen, müßte Mohamed fallen. Und gehen wir zu den evangelischen Völkern, so hat England auf der einen Seite wohl den Namen des Sohnes Gottes hoch gehalten und ihn der Welt gebracht, aber zur selben Zeit ist der herrschende Gesamtgeist des Volkes dem Mammonsdienst verfallen. Größeren Eintrag kann man aber dem Sohne Gottes nicht tun, als auf der einen Seite ihn bekennen und andererseits dem Mammon und der Lüge dienen. Unser deutsches Vaterland endlich hat den Sohn Gottes mit geistigen Waffen hauptsächlich bekämpft und bis ins Heiligtum der Kirche hinein hat man seine Krone ihm vom Haupte gerissen. Durch ein antichristliches Schrifttum hat gerade das deutsche Volk die Leugnung des Sohnes Gottes in alle Welt hinaus getragen. So hat Satan nach seinem innersten Wesen breiten Raum in den Völkern bekommen und konnte schließlich machtmäßig ausbrechen im Weltkrieg. Wo der Sohn Gottes abgesetzt wird, kommt Satan oben auf. Und es ist nun sehr bemerkenswert, daß der Weltkrieg selbst darin nichts gebessert hat im Großen. Die religiöse Bewegung, welche viele erfaßte, ist bei den meisten über Gott und Gottvertrauen nicht hinausgekommen. Der Sohn Gottes ist durch den Krieg, abgesehen von seiner Gemeinde, nicht sehr zu Ehren gekommen bis jetzt. Und das ist's, was Satan will. Alles kann er stehen und gehen lassen, wenn nur der Sohn Gottes nicht zur Geltung kommt. Selbst Erlasse der evangelischen Kirchenbehörde kann man finden, welche in langen Seiten den Sohn Gottes überhaupt nicht nennen. Halten wir dazu die Tatsache, daß, seitdem die Türken unsere politischen Freunde sind,

viele bedenklich dahin neigen, die mohamedanische Frömmigkeit über die Maßen herauszustreichen und sozusagen christliche und mohamedanische Gottverehrung als im innersten Wesen gleichartig hinzustellen — so sehen wir, wie der satanische christusherabsetzende Zug auch im Weltkrieg bedenklich um sich greift. Die Zeit nach dem Weltkrieg tut sich unter diesem Gesichtspunkt und unter noch manchem andern für die Gemeinde des Sohnes Gottes nicht als eine günstige auf. Der satanische Zug der Gegnerschaft zum Sohne Gottes und seinem Kreuze und seiner Königsstellung zur Welt wird eher stärker, als schwächer. Darum ruft schon dieser erste Blick in das satanische Wesen im Weltkrieg die Gemeine des Sohnes Gottes zum Wachen und zum Beten auf.

Ein zweiter Grundzug des satanischen Wesens ist das Selbstsein und Insich-Selbstsein. Nicht unter der Leitung und in der Gemeinschaft des Sohnes Gottes wollte Satan als Engelfürst seine große, gottgesetzte Aufgabe erfüllen, sondern in sich selbst und aus sich selbst. Dazu hat er auch die Menschen verführt. Nicht im Glauben und in der Gemeinschaft des täglich zu ihnen ins Paradies kommenden Sohnes Gottes sollten die Menschen ihre gottgegebene Aufgabe tun, sondern aus sich selbst und durch sich selbst; gelöst von dieser Gemeinschaft. Das Frucht-Pflücken im Garten Eden war S e l b st - W e s e n. Wie sehr dieser satanische Zug vor dem Weltkriege herrschend war unter den Völkern, ist uns allen klar bewußt. Der Mensch wurde größer und größer und wollte Alles aus sich selbst machen. Der Menschheit Fortschritt und der Menschheit Glück; der Menschheit Freiheit und der Menschheit Frieden — alles wollte der selbstherrliche Mensch aus sich hervorbringen. Gewaltige Organisationen sollten diesem Selbst-Wesen Rückhalt und Macht sein. Ohne Gottes- und ohne Heilands-Gemeinschaft, in eigener Herrlichkeit schaffend und wirkend wollte man die Menschheit ihren höchsten Zielen entgegenführen. Selbst die Jugenderziehung sollte immer mehr den Sklavenfesseln der Sünden- und Heilands-Lehre entwunden werden, selbstherrliche Menschen sollten frei ihr Geschick gestalten. So trug die Zeit, tief eingeprägt, diesen satanischen Zug. Hat der Krieg eine Aenderung gebracht? Man möchte es meinen — er hat Viele in die Gottabhängigkeit zurückgeführt. Aber durchgegriffen hat er auch hier nicht. Wenn wir die Helden- und Menschen-Vergötterung, welche sehr gegen den Willen der vergötterten Helden selbst sich breit macht; wenn wir die Vernagelungen aller möglichen Standbilder; wenn wir die Gedanken von Helden-Hainen, in welchen die Helden in Zukunft verehrt werden sollen, und vieles Andere ins Auge fassen, so sehen wir da den satanischen Zug des Selbstwesens wieder groß und breit. Dazu die übertriebene Verhimmelung des Vaterlandes und des Vaterländischen, die soweit geht, daß das Vaterland fast an die Stelle Gottes tritt — da haben wir das Selbstwesen. Denken wir endlich der großen Diesseitsaufgaben nach dem Kriege; denken wir der erwachenden Lust nach so vielen Entbehrungen — so haben wir Treibkräfte ins Selbstwesen genug. Bei unsern Gegnern aber ist

buchstäblich das Meiste — Selbstwesen. Es ist eine Stunde der Macht der Finsternis. —

Satanisch ist es auch zu allen Zeiten gewesen, die allerverschiedensten Elemente zu einer großen Masse zusammenzuschweißen, welche durch nichts, als durch ein gemeinsames Nein zusammengehalten wird. Wir haben zur Zeit Jesu ein typisches Beispiel: Sadduzäer, Pharisäer; Juden, Heiden; Pontius Pilatus und Herodes — sie kommen zuhauf wider Jesus. Wir wissen, welche Massen vor dem Kriege das Neinsagen zusammenbrachte auf staatlichem und kirchlichem Gebiete. Das Ungeheuer eines Nein-Bundes schuf aber der Weltkrieg, indem er so Widerstrebendes vereinte wie England, Rußland, Frankreich und Italien—im Nein gegen Deutschland. Diese Verbindung war und ist satanisch—denn sie stammt vom Nein. Das war für uns von Anfang an eine Grundlage unserer Hoffnung. Solche satanischen Verbindungen können viel Leid und Weh schaffen, aber siegen nicht. Das „Nein" wendet sich schließlich gegeneinander und löst den eigenen Bund.

Aber lernen müssen wir, daß wir selbst nicht Nein-Bündnissen anheimfallen, die kein inneres gemeinsames Ja haben, sonst kommen wir in satanisches Wesen.

In diesem Nein steckt bereits die Lüge. Und da kommen wir auf das eigentliche Feld Satans, auf Lüge und Mord. Satan ein Lügner von Anfang und ein Mörder von Anfang. Wie sehr vor dem Kriege schon auf allen Gebieten das Lügen-Wesen unter den Völkern herrschend wurde, wissen wir mit Betrübnis. Auch ein mörderischer Geist ging um, ein revoluntionärer Zug. Der Weltkrieg selbst ist ganz direkt aus Lüge und Mord geboren; und sein Wesen ist bis zur Stunde in Lüge und Mord bestanden. Dies dazu in solch unerhört gräßlicher und umfassender Weise, wie wohl noch selten. Hier ist Satan geradezu verkörpert. Wird dieser satanische Zug nach dem Kriege schwinden? In Vielem natürlich — sonderlich das Morden. Wenn aber die andern satanischen Züge bleiben und auch die Lüge nicht einen Herz-Stoß bekommt, wird auch nach einer Pause das Morden wieder kommen. Eine schreckliche Stunde der Macht der Finsternis erleben wir da. —

Noch mancher satanische Zug im Gesichte des Weltkriegs wäre zu nennen — einer sei noch hervorgehoben. Satan ist der Nachäffer Christi. Gleichwie z. B. der Heiland aus der Menschheit sich ein ewiges Reich herausschafft — so möchte auch Satan als Fürst dieser Welt ein einheitlich Reich haben. Während aber der Heiland sich selbst in den Tod gab und durch seine Liebe sein Reich sich baut und während er es innerlich eins macht im Geiste; läßt Satan Millionen Menschen für sich sterben, um ein großes Weltmachtreich herauszubekommen und gründet sein Reich auf Macht und Gewalt. Und während der Heiland still bauend immer mehr zum Ziele kommt, prallen die Weltreiche dieser Erde immer wieder aufeinander im Interessengegensatz und das eine große Weltmachtreich, es will nicht werden und wir wissen, es wird nicht werden. Aus diesem satanischen Wunsche heraus haben wir die

ganze Entwicklung der Weltmachtreiche zu betrachten. Darum sind auch die Weltmachtreiche alle immer wieder Offenbarungen satanischen Wesens auf den verschiedensten Gebieten. O möchte unser deutsches Weltmachtreich recht tief sich Christus öffnen, daß es recht lange ein Segen für die Welt werde. Es liegt im ganzen Weltmachtwesen etwas satanisches, daher auch immer der schmerzliche Leidenszug in der Vaterlandsliebe der Glieder des Reiches Christi.

Doch von einem andern Zuge des Nachäffens wollen wir noch reden. Der Satan möchte auch, gleichwie der Sohn Gottes Mensch wurde, so eine Menschwerdung feiern. Auf den Menschen der Sünde, den Antichristen, geht sein Plan hinaus. Und da ist denn etwas Merkwürdiges in diesem Weltkrieg zu erwähnen — nämlich, daß das oben geschilderte satanische Wesen in so vielen Leitern der Weltmächte sonderliche Gestalt gewonnen hat. Da ist der Großfürst Nikolai, da sind Namen wie Venizelos, Salandra, Delcassé, Grey — alle tragen satanische Züge in ihrem Persönlichkeitsgepräge. So ist es Satan gelungen, viele Regierungsträger einzunehmen und dadurch den Weltkrieg so schrecklich zu machen zur Stunde und Macht der Finsternis. Da ist der Weltkrieg in sonderlichem Sinn ein Abschnitt der Annäherung für die letzte Stunde der Finsternis im Antichristen. Wir sehen jetzt, wie er wird.

Und nun, was nützt uns dieser Blick? Manches ist schon in der Betrachtung selbst gesagt. Jetzt nur noch dies. Wir sahen, an solchen Stunden der Finsternis sind die Menschen selber Schuld. Sie geben satanischem Wesen Raum, und wenn dieser Raum eine gewisse Größe erreicht hat, bricht Satan durch in der Stunde der Finsternis. Das ist die menschliche Schuldseite. Dazu kommt die göttliche Zulassungsseite. Die Menschheit, welche satanischem Wesen Raum gab, soll ihren Herrscher auch kennen lernen. Sie soll wissen, was es heißt, unter dem Fürsten der Finsternis stehen. Sie soll lernen, daß es ein Fürst der Finsternis ist und wie er ist. 15 Monate hat er jetzt Macht. Wir haben alle eitel genug daran. Wie würde das wohl ewig schmecken? Nein — das wünschten wir niemanden. Wollen wir nicht los vom Regimente dieses Fürsten? Wollen wir nicht dem gottgesetzten Fürsten — Christus, dem Sohne Gottes, anhangen? Das ist der Wille Gottes, daß uns das Reich des Fürsten der Finsternis verleide und wir uns strecken nach dem Reiche seines geliebten Sohnes. Ja, diesem Satans-Reiche mit keiner Faser anzugehören, soll unser brennenderer Wunsch noch werden, jetzt, nachdem wir eine Stunde seiner Macht erlebt haben.

Zugleich aber wollen wir unsere Häupter in Hoffnung erheben. Wir sehen, es treibt, wie schnell, das weiß nur Gott, aber es treibt den Endoffenbarungen zu. Eine gewaltige Stunde der Finsternis, wie noch keine so umfassend über den Weltkreis ergangen ist, erleben wir — es ist eine der letzten großen Stunden ohne Zweifel — aber über der letzten Stunde der Finsternis steht die Herrlichkeitsoffenbarung des Sohnes Gottes und der Tag des Lichts für alle Kinder des Lichts. Halleluja!

Aus: Reich Gottes Bote.

Jene Menschengebote.

Im Novemberheft letzten Jahres haben wir einen Aufsatz veröffentlicht unter der Ueberschrift: „Menschengebote." Jener Aufsatz enthält zwei verschiedene Teile und jeder Teil stammt, wie wir jetzt gleich feststellen wollen, von einem anderen Verfasser. Der erste Teil: „Das elfte Gebot" trägt schon von vorn herein den Namen des Verfassers an der Stirn. Dieser Teil wendet sich gegen das fanatische Treiben der Prohibitionisten in diesem Lande und zeigt, wie unbiblisch und unevangelisch dieser Zwang ist, der da auf die Gewissen ausgeübt wird.

Nun war es wohl etwas mißverständlich und ein Versehen des Herausgebers, daß er ohne erklärenden Uebergang den zweiten Teil, aus eigener Feder, beigefügt hat. Dieser beschäftigt sich mit einer Sekte der Vegetarianer, die in einem, von uns nicht genannten Magazin, sich zu der fanatischen Behauptung verstieg: Wer ein Tier schlachtet zum Essen ist ein Dieb und ein Mörder, und wer auch nur von dem Fleisch ißt, ja wer nur Gelüste hat, Fleisch zu essen, macht sich derselben Verbrechen schuldig gegen das Leben des Tieres. Da es nun nicht ausdrücklich gesagt war, daß der zweite Teil vom Herausgeber selbst stammt, so mußte sich der Schreiber des ersten Teils scharfe Kritik und zum Teil schulmeisterliche Belehrung gefallen lassen bezüglich des Wortes Vegetarianismus.

Um diesen letzten Punkt gleich abzumachen: Der Kritiker belehrte uns: das Wort „Vegetarianismus" sei veraltet, man müsse jetzt sagen: „Vegetarismus." Nun, um W o r t e und W o r t f o r m e n wollen wir uns nicht streiten, wir überlassen das den Wortklaubern und gehen auf die S a c h e los. Wir glauben übrigens auch noch Deutsch zu verstehen und stellen hier fest: Es ist doch unbestreitbar, daß „Vegetarismus" eine Ableitung ist von „Vegetarier" und „Vegetarianismus" eine Ableitung von „Vegetarianer." Nun ist nach unserem deutschen Sprachgefühl ein „Vegetarier" ein Mensch, der „bloß„ v e g e t i e r t, d. h. gedankenlos und zwecklos in den Tag hineinlebt und sich nichts darum bekümmert, der Welt oder irgend jemand von Nutzen zu sein. Er führt ein rein animalisches Leben. Die edlen Sprößlinge unserer Multimillionäre mögen beispielsweise z. T. zu dieser Menschenklasse gehören. Sie vegetieren bloß und es liegt ihnen nichts daran, ihr Leben auch nützlich und segensreich für die übrige Welt zu gestalten, wenn sie nur sich mästen können von ihrem ererbten Mammon, mästen für den großen Schlachttag, von dem Jakobi 5, 5. schreibt: Ob sie dabei auch „V e g e t a r i a n e r" sind, möchten wir sehr bezweifeln. Unter „Vegetarianer" versteht man Leute, die aus hygienischen oder sittlich-religiösen Gründen sich von aller animalischen Nahrung enthalten und auf reine Pflanzenkost beschränken. Nun wollen wir hier gleich sagen, daß wir weit entfernt davon sind, irgend einem Menschen daraus einen Vorwurf machen zu wollen, wenn er selbst sogar aus sittlich-religiösen

Gründen glaubt von Fleischkost abstehen zu sollen. Wir rechnen ihn nach Röm. 14, 2, zu den „Schwachen," die eben aus Gewissensbedenken Kraut essen und wollen ihn darum weder verachten noch richten. Wenn aber jener Vegetarianer sich anmaßt, die Fleischesser als Diebe und Mörder zu beschimpfen, so werden wir uns nicht wehren lassen, solchen Fanatismus auch ferner mit moralischen Keulenschlägen zu behandeln, wie wir im Novemberheft, Seite 410 und 411 getan haben.

Jener Kritiker sprach aber dem Verfasser des ersten Teils auch die Vermutung aus, er sei noch ein junger und unerfahrener Mann. Er schreibt wörtlich: „Nun bringen Sie — unerfahren, nur ein Hypothetiker — solch ein bedauernswertes Gemisch von fact and fiction in der theologischen Zeitschrift. Das tut großen Schaden. Jungen und alten Köpfen geht der Irrtum leichter ein als die Wahrheit."

Wir möchten hier dem Herrn Kritiker zu wissen tun, daß er dem Verfasser, P. Br. H., unrecht tut. Nicht er trägt die Verantwortung für die Veröffentlichung, sondern sie fällt in diesem Fall auf das schuldbeladene Haupt nicht nur des an erster Stelle genannten Herausgebers, L. J. H., sondern unglücklicher Weise auch auf das Haupt seines vielgeehrten und hochgeachteten Mitarbeiters (associate editor) Prof. E. O. Schreiber dieses hat sich nämlich gerade in diesem besonderen Fall extra mit seinem geehrten Herrn Kollegen beraten: Was soll ich tun? Soll ich den Aufsatz veröffentlichen? Und er schrieb mir unter dem 11. Juni 1915: „Ich schicke hiermit den Artikel von P. H. zurück. Meines Erachtens ist gegen den Inhalt desselben absolut nichts einzuwenden, er repräsentiert ja auch im Prinzip den Standpunkt unserer Synode, allerdings m. E. nicht allseitig genug, indem er auf die pia desideria, die wir gegen die Praxis des Getränkehandels und -Genusses aufzustellen haben, nicht genügend eingeht. Ich sehe keinen Grund ein, dem Artikel die Aufnahme in's Magazin zu verweigern, wenn sie gewünscht wird, und es kann m. E. nicht schaden, wenn eine kurze und bündige Erklärung, die wenn auch nicht erschöpfend, doch ausreichend unsern Standpunkt bezeichnet, von Zeit zu Zeit im Magazin erscheint."

Nun wollen wir jenem betagten Herrn Kritiker zu wissen tun, daß die beiden unerfahrenen grünen Jungen, von der Redaktion zusammen 150 . . . . im Alter zählen, ob Jahre oder Monate mag der Herr Kritiker selbst ausmachen. Und diese „Jungen" haben die Verantwortung zu tragen für die Veröffentlichung jenes Aufsatzes. Herr P. H. konnte ja wohl anfragen ob wir seinen Aufsatz annehmen wollen, kein Kritiker kann ihn dafür tadeln. Der Tadel für die Veröffentlichung muß vielmehr die Herausgeber treffen. Es fragt sich nur, ob der Tadel selbst berechtigt ist.

Wir bestreiten das Recht des Tadels. Und mit dieser Frage wollen wir jetzt uns noch besonders beschäftigen. Wir stellen hier ein Wort voran, das von Prof. Julius Goebel, von der Illinois-Staatsuniversität in Urbana, Ill., stammt.

In Walhalla 6. Heft Seite 89 (1. Jahrg.) finden wir folgendes Wort: „An die Selbstbestimmung der freien Persönlichkeit, das höchste Gut deutschen Wesens und deutscher Bildung rühren, heißt, den Deutschen in's Herz treffen."

Das, lieber Freund, ist der tiefste Grund, warum wir Deutsche uns so ernst und entschieden wehren gegen allen Prohibitionszwang! Wer diesen Grund nicht verstehen kann, hat wohl noch wenig von dem Hauch deutschen Geistes in sich verspürt. Und wer da meint *sein Gewissen* müsse auch andere *zwingen* zu gleicher Denkweise, — wer meint, den deutschen Professor abschütteln zu können, dem wollen wir noch andere Männer nennen als Zeugen für unseren Standpunkt.

Paulus schreibt 1. Kor. 10, 29: „*Warum sollte ich meine Freiheit lassen richten von eines andern Gewissen?*" Zu dieser Stelle macht die reformierte Bibelausgabe folgende treffliche Anmerkung: „Diese Würde des *Allerpersönlichsten* im Wesen des Menschen wird in Worms (1521) und in Speier (1529) wieder proklamiert gegen die Anmaßung der Hierarchie, welche dem Menschen das Gewissen nimmt unter dem Vorwand, es in Verwahrung zu nehmen."

Wie nötig ist es doch heutzutage auch in unserem Land zu protestieren gegen die Anmaßung der Prohibitionisten, die anderer Leute Gewissen in Verwahrung nehmen wollen, daß sie keinen Schaden leiden!

Doch, wir sind noch nicht fertig. Wenn gewisse Leute gleich erschrecken, wenn man von *persönlicher Freiheit* redet und meinen, das schicke sich nicht für einen Christen, das zu betonen, so mag Paulus in oben angeführter Stelle genügen, um zu zeigen, daß die *persönliche Freiheit* ein Gut ist, das wir uns nicht wollen rauben lassen von irgend einem Frommen.

Aber wir bekämpfen die Prohibition noch aus einem andern Grunde. Sie ist *nicht auf Wahrheit, sondern auf Irrtum gegründet.* Und dafür wollen wir nicht einen Deutschen als Zeugen anführen, sondern einen guten echt-amerikanischen Pastor. Wir geben seine Worte in seiner eigenen Sprache, um keiner Mißdeutung geziehen zu werden.

Pastor A. C. Grier von der "Church of Truth" in Spokane gibt monatlich ein Heft heraus mit dem Titel: "Truth." Im Novemberheft 1915 schreibt er Seite 9 wörtlich Folgendes:

"Mankind has always believed that actions are the final things. The religious world has placed the superstructure of morality upon this foundation and has busied itself *compelling the deeds of man to be moral.* If it had caught the real vision of Jesus' teaching, it *would never attempt to make men good by law.* There is a tremendous pressure, today, *to rectify all social wrongs by legislation, to compel obedience to righteousness.* I speak very kindly of this, although I see clearly the ERROR of it, for I myself worked along that line for many

years. The church, today is scanning every corner of the world, trying to find something wrong, *trying to correct that wrong by law.* I believed, before I saw the Truth, that the test of the Christianity of the churches lay in their willingness to *make themselves a machine to crush social wrongs.* My heart goes out to them, for they will struggle along in that way until they discover, as every soul must, that *this is not the way of Christ.* I had no idea of the core of Jesus' thought and teaching, until the Truth came to me. I knew His morality, His spiritual development, His absolute trueness,—I knew He stood for these things—but I had no idea of His dealing with their opposites. Now I see it very plainly."

Im Nachfolgenden führt er aus, wie Christus solchen Dingen entgegentritt, nicht mit Gesetzeszwang, sondern mit innerer Herzenserneuerung. Um es kurz zu machen, verweisen wir auf Matth. 12, 33; Joh. 3, 5, und bemerken die prohibitionistisch wirkenden Kirchen wollen durch's Gesetz das Fleisch zwingen Geistesfrucht zu tragen. Hier liegt der ganze Irrtum verborgen, den unser Kritiker als Wahrheit proklamieren möchte.

Wir wollen dem Herrn Kritiker nur noch verraten, daß Herr Pastor Grier kein unerfahrener Junge mehr ist, sondern ganz ergraut. Auch kein ungebildeter Mann. Er schreibt anderswo von sich selbst Folgendes:

I had studied many years; I am a graduate of one of the greatest universities in the world. *I had passed through as much experience as many would be able to pass through in ten life times.*

Also das göttliche Gesetz von der Notwendigkeit der Wiedergeburt, um zu einem fruchtbaren Leben in der Gemeinschaft mit Gott zu kommen, war ihm trotzdem verborgen. Das lernt man in keiner menschlichen Hochschule! Und wer glaubt, mit Gesetzeszwang durch Staatsgewalt die Menschen bessern zu können, der hat eben die göttliche Wahrheit, wie der Welt zu helfen ist, noch nicht gelernt, wenn er auch meint die Wahrheit gegen den Irrtum geltend machen zu müssen.

Wenn nun dieser Kritiker meint, die Verkündigung dieser Wahrheit, wie wir sie verstehen, wirke großen Schaden, so geben wir ihm zu bedenken, daß das nicht die Schuld der Wahrheit selber oder ihrer Verkündiger selber ist, sondern die Schuld derer, die die Wahrheit nicht lernen wollen in ihrem tiefsten Sinn, vollen Umfang und Bedeutung. Paulus schreibt 1. Kor. 1, 23: „Wir predigen den gekreuzigten Christ, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit.

2. Kor. 2, 15 und 16, schreibt er: Wir sind ein guter Geruch Christi unter denen, die selig werden und unter denen, die verloren werden: Diesen ein Geruch des Todes zum Tode; jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben." Was sagt dazu unser Kritiker? Wenn die Predigt vom Gekreuzigten Aergernis anrichtet — ist das nicht ein großer Schaden? Ja, wenn sie gar ein Geruch des Todes zum Tode wird — wer darf da noch wagen eine solche

Predigt als göttliche Wahrheit zu verkündigen? Sollte man sie nicht ganz verbieten, wenn sie doch solchen Schaden anrichtet? Und ist nicht das der Hauptvorwurf, den die Römlinge der evangelischen Predigt von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben allein und nicht aus den Werken machen? Sagen sie nicht mit Recht, daß viele die Gnade auf Mutwillen ziehen und Schaden nehmen an ihrer Seele? Sollten wir nicht besser die evangelische Wahrheit verwerfen und Papisten werden, die durch's Gesetz wollen selig werden?

Ja, ja, die göttliche Wahrheit wirkt schädlich, sie wird für alle, die sie nicht als Heilmittel für ihre Seelen gebrauchen, zu einem tödlichen Gift (2. Kor. 2, 16). Sollte sie nicht darum unterdrückt und verschwiegen oder verboten werden? Ja, leider haben wir hierzulande protestantische Kirchen und Prediger genug, denen diese Wahrheit auch ein Aergernis ist und die sie nicht dulden würden auf ihren Kanzeln und in ihren Blättern. Sie beanspruchen gleichwohl evangelische Kirchen und Prediger zu sein und wollen nicht einsehen, daß sie mit ihrem Prohibitionszwang in den Wegen Roms wandeln, aber nicht in den Wegen Christi und seiner Apostel. Der Prohibitionsfanatismus hätte nie solche Ausdehnung gewonnen, wenn nicht gewisse Kirchen mit aller Macht dafür gekämpft und agitiert hätten. Und wer da nicht mittut, gilt schon nicht mehr als vollgiltiger Christ, sondern muß sich scheel ansehen lassen, wie einst der Meister von seinen Kritikern: Matth. 11, 19. — Kurz gesagt: Der Prohibitionszwang ist eine Verleugnung der evangelischen Prinzipien der Wahrheit, für die in Worms und Speier gekämpft worden ist. Das Gesetz richtet nur Zorn an, kann aber den Menschen nicht bessern und erneuern zum Leben aus Gott. Ohne solche Erneuerung ist alle scheinbare moralische Besserung nur ein gefährlicher Selbstbetrug. Das ist die Summe der ganzen Bibel.

Um Freiheit und Recht.

Von P. T. Kugler, Plum Hill, Ill.

(Schluß.)

Das Recht persönlicher Selbstentscheidung.

Im Folgenden soll nun auf jenen Gegenstand noch näher eingegangen werden, der im letzten November-Heft unseres Magazin im Artikel „Menschengebote“ in erster Linie stand. Daß menschliche Gebote und Satzungen, einmal aufgestellt, nur zubald göttliche Forderungen verdrängen, dafür Beispiele anzuführen, erübrigt sich wohl von selbst. Denn, das ist nur allzunatürlich. Daß aber die Trinkfrage zu einem Schibboleth höchster Moralität von kirchlicher Seite her gemacht und dadurch namentlich auch für alle hiesigen Geistlichen zu einer mehr oder weniger „brennenden“ wird, das mag wohl manchem Festlandeuropäer amerikanisch vorkommen. Jedoch, wie die Eintagsfliege dem Nächst-

liegenden und recht Augenfälligen zufällt, so auch der anglo-amer. Durchschnittsreverend. Ihm muß sonderlich die Tagespresse Thema und Stoff für möglichst sensationelle Reden liefern. Da hatte er nun schon seit Langem solch ein prächtiges Steckenpferd sich zurechtgeschnitzt und zugestutzt, auf dem er mit der Zeit so sattelfest geworden und sich so siegesgewiß gerierte, wie ein Pascha mit vielen Roßschweifen auf tänzelndem Araberroße. Dies Steckenpferd aber heißt mit dürren Worten: Unerbittlicher Ausrottungskampf gegen den Dämon Alkohol in aller Form und jeder Gestalt! Doch die Länge der Zeit und das im großen Ganzen doch ziemlich ewige Einerlei der Argumentation, dazu die vielen, mit argen Enttäuschungen immer wieder wechselnden Dürren, weil eben nur theoretischen und zeitweiligen Erfolge in der Trockenlegung des durch diesen schlimmsten Dämon aus dem Abgrunde versumpften riesigen amerik. Territoriums — das alles mußte schließlich doch auch selbst einem amerik. Reverend auf die Nerven fallen. Zudem untergräbt ja schon ohnehin der sich stets steigernde Gebrauch von Morphinpillen und Kokainpastillen unfehlbar auch eine stärkere Konstitution.

Mit welch freudigem Aufatmen also der Besagte s. Z. die Ankündigung von dem ins Werk gesetzten umfassenden „Kesseltreiben der Teutonen" begrüßt haben mag, das vermag sich etwa jemand vorzustellen, der sich erinnern kann, wie ihm selbst zumute war, wenn er von einem bangen und langen, garstigen Alpdruck erwachte.

Darum rauschte auch alsbald nicht nur durch den weltlichen probritischen Blätterwald ein unverhohlenes und unverschämtes Freudenbrausen ob der teils massenweise verblendeten, teils verratenen und verkauften und der allerseits hekatombenweise der perfiden Politik Albions geopferten Menschheit, nein auch von den probritisch — antideutsch — neutralen Kanzeln der östlichen Großstädte ging manchem Reverend der unkeusche Mund davon über, des sein Herz voll war, z. T. in höchst unflätigen Ausdrücken. Denn das war ja ein nettes neues Fündlein, so recht nach dem Herzen so manches, bisher mit dem furchtbaren Temperenzballast und weil so einseitig, desto schwerer belastet gewesenen Reverend. Wie herrlich ließ sich doch auch die ganze Sache, nach dem Plane der alliirten Kriegstaktik an; wodurch man die Erfüllung eines schon längst gehegten Herzenswunsches schon so bald zu erleben hoffte, nämlich die Ausrottung der „furchtbaren barbarischen" deutschen Sprache. Selbst Blätter, die vordem von Frömmigkeit und allgemeiner Menschenliebe strotzten (wie: Circle und Succeß) waren nun auf einmal demaskiert. Frohbewegt stellten sie den schandbaren Einbruch der jahrelang dazu vorbereiteten russ. Mordbrennerhorden in Ostpreußen als einen wunderbaren Siegeszug und Eillauf der russ. „Heldendampfwalze" hin und brachten in Bild, Wort und Zahl die gewaltige numerische Ueberlegenheit der vereinten Flotten und Armeen der Deutschfeinde zur Darstellung.

Wie aber schwoll erst den Antitrinkaposteln die Brust, als gar die wonnenvolle Wundermär durch die Blätter eilte: Der Zar aller Ruf-

sen, das judenfreundliche, traute und liebevolle Progrom-Väterchen und der den engl. Thron zierende Ausbund aller Tugenden hätten in mustergültiger Selbstverleugnung für die ganze Dauer des wütenden Weltbrandes dem Genuß des Alkohols entsagt! Das war doch endlich einmal und noch dazu von ganz unerwarteter Seite, ganz neues Kapitalwasser auf die alte Klappermühle. Da war es doch wirklich wieder einmal eine wahre Lust ein Wassermüller zu sein! Sollte nun auch irgend jemand — trotz aller Bescheidenheit — sich veranlaßt fühlen zu deklamieren: Die Botschaft hör' ich wohl — allein mir fehlt der Glaube! — nun, so würde ja solche private Nebenansicht den Ruhm der Gefeierten keineswegs beeinträchtigen, der vielmehr fortan in Rede und Schrift ungeschmälert fortklingen wird, denn: Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang!

Daß der unmäßige Gebrauch Einzelner auch den rechten Genuß unstatthaft gestalte, von dieser merkwürdigen Ansicht scheinen gewisse, hiesige politisch-religiöse Verbände auszugehen, die, um das Uebel aus der neuen Welt zu schaffen — nach der bei uns beliebten Radikalkurmethode — gleich das Kind mit dem Bade ausschütten wollen. Auf alle Weise wird von dieser Seite her daran gearbeitet, den Erfolg eines überallgeltenden Zwangsgesetzes zu erzielen, wodurch jegliche Herstellung, Verkauf und Gebrauch geistiger Getränke strafbar wird. Dazu können wir als freie Bürger und evang. Christen in keiner Weise die Hand bieten. Wo die persönliche Freiheit rechter Art ist, wird sie, kraft des ihr innewohnenden göttlichen Geistes, sich eigene Richt- und Grenzlinien ziehen und „sich selbst ein Gesetz sein." Alle äußern Zwangsmittel können keinen Säufer dauernd bessern. Nur wenn Christus wieder Gestalt in unserm Volke gewinnt und sein Lebenswort durch die Herzen dringt und diese durch Macht des ihm innewohnenden Geistes erneuert werden, nur dann können auch die Schäden und Laster im Volksleben wieder überwunden und auch die tiefen moralischen Schäden der Volksseele geheilt werden. Zu den Früchten des Geistes, die sich dann entfalten können, gehört eben auch die keusche Selbstbeherrschung, die sich jenachdem als Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit zu bewähren hat.

Daß es zumeist ganz aussichtslos ist, sich mit den mehr oder weniger geistlich-gefärbten Verfechtern einer „höheren Moral" als selbst die Bibel sie besitzt, auseinanderzusetzen, zeigte bereits jenes S. 409 unsres Magazin angeführte Zitat der Chatham Preß, das vorschlägt, lieber auf die Bibel zu verzichten als auf die hypermodernste geläuterte Moral enthusiasmierter Humanisten. Wie stark und weit die für Zwangsgesetze begeisterten Geistlichen dieser Richtung u. deren moralisierende Schleppträger mit ihren modernpuritanischen Ideen sich verrannt haben, geht schon daraus deutlich hervor, daß sie ja nicht einmal zugeben wollen, der Herr Jesus habe auf der Hochzeit zu Kana Wasser in „wirklichen Wein" gewandelt; es sei vielmehr nur eine Flüssigkeit gewesen, die gerade so aussah und schmeckte, wie Wein, jedoch nicht alkoholischen Gehaltes war. Daß sie den Heiland damit gleichsam zu einem Fälscher

stempeln, scheint ihnen dabei garnicht bewußt zu sein. Und sollten ihnen neuerdings doch Zweifel gekommen sein, so können und wollen sie doch das Ungeheure noch nicht so recht fassen. Noch unlängst meinte ein Blatt dieser Art, die „Hartford Post:“

"It is startling to be told, that the first act of Jesus' public ministry was the making and serving of alcoholic wine and that His last act, on the cross, was the drinking of alcoholic wine."

Doch haben sich in letzter Zeit gerade im anglo-amerikanischen Lager bedeutsame Stimmen erhoben, die wohl befähigt sind ihren Zeitgenossen in dieser Hinsicht klaren Wein einzuschenken. Unter diesen Vorkämpfern für Wahrheit und Recht, gegenüber der üblichen Heuchelei und Scheinheiligkeit, sei hier nur ein einzelner angeführt, der offenbar im Vordertreffen steht.

Dr. E. A. Wasson, nämlich der Rector der St. Stephan-Episkopalkirche zu Newark, N. J., hat unter dem Titel "Religion and Drink"* ein Werk veröffentlicht, dessen Erscheinen man, wie das einer Oase in der Wüste, begrüßen darf. In demselben weist der Verfasser mit erfrischender Offenheit zunächst auf Grund der heil. Schrift nach, wie zwar vor Genuß von gegohrenem Wein verschiedentlich geradezu gewarnt wird; derselbe jedoch unter gewissen Umständen geradezu anbefohlen wird, z. B. Deut. 14, v. 24—26. Auch ein rabbin. Zeugnis wird dafür angeführt, daß die Verhinderung der Gährung des Traubensaftes in der rabbin. Literatur nirgends auch nur erwähnt wird. Im zweiten Teile wird dann das Verhalten der alten Kirche dem Weingenuß gegenüber durch Aussagen von Kirchenvätern und die Stellung der Gründer gerade derjenigen kirchl. Gemeischaften klargestellt, die heute zu den erbittertsten Gegnern des Alkohols in jeder Form zählen, — nachdem bereits im ersten Teil die Stellung Jesu und des ganzen neuen Testaments als mit der des alten übereinstimmend nachgewiesen wurde. Der Verfasser fordert die Anführung eines einzigen Zeugen heraus für die ganze Zeit seit Abrahams Berufung bis zum Jahre 1800, der den Genuß alkoholischen Getränkes an und für sich als unstatthaft erklärt hätte. Geradezu erschütternd wirkt der statistische Nachweis, der an den drei ältesten der hiesigen trockenen Staaten im Gegensatz zu anderen geführt wird. Denn danach scheint erwiesen, daß länger bestehende Prohibition zum geraden Gegenteil dessen ausschlägt, was ihre Befürworter behaupten, dadurch erreichen zu können. Sie führt nämlich zum Verfall von Familie und Kirche; vielleicht eben darum, weil die bisherige Durchführung derselben, statt den Konsum geistiger Getränke verringert oder gar annuliert zu haben, den Gebrauch vielmehr gesteigert habe. Interessant ist ferner die Angabe der Ursachen, die nach Dr. Wasson's Ansicht zur Trunksucht Anlaß geben und auch die von ihm für jeden individuellen Fall spezialisierte Gegenkur. Im dritten, dem letzten Teile wird endlich der klare und überzeugende Nachweis geliefert, daß kein

---

*"Religion and Drink" by Rev. Dr. E. A. Wasson. Publishers: The Burr Printing House, New York. 301 pages, cloth, $1.25, postpaid.

irdisches Gesetz sich vermessen darf, das zustande zu bringen, was selbst dem göttlichen Gesetz „unmöglich war." Keine Zwangsgesetze vermögen die Trunksucht oder irgend ein Laster zu verhindern oder aus der Welt zu schaffen, sondern nur das Gesetz der Freiheit: „das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, macht uns frei vom Gesetz der Sünde und des Todes," kann uns also auch nur allein befreien von der Macht und den Ketten der Lüste und Laster. Daher sei die Erziehung zu christlicher Selbstbeherrschung das wirksamste Mittel zur Unterdrückung des Trinklasters. Jeder Versuch, den gerade dieselben Kirchen — die im Protest gegen jede Staatsreligion entstanden — nun anstellen, um auf politischem Wege im Kampf gegen Sünden und Laster den Staat zu Hülfe zu rufen, sei als ein trauriges Zeichen ihres Verfalls zu beklagen: „ein wahrhaft christliches Volk sollte doch wahrlich am letzten geneigt sein, seine Religion durch Gesetze zu betätigen, durch die man keinen einzigen Menschen bessern könne!"

Auch das Verhalten vieler Kirchenglieder unseres Landes gegen die Verkäufer geistiger Getränke erwähnt der Verfasser und weist nach, wie dasselbe bisher zumeist nicht mit Christi Art und Weise übereinstimmte. Es sei in diesem Zusammenhang und abschließend noch gestattet, ein verdeutschtes Zitat aus genanntem Buche wiederzugeben:

„In der Religion gibt es zwei Wege, die ein flüchtiger Blick anfangs nicht unterscheiden mag. Auch die Beschreibung derselben klingt solchem Ohre gleichlautend, das nicht aufmerksam lauscht. Und doch ist der eine der Weg der Freiheit und Selbstbeherrschung; der andere aber derjenige der Gewalt, Grausamkeit und Sklaverei."

Der erste Weg ist dieser: So deine Hand oder Fuß dich beleidigen, haue sie ab und wirf sie von dir: es ist dir besser lahm oder als Krüppel zum Leben einzugehen, als daß du zwei Hände oder Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen. Und wenn dein Auge dich ärgert, reiß' es aus und wirf's von dir: dir ist besser, einäugig ins Leben einzugehen, als daß du mit beiden Augen zur Hölle fahrest. Matth. 18, v. 8 und 9.

Der andere Weg ist dieser: So deines Nachbars Hand oder Fuß dir anstößig ist, haue ihn ab und wirf ihn von dir. Es ist besser, daß er lahm oder verkrüppelt zum Leben eingehe, als mit beiden Händen und Füßen ins ewige Feuer geworfen werde. Und wenn dich deines Nachbars Auge ärgert, reiß es aus und wirf es von dir: es ist besser einäugig ins Leben einzugehen, als mit zwei Augen in die Hölle geworfen zu werden.

Der erste Weg ist der Weg Jesu.

Der zweite derjenige des Rigoristen.

So wirft also der gegenwärtige Völkerkrieg ohne Gleichen seine Streiflichter auf allerlei Gebiete. Und das schon im Vorgehenden betretene ist noch heute für Viele ein so heikles Thema, daß sie sich kaum getrauen, davon mit voller Sicherheit sich auszusprechen. Wohl wird ja die Trinkfrage für so manchen Einzelnen eine ernste, private Gewis-

sensfrage sein und bleiben müssen; zumal für jeden, der geneigt ist, sich beim Genuße alkoholischer Getränke zu vergessen oder der dieselben überhaupt nicht verträgt. Von jenen sehen wir dabei hier noch ganz ab, die sich etwa der Trinkfestigkeit zu rühmen getrauen; wodurch dieselben ja schon verraten, daß sie sich an ein Uebermaß gewöhnt haben, welcher Umstand das Urteil über Unmäßigkeit in sich selbst trägt.

Doch gerade bei uns, wo große Parteien das Trinkverbot auf ihre Fahne geschrieben haben, die notorische Feinde der pers. Freiheit sind, haben wir diese Sache zunächst an und für sich, also als Prinzipienfrage ins Auge zu fassen. Dann aber können wir nicht umhin — mögen wir uns nun dabei auf Gottes Wort oder Brauch und Sitte unserer kirchlichen Vorfahren stützen — der wahren Mäßigkeit allein das Wort zu reden. Wohl werben ja die hies. fanatischen Gegner aller geistigen Getränke, die deren Genuß allen Bürgern gesetzlich verbieten wollen, auch dringend und heiß um unsern Anschluß an ihre Liga, um unser Unterschreiben des Abstinenz-Gelübdes („pledge"). Reichen wir ihnen aber nur den kleinen Finger, so haben sie uns nur zu leicht und bald dahin gebracht, daß wir mitschuldig werden an jenen überspannten Zuständen, wie sie s. Z. in Alabama zutage traten, wo infolge strikter Durchführung der Staatsprohibition der Gebrauch alkoholischen Weins auch zum heiligen Abendmahl gesetzlich verboten war. Die Wiederkehr und Ausbreitung solcher Zustände wäre natürlich den Gesinnungsgenossen von Herrn W. J. Bryan durchaus erwünscht. Diese gebrauchen ja bereits schon ohnehin seinen vielgepriesenen ungegohrenen Traubensaft auch als Kommunionwein. Uns jedoch erscheint seine Verwendung zu letzterem Gebrauch unstatthaft, schon allein als Verstoß gegen Sitte und Herkommen unserer Kirche.

Nun steht ja die ganze Frage des Genusses gegorener oder berauschender Getränke speziell in unsern Kreisen nicht im Vordergrund des Interesses. Da wir aber von allen Seiten von solchen Elementen umgeben sind, bei denen dies mehr oder weniger doch der Fall ist, wird die Trinkfrage namentlich für uns Geistliche zuweilen zu einer recht heiklen; zumal dort, wo es gilt, den anglo-amerk. Amtskollegen gegenüber Farbe zu bekennen. Wie viele von uns mögen das im rechten Sinn und Geist getan haben? Es mag bereits die Zahl derer nicht mehr unbedeutend sein, die dem scheinheiligen Gebahren z. B. der Antisaloonleute zuliebe, wie einst jener schwäbische Kreuzfahrer notgedrungen, — „den Trank sich abgetan" haben. Davon gilt: soweit — so gut! Dann aber heißt es energisch Haltmachen und nicht ganz ins Lager jener ausgespielten Moralchristen überlaufen, deren bankerottes Rechts- und Wahrheitsgefühl schon übergenug durch ihr bisheriges Verhalten während des jetzigen Weltkampfes schmählich zutage getreten ist. Sollte nun — von Einzelbeispielen, wie John Mott und Gesinnungsgenossen noch ganz abgesehen — nicht schon letztgenannter Umstand hinreichend sein, um auch allen bisher noch Unbefangenen gründlich die Augen zu öffnen über den moralischen Tiefstand jener vordem so vielfach und eifrig

nachgeahmten englischen Kirchlichkeit. Ja, muß nicht jeder aufrichtige Diener unseres Herrn Jesu Christi jenem ohnehin oberflächlichen oder gesellschaftlichen Scheinchristentum gegenüber ganz entschieden sagen: Bis hierher und nicht weiter — hier scheiden sich unsere Wege. Wo wir öffentlich um Meinung oder Urteil in der Trinkfrage angegangen werden, wollen wir auch ungescheut die Wahrheit hierin bekennen, daß nämlich kein Ding, also auch kein Getränk an sich unrein oder sündlich sein kann, sondern das nur durch den Mißbrauch für den speziellen Uebertreter wird.

Nun redet ja allerdings der Apostel Paulus auch von schwachen Brüdern, die wir durch unser Verhalten nicht „ärgern," sondern in liebender Nachsicht tragen sollten. Gehören nun etwa jene rücksichtslosen Verdammer aller berauschenden Getränke zu den dort gemeinten schwachen Brüdern? Schwerlich dürfen wir die hiesigen, sog. Temperenzleute, deren Vorkämpfer eine Carrie Nation, mit dem ausgegrabenen Kriegsbeil, und deren Konsorten waren, mit jenen „schwachen Brüdern" verwechseln. Die heutigen und hiesigen schwachen Brüder verraten nämlich Schwächen von ganz besonderer Art. Sie haben sich erwiesenermaßen nicht gescheut, schon durch unlauteres politisches Treiben (falsche Stimmenzählung) ihre Sache in ein recht böses und schiefes Licht zu stellen. Ferner brüsten sie sich ganz ungeniert ihrer eigenen moralischen Stärke und Ueberlegenheit — trotz alledem — und sind dabei eifrigst bemüht, ihren Mitbrüdern anderer Meinung ihr Steckenpferd durch Zwangsgesetze aufzuhalsen. Leute, die den Genuß eines Glases Bier als sündlich verdammen, dabei aber die jetzigen, ebenso maßlosen wie schamlosen Munitionssendungen samt der ganzen probritischen Politik unbeanstandet gutzuheißen vermögen — nun, derartige Geister sind doch wohl schon über den Zustand einer moralischen Schwächeanwandlung erhaben, dem jene schwachen Brüder unterworfen sind, deren zarte Gewissen wir gern schonen wollen.

Den oben erwähnten heuchlerischen, wenn auch öfter unter der Freundesmaske verkappten, unlauteren Gegnern gegenüber werden wir aber im Gegenteil ganz besonders auf der Hut sein müssen, wenn wir uns auch für die Zukunft das Recht freier Selbstentscheidung wahren wollen.

Schlußwort.

Das Obige zusammenfassend, sagen wir: Möge jeder es mit der Trinksache persönlich halten, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, doch ohne dabei die Wahrheit darüber zu verleugnen.

Sehe sich aber jeder vor, daß er keinem Vornehmen die Hand leihe, das darauf hinausläuft, den Mitmenschen den Gebrauch von Dingen als sündlich und unmoralisch zwangsweise zu untersagen, die weder Gottes Wort noch eine verständige Moral oder Logik schlechthin verbieten. Derselbe Apostel, der zur Schonung der gewissensschwachen Brüder so ernstlich mahnt, sagt doch auch im selben Kapitel (1. Kor. 10) v. 29 und 30: Warum sollte ich meine Freiheit lassen urteilen von eines

Andern Gewissen? Denn so ich es mit Danksagung genieße, was sollte ich denn verlästert werden über dem, dafür ich danke? Und wiederum steht Kol. 2, v. 16: So lasset nun Niemand euch Gewissen machen über Speise oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage oder Neumonden oder Sabbater. cf. auch v. 18, 20—23.

Wo aber doch jene Neigung die Oberhand gewann, eigene Fündlein und Satzungen in moralisierendem Röcklein in dreister Weise selbst zum klaren Wort göttlicher Wahrheit in Gegensatz zu setzen, da haben wir es mit einer antichristlichen Tendenz zu tun, mögen noch so schöne Feigenblättchen hochtönender Phrasen moralischer oder humanitärer Färbung ihr krampfhaft zum Deckmantel vorgehalten werden. Daß wir, als evang. Christen uns davon „rein ab" zu halten haben, ist selbstverständlich.

Rechte christliche Mäßigkeit, also wirkliche Temperenz, ist an und für sich das wirksamste Mittel gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke. Den trotz dem in dieser Hinsicht vorkommenden Ausschreitungen gegenüber hat sowohl der Dienst öffentlicher Ordnung als auch rettende Nächsten- und christliche Bruderliebe einzuschreiten. Besseren Erfolg aber, als von allen Keely-Kuren versprechen wir uns im Kampfe gegen das Trinklaster von einer unsern Verhältnissen angepaßten Herüberpflanzung des bereits langjährig bewährten deutschländischen Instituts der Blaukreuz-Vereine.

Ein poetischer Nachklang zu „Freiheit und Recht," wie unsere geistlichen Tyrannen und die ihnen unterworfenen feigen Männer sie verstehen, ging uns noch zu und soll nachstehend folgen:

Freiheit und Recht.

Pastor W. Schüßler, Okawville, Ill.

Freiheit und Recht! So tönt's im Herzen
Der edlen Männer, je und je;
Freiheit und Recht! So klingt's voll Schmerzen
Aus ihren Banden auf zur Höh.

Freiheit und Recht! Vom Königsthrone
Verlangen sie's, voll Mannesmut;
Dann wandten sie sich weg mit Hohne,
Zu suchen anderswo dies Gut.

Freiheit und Recht! „Im freien Lande,
Da gehn die beiden stolz einher!"
So dachten sie, doch ihre Bande,
Die wurden hier erst hart und schwer.

Freiheit und Recht! Schon längst verloren
Die meisten hier dies beßre Teil;
Sie suchten früh, wie seichte Toren,
Im Yankee-Doodle alles Heil.

Nun müssen sie auch darnach tanzen,
Ob sie es wollen oder nicht;
Zertrümmert sind der Freiheit Schanzen:
Die Nemesis hält Strafgericht.

Freiheit und Recht! „Die Bindestrichler" —
Trotz allem Pochen — hört man kaum;
Von allen Seiten schreien Stichler:
„Freiheit und Recht sind nur ein Traum!"

„Freiheit und Recht! Wir sind die Starken,
Auf unsrer Seite ist das Recht,
Und Freiheit wird in unsern Marken
Dem Starken nur und nicht dem Knecht.

Freiheit und Recht! Vergeblich rasselt
Ihr mit den Sklavenketten heut;
Ihr werdet bald noch ganz erdrosselt,
Wenn ihn nicht hübsch zufrieden seid!"

Freiheit und Recht! — Hörst du sie rollen,
Die Würfel überm Ozean?
Sie kämpfen dort drum, wie die Tollen,
Auf weitem, blutgetränktem Plan.

Freiheit und Recht! „Die großen Fragen
Entscheiden Eisen nur und Blut!" —
Doch wird die Freiheit immer klagen,
Dem Recht entsinken oft der Mut.

Freiheit und Recht! Auf e i n e r Seite
Ertönt der Kampfruf stets aufs neu:
Die Schwachen sind voll bittrem Leide
Und schreien über Tyrannei.

Freiheit und Recht! Der Kampf wird enden,
In dieser wild verworrner Zeit,
Erst dann, wenn Gott den Geist wird senden
Der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Nachtrag zu „Um Freiheit und Recht."

Vom Herausgeber.

Im Staat Washington ist mit Neujahr dieses Jahres ein Prohibitionsgesetz in Kraft getreten, das alle Grenzen der Mäßigung überschreitet und durch welches, wir stehen nicht an zu behaupten, der Staat auf die ungesetzliche Stufe der Banditen herabsinkt. Der Bandit fragt nichts nach der Freiheit der Person, noch nach dem Anrecht auf persönliches Eigentum.

Der Bandit macht sich kein Gewissen daraus, dem Menschen, den er zu berauben beabsichtigt, die Pistole vors Gesicht zu halten und zu fordern, gib mir deine Uhr, deine Börse, etc., oder — — — !

So hat der Staat Washington seit vielen Jahren Lizenzen ausgestellt an Wirte, Bierbrauer, Getränkehändler und dergleichen, und hohe Steuern dafür eingezogen; er hat alle diese Jahre nicht gedacht: Das ist Sündengeld; Das darf ich nicht nehmen. Nun auf einmal haben die Prohibitionisten es fertiggebracht auf Grund einer schwachen Mehrheit in Volksabstimmung ein solch drastisches Gesetz durchzudrücken, durch welches der Staat, wie ein rechter Bandit, allen jenen Geschäftsleuten, von denen er jährlich Tausende von Dollars als Steuern eingenommen hat, plötzlich die Pistole vors Gesicht hält und sie zwingt, ihr Geschäft absolut und ohne Entschädigung aufzugeben. Millionen Eigentum sind dadurch wertlos geworden, Tausende von Personen und Familien sind brotlos geworden, was kümmert das den herzlosen, christlichen Staat? Kein Ersatz für die Entwertung des Eigentums, die Beraubung des Broterwerbs. Mit diesem Gesetz überschreitet der Staat weit die ihm erlaubten Grenzen der Herrschaft und tritt das Recht der persönlichen Freiheit frech mit Füßen.

Das Recht des Staatregiments ist göttlich begründet nach Röm. 13, aber nur dann, wenn der Staat nichts mit Gewalt erzwingen will, was nicht klar und bestimmt zur Gewissenssache gemacht werden kann. Luther und seine Freunde widersetzten sich dem Kaiser und Reich und dem ganzen Troß des Papstes, die mit Menschengeboten die Gewissen zwingen wollten. In diesem Land ist das Christenvolk so tief auf jenen altpäpstischen Standpunkt herabgesunken, daß es glaubt. mit Hilfe des Staats ein Recht zu haben, jedem Staatsbürger vorschreiben zu dürfen, was er trinken darf, trotzdem es klar ist, daß das gegen die biblisch-evangelische Lehre geht, so hat der Staat sich zum Banditentum erniedrigen lassen und maßt sich das Recht an, jedem Bürger vorzuschreiben, wie viel geistige Getränke er innerhalb von 20 Tagen genießen darf. Wer dieses vom Staat erlaubte Quantum haben will, muß persönlich im Courthouse erscheinen, muß einen Eid schwören (welch ein frevelhafter Mißbrauch des Namens Gottes!), muß für eine Lizenz für 20 Tage 25 Cts. bezahlen, und dann riskieren, daß die frommen Christen dieses Landes seinen Namen öffentlich defamieren, indem sie Namen und Adresse der Leute in die Zeitung setzen, die sich dem schmählichen Staatsgesetz unterworfen haben und jene Staatsforderung für eine Lizenz erfüllt haben. Und der tugendhafte Staat hält es nicht für seine Pflicht, seine Bürger in ihrer Ehre zu schützen gegen jene schamlosen Ehrabschneider, die gewissenlos alle der Verachtung preisgeben wollen, die sich nicht der schamlosen Tyrannei der Prohibitionisten unbedingt unterwerfen. Ja noch weiter geht der Frevel dieser Tyrannei. Bisher galt als unverbrüchliches Gesetz das Hausrecht des Hausvaters: "My house is my castle." Niemand durfte ohne seine Erlaubnis die Schwelle seines Hauses betreten. Dieses

Recht hat der Staat Washington freventlich mit Füßen getreten. Irgend eine fromme Bande kann jetzt auf Grund des Gesetzes im Namen des Staats Eintritt ins Haus erzwingen, um nachzusuchen, ob die Bewohner nicht mehr Getränke im Haus haben als der Staat für 20 Tage erlaubt. Tiefer kann ein sogenannter christlicher Staat kaum sinken von seiner hohen Aufgabe, Freiheit und Recht und das persönliche Eigentum und die Ehre seiner Mitbürger zu schützen.

Die persönliche Würde und Freiheit des nach Gottes Bild geschaffenen Menschen, kann wohl kaum frecher und frevelhafter mit Füßen getreten werden. Dahin geraten heuchlerische Christen, wenn sie sich Autorität anmaßen über ihre Mitmenschen, die nicht klar begründet ist in göttlichen Vorschriften. Der evangelische Christ kann keinem andern solche Autorität zugestehen, ohne Abfall von den klaren Prinzipien der Reformation, für welche unsere Vorväter Gut, Blut und Leben eingesetzt haben. So tief ist der Staat herabgesunken von der so laut gepriesenen Freiheit, die den Bürgern des Landes versprochen und garantiert ist durch grundlegende Verfassungen. Das ist ein Rückfall in das rohe barbarische Mittelalter, wo der Papst durch seinen Anhang den Staat beherrschte, daß dieser jeden Bürger als vogelfrei und außer dem Recht des Staats stehend erklärte, der nicht der Papsttyrannei sich fügte. Die Methode ist dieselbe, nur der Wortlaut der Gesetze ist anders, damals hieß es: Wir erklären den N. N. in des Reiches Acht und Aberacht. Jeder so Verfehmte stand außer dem Schutz und Recht des Staats, dahin hat es die Prohibitionssippe jetzt wieder gebracht. Wann werden unserm so beraubten und geknebelten Volk die Augen aufgehen über seine Freiheitsräuber?

Ein herzerschütterndes Erlebnis.

Wahrheit und Dichtung aus der Geisterwelt.

Wir laden unsere Leser ein, im Geiste für kurze Zeit die irdische Hülle abzulegen und mit uns eine Wanderung ins Jenseits anzutreten. Der Weg soll nach oben führen zu den seligen Gefilden, nach dem Ort, von dem wir schon in den Kinderjahren sangen: Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Die Antwort lautete: Jerusalem droben von Golde erbaut, ist dieses die Heimat der Seele der Braut? Ja, ja — dieses allein, kann Ruhplatz und Heimat der Seele nur sein.

Der Weg dahin ist freilich etwas beschwerlich, denn: Steil und dornicht ist der Pfad, welcher zur Vollendung leitet! Der Weg heißt, mystisch gesprochen: Jesus Christus! (Joh. 14, 6). Von dem heißt es: Gott hat ihn zubereitet zum neuen und lebendigen Wege durch den Vorhang, das ist durch sein Fleisch. (Ebr. 10, 20.) Dieser Weg steht allen offen, welche an den Herrn Jesum Christum glauben (Apg. 16, 31), und die Vergebung der Sünden erlangen durch den Glauben an sein Blut (Apg. 13, 38. 39; 1. Joh. 1, 7 ff., 2, 1. 2).

Auf diesem Wege finden wir denn auch gar vielerlei Leute, die aus sehr verschiedenen Kreisen kommen: Da gibt's Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Unierte, Baptisten, Methodisten, Presbyterianer, ja Leute, deren Namen als anrüchig gelten, die als Sekten und Ketzer verschrieen sind bei anderen Kirchengemeinschaften. Sie alle sind getauft auf den dreimal heiligen Namen, sie alle berufen sich auf den allgemeinen Ruf der Gnade, der keine Bedingung kennt als Buße und Glauben (Apg. 2, 38; 10, 42. 43). Für alle steht ein Heil offen für alle gibt's nur einen Weg und nur einen Heiland und Erlöser. Und sie alle streben auf diesem Wege nach demselben Ziel: Sie wollen alle zur Himmelspforte eingehen und in die Gottesstadt einziehen zu den Reihen der Seligen, die dort schon seit Jahrtausenden sich versammelt haben aus allen Völkern und Nationen.

An der Himmelspforte steht aber eine sonderbare Inschrift:

„Eingang zur absorptiven Union."

Viele Pilger bleiben da stehen, lesen die Inschrift und fragen: Was soll denn das heißen?

Da findet sich denn ein gelehrter Erdenpilger und erklärt den Fragern, das soll heißen: Hier fallen alle Unterschiede! Hier gilt's keine Lutheraner, Reformierte, Unierte, Baptisten, Methodisten, etc. . . . . Hier ist aller Religions- und Konfessionsstreit ein- für allemal ausgeschlossen! Hier gibt's keine Rechthabereien und kein Pochen auf Lieblingslehren und Lieblingsfündlein! Hier soll die große Union sich vollziehen, um die einst der Meister in der letzten Nacht gebetet hat (Joh. 17, 21 ff.). Wer zu dieser großen Union nicht Ja und Amen sagen will, kann hier nicht eingehen! Hier sitzen alle zusammen um einen Tisch und genießen mit ihrem Herrn das neue Abendmahl (Matth. 26, 29). Hier gibt's kein fälschlich sogenanntes lutherisches Abendmahl, zu dem nur eine auserwählte Schaar Zutritt hat, die den Lehren ihrer Professoren widerspruchlos zustimmen. Hier ist das wahre, einzig echte Herrenmahl (1. Kor. 11, 18 bis 20), um das es keinen Streit und Hader mehr gibt. Alle ohne Unterschied haben hier teil an der erworbenen Erlösung des Neuen Testaments und kein orthodoxer Streiter darf da andere Glaubensbrüder vom Tisch des Herrn stoßen, weil sie nicht wörtlich mit ihm übereinstimmen.

Ueber dieser Erklärung kommt im Zug der Lutheraner auch ein müder Pilger daher. Er ist ihr Anführer und trägt als Banner:

„Die Invariata von 1530,"

mit der Umschrift: „Wir wollen stehen, wie unsere Väter von 1530 standen." Er liest die Ueberschrift über der Pforte: Eingang zur absorptiven Union!

Dem Mann steigen die Haare zu Berg! Seine Haut zieht sich zu erbsendicker Gänsehaut zusammen. Er fragt: Ist das das Ende dieser meiner mühseligen Pilgerfahrt? Gibt's denn nicht irgendwo eine Tür,

wo die einzig echten Lutheraner eingehen können, ohne sich vermischen zu müssen mit all dem verrufenen Volk, das vom echten Luthertum nichts wissen wollte?

Ueber dem kommt der Pförtner daher und fragt den aufgeregt umherfuchtelnden Pilger: Lieber Freund was fehlt Ihnen denn? Warum sind Sie denn so aufgeregt? Sind Sie nicht froh, endlich an der Pforte anzukommen, wo sie eingehen und sich vereinigen dürfen mit den Chören aller Seligen, die aus allen christlichen Gemeinschaften hier zusammen kommen?

Doch jener antwortet mit Entsetzen: Ach nein, mein Herr, „ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen!" (Apg. 10, 14.)

Ja, wer sind Sie denn, mein Herr?

Ich bin der gelehrte Professor und Vorkämpfer für das reine Luthertum und die reine Lehre und habe mein Leben lang für diese reine Lehre gekämpft und gestritten, und nun soll das alles umsonst gewesen sein! Ich soll eingehen durch das Tor zur absorptiven Union! Ich soll Brüderschaft machen und am Ende gar an einem Tisch sitzen mit Reformierten, Unierten, Katholiken, Methodisten, Baptisten und all den andern Sekten, die ich da auf dem Wege getroffen habe?

Was verstehen Sie denn unter dem reinen Luthertum?

Ich verstehe darunter die Anhänger der unveränderten augsburgischen Konfession von 1530 und halte dafür, daß alle, die sich nicht daran halten und binden wollen, hier keinen Einlaß finden sollten. Ich habe wohl gesehen, daß alle diese Leute auf demselben Wege zur Himmelstür wallfahrten, wie ich; aber ich habe diese ganze Zeit meiner Wallfahrt gedacht: Wie werden diese wohl sich getäuscht sehen, wenn sie finden, daß nur die Anhänger der unveränderten Augustana zugelassen, und alle andern zurückgewiesen werden. Nun komme ich hier an und lese: Eingang zur absorptiven Union! Das soll also heißen, daß alle jene Sekten, die die reine Lehre verworfen haben, sollen hier Eingang finden und sich hier so vollständig verschmelzen und vereinigen, daß gar kein Unterschied mehr zu finden ist! Und ich, der ich die absorptive Union mein Leben lang so verfolgt habe mit Schmähschriften aller Art, ich soll nun am Ende meiner Laufbahn keine andere Tür zum Leben finden, als diesen „Eingang zur absorptiven Union?" (Er wischt sich entsetzt den Angstschweiß vom Gesicht.)

Der Pförtner aber antwortet ihm mild und gelassen: Mein lieber Freund! Die Enttäuschung ist allerdings leider ganz nur auf Ihrer Seite! Alle jene Jünger Jesu, die unter verschiedenen Namen zwar doch auf demselben Wege wandelten, und die bereit sind, in echter Bruderliebe mit anderen Glaubensgenossen hier einzugehen und sich mit ihnen der allgemeinen Erlösung im Glauben an den Heiland zu erfreuen und getrösten — sie können ungehindert zu dieser Pforte eingehen. Was in ihren Glaubenslehren noch Falsches oder Schiefes

sein mochte, das rechnet der Herr der menschlichen Schwachheit nicht zu und das ist kein Grund, sie abzuweisen oder auszuschließen. Das wird im Licht des großen Tages auch sofort aufgehellt und sie werden gereinigt von allen besonderen Menschensündlein, die ihnen noch anhaften mögen, wofern sie nur nicht in törichter Rechthaberei meinen, sie allein haben die Wahrheit und alle anderen sind im Irrtum.

Anders freilich steht der Fall bei Ihnen, l. Freund! Sie haben sich so festgebissen in das reine Luthertum und in die „Invariata," daß Sie denken, alle anderen sind Ketzer und mit denen kann ich, der Vorkämpfer des reinen Luthertums, unmöglich Gemeinschaft haben. Dieser Sinn macht es Ihnen einfach unmöglich durch die Pforte „Zur absorptiven Union" einzugehen! Sie würden da nur haarsträubendes Entsetzen, aber keine Seligkeit finden. Ich kann Ihnen also nur den Rat geben: Kehren Sie um und suchen Sie auf einem andern Wege emporzuklimmen, wo Sie vielleicht zu einer Pforte kommen mit der Inschrift:

„Eingang für die Lutheraner der Invariata."

Vielleicht finden Sie in Ihrer Bibel einen solchen Weg beschrieben und finden zuletzt auch eine solche Pforte, zu der Sie eingehen können. Mir freilich ist weder ein solcher Weg, noch eine solche Pforte bekannt als Himmelstür. Ich kenne nur den einen Weg, auf dem alle Pilger hergekommen sind und nur die eine Pforte, den

„Eingang zur absorptiven Union."

Während dieser Verhandlungen hatte sich eine große Menge aus der Gruppe der Lutheraner um ihren Führer geschart, in der Hoffnung mit ihrem Führer mit dem fliegenden Panier der Invariata, unter dem sie einhergezogen waren, nun auch zum Perlentor einzuziehen. Mit wachsendem Erschrecken sahen sie ihren Führer zusammenbrechen und — Verzweiflung im Herzen — mit herzbrechendem Weinen sich mit dem Panier seitwärts in die Büsche schlagen.

Da erhob sich aus aller Munde ein fürchterliches Wehklagen: O weh, unser Lehrer hat uns irre geführt und muß in die Hölle, und was wird aus uns?

Da trat ein bibelkundiger Mann aus der Gruppe hervor, zog sein Neues Testament heraus und las laut und vernehmlich, was Paulus geschrieben hat 1. Kor. 3, 11—15. Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber jemand auf diesen Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, — Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeglichen Werk offenbar werden; der Tag wird's klar machen; denn es wird durchs Feuer offenbar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch als durchs Feuer."

Liebe Brüder, fuhr der Redner fort, unser Lehrer wollte sicherlich auf dem Grunde der Apostel und Propheten weiter bauen und wir alle wollen nur auf diesem Grunde stehen und bleiben. Wir sehen aber jetzt zu unserm Schrecken, daß unser Lehrer uns irre geführt und Menschenwerk auf diesen Grund gebaut hat. Dieses Menschenwerk, seine Hoffnung auf die Invariata, hat ihn und uns betrogen, daß wir meinten, alle andern verdammen zu müssen, die diese Invariata nicht anerkennen wollten. Wir sehen jetzt mit Entsetzen, wie Recht doch der selige Magister Philippus hatte, als er jenen unglückseligen Verdammungssatz in der Augustana: "improbant secus docentes"*) austilgte, und wir wollen alle mit einer Stimme erklären: Wir wollen auf keinem andern Grunde stehen und selig werden als dem der Apostel und Propheten, und wir verwerfen jede Menschenlehre, die dem noch etwas beifügen will.

Alle rufen wie aus einem Munde: „Ja, ja, das wollen wir! Wir setzen unsere Hoffnung einzig auf die Gnade, die in Jesus Christus uns erschienen ist und nicht auf unsere rechtgläubige Lehre, nicht auf die Invariata."

Ueber dem sehen sie, wie der Pförtner eine herrliche Lichtgestalt annahm und mit staunender Verwunderung erkannten sie die verklärte Gestalt des seligen Magister Philippus Melanchthons, des Mannes, den das fanatische Luthertum seit Luthers Tod so gehässig verfolgt hatte.

In diesem Sinne, so sprach milde der Pförtner, könnt ihr wohl durch das Perlentor eingehen und euch irgendwo hinsetzen, bis euer Geist sich genügend beruhigt und geklärt hat, so daß ihr alle mit seligem Genuß teilhaben könnte an der

absorptiven Union aller Seligen.

Der Lehrstandpunkt der lutherischen Kirche in seinem Verhältnis zu anderen Kirchen.

By George H. Trabert, D. D., Minneapolis, Minn.**)

Abgekürzte freie Uebersetzung mit Randbemerkungen von J. H. Steger.

Keine neue Kirche.

Die lutherische Kirche wird die Mutter des Protestantismus genannt, weil die, welche die Wahrheit aufnahmen wie sie durch den großen Reformator D. Martin Luther ans Licht gebracht wurde, der das Wort

*) Wir verwerfen die anders Lehrenden.

**) Dieser Aufsatz ist mit Erlaubnis des Verfassers der Juli-Nummer des "Lutheran Church Review" (General-Konzil) entnommen, der sich für seine Mühe belohnt weiß, wenn dadurch "our dear Church is drawn closer together." Wegen Raumersparnis wurde der Aufsatz in der dargebotenen Weise abgekürzt.

Gottes als die alleinige „Richtschnur des Glaubens und Lebens“ hielt, auf dem Reichstag zu Speier 1529 protestierten, sich den Satzungen des Papstes zu unterwerfen. M. Luther hat keine neue Kirche gegründet. Die Hauptsache in der Unternehmung der Reformation war ihm, die Kirche von jeglichem zu reinigen, das nicht schriftgemäß war, und sie wieder zu ihrer urchristlichen Stellung zurückzubringen. Er unternahm keine radikalen Aenderungen der vorhandenen Formen. Sein Wahlspruch war: Was im Worte Gottes nicht verboten ist und was zur Erbauung dient, könne beibehalten, aber was mit den Lehren des hl. Gotteswortes in Konflikt komme, müsse abgetan werden. Er hat sich ehrlich und offen auf die Heilige Schrift gestellt und keine Macht konnte ihn davon abbringen.

Dieses evangelische Prinzip Luthers hat unsere Synode klar und deutlich in ihrem Bekenntnis zum Ausdruck gebracht, und wie ihre Agende beweist, ist sie auch in ihren gottesdienstlichen Ordnungen den Grundsätzen Luthers treu geblieben, wodurch sie sich sowohl vor einem falschen Radikalismus, als auch vor einem toten Formenwesen zu bewahren sucht.

Kein lobpreisender Name.

Der Name „lutherisch“ ward der Kirche von ihren Feinden gegeben, um die, welche nicht länger Nachfolger des Papstes sein wollten, und welche die Lehren des göttlichen Wortes, wie sie durch Luther hergestellt, aufnahmen, als „Lutheraner“ zu brandmarken.*) Luther nannte die Kirche „die evangelische Kirche,“ unter welchem Namen sie heutigen Tages in Deutschland bekannt ist. Sie (luth. Kirche) behält diesen Namen bei, um sich von andern zu unterscheiden, die ebenfalls beanspruchen evangelisch zu sein, und dadurch Mißverständnisse und Konfusion zu vermeiden.**) Der Name „lutherisch“ bezieht sich deshalb auf die besonderen Lehren dieser Kirche, welche sie von anderen evangelischen Denominationen unterscheidet. Damit soll gesagt sein, daß wir das reine Wort Gottes, wie es Luther glaubte, bekannte und lehrte,

*) In diesem weiteren Sinne mögen die Päpstlichen uns ruhig als Lutheraner brandmarken, wie sie es zur Zeit der Reformation getan haben.

**) Daß Luther es sich streng verbeten hatte, die Kirche nach seinem Namen zu nennen, ist auch den „Lutheranern“ und Päpstlichen hinreichend bekannt. (Vergl. Niefer — Evangelisch und Lutherisch. S. 5 ff.) Genau genommen stimmt ja die Ausführung des Ref. nicht, da ja ein Teil der deutschen Landeskirche die offizielle Bezeichnung evang.-luth. hat. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, muß man doch fragen, warum genügt denn die Bezeichnung „evangelisch“ in Deutschland, und nicht in Nord-Amerika? Dort gibt es doch auch andere Denominationen, die vorgeben, evangelisch zu sein. Oder ist, wie ein amerikanischer Lutheraner behauptet hat, die Bezeichnung evangelisch wirklich „zu unbestimmt?“ Dann müßte ja auch das Evangelium etwas Unbestimmtes sein. Hat nicht aber gerade das Pochen auf diesen Namen, besonders unter den Lutheranern Amerikas, Unterschiede hervorgerufen, die zu überbrücken man bis zum heutigen Tage sich vergeblich bemüht hat? Gibt's denn unter ihnen wirklich keine Mißverständnisse und Konfusion, trotz dieses Namens?

glauben, bekennen und lehren, und daß er (Luther) das Werkzeug war, durch welches es der Welt wiedergegeben ward. †)

Ihr fundamentales Prinzip.

Die luth. Kirche legt den Hauptnachdruck auf die Reinheit der Schrift als das inspirierte Wort Gottes. Das Zentrum dieses Wortes ist Jesus Christus, der Sohn Gottes u. s. w. In der luth. Kirche gilt das: „So spricht der Herr“ mehr denn alles andere. Sie legt nicht den Hauptnachdruck auf die Form des Gottesdienstes, oder auf das Kirchenregiment, sondern auf die klaren Lehren Christi.

Unser Katechismus bringt in den Fragen No. 3, 73, dieses Fundamental-Prinzip klar zum Ausdruck, wie denn derselbe Katechismus beweiset, daß wir uns nicht unterwunden haben, etwas dazu noch davon zu tun, sondern uns das: „So spricht der Herr,“ als die alleinige Autorität gilt. Daß wir betreffs der Formen des Gottesdienstes, oder des Kirchenregimentes mit den obigen Ausführungen uns eins wissen, bedarf keiner Erwähnung.

Ihr zentraler Standpunkt.

Die luth. Kirche ist vor allem christozentrisch. Für sie ist Christus „alles in allem.“ Christus ist das Zentrum ihrer Predigt u. s. w. In der Regel folgt sie dem Kirchenjahr mit seinen Lektionen. Ihre Predigt ist nicht dogmatisch (?), sondern, indem sie diesen Kursus einhält, werden die großen Heilstatsachen den Leuten beständig aufs neue dargebracht.

In den Fragen 72—86 unsers Katechismus ist dieser christozentrische Standpunkt so klar zum Ausdruck gebracht, wie wir ihn in keinem existierenden lutherischen Katechismus unsers Landes besser finden könnten. Der Referent wird uns nicht darob schelten, daß man bei uns auch „in der Regel dem Kirchenjahr mit seinen Lektionen folgt.“

Ihre Unterscheidungslehren.

Der Grundton der Reformation war die Rechtfertigung durch den Glauben gegenüber der römischen Werkgerechtigkeit. Sie hält fest daran, daß der Mensch unfähig ist aus eigener Vernunft und Kraft zum Glauben zu gelangen u. s. w. Das Wort und Sakrament sind die Gnadenmittel, durch welche Gott an den Herzen der Einzelnen arbeitet.

Die Fragen 96, 112 und 90 und 124 unsers Katechismus bestätigen die Uebereinstimmung mit der obigen Ausführung.

---

†) Für mangelhafte Sonderlehren hat das Evangelium keinen Raum. Das letztere ist der alleinige Maßstab an dem wir die verschiedenen Denominationen messen können. Die Evangelische Kirche ehrt die menschlichen Werkzeuge, aber sie bekennt und lehrt nicht um der Werkzeuge willen, wie denn auch Luther der Kirche zu sagen hat: „Das Wort hat sie und sie haben das Wort, den Luther lassen sie fahren, er sei ein Bube oder heilig. Gott kann sowohl durch Bileam, als durch Jesaiam . . ., ja durch einen Esel reden“ u. s. w. Eine bloße Wiederholung der von den Vätern erworbenen Erkenntnis hat jene mechanische Einheit der Kirche zustande gebracht, die Luther zerstört hat. Soll die Evangelische Kirche wieder in denselben Fehler verfallen und einen vergangenen Glaubensstand künstlich nachahmen? Wir protestieren gegen eine derartige lutherische Einkapselung des Geistes der Reformation. (Niefer, S. 10; „Magazin,“ 1905, S. 12.)

Die Sakramente haben ihre Kraft durch das Wort, welches sich mit den Elementen während des Gebrauchs verbindet.

Die heilige Taufe.

Während die Kirche großen Nachdruck auf die heilige Taufe legt, legt sie durchaus keinen Nachdruck auf die äußere Form der Verwaltung, so lange sie durch einen, der dazu beauftragt ist, sie im Namen des Vaters u. s. w. zu vollziehen, ausgeführt wird. Sie betrachtet die Taufe als notwendig, gemäß des Befehls: Gehet hin in alle Welt u. s. w. Wer da glaubet und getauft wird . . . . Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde . . . . Diese Stellen in Verbindung mit dem, was Paulus sagt Titus 3, 5—7, zeigen die Wichtigkeit dieses Sakraments. Wir glauben, daß alle kleinen Kinder getauft werden sollten, daß das Kind wiedergeboren ist durch die Taufe, nicht auf Grund des Aktes selbst, sondern der Heilige Geist wirkt durch das Wort in Verbindung mit dem Wasser. Wir glauben nicht daß die Taufe "ex opere operato" selig macht, sondern daß die Taufgnade verloren werden kann, und daß Buße und Bekehrung nötig sind, um die Person in die seligmachende Verbindung mit Gott zu bringen. Aus diesem Grunde besteht auch die luth. Kirche auf dem systematischen Jugendunterricht im Worte Gottes, damit die Jugend wisse und dessen gedenke, was ihr Taufbund zu bedeuten habe, und daß sie aufwachse in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Dieses sollte vor allem zu Hause getan werden, wo es leider nur zu oft in trauriger Weise vernachlässigt wird.

Während die Kirche lehrt, daß die Taufe notwendig sei, lehrt sie nicht, daß es unmöglich sei, ohne Taufe selig zu werden, d. h., daß das ungetaufte Kind deshalb verloren sei. Obwohl Gott uns die Gnadenmittel gegeben hat, und von uns verlangt, dieselben zu gebrauchen, wie er befohlen, ist er, der Allmächtige, nicht gebunden an diese dem Menschen anvertrauten Mittel. Unsere Kirche verneint, daß der Mangel des Sakraments den Verlust der Seele herbeiführe. Nicht der Mangel, sondern die Geringschätzung der Taufe verdammt.

Abgesehen davon, daß sich der lutherische Referent mit seiner Ausführung in Widerspruch zu Artikel II. und IX. der Augustana setzt, stimmt die Evangelische Synode im wesentlichen mit ihm überein. Nur ist es biblisch richtiger, daß man das ganze Werk, das Gott durch die Taufe vollzieht, nicht in den Moment des Taufvollzugs hineinpreßt. Ehe wir glauben, ist die Taufgnade nicht unser persönlicher Besitz. Die Gnade gibt, der Glaube ergreift das Dargebotene. Von dem Glauben, den der Heilige Geist durch den Taufakt im Kinde wirkt, haben wir kein Wissen. Unbewußte Vorgänge können nicht glauben genannt werden. Der evangelische Katechismus redet von einem Keim des Glaubens (Irion, Katechismuserklärung 341). Der Ausdruck ist dem natürlichen Verhältnis entnommen, macht aber den biblischen Begriff „Glaube" unbestimmbar, denn zu letzterem ist der Denkakt erforderlich, der die Botschaft von Jesus hört und versteht, und der Willensakt, der sich unter das Wort beugt.

Das Abendmahl.

Die luth. Kirche legt ebenfalls Nachdruck auf das Nachtmahl als ein Gnadenmittel. Gerade hier ist es, wo unsere Kirche nicht nur mißverstanden, sondern of in gemeiner Weise verleumdet wird, als ob sie eine Lehre hätte, die der römischen Kirche entspreche. Die luth. Kirche wird angeklagt, eine Konsubstantation zu lehren, welches eine Vermischung (commingling) des Leibes und Blutes Christi mit den Elementen meinen würde. Niemals hat die luth. Kirche das gelehrt und hat immer eine solche Lehre verworfen. Solches zu behaupten ist ein Kniff des Teufels, um unserer Kirche Schmach anzutun. Die luth. Kirche lehrt die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl. Die Elemente sind die Vehikel, die dem Kommunikanten Leib und Blut Christi vermitteln. Jeder, der zum Altar kommt, erhält die gleiche Sache. Es ist wiederum das Wort, von dem alles abhängt. Es ist das Wort, in Verbindung mit den irdischen Elementen, welches, auf geheimnisvolle Art, wenn dargereicht, sie zu Vehikeln macht und jedem Kommunikanten den Leib und das Blut Christi vermittelt, wie St. Paulus sagt: Der gesegnete Kelch . . . . Es ist das Wort Jesu: Das ist mein Leib . . . . gebrochen und vergossen zur Vergebung der Sünden. Die Wirkung hängt von dem Glauben des einzelnen ab. Der Gläubige empfängt die gesegnete Versicherung der Vergebung der Sünde, Leben und Seligkeit, wohingegen der Ungläubige, oder der Heuchler, der zufällig zugegen ist, isset und trinket ihm selber das Gericht, weil er durch sein unheiliges Leben, die Verachtung des Leibes und Blutes Christi zeigt.

Die bittere Anklage betreffs der Konsubstantiationslehre hätte sich der Referent sparen können, da Luther selbst zugegeben hat, daß er seine Anschauung aus Peter d'Ailli geschöpft, und die Transsubstantiationslehre, durch die von dem Nominalismus empfohlene Konsubstantiationslehre modifizierte. Ailli, auf dem Boden Occams stehend, hat ja auch nur behauptet, daß die Substanz der Elemente nach der Konsekration bleibe und nur in dem Sinne in die Substanz des Leibes übergehe, daß wo jene, auch diese zugleich sei. Er behauptete also, die Koexistenz zweier Substanzen, und der in der „Form. Con." gebrauchte terminus sub, cum, in pane adesse et exhiberi corpus Christi ist doch gebraucht, um die Objektivität des Sakraments festzuhalten, indem die Konsubstantialität des erhöhten Leibes Christi mit den Elementen behauptet wird. (Vergl. R. E., 20, 72, Loofs Dogmengeschichte, Tschakert, Die Entstehung der luth. Lehre.)

Unser Katechismus lehrt die reale Gegenwart Christi im Abendmahl. Wenn er den Genuß des Leibes und Blutes von seiten der Ungläubigen nicht anerkennt, so tut er das mit vollem Rechte, da der Ungläubige ja keine Gemeinschaft mit Christus hat noch sucht. Von lutherischer Seite aus wurde ja gewiß mit Recht eingewendet: „Wer wollte annehmen, daß von dem verherrlichten Leib des Gottmenschen, der voll Geist und Heil und Leben ist, an sich und unmittelbar eine andere als Geist und Heil und Leben gebende Wirkung ausgehen könne (Philippi). Vergl. Becker, Leitfaden, S. 84. Bezeichnend ist ferner, daß Paulus die schädlichen Folgen der Abendmahlsfeier

nicht auf Unglaube, sondern auf Unordnung zurückführt. Luther unterscheidet zwischen Ungläubigen, die den Leib Christi empfangen, und solchen, die nicht an die Worte der Einsetzung glauben, die letzteren empfangen nach ihm nichts als Brot und Wein.

Auffallend ist, daß der Referent gar nicht betont hat, daß das Abendmahl auch ein Bekenntnisakt ist, und ebenso auffallend ist das Fehlen des Kommunionsgedankens, wie er kurz und bündig in unserm Katechismus dargestellt ist. „Das Fehlen dieses Gedankens hat es offenbar verschuldet, daß auch in der Praxis der Abendmahlsfeier (in der lutherischen Kirche) dieser Gedanke stark in den Hintergrund getreten ist, klingt er doch nicht einmal durch die Abendmahlslieder unserer Kirche hindurch." (Hardeland, Luthers Katechismusgedanken), vergl. ferner „Magazin," 1910, 410: Das luth. Abendmahl.

Kooperation.

Während die luth. Kirche in Beziehung auf ihre Lehre sehr genau ist, und aus Ueberzeugung ihren Glauben nicht opfert, ist sie in Sachen, in denen Glaube nicht mit verbunden ist, nicht engherzig, sondern tolerant. Sie hält dafür, daß die Kirche Jesu Christi nicht an die engen Grenzen ihrer eigenen Gemeinschaft gebunden ist. Sie anerkennt den christlichen Charakter aller, die Christus als den Sohn Gottes bekennen, und bestrebt sind, ihm zu folgen. Sie erkennt dieselben nicht nur an, sondern freut sich, wie ihr Werk Seelen zu retten gedeiht, und daß durch ihre Bemühungen sich das Reich Gottes ausbreitet. Die lutherische Kirche ist keine Proselytenmacher-Kirche. Sie will nicht in fremden Gewässern fischen, noch geht sie auf fremde Weiden aus, um Schafe zu stehlen. Die luth. Kirche wird sich nicht zu solch niedriger und gemeiner Weise hergeben. Es ist ihre Aufgabe, ihre eigenen verlorenen Schafe zu sammeln, und die unbekehrten Massen zu erreichen.

Wir freuen uns über die brüderliche Art des Schreibers. Die Menge der Tintenschwärze, die von den Lutheranern verbraucht wurde, um die Freude auszudrücken, daß die Evangelische Synode bestrebt ist, Seelen zu retten, und anderseits um vor ihren Gliedern als vor Falschgläubigen, Irrlehrern u. s. w. zu warnen, steht in gar keinem Verhältnis zueinander. Ob der Verfasser nach dem bekannten Rezept gearbeitet hat, daß man sich Lutheranern gegenüber auf die Bekenntnisschriften, Nicht-Lutheranern aber gegenüber auf die Schrift berufe, lassen wir dahingestellt. Die einzige Differenz, die sich beim Vergleich ergeben hat, wäre der Genuß von seiten der Ungläubigen, und da wollen wir bei dem uns Rat holen, der heute wohl am meisten die schreckliche Zerrissenheit der Kirche bedauern würde. Luther ruft uns zu: Darob wollen wir nicht zanken. Ob aber auch die Kirche, so sich nach dem großen Gottesknechte lutherisch heißt, fortfähret zu sagen: „Weil es also bei euch stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn." Das zu erfahren, wäre gewiß der Antwort eines Lutheraners wert, der den sehnlichen Wunsch hat — that our dear Church is drawn closer together.

Das Abendmahl.

Von Pastor J. H. Steger.

Das amerikanische Luthertum steht mit dem deutschen Luthertum auf etwas gespanntem Fuß, dieweil der Lehrtypus der deutschen Kirchen den hiesigen Wortführern nicht ganz behagt, und die reine Lehr von Amerika aus in die deutschen Lande getragen werden muß.

Bevor wir daher uns luther amerikanisieren lassen, — da ja ein Jowa-Lutheraner einmal von uns sagte, in Beziehung auf das Abendmahl: wir hätten kein klares Bekenntnis und meinen uns in undeutlichen Worten halten zu können — so wollen wir hören was Dr. G. Mayer, ein lutherischer Schriftsteller, in seinen religiösen Betrachtungen uns zu sagen hat.

„Das heilige Abendmahl! Als ein Liebesmahl und Friedensmahl der Gemeinde ist es von Jesus gestiftet und gewollt; zu einem Zankapfel und Zwietrachtsmahl aber ist es leider in der Christenheit geworden. Wenn wir auf die Einsetzungsworte desselben achten und aus den verschiedenen Berichten über dieselben in den drei ersten Evangelien und bei Paulus die Gesamtbedeutung des Abendmahls zu erkennen suchen, so erscheint dasselbe teils als eine Gedächtnisfeier an den Erlösungstod Jesu, teils als eine bleibende Institution, die die wahrhaftige Gegenwart Jesu bei seiner Gemeinde verbürgt. In diesem Sinn ist das heilige Abendmahl in den urchristlichen Gemeinden gefeiert worden, und deren Verständnis und Glaubenserfahrung betreffs des Abendmahls muß für *unsern Glauben maßgebender sein als das, was im Laufe der Jahrhunderte die Kirchen und Theologen von dem Abendmahl gehalten haben.* Dadurch, daß ich das Abendmahl feiere, bekenne ich mich zu dem Versöhnungstod Jesu, und nehme daraus die Gewißheit meiner Erlösung und Sündenvergebung. Indem ich das Abendmahl feiere, erlebe ich aber zugleich die Gegenwart Jesu. Der Jesus, der von seiner Himmelfahrt bis zu seiner Wiederkunft dem Augenschein nach von seiner Gemeinde auf Erden geschieden ist, macht sich im Abendmahl gegenwärtig und fühlbar. Das Abendmahl ist so die sichtbare Vergegenwärtigung des unsichtbaren Christus. Selbstverständlich bleibt dies ein religiöses Geheimnis, eine unsichtbare geistliche Realität, die kein Menschenverstand ergründen und deren Wirklichkeit man keinem Ungläubigen beweisen kann. Der Christ hält sich für die Wahrheit dieses seines Glaubens an den ausdrücklichen Befehl und an die feierliche Zusage Jesu als des Stifters dieser Institution; er darf aber auch gottlob ihre tatsächliche Segenskraft immer wieder an seinem Herzen erfahren. Seine religiösen Zweifel werden von einer festen Glaubensgewißheit überwunden, an die Stelle des Schuldgefühls tritt das Bewußtsein der Gnade, das traurige Herz wird froh, und neue Lust und Kraft zum Guten und zur Ueberwindung der Welt kehrt in die Seele ein. Noch ist zu sagen, daß der Segen des Sakraments nicht

von seiner Feier in der Kirche abhängt. Die ersten Christen haben das Abendmahl hin und her in den Häusern gefeiert, und „Tisch des Herrn" ist nicht gleichbedeutend mit dem „Altar in der Kirche;" Tisch des Herrn ist jeder Tisch, auf dem die Gabe des Abendmahls für gläubige Empfänger bereit liegt. Ebenso aber glauben wir, daß der Segen der Kommunion an die sichtbaren Elemente von Brot und Wein geknüpft bleibt, und müssen es als eine unzulässige Willkür bezeichnen, wenn man Wasser anstatt des Weines genießt (or grape juice).

Nach Jesu Schlußwort endlich ist jeder Abendmahlsgenuß ein Vorschmack und Unterpfand der vollkommenen Gottesgemeinschaft im Jenseits, wo wir von dem Gewächs der Weinstöcke genießen sollen, die im Paradiese Gottes grünen.

Nachschrift des Herausgebers.

Der vermeintliche Alleinbesitz der Wahrheit macht die Menschen hochmütig, hart und lieblos. Ohne die amerikanischen Lutheraner würde das Luthertum untergehen! Sie ficht Geroks Gedicht in den Palmblättern nicht an, das wir schon früher z. T. abdruckten und das wir ihnen wieder ins Gewissen schieben möchten:

Was wehret ihr den Brudernamen
Dem Jünger, der mit euch nicht geht?
Was lästert ihr den guten Samen,
Den eure Hand nicht ausgesät?
Ist doch kein bittres Haderwasser
Das süße Evangelium.
Kein Leibgericht für Bruderhasser
Des Liebesmahls Mysterium!

Die rabies theologica scheint wie die rabies hydrophobica unheilbar zu sein! Sie fällt wie ein toller Hund jeden an, der nicht zum eigenen Fähnlein schwört.

Eine Karfreitags- und Osterpredigt in einem.*)

(Predigt am 16. Sonntag nach Trinitatis.)

Luk. 7, 11—17.

„Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht." Mit diesem elementaren Ausbruch der Gefühle eines gottbegeisterten Volks schließt die Geschichte, die im heutigen Evangelium erzählt ist.

Ein großer Prophet? — Ja, der auch mehr ist, denn ein Prophet. — Der ist's, von dem Petrus bekannt hat: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

---

*) Die nachfolgende herrliche Predigt hätte im Märzheft Raum finden sollen, mußte aber leider zurückgelegt werden. Wir entnehmen sie dem Predigtbuch „Passiflora," Zeugnisse eines Kämpfenden. Von Pf. E. A. Derks in Thalheim, Aargau. — Gütersloh bei C. Bertelsmann. Wir empfehlen von neuem dieses Buch allen Amtsbrüdern.

Und Gott hat sein Volk heimgesucht? — Gewiß! Es hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe. Gott war in Christo, und versöhnte die Welt mit sich selbst.

Versöhnung.

Das Leben ist eine gewaltige Symphonie. Die Allmacht Gottes spielt sie. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut es kund der andern; es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Gewaltig donnern die Bässe aus der Tiefe und in den Höhen jubiliert's wie Flöten und Schalmeien.

Auch in dieser Weltsymphonie fehlt's nicht an schreienden Dissonanzen. — Ein Vulkan öffnet seinen Schlund und wälzt seine glühenden Ströme über ein Paradies blühender, lachender Gefilde, und verwandelt sie in wenig Stunden in ein Totenfeld, daß Tausende von obdach- und heimatlosen Menschen im Wahnsinn der Verzweiflung zum Himmel schreien und die Gottheit verklagen.

Dort fährt ein Eisenbahnzug in einen andern hinein, und in der Minute liegen dreißig frohe, junge Menschen, die von Frühlingsglück und Frühlingswonne berauscht, von einer seligen, reichen Zukunft träumten, als verstümmelte und zuckende Leiber in entsetzlichem Todesringen. Ein Schiff hat den sicheren Hafen verlassen. Hoffnung schwellt die Segel des Schiffes, und Hoffnung schwellt die Herzen, die ahnungsvoll in die große weite Welt hineinfahren. Da gärt's in der Tiefe unheimlicher Meeresgewalten; und was Menschengeist mit stolzer Kraft geschaffen hat, um mit Naturgewalten zu kämpfen und sie zu bezwingen, das zerbricht im Nu, wie das Spielzeug eines Kindes. Das Schiff sinkt. Wenig Augenblicke ein markerschütternder Aufschrei verzweifelter Menschen, und die Tiefe schließt sich über ihnen. Es wird alles still, als wäre nichts gewesen; nur wo die Kunde des Geschehenen in verwandte Kreise dringt, da ist Geschrei und Wehklage.

Hundert kraftvolle Männer sind mit einem frohen „Glück auf" in den Schlacht gefahren, um in schwerer Arbeit das liebe Brot für Weib und Kinder zu erringen; und nur zehn kehren zurück und erzählen von grauenvollen schlagenden Wettern, denen die neunzig zum Opfer gefallen sind. — Szenen von Grauen und Entsetzen wiederholen sich am Eingang des Schachtes, so oft die Leiche eines Erschlagenen zutage gefördert wird.

Das sind Dissonanzen, die in der ganzen Welt ein tausendfaches, grausiges Echo wecken. Sie verhallen indeß; nur bei denen, deren Lebensgang mit dem Leben jener unglücklichen Opfer verbunden war, zittern die Saiten des Herzens noch lange. Und scharfe Dissonanzen schreien auf, davon die weitere Welt überhaupt nicht berührt wird, die aber im kleinen Kreise der Betroffenen den Lebensnerv zerreißen wollen.

Es gibt keinen Ort auf der ganzen Welt, der verschont bliebe von solchen herzzerschneidenden Dissonanzen, und läge er im heimlichsten Winkel der Erde, daß die rauhen Gewalten des Lebens keinen Zugang

hätten. Auch in dem lieblichsten Idyll schreit die Klage auf, als wenn eine Saite springt.

Vor vielen Jahren war's, daß ich an einem Sonntag morgen wie heute auf den Höhen vor Nazareth im Heiligen Lande stand. Unten in Nazareth fingen die Glocken an zu läuten und trugen ihre Stimmen weithin in das ebene Land; auch meine Gedanken zogen mit den Glockenklängen weit hinaus in die vor mir weit ausgebreitete Ebene mit ihren malerischen Bergkegeln.

Da lag vor meinen entzückten Augen der kleine Hermon, in Morgenduft getauft, und zur Seite der Tabor, der Berg der Verklärung, vom Schein der Morgensonne auch heute verklärt; und am Fuße des Tabors mit seinen Häusern so weiß und zierlich, als wären sie aus dem Steinbaukasten eines Knaben aufgebaut, lag N a i n, die „Liebliche"; so heißt der Name verdeutscht.

Nain, die l i e b l i c h e Stadt ist's, wohin wir heute im Evangelium den Meister mit seinen Jüngern und mit vielem andern Volk begleiten. Aber was ist mit Nain der Lieblichen geschehen? Die Sonne des Tages will sich verhüllen, und ein dunkler Schatten liegt auf dem sonst so freundlichen Bilde. Als der Meister nahe an das Stadttor kommt, siehe, da trägt man einen Toten heraus, der der einzige Sohn ist seiner Mutter, und sie ist eine Witwe, und viel Volks aus der Stadt geht mit ihr.

Der Tod hatte sein Zerstörungswerk am neuen eben aufgeblühten, hoffnungsvollen Menschenleben getrieben. In duftiger Maienzeit hatte der Frost in Nains lieblichem Garten eine ahnungsvolle Menschenblüte geknickt. Wenn im Herbst dürre, lose Blätter vom Baume fallen, und lebensmüde Erdenpilger zu Grabe gehen, da klingt es wie eine weiche, müde Weise aus der großen Lebenssymphonie; wenn man aber Jünglinge und Jungfrauen zu Grabe trägt, da gibt's einen schrillen schneidenden Ton, da wollen die Herzenssaiten zerspringen. —

Und ein Jüngling war es hier; und er war der einzige Sohn seiner Mutter und sie war eine Witwe. Nicht nur der Stolz des Mutterherzens, nein auch die Stütze und der Stab ihres einsamen Alters war ihr erbarmungslos von des Todes kalter Hand zerbrochen. Was will sie nun noch von der Erde? Es muß auch ein guter Sohn gewesen sein, denn viel Volks geht mit ihr hinter dem Sarge her. —

Was wird nicht alles mit solchem Sohn ins Grab gelegt! — Das weiß nur der, der es am eigenen Fleisch erfahren hat.

Langsam, schweren Schrittes bewegt sich der düstere Leichenzug aus dem Tore Nains heraus; da kommt der Herr, unser Meister, und will nach Nain hinein.

Er sieht den Leichenzug, er sieht den Sarg, er sieht die jammernde Mutter. So wird auch seiner Mutter einst ein Schwert durch die Seele gehen, wenn sie unter dem Kreuze steht und am Kreuz den Sohn sterben sieht. Ihn jammert der Witwe und spricht zu ihr: „Weine nicht!"

„O selig Wort, das Jesus spricht
Zur armen Witwe: Weine nicht!"

Was für eine Stimme ist das? Einen so weichen und so unendlich erbarmungsvollen Ton in eines Menschen Stimme hat sie noch nicht gehört. Sie hebt ihre müde geweinten Augen auf und begegnet seinen Augen.

Solche Augen, so voll von Schmerz und doch so voll von Frieden, so ernst und traurig, und doch leuchtend in einem Glanz, der von Sieg und Freude redet! — Wer ist's? Was ist's, das aus ihm spricht? Was will der Mann mit dem seligen Geheimnis in seiner Stimme Ton und seiner Augen Glanz? — Versöhnung redet aus ihm. Versöhnung will er bringen. Die Dissonanzen des Lebens sollen sich vor ihm in selige süße Harmonie auflösen. Dazu hat des Vaters Allmacht ihn gesandt.

Ein versöhnender Ton klingt schon der armen Mutter in ihrer Seele wilden Schmerz, als nur erst der Meister zu ihr gesprochen hat sein tröstend, teilnahmevolles „Weine nicht." —

Was ist aber das, was nun geschieht, das Unerhörte, Niegeschaute? — Er tritt hinzu und rührt den Sarg an und die Träger stehen still.

Und Jesus spricht: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!" Und der Tote richtet sich auf und fängt an zu reden und er gibt ihn seiner Mutter wieder.

O du glückliche unglückliche Mutter! Dein Sohn lebt. So glücklich, wie in diesem Augenblick, bist du im ganzen Leben nicht gewesen! Die schreiendste Dissonanz deines Lebens ist aufgelöst in selige Harmonie. Nun bist du ausgesöhnt mit deinem Schicksal und mit deinem Gott, und mehr als das — das Leben aus dem Tode hat mit dem Tode dich versöhnt.

Nimm deinen Sohn, den du lieb hast und seine Liebe lege sich wie warmer Abendsonnenschein auf deine alten Tage! Und kehrt der Tod zurück, daß er dich an deiner alten müden Hand nehme und führe dich hinweg vom Sohne des Wegs, den du nicht wiederkommen wirst, getrost! Du hast dem ins Angesicht geschaut, der stärker ist als der Tod.

2. Lasset euch versöhnen mit Gott! So ließ ich einst über die Türe einer neuerbauten Kirche schreiben, weil ich so viele Menschen sah, die über ihrer harten Lebenslage und schweren Schicksalsschlägen mit Gott und mit sich selber zerfallen waren, und darum auch am Gotteshause vorüber und nicht mehr hineingingen. Weil sie der Weg aber doch auch am Gotteshause vorüber führte, so sollte jene Ueberschrift sie freundlich einladen, wieder hereinzukommen.

Mit dem Leben zerfallen sein, das heißt auch „mit Gott zerfallen sein;" und mit Gott versöhnt sein, das heißt auch „mit dem Leben wieder ausgesöhnt sein." Gott hat das Seine zur Versöhnung damit getan, daß er seinen Sohn dahingab.

Kreischende, gellende Dissonanzen habt ihr vorhin vernommen, als ich von grausigen Unglücksfällen redete, wie sie immer und immer wie-

verkehren. — *Auch diese lösen sich vor Christus auf in Harmonien.*

Laßt mich das vorige Bild, wo ich das Leben einer Symphonie verglich, verlassen und euch dasselbe in einem andern Bilde zeigen!

Als ein riesengroßes, gewaltiges Gemälde geht der Völker und der Menschen Leben Tag für Tag aus Gottes Allmachtshand hervor.

Lustige Frühlingsreigen mit jungen fröhlichen Menschenkindern in leuchtendem Maienglanze siehst du freilich auf dem Gemälde auch; aber der Wahrheit nach sind's ernste Situationen, die aus dem Rahmen des Gemäldes heraustreten, Dunkel in Dunkel gemalt, daß man sich fürchten müßte, wenn's nicht der Meister verstände, Licht hineinzubringen, und sei's nur ein Strahl von Licht die dunkeln Farben zu mildern und zu verklären.

Der große französische Maler Doré hat die Kreuzigung Christi gemalt; und wie hat er sie gemalt? — Einen grauenvollen dunkeln Nachthimmel mit zerrissenen jagenden Wolken, und in die Nacht hineinragend drei Kreuze, daran die gequälten Leiber nur mit Mühe zu erkennen sind. Hinter dem Kreuz aber, das in der Mitte steht, bricht ein heller verheißungsvoller Lichtstrahl durch die dunkle Nacht, und bringt Versöhnung in das dunkle Bild. —

Wunderbare Wirkung! Tiefsinnige Gestaltung des Künstlers! Christus ist's, der in das dunkle Gemälde Licht bringt. — Christus bringt auch Licht in die Dunkelheiten des Lebens, so wahr er gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt."

Und *welcher Art ist das Licht?* Wenn Christus hier mit dem Tone innigster Liebe zur armen Witwe in Nain spricht: „Weine nicht," so ist das ein Lichtstrahl, der versöhnend in die Nacht ihrer Seele leuchtet. —

Wo ein Menschenherz durch Christum von der Liebe Gottes des Vaters im Himmel überzeugt und davon ergriffen ist, und die Liebe Gottes durch Christum in Herz und Leben ausgegossen ist, auf dessen Leben, und sei es noch so dunkel, fällt *von oben* versöhnlich Licht.

Von diesem Lichte, das an der *ewigen Gottesliebe* sich entzündet, versteht die arme Mutter in Nain natürlich noch nichts, wie wohl sie schon in diesem Lichte steht. Sie fühlt nur aus Christi Wort und dem Klang seiner Stimme eine Liebe heraus, wie ihr zuvor noch keine begegnet ist; und diese reine tiefe Menschenliebe tut's, daß der Quell ihrer Tränen im Augenblick still steht.

Die *reine tiefe Menschenliebe*, wo immer sie einem mit Gott und dem Leben zerfallenen Menschen begegnet, bringt heute noch das Wunder fertig, ihn mit Gott und seinem Schicksal zu versöhnen. Was nichts mehr fertig bringt, das bringt *aufrichtige heilige treue Liebe fertig.*

Rede meinetwegen von Gottes Weisheit und Güte dem Unglücklichen, dessen Leben vom Schicksal verwüstet ist! Besser aber ist es, du selbst bringst ihm jene zarte, innige Liebe entgegen, wie's Christus

hier tut. Dann wirst du selbst zum Sonnenschein für sein armes und kaltes Leben.

Ueberall, wo die Liebe Christi bei den Menschen festen Fuß gefaßt hat und nicht mehr bloß in Worten existiert, da leuchtet's auch auf dem grausigsten dunkelsten Gemälde der Geschichte auf.

Was für ein Licht würde sich allgemach auf das dunkle Bild legen, als das sich heute noch der Menschen Leben miteinander darstellt, wenn die Liebe Christi die Menschen beseelte! Wie würden da die schreienden scharfen Farbentöne milder werden und weicher! —

Der Tod richtet von allem doch die größte Zerstörung an. Er wirft die dunkelsten Schatten auf der Menschen Leben, und taucht in tiefes Dunkel, was eben noch ein freundlich Nain war.

Christus bringt Licht auch in des Todes Dunkel, und Versöhnung in das, was der Tod zerrissen hat. Der sich in Nain stärker gezeigt hat als wie der Tod, derselbe ist die Auferstehung geworden und das Leben, so daß du an Gräbern, die dir dein Liebstes verschlungen haben, doch im Versöhnungslichte ewigen Lebens ein Halleluja singen kannst: „Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!"

Unter allen Rätseln, die uns das Leben aufgibt, ist der Tod das dunkelste, mit dem sich auch die reinste Vernunft nicht befreunden kann. Warum geboren werden, wenn man doch sterben muß? Will Gottes Allmacht ihre Freude daran haben, Menschen in's Leben zu rufen und sie dann nach Qualen und Leiden in das Nichts zu stoßen?

Grausame Allmacht Gottes! Du hättest ein Recht zu dieser Sprache, wenn es so wäre, wie du sagst. Aber es ist nicht so, und du mußt die Sprache der Versöhnung lernen: denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben. Amen.

Ein Schatz in irdenen Gefäßen.

Von Pastor H. Kamphausen.

Als im Jahre 1878 der große Tholuck nach langen Leidensjahren ins Grab sank, hielt ihm sein Kollege, der berühmte Professor Willib. Beyschlag, die Leichenrede. Er wählte als Text die bekannten Worte des Paulus aus dem Korintherbrief: „Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen." Jeder Teilnehmer rühmte die Textwahl als eine vorzüglich treffende. Daß die Kirche an Tholuck einen großen Schatz gehabt, darüber besteht kein Zweifel. Seine Frau, die „Rätin," rief, nachdem er die Augen geschlossen, aus: „Was hat die Kirche, was hat die Welt an diesem Mann verloren!" Das war das Gefühl aller. Und daß dieser Schatz in einem irdenen Gefäß sich befunden, war auch sehr wahr, ob man nun an die letzten Jahre seines Lebens dachte, wo er sich

in einem Zustand geistiger Umnachtung befunden, oder an die Tatsache, daß seine Leibeshütte sein ganzes Leben hindurch nur eine gebrechliche gewesen, und er einen Zustand vollkommener Gesundheit wohl nie gekannt hatte.

Doch wenn wir näher zusehen, so erkennen wir, daß Tholuck darin durchaus keine Ausnahme bildet. Verfasser dieses Artikels hat nie einen Mann gekannt, der auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, und der dem Ideal christlicher Vollkommenheit so nahe gekommen wie der selige Pastor Braun zu Gütersloh (späterer Generalsuperintendent in Berlin), und doch war derselbe einer der gebrechlichsten, kleinsten und unscheinbarsten Männchen, das man sich vorstellen konnte. Es hat Gott gefallen, sagt Paulus, was schwach ist vor der Welt zu erwählen und zu nichte zu machen, was stark ist. Wir reden von der „Knechtsgestalt" seiner Kirche. Auch sein Wort erscheint in solcher Knechtsgestalt. Es ist um dessenwillen von jeher verachtet worden, und Hamann sagt, daß die Kritiker sich durch Aufzeigen seiner Löcher die Sporen verdient hätten. —

Wir wollen das nun nicht tun, aber doch haben wir bei der Wahl des Themas an die Schrift gedacht und an die vielfach unvollkommene Form, in die es Gott gefallen, den Inhalt seiner göttlichen Offenbarung zu gießen. Oftmals wenn der Fortschritt der Wissenschaft uns die Unzulänglichkeit des Jetzigen vor Augen führt, geraten wir in Unruhe. Nicht daß wir bange sind, der Felsen der göttlichen Wahrheit fange an zu sinken, aber wir sehen doch, daß unsere Ansichten von der Schrift in mancher Beziehung einer Revision bedürfen, daß wir uns nicht dem Licht verschließen dürfen, welches von mancherlei Seiten und Quellen auf alte und uns zur zweiten Natur gewordene Ansichten fällt. Wir denken bei diesen Bemerkungen nun nicht so sehr an die Resultate der historischen Kritik, daß der Pentateuch aus verschiedenen Quellen besteht, daß die levitische Gesetzgebung nicht so, wie sie dasteht, aus der Hand Mosis gekommen, daß das Deuteronomium ein Buch für sich ist und eine Geschichte für sich hat, daß andere Bücher der Bibel durch die Kritik in ein späteres Alter verlegt werden, daß diese historische Sichtung und Schichtung viele Teile des Alten Testaments betrifft, die uns teuer sind, das weiß jeder, der mit der theologischen Wissenschaft unseres teuren alten Vaterlandes auch nur einigermaßen in Beziehung geblieben ist. Darüber lassen wir uns keine grauen Haare wachsen. Wie Koegel s. Z. sagte: „Die Alpenwelt der Schrift kann noch manche Anbohrung und Schichterklärung ertragen, nichts destoweniger fließen von ihren Höhen uns doch die frischen Wasser zu, die die Gefilde unseres täglichen Lebens befruchten." Auch auf Kähler weisen wir in diesem Zusammenhang hin, der in seiner „Geschichte der Bibel" das Facit zieht von dem, was wir etwa den Kritikern zuzugeben haben, und dann sagt: „Was verlieren wir dabei? Hier und da bröckelt ein Stein ab, aber der große Hauptbau steht doch fest." Also von diesen Dingen reden wir nicht, und an solches denken wir nicht, sondern an manches andere, was

uns seit alters ein Anstoß gewesen war, was uns die moderne Naturwissenschaft zu einem ernsten Problem gemacht hat.

Es handelt sich besonders ums Alte Testament, und so nahe ist uns die Sache gegangen, daß wir schon einen altbewährten Kämpen, dessen Waffen aber immer noch nicht rostig geworden sind, gebeten haben, einmal für eine freie Auffassung solcher Dinge in die Arena zu treten.

Er hat auch zugesagt, aber dennoch darf ich wohl so einiges vorweg nehmen, was mir persönlich Steine des Anstoßes sind. Es ist sehr wohl möglich, daß einige sich veranlaßt fühlen, Steine aufzuheben, wie einst in Jerusalem, oder gar dem Verfasser einen Ketzerhut aufsetzen möchten. Doch hoffen wir, daß das nicht geschehe. Es ist uns wahrlich nicht darum zu tun, an alten Heilswahrheiten zu rütteln oder zu zweifeln, oder von dem edlen Schatz des göttlichen Wortes einiges zu verschütten, sondern nur aufzuzeigen, daß möglicherweise manches auf Kosten des irdenen Gefäßes kommt, was wir dem guten Wein selbst zugeschrieben hatten. Als der alte Franz Delitzsch sich nach langer und gewissenhaften Prüfung entschloß, die feststehenden Resultate der Textkritik des Alten Testaments anzunehmen, sagte er in der Vorrede zu seinem Kommentar zur Genesis: „Mögen andere ihre vergilbten Hefte immer wieder vortragen, wie sie's vor 20 Jahren getan, ich will mich dem Licht nicht verschließen und ein neues pflügen.“ Eine solche freie Stellung kommt uns Evangelischen ja um so mehr zu, als wir der Meinung sind, daß der Herr nicht etwa bloß im Zeitalter der Reformation oder des Johann Gerhard seiner Kirche Licht gegeben hat, sondern fortfährt ihr solches zuzuführen, so lange sie mit den Finsternissen und Irrwegen dieser Welt zu tun hat.

Vergessen wir nicht, daß die Kirche in ihrer Lehre von der Schrift sich niemals auf eine bestimmte Formulierung der Inspiration festgelegt hat. Man kann das bei Cremer, Artikel Inspiration, Herzogs R. E., nachlesen. Der Inspirationsbegriff des Philo und der Alexandriner, nach welchem der Schriftsteller sich in Ekstase befindet, sein eigenes Bewußtsein aufhört und er bloß schreibt, was ihm der Geist eingibt, hat wohl die Bestätigung des Montanismus, aber nicht der Kirche gefunden.

In der Kirche blieb zwar die Autorität der Heiligen Schrift unangetastet. Es trat aber bald neben sie die Autorität der Kirche, und es lag kein Bedürfnis vor, den Inspirationsbegriff der Schrift zu verstärken und zu steigern. In der Reformation fing das an anders zu werden. Luther stand zwar bekanntlich der Schrift in mancher Beziehung recht frei gegenüber, so weit seine Hauptthesen es zu erfordern schienen. Doch im Zeitalter der Streittheologie wurde besonders durch Calov in Wittenberg die mechanische Auffassung von der Schrift auf ihren Höhepunkt gebracht. Nicht nur die ganze Schrift war inspiriert, sondern selbst die Buchstaben und hebräischen Vokalzeichen. Diese Auffassung hat viel Unheil hervorgebracht. Sie nahm die Geisteswirkung Gottes bei der Inspirierung der heil. Schriftstellen ganz heraus

aus dem gewöhnlichen Wirken des Geistes. Sie legte dem Theologen wie dem Laien eine Zwangsjacke an, die jede freie Bewegung und Fortentwicklung unmöglich machte, und als dann die Reaktion nicht ausbleiben konnte, war ihre Wirkung um so tiefgreifender. Pietismus jedoch sowohl wie Aufklärung bahnten eine Aenderung an. Man kann jetzt mit Kahnis sagen, die Kirche lehrt, die Schrift ist inspiriert, aber über das „wie?“ legt sie nichts fest. Jeder einzelne Theologe trägt das Seine bei zu der Formulierung eines mehr unsern Bedürfnissen entsprechenden Inspirationsbegriffes. Kähler, um den kürzlich hingeschiedenen Hallenser Theologen zu nennen, der über „Die Bibel“ zwei wertvolle Bände herausgegeben, sagt: „Die Bibel ist die urkundliche Bezeugung der Predigt vom Heil in Christo, so wie sie in der Welt ihren siegreichen und dauernden Platz gefunden hat.“ Diese Fassung läßt nun freilich im einzelnen viel, ja alle mögliche Freiheit. Doch eine schrankenlose Ausnützung derselben findet ihr Gegengewicht in den sonstigen Lehrsatzungen der Kirche.

Jedenfalls aber ist die Wirkung jener mechanischen Inspirationsauffassung noch heutigen Tages, zumal auch in Laienkreisen, zu spüren. Ihre Auffassung ist die: Es steht in der Bibel, also muß es wahr sein. Wenn nun irgend etwas entdeckt oder gelehrt wird, was gegen die Bibel ist, d. i. gegen Einzelheiten ihres Inhaltes, so ist es falsch und antichristlich, oder aber: Die Bibel selbst ist unzuverlässig — und dann kann man sich ja auf nichts mehr verlassen.

Wir teilen diesen Standpunkt nicht. Wir haben in Gottes Wort die allmähliche Enthüllung des göttlichen Wesens und seines Verhältnisses zum Menschen. Er gebraucht allerhand, auch sehr unvollkommene Werkzeuge zu diesem seinem Zwecke. Er gibt ihnen soviel Licht, als sie tragen können. Erst allmählich arbeitet sich unter Gottes Leitung sein Volk zu reinerer Gotteserkenntnis empor. Da wird es also einen Schatten geben neben viel Licht; viel Irrtum neben überraschender Tiefe und Klarheit; Zurückfallen und Aufbrechen alter Schäden, geistlich und sittlich hochstehende Interpreten des göttlichen Willens und auch solche, die nur im allgemeinen im Zusammenhang standen mit dem Gotte der Offenbarung. Wer im Hinblick darauf sagen wollte: Die Bibel ist Gottes Wort in *allen* Teilen in *gleicher Weise*, der würde damit zeigen, daß an seiner Dickhaut die Erziehung Gottes durch die Jahrhunderte hindurch vergeblich geblieben ist.

Im folgenden wollen wir nur einzelne Punkte hervorheben, wo wir an das Wort von den „irdenen Gefäßen“ erinnert werden, und wo wir den Versuch machen wollen, eine Lösung der Schwierigkeit anzudeuten oder ein non liquet zu konstatieren.

Wir leben in einer Kriegszeit. Seit 18 Monaten (während dies geschrieben wurde) wird die Welt in Atem gehalten durch ein gigantisches Ringen zwischen den europäischen Mächtegruppen. Deutschland ringt um seine Existenz und Zukunft. Das erinnert uns an Israels Kämpfe um seine Existenz und Zukunft im Lande der Verhei-

ßung. Sollte es dort Fuß fassen, so mußten die Eingebornen weichen. Es war ein Kampf auf Tod und Leben. Darum also ein Wort über Israels Ausrottungskampf gegen die Ureinwohner. Die Schwierigkeiten nämlich, die sich uns beim Lesen der Bibel darstellen, und die uns zu diesen Zeilen veranlaßt haben, sind 1) sittlicher Art, 2) intellektueller. Das heißt, etweder beschreibt die Bibel Dinge, unter göttlicher Leitung geschehen, die unserm sittlichen Bewußtsein widerstreben, oder gegen die unsere neuere Erkenntnis Einspruch erhebt.

Beim Lesen dieser Ausrottungskriege bäumt sich unser sittliches Bewußtsein auf. Vor vielen Jahren war eine Verwandte von uns „Stütze der Hausfrau" in einer christlichen, deutschen Familie. Sie hielten regelmäßig Hausandacht. Man las aus dem Buch Josua. Da geht es in diesem Ton: „Da Israel alle Einwohner zu Ai erwürget auf dem Felde und fielen alle durch die Schärfe des Schwertes, da kehrte sich ganz Israel zu Ai und schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes. Und alle, die des Tages fielen, beide Männer und Weiber, waren 12,000." Als die Dame des Hauses einige Kapitel dieser Art gehört, wurde es ihr zu viel, und sie sagte: Wir wollen ein anderes Buch lesen. Man mache nun selbst den Versuch, und es wird uns eben so gehen. Wir leben im 20. Jahrhundert und haben unsere Kriegslektion jeden Morgen. Wir haben viel von "German atrocities" gehört, was würden aber erst die Zeitungen sagen, wenn die deutschen Armeen sich den Josua zum Vorbild nähmen? Man wird sagen: Die Zeiten sind anders, wir sind Christen, jene waren Juden. Jene Völker waren moralisch durchseucht und dem Untergang geweiht. Nun was den moralischen Charakter anbelangt, so stehen die Balkanvölker nicht hoch, obwohl man zugeben muß, daß es ihnen an Männlichkeit und Mut nicht fehlt. Trotzdem denkt niemand an eine Ausrottung derselben.

Was die Schwierigkeit vermehrt und die eigentliche Crux der Sache ist, ist die Tatsache, daß alles dies auf göttlichen Befehl geschah. Israel sollte in Palästina wohnen. Dann mußte es aber die Kanaaniter austreiben. Das ging nicht ohne Krieg, und Krieg hieß damals Vernichtungskrieg, oder Vernichtung der Männer und Sklaverei für Weiber und Kinder. Also der göttliche Plan ging auf die völlige Ausrottung der heimischen Stämme hinaus. Es wurde öfters neu eingeschärft, daß die Austilgung eine absolute sein sollte, und man kann sich auch leicht denken, daß von Ueberbleibseln wenigstens immer eine moralische Gefahr für die Israeliten drohte. Aber es ist ein Beispiel der natürlichen Zuchtwahl, des survival of the fittest, wie es klassischer und zugleich unbarmherziger nicht gedacht werden könnte. Und dabei muß man bedenken, daß im gewöhnlichen Leben der Prozeß des Absterbens eines Volkes allmählich vor sich geht, daß Krankheit, Unfruchtbarkeit, freilich auch Krieg, aber doch wesentlich unpersönliche Ursachen mitspielen. In Israels Fall dagegen waren die Israeliten selbst die Ausführer des schrecklichen Blutgerichts, man kann

sich nicht vorstellen, daß ein solches Geschäft auf sie nicht einen total verrohenden Einfluß ausgeübt haben sollte.

Farrar in seinem Buch: "The Bible, Meaning and Supremacy," sagt darüber bei Gelegenheit der Stelle 4. Mose 31, 1—14: „Es heißt dort, daß Moses auf Gottes Befehl die Israeliter Midian ausrotten ließ. So erschlugen sie denn, alles was männlich war, nahmen aber nach Verbrennung der Städte die Frauen und ihre kleinen Kinder gefangen. Darauf ist Moses erzürnt und sagt: Habt ihr die Weiber leben lassen? Haben sie euch nicht verführt in Zeiten Bileams? Darum tötet jeden Knaben von den Kleinen und jede Frau, die einen Mann erkannt hat, aber alles was Jungfrauen sind, behaltet für euch selbst. Dies geschieht, und dann heißt Moses die, welche kaltblütig diese entsetzliche Tat getan, gewisse Reinigungszeremonien durchmachen! Und so behielten die Israeliten für sich selbst 32,000 Jungfrauen. Wenn solche Taten von den Israeliten ohne Schuldgefühl ausgeführt werden konnten, so zeigt es, daß ihr sittliches Bewußtsein noch auf sehr niedriger Stufe stand." Wir müssen, was uns selbst anbetrifft, gestehen, daß wir seit 25 Jahren vergebens versucht haben, uns den Standpunkt Josuas und seiner Zeitgenossen annehmbar zu machen. Doch sind wir mit den gewöhnlichen Argumenten wohl bekannt und wollen hier die Ansicht Blaikies hersetzen, der in seinem Kommentar zu Josua also schreibt. Es ist das beste, das wir seit langem darüber gelesen haben, man verzeihe daher die etwas lange Erörterung: „Der Ausgangspunkt von Josuas Rat (Kap. 23) „Der Herr euer Gott kämpft für euch," ist wohl zu beherzigen. Gott wird ausdrücklich als Vorkämpfer Israels dargestellt. Er kämpfte für Israel, er treibt die Kananiter aus, und ihm ist die schreckliche Verwüstung, die folgt, zuzuschreiben. Darüber ist im allgemeinen Folgendes zu sagen. Nach den großen Gesetzen, die im Völkerleben im allgemeinen die Billigung der Vorsehung zu haben scheinen, unterliegt eine Nation der andern, wenn Luxus und Trägheit ihr Werk getan haben. Goten und Vandalen verdrängen die Römer, die Angelsachsen die Briten, diese wieder unterliegen den Normannen. Die siegreiche Rasse hat sich in der Behandlung der unterlegenen oft großer Fehler schuldig gemacht. Selbst wenn Völker von höherer Zivilisation niederstehende unterwarfen, so läuft oft viel von Unterdrückung und Gewalttat mit unter. Wir können das britische Regiment in Indien nicht in allen Dingen loben. Es ist da mancher dunkle Flecken, aber im ganzen ist es ein Segen für Indien gewesen. Die Engländer haben Ordnung und Staatsleben gebracht, Gerechtigkeit und Energie, Organisation und Fortschritt haben segensreich gewirkt auf fast allen Gebieten. Im einzelnen sind schauerliche Dinge vorgefallen, aber im ganzen kann man sagen, Indien wäre nie durch sich selbst geworden, was es durch England geworden ist.

In gewisser Weise ist der Vorgang zu Josuas Zeiten ein ähnlicher. Es sind da Völker, die sich nicht mehr entwickeln, die sittlich und religiös tief stehen. Dahinein kommt nun eine neue Rasse, voll Leben, mit ho=

hen Zielen, von der Geschichte dazu bestimmt eins der leitenden Völker der Erde zu werden. Vertreibung eines Volkes durch das andere war an der Tagesordnung, die Zeiten waren reif, Eigentum galt nicht als heilig, das menschliche Leben war nur billig erachtet, Leiden und Elend erhielt wenig Berücksichtigung. Von Aegypten kommt ein Volk herauf, das schon eine wunderbare Vergangenheit hat und noch eine größere Zukunft. Wie später die Franzosen nach 1789 mit ihren Freiheitsidealen unwiderstehlich ihre Nachbarvölker, so sie sich ihnen entgegenstellten, überwanden, so wirft sich Israel auf die Kanaaniter. Sie gehen unter, Israel triumphiert. Viel Blut fließt, schreckliche Taten geschehen, aber das Volk der Offenbarung findet einen Heimatboden, wo es sich auswachsen kann zu einer großen Zukunft. Die Kanaaniter freilich sind dem Untergang verfallen, aber die Geschichte, die Welt trägt einen unermeßlichen Gewinn davon."

Soweit Blaikie. In unserm kurzen Auszug liest sich die Sache nicht so gut, aber man schlage es selbst nach in „Expositors Bible, Vol. I., "und man wird ihm zugestehen, daß er seine Sache nachdrücklich vertritt.

Dennoch hinkt sein Vergleich mit Indien sehr, denn Indien hat gerade selbst großen Segen durch die englische Herrschaft erfahren, während die Kanaaniter ausgerottet werden, und ferner die dunklen Taten, die in Indien mit untergelaufen und streng verurteilt wurden, werden im Buch Josua auf Gottes Befehl zurückgeführt. Es ist bekannt, daß das Vorbild Josuas und anderer unter Nichtbeachtung der Worte Christi von dem Geist des Elias und seines ganzen Beispiels die verhängnisvollsten Folgen gehabt hat. Ketzerverfolgungen und Religionskriege haben sich mit diesen alttestamentlichen Mustern gedeckt und gerechtfertigt. Da wäre es ja wünschenswert gewesen, die Kirche wäre dem Beispiel des Bischofs Ulfila gefolgt, der bei seiner Uebersetzung der Bibel für seine Goten diese kriegerischen Teile ganz ausließ, um die Kampfeslust seiner Landsleute nicht noch mehr zu reizen und ihnen gleichsam die göttliche Sanktion zu ähnlichen Taten darzubieten. Das erste Christenblut, das von Christen um religiöser Gründe willen vergossen wurde, war das des Bischofs Priscillian von Avila und seiner Anhänger Anno 385. Der Usurpator Maximus befahl die Hinrichtung derselben, und zwei spanische Bischöfe waren seine Berater. Es scheint, der spanische Geist ist von jeher zum religiösen Fanatismus prädisponiert gewesen. Kaum war das Verbrechen geschehen, so erhoben zwei der besten Bischöfe, Ambrosius von Mailand und Martin von Tours, ihre Stimmen dagegen. Aehnlich hatte sich s. Zt. auch Athanasius ausgedrückt. Er sagte: „Nichts zeigt mehr die Schwäche einer schlechten Sache als Verfolgung." Freilich hatte Athanasius sie an seinem eigenen Leibe erfahren, und bekanntlich gibt es nichts, das uns so sehr von einem Mißbrauch überzeugt, als wenn man selbst eine starke Dosis davon zu schmecken bekommt. Es tut uns leid sagen zu müssen, daß der Schüler des Ambrosius, der sonst so große und gewaltige Au-

gustin, hierin dem Beispiel seines Lehrers nicht gefolgt ist. Bekanntlich war er es, der das Wort des Herrn, „Nötiget sie hereinzukommen," auf eine Berechtigung des äußeren Zwangs in religiösen Dingen hin ausgelegt hat. Hätte die Kirche damals schon eine mehr erleuchtete Erkenntnis der Schrift gehabt, einen Sinn für die allmählich fortschreitende Erfassung des göttlichen Wesens im alten Bund,, für den Unterschied des Alten und Neuen Testaments, wie ganz anders wäre ihre Geschichte verlaufen. Aber nun wurde ihr der Begriff des Imperium Romanum übermächtig, sie wollte der Erbe Roms und seiner Weltmacht sein, und weltliche Gedanken und Methoden wurden für die Ausbreitung und Festigung ihres Besitzes maßgebend. Wie die weltliche Obrigkeit das Schwert zieht gegen Feinde von innen und außen, so kam die Zeit, wo die Kirche ihr auf diesem Weg folgte. Der Abt von Citeaux gab dem Grafen von Toulouse seinen Rat und Segen beim Beginn des Albigenserkreuzzuges, Verstellung, Verrat und Gewalttat wurde mit der Schrift gerechtfertigt. Ja, es war dieser Abt, der den Soldaten dieses sog. „Kreuzzuges" den Befehl gab: Schlagt sie alle tot, der Herr kennt die Seinen! So hat es denn die Welt erlebt, daß die scheußlichsten Greueltaten als gottwohlgefällige Werke gepriesen wurden, und daß Josua und Elias die Verantwortung übernehmen mußten für die Religionskriege des 16. Jahrhunderts, für die Bartholomäusnacht, den 30jährigen Krieg, die Greueltaten der Puritaner in Irland und die Ausrottung der Indianer in Amerika.

Alles dieses ist mit zu berücksichtigen, wenn wir die Eroberung des hl. Landes und was damit zusammenhängt im Lichte der Geschichte und des christlichen Bewußtseins einer prüfenden Kritik unterziehen.

Hexenverbrennung.

Exodus 28, V. 18 steht ein Text, den man für eins der traurigsten Kapitel menschlicher Verirrung und Leiden verantwortlich gemacht hat. Er heißt: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen." In der englischen Bibel lautet er: "Thou shalt not suffer a witch to live." Dieser Text soll Hunderttausenden von armen Frauen den Scheiterhaufen angezündet haben. Was nun zunächst die Frage anbetrifft: war das Gottes Wort und Befehl? so erinnert uns dies an die bekannte Geschichte von dem englischen Missionsbischof Colenso in Natal. Als der das Alte Testament in die Zulusprache übersetzte und zu der Stelle 2. Mose 21, 21 gekommen war (Siehe Kautzsch, Altes Testament, S. 9),, wo die körperliche Mißhandlung eines Sklaven seitens seines Herrn ungestraft bleibt, wenn nur der Sklave noch einen oder zwei Tage am Leben bleibt, „denn es ist seine Habe," da fragte der Zulu, der ihm bei der Uebersetzung half, betroffen: Hat das Gott wirklich gesagt? Colenso schlug das Herz. Zum ersten Mal ging ihm, dem Anhänger der Inspirationslehre nach altenglischer Auffassung, ein Licht auf, was es heißen wollte, Gott für einen jeden Buchstaben des Alten Testaments verantwortlich zu machen. Und so verneinte er die Frage.

Wir wissen sehr wohl, daß Zauberei in der ganzen Schrift als eine schwere Sünde angesehen wird und mit Recht, aber daß sie mit Todesstrafe belegt wurde, ist im Einklang mit der rohen und massiven Zeit, aber Gott selbst ist das Todesurteil nicht in den Mund zu legen. Zauberei ist „der Versuch, dämonische Kräfte in den Dienst der Menschen zu ziehen (Orelli). Der Glaube an eine Möglichkeit solches Versuchs findet sich in der ganzen biblischen Zeit. Es ist auch bekannt, daß der Dämonenglaube in den ersten christlichen Jahrhunderten weitverbreitet war und aufs tiefste ins Leben einschnitt. Bei der geistigen Eroberung der heidnischen Völkerwelt durch das Christentum drang auch viel heidnischer Aberglaube in die christliche Kirche ein. Ohne Zweifel, hätte die Kirche sich auf der Höhe des Glaubens der Apostel gehalten, so wäre sie nach und nach imstande gewesen, des Zauberwustes und -aberglaubens Herr und ledig zu werden. Es ist aber nicht geschehen. Schon im Jahre 799 forderte eine deutsche Synode Strafen für Zauberinnen, doch dürfe ihnen nichts am Leben geschehen. Als aber im 13. Jahrhundert die Ketzerverfolgungen begannen, und die Dominikaner mit der Inquisition betraut wurden, da ging das Morden los. Der eigentliche Vater der Hexenverfolgungen ist Jac. Sprenger mit seinem Buch „Hexenhammer," Malleus maleficorum. Er sagt in demselben: "femina komme von fe (= fides) und minus her, weil eine Frau von Natur weniger Glauben habe als der Mann." Dieser „gelehrte" Mann hat so recht das Feuer geschürt, und ein Rasen begann, dem nach einigen Schätzungen Millionen armer Unglücklichen im schrecklichen Tod zum Opfer gefallen sind. Leider muß konstatiert werden, daß die Reformatoren sich von dem Banne dieses Aberglaubens nicht haben losringen können. Lutheraner und Reformierte waren darin vollständig Kinder ihrer Zeit. Die Jesuiten waren zwar besonders tätig im Schüren der Hexenfeuer, aber es waren auch zwei Jesuiten, Tanner und Spee, die besonders hervorragenden Anteil an der Bekämpfung des entsetzlichen Wahnglaubens gehabt haben. Die letzten Hexenhinrichtungen fanden 1749 in Würzburg, 1775 in Memmingen und 1782 zu Glarus in der Schweiz statt. In Mexico und Peru sogar noch im Jahre 1874 und 1888! Orelli mag Recht haben, wenn er sagt, daß für all dies Elend nicht sowohl die Theologen, sondern besonders die Naturforscher, Juristen und die öffentliche Meinung verantwortlich zu machen sind. Aber es ist doch auch wahr, daß nicht sowohl die Kirche und ihre Führer und nicht die Erleuchtung der Gottesgelehrten und Schriftausleger die Welt von diesem Satansspuk befreit hat, sondern die weltliche Wissenschaft und die Freigeister. Das Jahrhundert der Aufklärung, der Fortschritt der Naturwissenschaft, die Mündigwerdung des menschlichen Geistes, die zum größeren Teil außerhalb der Kirche stehenden Geistesheroen sind es gewesen, welche die Fesseln dieses aus dem Heidentum stammenden, aber unter kirchlicher Pflege riesenhaft gewachsenen Aberglaubens gesprengt haben! Das soll man wohl im Auge behalten, wenn man der Wissenschaft oft zürnt, wenn sie ins theologische

Gebiet hereinzusprechen scheint und uns unsere liebgewordenen Kreise stört. Die rechte Wissenschaft hat es ja nur mit der Erforschung der Wahrheit zu tun, und die Wahrheit kann nie dem Interesse des christlichen Glaubens entgegengesetzt sein. Wie oft hat die Kirche oder die Theologie eine wissenschaftliche Entdeckung mit Bibeltexten und Glaubenslehren bekämpft, dann aber hat sie angefangen zweifelhaft zu werden und schließlich hat sie gefunden, daß sich die Sache ganz gut mit der Schrift verträgt und aufs neue die Göttlichkeit und Zuverlässigkeit derselben erweist. Für den Spott der Gelehrten brauchte sie da nicht Sorge zu tragen, siehe besonders Andrew White, "Warfare of Science and Theology." Das "E pur si muove," „Und sie bewegt sich doch!" des Galilei ist nur ein Fall von vielen.

Dies führt uns auf die Beziehung der modernen Evolutionslehre zu dem Bibelglauben. Wir wollen nur über einen Punkt reden:

Die Abstammung und den Urzustand des Menschen. Wir wollen vorausschicken, daß wir durchaus nicht glauben, daß die Evolutionisten bewiesen haben, daß der Mensch sich aus der Tierwelt entwickelt habe durch natürliche Zuchtwahl vermittels des survival of the fittest, durch in der Natur liegende Kräfte, ohne Eingreifen göttlicher Schöpfungskraft. Es hat uns stets widerstrebt eine solche Theorie anzunehmen. Nichtsdestoweniger wissen wir, daß andere Theologen das leicht getan. Ein Mann so fromm gläubig und dazu ein Erweckungsprediger wie der verstorbene Naturforscher Henry Drummond, der Verfasser des "Natural Law in the Spiritual World," und des "The Best Thing in the World," war ein überzeugter Evolutionist, wie sein Buch "The Ascent of Man" ja zeigt. Wir kennen dies Buch und haben versucht, seinen Argumenten Gehör zu geben, haben es aber nicht vermocht. Der Schöpfungsbericht Gen. 1 und die ganze biblische Anschauung ist dagegen, und die Beweise müssen doch noch erst ganz anders und stärker sein als sie sind, wenn wir nachgeben sollten. In Deutschland hat man von jeher der Lehre kritischer und skeptischer gegenüber gestanden. Ein Schriftsteller hat uns ja sogar schon an „Das Sterbelager des Darwinismus" geführt. Das scheint uns freilich ein bißchen voreilig zu sein. Doch jedenfalls ist es bis jetzt nur eine Theorie. Sollte es aber in der Zukunft ebenso zu einer ausgemachten Tatsache werden wie etwa das Gesetz von der Schwerkraft, würde das unserem Glauben eine Todeswunde schlagen? Doch gewiß nicht. Es fiele dann allerdings die biblische Lehre von der Schöpfung des Menschen, wie sie in Gen. 1 steht, doch würde die Entstehung des Menschen dennoch schließlich irgendwie auf einen Schöpfungsakt Gottes zurückgeführt werden müssen. Es fiele die Lehre vom Urzustand des Menschen und vom Sündenfall, wie sie Gen. 3 beschreibt. Aber an der Sündhaftigkeit des Menschen und seiner Erlösungsbedürftigkeit wäre darum doch nicht zu zweifeln. Man erinnere sich hier an das, was Tholuck in Bezug auf die Abstammung von Adam gesagt. Zu seiner Zeit kam die Theorie auf, daß der Mensch nicht von einem Elternpaar abstammen

könnte und verursachte viel Besorgnis wegen der paulinischen Lehre von ersten und zweiten Adam. Tholuck meinte, man solle sich nicht so sehr darüber aufregen. Wenn es bewiesen werden könne, so müßten die Christen ja die Idee des Paulus, daß wir durch Adams Fall verderbt seien und durch die Gerechtigkeit Christi, des zweiten Adam, erlöst würden, fallen lassen, aber Sünde und Erlösung wären darum doch da. So können wir wohl auch abwarten, was für Ueberraschungen uns die Evolution noch bringen mag. Sollte sie Recht haben, so erinnern wir nur an das Wort von den irdenen Gefäßen, vorläufig aber ist noch keine Gefahr.

Wir wenden uns nun zum Neuen Testament. Die Sachen liegen dort ganz anders als im Alten. Nicht als wenn es nicht auch hier manche Dinge gäbe, die dem Geist auch des gläubigen Christen schwere Steine in den Weg wälzen. Man denke daran, was ein Luther vom Brief des Jakobus gesagt; der Brief des Judas erschien ihm unnötig und die Apokalypse weder apostolisch noch prophetisch (Tischgespräche). Von den rabbinischen Argumenten des Paulus sagt er zuweilen: Lieber Br. Paul, diese Beweisführung ist zum Stich zu schwach. Freilich so radikal wie gegenüber Teilen des Alten Testaments verfährt er nicht. Manche Teile Esras hätte er gerne in die Elbe geworfen, aber er, wie wir, wußte, daß im Neuen Testament ein anderer Geist wehte und eine Weltanschauung, in der wir uns zu Hause fühlen. Die Rätselsprache des Apokalyptikers, die seinen Zeitgenossen verständlich gewesen sein mag, gehört für die Nachwelt zu den irdenen Gefäßen, und Mißverständnis und Mißbrauch derselben hat viel Unheil gestiftet. Wir wollen von alle dem nicht reden, sondern von etwas ganz anderem. Wir haben etwas Eschatologisches im Sinn und zwar das dunkelste Kapitel der Eschatologie, nämlich die *ewige Pein*. Doch verstehe uns niemand falsch, als wollten wir die Lehre von der Verdammnis der Gottlosen zu den Stücken zählen, die man als abgetan beiseite werfen könnte. Wir wollen nur von der Pein reden, die uns die gebräuchliche Auslegung dieser Lehre verursacht. Diese Herzensnot hat sie nicht nur uns bereitet, sondern von jeher sind Versuche gemacht worden, ihrer auf diese oder jene Weise ledig zu werden. Die Apokatastasis oder Wiederbringung betont den Universalismus des Heils und die Widervernünftigkeit, zu denken, daß der Heilsplan Gottes in Bezug auf eine große Anzahl von Menschen unwirksam sollte sein können. Sie glaubt, daß die Zeit kommt, wenn Gott wird alles in allem sein, im Sinne der vollen Mitteilung des Heils an alle. Der fromme Gemeinschaftsmann Michael Hahn in Württemberg drückte das in seiner einfachen Weise so aus, das die Zeit noch kommen werde, wo „auch das Judasle noch selig werden würde.“ Doch verhältnismäßig wenige können sich dieser Lehre zuwenden, da es ihnen scheint, daß die im Neuen Testament betonte Universalität des Heils eben gelehrt werde als ein Gegensatz zu dem Partikularismus des Alten Testaments und in dem Sinne, daß alles Heil von Christo komme und von niemand anders. So lehren denn andere

lieber die Vernichtung der Gottlosen, indem sie in dem Wort ἀπώλεια nicht den Sinn „Pein," den es ja auch nicht hat, sondern „Vernichtung" finden. Sie heben hervor, daß ein Leben der Gottesferne eigentlich kein Leben sei, daß kein Geschöpf ohne die erhaltende Wirkung Gottes leben könne und ein Zustand der Verdammnis ja das Wegziehen dieser erhaltenden Wirkung in sich schließe. Doch die biblischen Aussagen sind so deutlich und geben solchen Ansichten so wenig Boden, daß die Kirche im großen und ganzen immer wieder an der Ewigkeit der Höllenstrafen festgehalten hat. Dennoch muß zugegeben werden, daß diese Vorstellung dem Denken und Gefühl stets die schwersten Belastungen verursacht. Kähler erkennt das an in seinem Artikel „Höllenstrafen" (Herzog R. E.), aber er meint, die Bibelaussagen seien so klar, und die Geschlossenheit des christlichen Denkens lehre so bestimmt, daß außer Christo kein Heil, daß für die ihn Verwerfenden ein anderes Schicksal nicht denkbar sei. Der Gedanke sei nur erträglich, wenn man bedenke, wie gewaltig die Verantwortlichkeit der sittlichen Persönlichkeit dadurch betont werde. Was die Seligkeit der Erlösten anbetreffe und wie sie nicht durch den Gedanken an die Verdammten könne getrübt werden, so weist er sie auf das Wort Dantes: Im Paradies schauen die Vollendeten alle auf Gott, und in seinem Herzen schauen sie alle Dinge so, wie sie sich dort spiegeln. Ich weiß nicht, ob dieser Trost viel verfangen wird.

Es gab eine Zeit, wo man über diese Schwierigkeiten leichter hinweg kam, insonderheit unter dem Einfluß calvinistischer Lehren von der unbedingten Machtvollkommenheit Gottes. Gegenüber dem Gedanken der absoluten Souveränität mußten alle andern Stimmen schweigen, obwohl die der Barmherzigkeit und Menschenliebe sonst sich ebenso stark bei ihnen geltend machte wie bei uns. Ich gebe einige Auszüge aus Predigten und Schriften englischer und amerikanischer Geistlicher, in welchen sie ihre Gedanken über dies dem natürlichen Menschen und auch dem (natürlichen) christlichen Menschen so furchtbare Thema geben:

Spurgeon: "Thou wilt sleep in the dust a little while. When thou diest, thy soul will be tormented alone,—that will be a hell for it,—but at the day of judgment thy body will join thy soul; and then thou wilt have twin hells. Body and soul shall be together, each brimful of pains, thy soul sweating in its utmost pore drops of blood, and thy body from head to foot suffused with agony; conscience, judgment, memory, all tortured; but more, thy head tormented with racking pains, thine eyes starting from their sockets with sights of blood and woe, thine ears tormented with 'Sullen moans and hollow groans,
And shrieks of tortured ghosts';
thine heart beating high with fever, thy pulse rattling at an enormous rate in agony, thy limbs cracking like the martyrs in the fire and yet unburnt; thyself put in a vessel of hot oil, yet coming out undestroyed; all thy veins becoming a road for the hot feet of pains to travel on; every move a string on which the devil shall ever play his diabolical

tune of Hell's unutterable lament; thy soul for ever and ever aching, and thy body palpitating in unison with thy soul."

So weit Spurgeon, der gottbegnadete Zeuge der erlösenden Gnade. Wenn wir das lesen, so wundern wir uns, daß es Leute gegeben, die so etwas anhören konnten, ohne zu protestieren. Wir haben manchen Prediger gehört und gelesen, und alle glaubten an die ewige Verdammnis, aber niemand gelüstete es, gewissermaßen in diesen Dingen mit Wollust zu wühlen. Kaum würden seine Leute ihn auf der Kanzel geduldet haben, hätte er es gewagt, oder aber er hätte mehr Menschen in den Unglauben getrieben als durch Furcht zur Buße gebracht.

Hopkins sagt: "The smoke of their torment shall ascend up in the sight of the blessed for ever and ever, and serve as a most clear glass always before their eyes, to give them a bright and most affecting view. This display of the divine character will be most entertaining to all who love God, will give them a highest and most ineffable pleasure. Should the fire of this eternal punishment cease, it would in a great measure obscure the light of heaven, and put an end to a great part of the happiness and glory of the blessed." ! ! Das ist noch schlimmer als Spurgeon.

Und Dr. Durgee: "When the Christian finds out at last who are in the regions of despair and what they are there meeting, we are very sure he will neither be affected by the number nor by the duration of their punishment."

Und wir sind unsererseits sehr gewiß, daß es kaum eine Gemeinde gibt, die heute weder einen Hopkins noch einen Durgee mit solchen Ansichten tragen könnte. Man könnte freilich darauf sagen, daß es den Propheten zu ihrer Zeit nicht anders gegangen, und daß sie dennoch die Wahrheit gesprochen hätten. Man sagt, der Mensch ist freilich nur ein Geschöpf der Zeit, aber er hat sich doch am Ewigen vergangen und muß dafür ewig büßen. Bei all diesen und andern Argumenten, die uns wohl bekannt sind, wird sich doch selten Gemüt und Verstand beruhigen. Es gibt ein Lied in unserm Gesangbuch, das wohl den Anspruch erheben darf, das furchtbarste im ganzen Buch zu sein. Es ist das Lied: O Ewigkeit, du Donnerwort. Da heißt es im vierten Vers:

> Wenn der Verdammten große Qual,
> So manches Jahr als an der Zahl
> Hier Menschen sich ernähren,
> Als manche Stern der Himmel hegt,
> Als manches Laub das Erdreich trägt,
> Noch endlich sollte währen:
> So wäre doch der Pein zuletzt
> Ihr recht bestimmtes Ziel gesetzt.

Und im 5. Vers:

> Nun aber wenn du die Gefahr
> Viel hundert tausend, tausend Jahr
> Hast kläglich ausgestanden
> Und von der Pein zu solcher Frist

Ganz grausamlich gemartert bist,
Ist doch kein Schluß vorhanden.
Die Zeit, so niemand zählen kann,
Die fänget stets von neuem an.

Nach diesen schrecklichen Versen sagt Joh. Rist, der Verfasser: Ach Gott, wie bist du so gerecht!

Wir müssen gestehen, daß uns solche Erwägungen und Ausmalungen ganz andere Gedanken erregen, und daß wir uns außerstande fühlen, weder die Gerechtigkeit noch die Liebe Gottes mit solchen Lehren zu vereinigen.

Zwar sehen wir nicht klar, und neigen uns oft der Ansicht zu, als ob die Sache vielleicht absichtlich im Dunkel gelassen sei, um auf den argen Sinn der leichtfertigen Welt durch Schrecken zu wirken. Nichtsdestoweniger glauben wir, daß die Strafe eine angemessene sein wird nach Länge und Schärfe, und dann vielleicht der unselige Geist in der Hitze des göttlichen Zornes zerschmelzen wird. Das sollte, meinen wir, alle Ansprüche göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit befriedigen.

Mit diesen Gedanken über die furchtbare Seite des Endgerichts wollen wir schließen. Es war unsere Absicht gewesen, auch noch in positiver Weise nach Beschreibung der irdenen Gefäße des edlen Schatzes und seiner Herrlichkeit zu gedenken, sowie, wenn möglich, Anleitungen zu geben, wie man die Augen der Gemeinde für diese Seite öffnen kann. Wir müssen uns das aber wohl für eine spätere Gelegenheit ersparen.

Vom Wunder.

Von Prof. em. E. Otto.

Prof. Harnack bezeichnet in seinen Vorträgen über das Wesen des Christentums das oder die Wunder als etwas Nebensächliches im Vergleich zu allem andern was im Evangelium steht, und in gewisser Beziehung hat er damit Recht. Man kann einen Jahrgang lang unverkürztes Evangelium predigen, ohne sich auf die Wunderfrage einzulassen. Paulus hat dreizehn Briefe geschrieben, ohne in einem zu berichten, daß Jesus Wunder getan hat. Die Wunderfrage ist eine auf der Peripherie liegende mehr philosophische als religiöse. Wie viel unfruchtbare Düftelei über Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Wunders ist schon angestellt worden ohne andern Erfolg, als daß die Gedanken abgelenkt werden von der Hauptfrage: Was sollen wir tun, daß wir selig werden? Viele Menschen machen es wie die Samariterin am Jakobsbrunnen. Wie Jesus darauf hinzielt, in ihr den Durst nach dem lebendigen Wasser zu erwecken, sucht sie ihm aus dem Wege zu gehen, und wie er ihr die Anerkennung abgenötigt hat: „Ich sehe, daß du ein Prophet bist," sucht sie doch gleich das Gespräch auf einen für sie weniger heikeln Gegenstand abzulenken: Wer hat Recht, wir Samariter oder ihr Juden? So wird auch oft heutzutage in den Vordergrund geschoben: Was meinen Sie, kann Bileams Esel gesprochen

haben? u. dgl., um damit der lästigeren Frage: Wie steht's um die Seele? aus dem Wege zu gehen. Die Wunderfrage spielt aber im Gedankenleben des Volks, aus dem sich dann das praktische Verhalten zum kirchlichen Leben entwickelt, eine bedeutendere Rolle, als wir uns immer vergegenwärtigen. Eben um der relativen Nebensächlichkeit der Wunderfrage willen und ihrer trotzdem häufigen Verschiebung aus der Peripherie in das Zentrum des Glaubensinhaltes, wäre es doch für den Theologen und den Geistlichen im Amte unratsam, wenn er denken wollte, wir haben jetzt notwendigeres zu tun und zu bedenken als uns mit einer philosophischen Frage, die man doch nicht lösen kann, abzugeben.

Veranlassung zu gegenwärtiger Besprechung bietet das kürzlich im „Magazin" angezeigte, resp. empfohlene Buch von Kirn: „Grundriß der evangelischen Dogmatik," an dem Schlichtheit und Klarheit der Darstellung lobend anerkannt werden konnte, und das deswegen wohl zur Orientierung dienen kann, während an manchen Punkten etwas Verdeutlichung erwünscht ist. Wir geben den vom Wunder handelnden Paragraphen unverkürzt wieder:

„Der biblischen Weltanschauung steht es fest, daß Gottes Macht zu helfen und zu erretten unbegrenzt ist, und daß darum die Wege seiner Offenbarung und Regierung vielfach durch Wunder bezeichnet sind, d. h. durch außerordentliche Taten, die sich vom gewöhnlichen Naturverlauf abheben und dadurch, wie durch ihren religiös wertvollen Inhalt, die Gedanken auf Gott richten. Ein scharfer Unterschied zwischen natürlichen und übernatürlichen Ereignissen wird dabei nicht gemacht, da die Natur nicht als ein für sich bestehendes, nach unverbrüchlichen Gesetzen zusammenhangendes Gebiet, sondern als offen für die Einwirkung des Willens Gottes gedacht wird. Das Wunder erscheint daher nur als eine Steigerung der auch im gewöhnlichen Natur- und Geschichtsverlauf sich vollziehenden Fürsorge Gottes. Einen strengeren Begriff des Wunders, als eines übernatürlichen Ereignisses, hat erst die mittelalterliche Scholastik ausgebildet, indem sie einerseits die antike Naturerklärung übernahm und anderseits die religiöse Vorstellung von übernatürlichen Heilstaten und Gnadenwirkungen daneben stellte. Dieser Gegensatz hat dann, durch die Grundsätze der modernen Naturwissenschaft und Erkenntnistheorie, noch eine Verschärfung erfahren, sofern die erstere die beiden Axiome des stetigen Kausalzusammenhanges und der geschlossenen Einheit der Welt, ihrer wissenschaftlichen Arbeit zugrunde legte, und die letztere diese als Gesetze des erkennenden Geistes selbst deutete. Es sind darum heute in der Wunderfrage im wesentlichen drei Standpunkte vertreten:

1. Man bezeichnet, unter Berufung auf die Gesetze der wissenschaftlichen Naturerklärung, jedes Eingreifen einer übernatürlichen Kausalität in den geschlossenen Weltzusammenhang als unmöglich. (Dogmatische Wunderbestreitung.)

2. Man stellt der Naturordnung, die man als festen Untergrund wunderbarer Ereignisse anerkennt, eine höhere, in Gottes schöpferischem Willen begründete Ordnung gegenüber, aus der das Wunder begriffen werden müsse. (Metaphysische Wundererklärung.)

3. Man betrachtet als das Wesentliche am Wunder das religiöse Erlebnis dessen, der es erfährt und läßt das Verhältnis des Herzens selbst zur Naturordnung dahingestellt. (Rein religiöser Wunderbegriff.)

Gegen den ersten Standpunkt ist einzuwenden, daß der Gedanke des in sich geschlossenen, gesetzmäßigen Weltzusammenhangs zwar eine berechtigte Maxime naturwissenschaftlicher Forschung bildet, aber für eine umfassende Welterklärung doch nicht zureicht. Das geschichtliche Leben widerstrebt durchaus der Ableitung seiner Erscheinungen aus der Wechselwirkung einer unabänderlichen Summe von Kräften. Da aber zwischen der Geschichte und dem Naturleben eine feste Grenze nicht gezogen werden kann, so muß auch die Möglichkeit vorbehalten bleiben, daß es in der Natur Ereignisse gibt, die nach den Prinzipien wissenschaftlicher Naturerklärung nicht abgeleitet werden können. Ueber das Mögliche und Unmögliche entscheidet nicht unser Naturbegriff, der immer nur eine Abstraktion ist, sondern die Wirklichkeit des Naturlebens.

Der Standpunkt der metaphysischen Wundererklärung kommt dem religiösen Interesse entgegen, wenn er Gottes Macht über die Welt zu dem Gedanken einer höheren, übernatürlichen Ordnung gestaltet. Aber er verhüllt sich die Tatsache, daß diese höhere Weltordnung kein Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis für uns ist. Das Uebernatürliche bleibt für uns ein rein negativer Begriff, dem wir auf metaphysischem Wege keinen konkreten und durchsichtigen Inhalt geben können, und das Wunder ist seinem Begriffe zufolge unerklärlich, ein Geheimnis, das sich nur dem Glauben erschließt.

Ist demnach das Wunder ein Ereignis, das wir nur religiös zu deuten, nicht metaphysisch zu erklären vermögen, so müssen wir ebenso bestimmt wie die Behauptung seiner transszendenten auch die seiner immanenten Erklärbarkeit ablehnen.

So wenig wir mit wissenschaftlicher Exaktheit die Wunder wirkende Hand Gottes konstatieren können, so wenig können wir das Gegenteil feststellen, es seien nur die allezeit vorhandenen Naturkräfte wirksam gewesen. Gerade die religiöse Weltanschauung kann auf die Annahme einer schöpferischen Fortbildung und Vollendung des Weltdaseins, wie sie sich namentlich in der Heilsoffenbarung vollzieht, nicht verzichten. Ihr ist es wesentlich, eine Wirklichkeit vorauszusetzen, die umfassender ist, als die mit den Mitteln der Wissenschaft erkennbare Welt. Die daraus entstehende Spannung zwischen Wissenschaft und Glauben ist dem letzteren durch die Ueberzeugung gelöst, daß die erkennbare Naturordnung, welche die Basis unsers Handelns bildet, nur

einen Ausschnitt aus der Totalität des Geschehens darstellt, durch welches Gott seinen einheitlichen Plan mit der Menschheit verwirklicht.

Der enge Zusammenhang des Wunderglaubens mit dem christlichen Heilsglauben tritt darin hervor, daß wir jeden Versuch abweisen müssen, den Ursprung und den Lebensgehalt Jesu Christi aus dem Kreise des irdischen Daseins herzuleiten. Im übrigen hat über die Zuverlässigkeit der einzelnen biblischen Wundererzählungen nicht die Dogmatik, sondern die geschichtliche Prüfung der Berichte zu entscheiden, wobei nur zu fordern ist, daß diese wirklich durch historische Gesichtspunkte und nicht durch metaphysische Vorurteile sich leiten lasse.“ So weit Kirn.

Es wird wohl im allgemeinen vom geneigten Leser zugestanden werden, daß der Verfasser in knapper Darstellung, mit kurzen Worten möglichst viel gesagt hat, wenigstens alles, was er über den Gegenstand zu sagen beabsichtigte, und daß seine Sätze durchsichtig und verständlich sind, wenigstens nicht so wie die Sprache manches andern Gelehrten, bei deren Darstellung man an das geflügelte Wort Talleyrands erinnert wird, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Sie sind daher wohl geeignet, das Nachdenken über den Gegenstand zu leiten, weil man bald sehen kann, ob der Verfasser Recht oder Unrecht hat, ob er alles gesagt hat, was er hätte sagen können und sollen, oder ob er manchen Punkten aus dem Wege gegangen ist.

Einigermaßen zu leicht hat er sich's gemacht, indem er die Wunderfrage, so zu sagen, in abstracto behandelt und die Obliegenheit, über die Zuverlässigkeit der einzelnen biblischen Wundererzählungen abzuurteilen der Dogmatik abgenommen und der historischen Prüfung zugewiesen hat. Natürlich kann sich die Dogmatik nicht mit einer Beurteilung aller einzelnen Wunder befassen, aber man erwartet doch eigentlich von ihr eine Direktion für das Verhalten der historischen Prüfung. Es ist doch nicht so, daß die Wundererzählungen sich zu einander verhalten wie Einzelexemplare zu einem Gattungsbegriff, also daß man sagen könnte: Hier ist ein Ereignis mit unbedingter Zuverlässigkeit überliefert, es ist ein Wunder, folglich sind Wunder möglich, und darum kein Grund vorhanden, daß nicht alle den Wundercharakter tragenden Ereignisse für wirklich gehalten werden könnten; und umgekehrt: Hier ist ein Wunder berichtet, es ist unglaublich, folglich sind Wunder überhaupt unglaublich. Diese conclusio a minori ad majus wird aber im praktischen Verkehr, im Disput über religiöse Fragen viel gemacht. Die Heilige Schrift stellt keine eigentliche Definition des Wunderbegriffes auf, „weil die Natur nicht als ein für sich bestehendes Gebiet, sondern als offen für die Einwirkung des Willens Gottes gedacht wird.“ Damit kann aber nicht gesagt werden, daß nach biblischer Auffassung gar kein qualitativer Unterschied zwischen den Einwirkungen des göttlichen Willens auf den gewöhnlichen Natur- und Geschichtsverlauf und den besonders als Wunder gedachten Ereignissen stattfinde, oder daß die Wunder nur Steigerungen der regel-

mäßigen im Naturverlauf sich vollziehenden Willensoffenbarung seien, bei qualitativer Gleichheit. Zwar kann ja die biblische Weltanschauung jede Naturerscheinung und jedes geschichtliche Ereignis unter dem Gesichtspunkte eines göttlichen Wunders anschauen, aber doch ist es nicht so, daß die biblische Wunderauffassung sich völlig deckte mit dem Schleiermacherischen Ausdruck: „Wunder ist der religiöse Name für Begebenheit,“ sondern sie verbindet doch mit den verschiedenen Benennungen, mit denen sie die besonderen Willensmanifestationen Gottes bezeichnet, bestimmte Vorstellungen, deren jede dazu beiträgt, den Begriff zu konstituieren, indem jeder Name dafür in seiner etymologischen Bedeutung eine Seite des Begriffes darstellt τέρας, δύναμις, σημεῖον ohne daß die Vorstellungen zu einem bestimmt abgeschlossenen Begriffe verbunden wären. Gerade so oder, wenn man will, gerade umgekehrt verfährt die Kritik des vulgären Rationalismus, wie sie beim sog. gemeinen Mann üblich ist. Sie operiert auch nicht mit einem bestimmten, alle Einzelerscheinungen umfassenden Wunderbegriff, sondern sie geht vom Einzelereignis aus, sie greift eines derselben heraus und sagt: Ein Wunder ist ein Ereignis wie dieses, und dann weiß sie wohl, aus den Blättern der Bibel alle die Ereignisse auszulesen, die mit dem Namen Wunder zu benennen sind, aber was das Gemeinsame ist, um deswillen sie zusammengestellt werden können, weiß sie doch genau nicht anzugeben, wenn man auch sagt: Ein solches Ereignis ist nicht natürlich, so weiß man doch nicht anzugeben, was eigentlich unter „Natürlich“ zu verstehen sei. Es ist eben nicht leicht, eine Definition aufzustellen, die weder zu weit noch zu enge ist. Auch Kirns Erklärung ist ja eigentlich nur eine ungefähre Andeutung, und als solche vollständig genügend um auszudrücken, was er meint, aber eine Definition, eine Grenzziehung, die ausschließt, was nicht hineingehört, ist es nicht. Nicht alles, was sich vom gewöhnlichen Naturverlauf abhebt, ist ein Wunder, und ein Wunder bleibt ein Wunder, ob es die Gedanken auf Gott richtet oder nicht. Zwei heterogene Begriffsmomente werden ineinander zusammengezogen, indem einerseits darüber, was Wunder sei, die Stimmung oder Beurteilung des Menschen entscheiden soll (der Wunderbegriff subjektiv), anderseits der Unterschied zwischen Wunder und Nichtwunder darin bestehen soll, daß Gott auf zweifach verschiedene Weise handelt. Kirn unterscheidet drei Standpunkte in der Behandlung der Wunderfrage in der theologischen Diskussion. Er koordiniert damit den dritten Standpunkt, zu dem er sich selbst bekennt, mit den beiden ersten. Das ist eigentlich nicht richtig. Die Wunder*frage* lautet doch: Sind Wunder möglich und glaublich, oder nicht? Und an dieser Frage beteiligt sich der dritte Standpunkt gar nicht; was er behauptet, steht außer aller Frage fest und fällt mit dem Glauben an Gott überhaupt; wer an Gott glaubt, glaubt an Wunder. Demnach ist für den gläubigen Menschen alles, was er sieht und erlebt, ein Wunder, und für den ungläubigen mag es Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten geben, aber Wunder nicht. Darüber ist

inter eruditos keine Frage. Es ist aber unrecht, diesen Standpunkt No. 3 mitreden zu lassen in der Kontroverse zwischen Standpunkt eins und zwei, als ob damit, daß ich mich mit Kirn zum Glauben an Wunder im subjektiven Sinne bekenne, auch über meine Stellung zu Standpunkt eins und zwei entschieden sei. Religiös sein, heißt an Wunder glauben, das heißt anerkennen, daß das Dasein und Sosein der Dinge und der Vorgänge nicht anders zu erklären ist, als durch die Wirkung Gottes, keine Kombination von Stoffen und Kräften vermag etwas hervorzubringen und zu ordnen ohne Gott. Diesen frommen Wunderglauben spricht u. a. der Dichter aus:

„Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere,
Bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre,"
u. s. w.

Diesen Empfindungen des frommen Dichters zuzustimmen gehört zur Normalität des menschlichen Gemütslebens, wer nicht so empfindet, ist entweder religiös und geistig noch unreif, oder abgestumpft oder abgeschliffen zum nil admirari. Diese Fähigkeit des menschlichen Gemüts, Wunder, d. h. göttliches Wirken zu erkennen oder zu ahnen, kann oft durch Einzelerscheinungen und besondere Erlebnisse aus der Latenz in Aktivität gerufen werden, wie z. B. bei Mose durch den feurigen Busch, oder wie heutzutage mancher Feldgraue, wenn er daheim auf Urlaub sitzt, sagen wird: Daß ich noch lebe und ganz bin, ist das reine Wunder, ich habe bisher nicht an Wunder geglaubt, aber nun glaube ich daran. Aber die normale Entwicklung dieser Stimmung wird den, der sie erlebt, nicht dahin führen, daß er die besondere Erfahrung, wodurch sie erweckt wird, von andern isoliert, als ob hierin allein der Wundergott wirksam gewesen sei, auch nicht dahin, daß er in dem erfahrenen Wunder eine qualitative Steigerung der Wirksamkeit Gottes erblickte, sondern dahin, daß er in der Sondererfahrung nur ein Glied in der ununterbrochenen, auch im gewöhnlichen Lebensverlauf wirksam gewesenen und noch weiter zu erwartenden Macht, Weisheit und Güte erkennt. Der religiöse Standpunkt hat, so zu sagen, kein besonderes Interesse daran, zwischen zwei verschiedenen Arten und Weisen der göttlichen Wirksamkeit, einer gewöhnlichen, wie man's nennt, natürlichen und einer übernatürlichen zu unterscheiden, sondern für ihn ist schließlich Wunder ein Synonym mit Gnade, resp. Gericht, und wie Gnade kein stückweises Handeln ist, sondern ein beständiges Verhalten, so ist auch alles Tun Gottes dem Gläubigen gegenüber kontinuierliches Wundertun, wenn auch, je nach der mannigfaltig verschiedenen räumlich zeitlichen Sachlage, der Eindruck dieses Tuns auf das Gemüt von wechselnder Stärke ist.

Ja, aber, wird man nicht ohne Grund sagen, damit sind wir dem, was man im eigentlichen Sinne Wunderfrage nennt, um keinen Schritt näher gekommen, vielmehr derselben nur aus dem Wege gegangen. In dem Antagonismus zwischen Standpunkt eins und zwei handelt es

sich doch offenbar um verschiedene Beurteilung der biblischen Wunder, wenigstens haben diese den Ausgangspunkt der Kontroverse gebildet. Wenn Kirn die Beurteilung der Glaubwürdigkeit derselben der geschichtlichen Prüfung überlassen will, so hat er Recht, insofern dies bedeutet, daß jedes dieser Wunder, für sich genommen, auf seine Glaubwürdigkeit zu prüfen ist, denn geschichtliche Prüfung hat facta, nicht abstrakte Begriffe, zu ihrem Gegenstand, und erst aus einer Zusammenfassung einzeln gewonnener Urteile läßt sie ein Gesamturteil entstehen. Aber Unrecht hat er, wenn er von der Handhabung solcher geschichtlichen Prüfung alle Beeinflussung durch „metaphysische Vorurteile" ausgeschlossen haben will, da verlangt er etwas Unmögliches. Solcher „Vorurteile," mag man sie metaphysische oder natürliche nennen, kann sich niemand entledigen. Wir sind Kinder unserer Zeit und nehmen den geistigen Erwerb unserer Zeit in uns auf, der eine so der andere anders, und wie sich, trotzdem daß der Charakter des Menschen eigenes Gebilde ist, doch die Disposition zu besondern Charaktereigentümlichkeiten forterbt, vielleicht auf Grundlage vererbter körperlicher Zellenlagerung, so ist auch auf dem Gebiet des Intellekts die Verschiedenheit der geistigen Richtungen gar nicht anders zu erklären als durch eine von Geburt an vorhandene latente, aber allen Einflüssen des environments gegenüber sich behauptende Denkrichtung. Es ist kein Unsinn, wenn einer sagt: Ich bin ein geborner Rationalist. Es ist auch nicht überall recht, wenn man jemandem, der erklärt, er könne nicht an Wunder glauben, erwidert, das sei nicht wahr, er wolle bloß nicht, der Glaube sei eine Sache des Willens. Einem andern mag es ganz unbegreiflich erscheinen, warum jemand an der Glaubwürdigkeit eines Wunders Anstoß nehme, da es ihm doch selbst als das einfachste Ding von der Welt erscheint, den mangelnden zureichenden Grund für das Zustandekommen eines Geschehnisses durch die unmittelbare Machtwirkung Gottes ersetzt zu denken.

Der Begriff oder die unbestimmte Vorstellung des sogenannten Naturgesetzes hat sich allmählich ausgebildet. Die mittelalterliche Weltanschauung setzt die Existenz derselben voraus, indem sie unter Wundern Geschehnisse verstand, die nach dem Naturgesetz nicht geschehen, sondern nur durch außergesetzliches Handeln Gottes eintreten können, weswegen jedem einzelnen Wunder ein miraculum suspensionis vorangehend und ein miraculum restitutionis dieses Naturgesetzes folgend gedacht wurden. Der Katholizismus hält diesen Standpunkt fest, indem er es als zur Ehre Gottes gehörige Prärogative desselben betrachtet, je und dann zur Verherrlichung seiner Heiligen solche Aufhebungen des Naturgesetzes eintreten zu lassen. Der Protestantismus betont, im Gegensatz gegen die maßlosen Fabeln in der Kirche, die vernünftige Zweckmäßigkeit der Wunder als Begleiter und Mittel der fortschreitenden Offenbarung, nach Vollendung derselben in Christo sind dieselben zwar noch möglich, aber nicht mehr nötig. Die geistlichen Wunder im Walten des Geistes Christi in seiner Kirche, sind an ihre

Stelle getreten. Durch diese Einräumung gibt die protestantische Auffassung, genau genommen, das Interesse an der Aufrechterhaltung des alten Wunderbegriffes als einer Durchbrechung des Naturgesetzes auf. Natürlich bleibt ihr die religiöse Betrachtungsweise, nach welcher sie für das freie Handeln Gottes in Gericht und Gnade keine Schranke anerkennt, aber sie hat kein Interesse, die Anschauung zu bestreiten, daß das Wunderbarste am Wunder immer das ist, daß dabei alles immer zugleich natürlich zugeht.

Der Antagonismus zwischen Standpunkt eins und zwei hat also seinen Anlaß lediglich an der verschiedenen Beurteilung der biblischen Wunderberichte, welche, wie gesagt, nicht als Kollektivum, sondern jeder einzelne für sich zu betrachten sind. Manche von diesen teilen Ereignisse mit, welche so, wie sie beschrieben sind, nicht anders als durch Beiseitesetzung des Naturgesetzes geschehen sein können. Was ist Naturgesetz? Im Sinne der Frömmigkeit doch nichts anders als die Art und Weise, wie nach der gesammelten menschlichen Beobachtung Gott zu handeln pflegt. Die Natur (die Geschichte eingeschlossen), ist die Offenbarung Gottes. Was in der Natur nach menschlicher Beobachtung ausnahmlos aufeinander folgt, nennen wir durch Naturgesetz geordnet. Ohne auf wissenschaftlich genaue Erörterung einzugehen, nennen wir zwei Hauptparagraphen dieses Gesetzes: Das des zureichenden Grundes, alles was geschieht ist eine Wirkung, die eine Ursache oder das Zusammenwirken mehrerer Ursachen erfordert, und: Das Gesetz von der Gleichmäßigkeit alles Geschehens, daß bei aller unendlich wechselnden Mannigfaltigkeit der Anwendung doch das Gesetz vom zureichenden Grunde zu jeder Zeit gültig ist, also daß, was heute für unmöglich anerkannt werden muß, auch jeder Zeit unmöglich gewesen sein muß. Es ist gleichgültig, welches Beispiel wir herausgreifen. Daß, so zu sagen, im Handumdrehen, in ein paar Minuten eine Hand aussätzig, von wirklichem Aussatze befallen und ebenso plötzlich wieder heil werden kann, widerspricht aller Beobachtung, daß eine lebendige Schlange nicht etwa bloß in stockähnlichen Starrkrampf versetzt, sondern in einen wirklichen Stab aus solchem Material, woraus Stöcke gemacht zu werden pflegen, verwandelt werden kann, desgleichen, und doch ist dies unleugbar die Meinung der Ueberlieferung 2. Mos. 4.

Hier ist der Punkt, auf welchen unser Dogmatiker Kirn einzugehen vermieden hat, und doch hic Rhodus, hic salta, hier ist die eigentliche Differenz zwischen Standpunkt eins und zwei. Die Vertreter des letzteren sind genötigt, zu sagen: Hier ist eben ein Wunder, Gott, der Geber des Gesetzes, steht über demselben, er kann auch nach einem neuen, höheren Gesetze handeln, wenn es gilt, nicht die alte Naturordnung zu erhalten und zu bestätigen, sondern eine neue zu begründen; hier handelte es sich um eine Weiterentwicklung des Reiches Gottes, das Volk der Verheißung sollte in sein Erbe zurückgeführt werden. Das konnte und sollte nicht durch die etwa vorhandenen natürlichen Mittel erreicht werden, durch Gewalt, List, Ueberredungskunst, sondern hier

bedurfte es neuer, über die Naturordnung hinausgehender Machtäußerungen Gottes, zu denen hier das Vorspiel gegeben wurde. Greift nicht der Mensch durch die Tat seines freien, durch kein Naturgesetz gezwungenen Willens in die Naturordnung ein? Der Stein liegt, dem Gesetze der Schwere gemäß, am Boden, der Mensch wirft ihn spielend in die Luft oder fügt ihn dem Giebel seines Bauwerkes ein. Der Künstler haut aus dem Marmorblocke die Statue heraus, kein Hammerschlag verletzt das Naturgesetz, alle Meißelschnitte zusammen sind nur eine kontinuierliche Anwendung desselben, und doch kommt durch dieselben etwas Neues zustande, was durch alle vereinten Naturkräfte allein nicht zustande gekommen wäre. Sollte Gott, der Schöpfer der Natur, nicht geheime, uns verborgen bleibende Kräfte in dieselbe gelegt haben können, durch welche an einer gesunden Haut plötzlich alle Zellen zerstört und wieder geheilt werden, ein rotblutiges Tier in ein Holz verwandelt werden konnte? Ueberdies, wenn wir's auch nimmer begreifen und verständlich machen können, wie es zugegangen ist, so steht doch wie eine Mauer gegenüber allem Zweifel an der Glaubwürdigkeit die Tatsache: „Es steht geschrieben." Namentlich, wo die Inspirationstheorie noch maßgebend ist, da ist kein Ausweg: Es gibt zwei Weltordnungen, eine, die einstmals gegolten hat, und in welcher die „Gläubigen" jetzt noch leben, die jeden Augenblick, wenn Gott es will, wieder eintreten kann, und eine neue, in der eine Göttin, Natur, die Macht haben soll, ein Gesetz zu geben, das doch nur ein Gebilde menschlicher Gedanken ist.

Die Vertreter des ersten Standpunktes sagen dagegen: Wir können natürlich auch nicht beweisen, daß Gott dies und das nicht so, wie es geschrieben steht, getan habe, es handelt sich uns gar nicht darum, was Gott kann, sondern um das, was er tut, was er uns über die Art und Weise seines Handelns in der Natur und in der Geschichte, die seine Offenbarungen sind, hat wissen lassen. Es ist auch für uns eine Sache des Glaubens, wir glauben dies und das nicht, weil wir etwas anderes glauben, wir bemühen uns nicht, aus dem metaphysischen Wesen Gottes zu beweisen oder zu bestreiten, daß Gott so oder so habe handeln können, sondern wir sagen einfach, dies und das glauben wir nicht, es ist nicht Willkür,, daß wir's nicht glauben, sondern wir können nicht, es widerstrebt unserer geistigen Organisation, und die Forderung der μετάνοια schließt die eines sacrificium intellectus nicht ein, sondern aus.

Der fromme und gemütvolle Dichter P. Hebel sagt: „Alle Taten Gottes vollziehen sich innerhalb des Naturgesetzes, dessen stillen, verborgenen Gang er noch nie zwecklos durch Wunder gestört hat, denn er würde durch unaufhörliche Wunder die heiligen Gesetze der Natur und den schönsten Schmuck des Menschen, die Freiheit, vernichten." Hier ist nur die Einschiebung des Wortes „zwecklos" zu bedauern, durch welches der Dichter den Sinn seiner Behauptung undeutlich gemacht hat. Man weiß nicht, ob er damit hat sagen wollen: Gott hat den

Gang des Naturgesetzes allerdings manchmal gestört, aber nie zwecklos, oder: Er hat denselben nie gestört, weil jede Störung zwecklos gewesen sein würde. Letztere Deutung ist wohl dem Zusammenhange nach vorzuziehen. Klarer und entschiedener drückt sich ein anderer aus (Redepenning): „Schon ein einziges Wunder als wirkliche Aufhebung des in Gott ewigen Naturgesetzes raubt uns den lebendigen, immerdar in seinem Wirken sich selber gleichen Gott. Auch schon eine einzige Widernatürlichkeit bringt die ganze feste Ordnung in Schwanken und öffnet jedem Glauben an Wunder allerlei Art Tür und Tor; ganz oder gar nicht, muß auch hier die Losung sein."

Die Vertreter des ersten Standpunktes sind daher genötigt, die Fragestellung zu ändern. Nicht, wie ist das Zustandekommen dieses oder jenes Wunders zu erklären, sondern: Wie ist die Entstehung dieses oder jenes Wunder berichtes zu erklären. Dabei werden dann als Erklärungsgründe herangezogen, die Eigentümlichkeit poetischer Darstellung, der Einfluß der fortbildenden Phantasie in der Sagenbildung, die Vorliebe kindlicher Weltauffassung, für alles Geschehen mit Ueberspringung der kleinen vermittelnden Ursachen gleich die letzte und höchste, den Machtwillen Gottes einzusetzen, unsichtbare, geistige Hergänge als in Zeit und Raum sich vollziehende darzustellen, u. a. Daß es bei manchem non liquet bleiben muß, liegt in der Natur der Sache.

Es handelt sich also, darauf hinzuweisen war der Zweck der gegenwärtigen Darlegung, in der Kontroverse zwischen Standpunkt eins und zwei, um die Verschiedenheit in der Stellung zu der Heiligen Schrift, und es ist keine nebensächliche Angelegenheit, die man, ein jeder für sich, dahingestellt sein lassen könnte, weil sie das eigentliche Gebiet des Glaubens nicht berühren, sondern es sind in der Tat zwei verschiedene Arten von Glauben, die einander gegenüber stehen. Ein anderes allerdings ist es mit der theologischen oder kirchlichen Kontroverse über den Gegenstand, mit der Verteidigung des eigenen und der Bestreitung des gegnerischen Standpunktes. Hier ist Weisheit, Vorsicht und Geduld nötig von beiden Seiten, und jeder Versuch, durch Verunglimpfung der Gegner die eigene Sache zu fördern, wird derselben nur schaden.

Pfr. Derfs, in seinem Seite 191 genannten Buch Passiflora, sagt zu der wunderbaren Speisung von 4000 durch die 7 Brote:

Christus läßt nicht Brot vom Himmel fallen, wie's einst für das Volk Israel in der Wüste Brot vom Himmel regnete; er nimmt die sieben Brote, die vorhanden sind und damit sättigt er das Volk. Wie dies zugegangen ist, weiß ich nicht, habe auch gar kein Verlangen darnach, es zu wissen. Ich weiß mir so vieles von dem, was ich Tag für Tag sehe, nicht zu erklären, so daß ich gerne auf eine Erklärung des Speisungswunders verzichte.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Zwei amerikanische Theologen wider den Munitionshandel.*)

Handelsgewinn und nationale Ehre (Private Profit and the Nation's Honor).

Verwahrung und Vorstellung (a Protest and a Plea)
von Charles F. Aked, D. D., LL. D.,
Pfarrer der ersten Kongregationalisten-Kirche in San Francisco, früher der Pembroke-Baptisten-Kirche zu Liverpool in England, wohnhaft in Amerika seit 1907, Bürger der Vereinigten Staaten seit 1903,
und von Walter Rauschenbusch, D. D.,
Professor der Kirchengeschichte am Theologischen Seminar zu Rochester, Verfasser von Christianity und Social Crisis u. s. w., geborenem Bürger der Vereinigten Staaten, Sohn amerikanischer Bürger deutschen Blutes.

Im Verein mit allen andern Bürgern der Vereinigten Staaten sind wir moralisch verantwortlich für den Handel mit Waffen und Munition. Wir wünschen unser Gewissen zu beruhigen, wenigstens durch einen Protest.

1. Es ist öffentlich bekannt, daß ungeheure Schiffsladungen von Waffen und Munition von amerikanischen Fabriken hergestellt worden sind, und daß noch größere Mengen bestellt wurden. Unser Land wird zu einer Werkstatt des Todes. Dieses Geschäft ist höchst ertragreich und deshalb verführerisch. Betriebsanlagen zur Fabrikation von Lokomotiven, Luftfahrzeugen und Schreibmaschinen sind in Werkstätten für Gewehre und Schrapnells umgewandelt worden. Die größte Bank im Lande dient als Agent und Vermittler, und die Gewinne sind so groß, daß Großbritanien dagegen Einspruch erhebt.

2. Dieser Kriegshandel beruht nicht auf Vaterlandsliebe, sondern auf Gewinnsucht. Er zeigt die Großindustrie auf einer ihrer niedrigsten Stufen. Der Kapitalismus hat oft höhere Menschheitswerte geopfert um schnöden Gewinn. Soweit ihm vom Staat nicht Einhalt geboten wurde, hat er seine Arbeiter, selbst Frauen und Kinder, mißbraucht. Er hat seine Kräfte in das Branntweingeschäft gesteckt und um das Recht gekämpft, aus der moralischen Entartung des Volkes seinen Vorteil zu ziehen. Jetzt, im Todeskampf der Nationen, arbeitet er mit Ueberstunden, um Tod zu fabrizieren. Hier ist eine gegebene Menge von Schrapnells fertig zum Transport. Der Gewinn daran beträgt 100 Dollars. Die wahrscheinliche Anzahl von Menschenleben, die sie töten wird, ist, sagen wir: zehn. Zehn Dollars auf den Kopf eines Menschen, des Sohnes einer Mutter! Unsere Munition ist bekannt für ihre tötende Wirkung. Tausende von einsamen Gräbern erzählen von großen Dividenden, die in amerikanische Taschen fließen. Deutsche Zei-

---

*) Wir haben so oft zum Ueberdruß müssen gewahr werden, wie Vertreter englisch-amerikanischer Kirchen eine so einseitige, probritische Stellung eingenommen haben in diesem Krieg. Da erscheint es nur gerecht, daß wir auch andere Stimmen zu Wort kommen lassen, die mit unserer schmählichen „Neutralität" nicht zufrieden sind. Das nachfolgende Stück ist aus der „Christl. Welt," No. 32, vom 12. Aug. 1915, entnommen.

tungen haben den Vorschlag gemacht, die Worte „Amerikanische Munition“ den Berichten über Schlachten hinzuzufügen, bei denen wir die heimlichen Verbündeten waren.

3. Obgleich dieses Geschäft nur durch das Kapital einzelner und zu deren Gewinn weitergeführt wird, ist doch seine Bedeutung so groß, daß die Nation darin verwickelt ist. Die fremden Völker wissen nichts von den „Bethlehem Steel Works,“ der „American Locomotive Company,“ oder der „Westinghouse Air Brake Company.“ Sie sehen einen Strom von Kriegshilfsmitteln von Amerika ausgehen, und die Nation als Ganzes wird zur Verantwortung gezogen. Einige wenige werden den Gewinn einstecken; unsere Nation muß das Uebelwollen tragen, das durch diese Industrie geweckt wurde, und das Schamgefühl, das über uns kommen mag, wenn die Geschichte ihr Urteil über dies schicksalsreiche Jahr ausspricht. In der Tat, wir sind zusammen verantwortlich. Niemand kann sagen, wie weit die industriellen und intellektuellen Kräfte unsers Landes dem Erfolg der Kriegshändler zinspflichtig sind. Unsere Regierung hat die Macht, die Ausfuhr von Waffen zu verbieten. Wenn die Nation sich schweigsam verhält, gibt sie ihre Einwilligung zu dem, was getan wird. Wenn unsere eigenen Bürger in großer Anzahl durch eine mörderische Industrie getötet würden, würde ein klares Gewissen uns alle dafür verantwortlich machen, daß wir es erlaubten. Wenn das Unrecht in der Ferne geschieht, so steht für das allgemeine Urteil der Menschheit unsere als der ganzen Nation Billigung noch klarer vor Augen.

4. Wenn wir überhaupt die ererbten ethischen Grundsätze des politischen Lebens anerkennen, so haben die Nationen eine furchtbare Vollmacht zur Herstellung und Verwendung der Todeswerkzeuge. Jede Nation glaubt für die Unantastbarkeit ihres Landes, die Sicherheit ihrer Heimstätten, die Erhaltung ihrer geschichtlichen Institutionen, für ihre künftige Freiheit und Größe zu kämpfen. Wenn ein Volk sich bedroht sieht mit der Zerstückelung seines Gebietes, dem Ruin seines Handels, der Unterbindung seiner geistigen Entwicklung und der Unterdrückung seiner ganzen Manneskraft, so liegt ein letzter Rest von moralischer Würde darin, wenn es zum Kriege greift. Aber unsere Nation ist nicht in dieser Not. Unsere Kriegsindustrie hat ihre Daseinsberechtigung nicht durch das Recht der Selbstverteidigung. Bei uns ist es eine Geldfrage. In unserm Revolutionskrieg verkaufte ein deutsches Fürstchen die militärischen Dienste von einigen tausend Hessen an England. Sie spielen in unserer Geschichte eine verächtliche Rolle. Warum? Sie kämpften tüchtig. Aber sie kämpften die Schlachten eines fremden Volkes für Lohn. Ist unsere moralische Lage nicht ähnlich?

5. Die christliche Gesinnung unsers Volkes hat tiefen moralischen Anteil an den Kriegsfragen genommen. Wir haben die europäischen Nationen um ihrer blutigen Verluste willen beklagt. Wir haben sie um ihres Wahnsinns willen getadelt. Wir haben, als der Aufruf unsers Präsidenten an uns erging, uns feierlich versammelt und den allmächtigen Gott gebeten, dem Krieg ein Ende zu machen. Aber wenn uns gewinnbringende Kontrakte über den Weg liefen, erfaßte unsere Finanzkreise eine zitternde Begierde, gewisse Papiere kamen in tolle Bewegung, und die großen wirtschaftlichen Hilfsquellen Amerikas waren da, das Feuer der Zerstörung zu schüren. Wo war nun die Wirksamkeit des amerikanischen Gewissens? Der Wunsch, daß Frieden unter den Nationen herrschen soll, ist einer der edelsten Bestandteile

in unserm nationalen Glaubensbekenntnis gewesen; doch je stärker dieser Wunsch gewesen ist, um so empörender ist der Widerspruch zwischen unserm Bekenntnis und unserm Verhalten.

Wir sind in der Lage eines Christen (Christian Gentleman), dem der Handel mit Schnaps aufrichtig verhaßt ist, der aber nicht dem verführerischen Einkommen widerstehen kann, welches durch den Handel mit Schnaps seinem Vermögen zugeführt wird. Alle Ehre den Geschäftsleuten, die aus sittlichen Gründen es ablehnten, Kriegskontrakte zu schließen! Sie verdienen mehr als das Gemurmel von Ueberraschung und Hochachtung, das ihre Handlungsweise anerkannte. Wenn dieser Krieg sich erweisen sollte als der Wendepunkt, an dem der Weg sich von Zeiten des Krieges zu einem Zeitalter des Friedens hinkehrt, wird die Geschichte kommender Jahrhunderte genau nachforschen, welche Rolle die verschiedenen Nationen auf diesem Menschheits-Kalvarienberge gespielt haben. Soll dann Amerika vor der Nachwelt dastehen mit einem Geldsack in Händen?

6. Das gefährlichste Erzeugnis des Kriegshandels ist vielleicht nicht die weggeschickte Munition, sondern die Geldinteressen, die hier zuhause aufgerichtet sind. Diese Interessen gehen geradewegs auf Fortsetzung und Verbreitung des Krieges hinaus. Frieden wäre hier eine Kalamität. Wenn ernsthafte Friedensverhandlungen morgen einsetzen würden, würden ihre Papiere fallen. Wir wissen, wie stark und tückisch Handelsinteressen die Presse beeinflussen können, sobald ein Wechsel in der öffentlichen Meinung ihren Profit bedroht. Wir wissen aus bitterer Erfahrung, was für einen politischen Druck sie auszuüben vermögen. Die Zukunft dieser Kriegsinteressen ist gänzlich abhängig von der politischen Tätigkeit der Regierungen. Ist es wahrscheinlich, daß sie in unserm Lande blühen werden, ohne ihre Existenz in der nationalen Politik geltend zu machen? Ungeheurer Druck soll im Mai und Juni auf den Präsidenten ausgeübt worden sein, damit er ein Ultimatum an Deutschland stelle, und wir haben voll Bangigkeit am Abgrund des Krieges gestanden. Wir können nicht zugeben, daß solche unseligen Einflüsse am Werke bleiben. Manche von uns glauben, daß unsere Nation eine besondere Mission habe, den Frieden wiederherzustellen. Nichts ist gewißlich so geeignet, sich einzudrängen in unsern richterlichen Beruf (judicial qualities), das Vertrauen anderer Staaten auf unsere aufrichtige Freundschaft zu untergraben — und jene Friedensmission zu zerstören, als das Wachstum dieser Kriegsinteressen. Sie werden eine amerikanische „Kriegspartei" schaffen. Wenn der ausländische Handel schwach wird, werden sie zu dem heimischen Markte zurückkehren, und wir werden ihren Einfluß fühlen, wenn es den amerikanischen Militarismus gilt.

7. Der Kriegshandel wird entschuldigt mit dem internationalen Gesetz, das die Waffenausfuhr durch Bürger eines neutralen Staates erlaubt. Niemand leugnet die Gesetzmäßigkeit. Aber eine Handlung mag rechtsgültig sein — und doch selbstsüchtig, unredlich (unfair) und gefährlich. Ein gesetzliches Recht kann, wenn es zu weit ausgenutzt wird, ein moralisches Unrecht werden. Jefferson verteidigte 1793 das Recht der Amerikaner, Waffen nach Frankreich auszuführen, weil es eine Härte sein würde, ihren geordneten Geschäftsbetrieb zu hemmen, der möglicherweise „das einzige Mittel ihres Unterhaltes" sein könnte. Dieser Gedankengang ist kaum anwendbar auf einen mächtigen nationalen Handel, so wie er sich neuerlich für diesen Krieg entwickelt hat und unsere Industrie von friedlichem Gewerbe ab zum Mili-

tarismus hinlenkt. Uebrigens geht auch im internationalen Recht der Handel mit Waffen und Kriegsvorrat auf der schmalen Grenzlinie dessen, was erlaubt ist. Regierungen können sich nicht darauf einlassen, ohne damit ihre neutrale Stellung einzubüßen. Für die Schiffsladungen der privaten Bürger gibt es keinen Schutz, wenn sie gekapert werden, und sogar die lasttragenden Schiffe laufen Gefahr, im Notfall zerstört zu werden. Unsere Nation würde weit sicherer gegen die Kriegsgefahr sein, wnn nicht Kriegsvorrat zusammen mit friedlichen Waren und Personen auf den gleichen Schiffen geführt würden. Inmitten der schrecklichen Gefahren dieses Weltkrieges sollte dieses fragliche Privatrecht aufgehoben werden um unsers eigenen öffentlichen Wohles willen.

8. Unser Waffenhandel wird damit verteidigt, daß der Waffenverkauf durch Neutrale kleinen und friedlichen Nationen Schutz biete, wenn sie nicht im Notfall Waffen erwerben könnten, so würden sie sich um so gründlicher während des Friedens zu bewaffnen haben. Es mag zur Erwiderung gesagt werden, daß große Staaten eben für solche Fälle Flotten unterhalten. Die kleinen und friedliebenden Buren-Republiken hatten keine Möglichkeit, von unsern Kriegslieferungen zu profitieren. England war's, das sie aufkaufte und gegen die Buren benutzte. Wenn der Waffenverkauf durch Neutrale wirklich zur Hauptsache den kleinen Nationen zu gute käme, so würden die großen Nationen, die das internationale Recht schufen, dieses ohne Zweifel schon lange abgeschafft haben. Auf jeden Fall sind unsere Kriegsproviantmeister stark beeinflußt durch diese uneigennützigen Erwägungen der internationalen Politik! Sie betreiben das Handwerk, weil es sich bezahlt macht; das Uebrige ist Rauch, der den Erfolg umwölkt.

9. Es wird uns auch berichtet, daß eine Beschlagnahme unter den gegenwärtigen Umständen nur für Großbritannien und dessen Verbündeten eine Bedrückung sein würde, und deshalb ein unneutrales Gepräge hätte. Die Antwort ist klar: die Ausfuhr von Waffen ist auch unter den jetzigen Umständen nur für eine Seite eine Härte, und hat daher ein noch mehr unneutrales Ansehen. Das Recht der Beschlagnahme ist durch die Haager-Konvention anerkannt. Unsere Regierung verbot die Waffenausfuhr nach Mexiko für eine Zeitlang und erklärte, daß eine Neutralität, welche Huerta befähigte, Waffen zu empfangen durch den Besitz von Häfen, während Carranza durch Mangel an Häfen daran gehindert sei, eine reine „papierne Neutralität" wäre. Es ist keine Erklärung laut geworden seitens unserer Regierung: warum jene Handlung eine Richtschnur (a just precedent) sein soll für das Verfahren dem einseitigen Kriegshandel mit Europa gegenüber.

10. Unser Kriegshandel ist schlecht, weil er inhuman ist; er ist auch schlecht, weil er unsere ganze Neutralität heillos in Frage stellt. Wie auch unsere Theorieen sein mögen, Tatsache ist, daß wir heute Teilhaber sind an dem ökonomischen und militärischen System Großbritanniens und seiner Bundesgenossen. Sie hängen von uns ab. Wir sind ihnen so nützlich als Neutrale, daß sie in Zweifel geraten, ob es für sie von Vorteil wäre, wenn wir Deutschland den Krieg erklären würden. Unsere Parteilichkeit ist um so peinvoller, weil wir Großbritannien nun schon seit mehreren Monaten erlaubt haben, die freie Heerstraße des Ozeans für unsere neutralen Schiffe, die mit Korn und Baumwolle nach Deutschland geladen sind, zu schließen. Man darf wohl sagen, daß, wenn *unsere* Republik im Krieg stünde und solchermaßen behandelt würde, wir von Ozean zu Ozean unsere Stimmen erheben würden, um gegen solche Neutralität und Freundschaft zu schreien.

11. Bei Prüfung unserer sittlichen Lage ist es wichtig zu fragen, ob wir wider unser Wissen und Wollen durch irgendwelche Umstände zu dieser falschen Stellung gezwungen worden sind — oder, ob wir innerlich zustimmend die Gelegenheit willkommen heißen, mit der Tat unneutral zu sein, während wir neutral bleiben mit dem Bekenntnis. Eine New Yorker Tageszeitung sagte in einer These zur Aufrechterhaltung unseres gegenwärtigen Neutralitätszustandes: „Das Höchstmaß von Schaden, das wir Deutschland antun können, fügen wir ihm jetzt zu." Der Parteigängergeist ist so gesteigert, daß andere vermutlich ingeheim froh sind, daß wir wenigstens an unserm Teil mitwirken können, zur Auflösung Oestreichs und zur Niederwerfung Deutschlands dadurch, daß wir das Handwerkszeug dazu liefern. Doch diese Haltung ist wirklich niedrig und verräterisch. Sollen wir denn die weiße Flagge der Neutralität hissen und „Freund, Freund" rufen und unter dieser Deckung mit Absicht Schaden tun? Wenn irgend jemand in seinem Geist solche Gedanken zuläßt, so hat er sein Recht verwirkt, Treulosigkeit bei andern zu verdammen.

12. Es ist eine armselige Neutralität, die nicht beiderlei Verfahren betreibt. Eine unparteiische und wahrhaft neutrale Politik muß sich umkehren lassen. Aber gesetzt, die Lage der kriegführenden Nationen wäre genau die umgekehrte, trieben wir da dieselbe Politik? Denken wir beispielsweise — so unwahrscheinlich es ist — daß die britische Flotte durch eine Häufung von Mißgeschick die Herrschaft (control) über die Meere verlöre. Die deutsche Flotte könnte daraufhin die neutrale Schiffahrt in eben der Weise unterbinden wie jetzt die britische Flotte. Amerikanische Frachten von Nahrungsmitteln, für England bestimmt, würden in deutsche Häfen eingebracht. Das britische Volk äße Kartoffel-Brot und bekäme streng beschränkte Quantitäten davon mittels staatlicher Brotkarten. Die teutonischen Verbündeten könnten in unbeschränktem Maße amerikanische Gewehre und Kugeln und Granaten kaufen, um die englischen Armeen oder Schiffe zu überwältigen. Wie lange würde da unsere gegenwärtige Logik ihre Ueberzeugungskraft behaupten? Wie lange würde es dauern, bis wir die Kriegsmunition mit Beschlag belegten und bis wir forderten, daß die amerikanische Nahrung und Baumwolle freien Zugang zu nicht blockierten Häfen haben solle? Ist eine Neutralität, welche keine Umkehrung verträgt, gut genug, um unserm Sinn für Billigkeit und nationale Ehre zu genügen?

Was sollen wir nun tun? Wir sollen den Export von Waffen und Munition verbieten! Aus Gründen der Menschlichkeit sollen wir uns weigern, den großen Brand der Zivilisation zu nähren, nur damit wir für uns selbst finanziellen Gewinn sicher stellen. Aus Gründen öffentlicher Politik sollten wir das weitere Anwachsen und den tückischen (insidious) Einfluß großer wirtschaftlicher Mächte, die unmittelbar interessiert sind an der Fortsetzung und Verbreitung des Krieges, hindern. Aus Gründen der Neutralität und der nationalen Ehre sollten wir uns aus einer so unehrenhaften Lage, die die Aufrichtigkeit unserer hohen Aufgaben in ein zweifelhaftes Licht stellt, herausretten. Zu Kriegsbeginn setzte Präsident Wilson den Einfluß der Regierung gegen das Aufnehmen von Kriegsanleihen in diesem Lande ein, und das gute Volksempfinden stimmte ihm zu. Wir hätten in jener Zeit denselben Grundsatz auf Waffenexport anwenden müssen. Heutzutage wird der Widerstand gegenüber solchem Unternehmen bei weitem bösartiger sein. Man maßt sich allgemein an, daß ein so mächtiger Handel

nicht nunmehr gezügelt werden kann. Wenn das wahr ist, so ist das bessere Selbst der Nation noch einmal so hilflos gegenüber den kaufmännischen Interessen. In diesem Falle haben wir selbst jetzt eine Kriegspartei, welche unsere Politik beherrscht. Ein starker Protest seitens der sittlichen Kräfte der Nation würde diese Frage zur Reagenz bringen. Wenn auch ohne Erfolg, so würde er doch wenigstens die Aufrichtigkeit des Teiles der Nation ans Licht bringen, die nicht ihre Taschen zu füllen sucht. Wir können unmöglich über den Krieg schreien — und auf Kosten des Krieges reich werden. Amerika kann unmöglich die Außenseite des Bechers mit Friedenskongressen schmücken, während er innen gefüllt ist mit dem roten Weine des Kriegsgewinnes. (Aus „Christl. Welt.")

Kranke Menschlichkeit.

Wenn die amerikanischen Briten stolz aufzählen, was alles wir England, „der Quelle unserer Ideale," zu verdanken haben — nebenbei, wir hätten das alles auch von wo anders haben können, und meistens noch besser! — dann kommen in erster Reihe die idealen Güter. Die hat der Brite stets im Munde, er spricht von ihnen zuerst und zuletzt. Daß diese Art der Briten, ihre Ideale lediglich zur Erzeugung von Schallwellen zu gebrauchen, auch zu der Erbschaft gehört, die wir England verdanken, ist ihr unheilvoller Kern für unser Volk. Der Psychologe, der die Folgen der „idealen Erbschaft aus England" auf die Entwicklung und Gestaltung unserer Volksseele zum Gegenstand einer Untersuchung macht, wird zu manchen merkwürdigen und keineswegs erfreulichen Feststellungen gelangen. Die Ideale, die beim Briten drüben schon gewissermaßen zum dauernden Mundinhalt gehörten, sind infolge des Einflusses besonderer, geschichtlicher Umstände, auf die einzugehen hier zu weit führen würde, beim amerikanischen Briten zu einer Art seelischen Kaugummis geworden, das allerdings nicht so harmlos ist wie der „Gum," den menschliche Gebisse mit hingebender Liebe wiederkäuen. Der seelische Kaugummi hat dem Whiskey ähnliche Wirkungen: Er entnervt die Seele, er verweichlicht sie und bringt sie schließlich in den Zustand, der im Kindischen oder Hysterischen liegt. Um einen Fall herauszunehmen: Die Menschlichkeit.

Sie ist ein ideales Gut. Unser Prinzip der Menschlichkeit befand sich mit unter den idealen Gütern, die wir von England erbten. Wir sind menschlich. Der Brite drüben hat niemals so viel von Menschlichkeit gesprochen und geredet, wie in letzter Zeit — und blieb dabei kühl und nüchtern und handelte rücksichtslos unter dem Gesichtspunkt der Vorteilhaftigkeit. Bei uns kaut man das Gummi der Menschlichkeit — und endet im Kindischen oder Hysterischen. Die Kommission für Zuchthausinspektion in Philadelphia hat beschlossen, den dortigen Zuchthäuslern regelmäßig zu ihren Mahlzeiten Tafelmusik zu liefern. Bei diesem schönen Tun werden sich die Militärkapelle und die Zuchthauskapelle ablösen. Ein großer Teil unsers Volkes ist, dank der britischen Erbschaft, so geartet, daß es darin einen Triumph der Menschlichkeit erblickt.

In Norristown, einer andern Stadt Pennsylvanias, erschien ein Gefangener, der einige Tage vorher entlassen worden war, vor dem Direktor der Strafanstalt und bat ihn flehentlich, wieder ins Gefängnis zu dürfen, da er dort so ausgezeichnetes Essen bekommen habe. Das ist die Folge die-

ser „Menschlichkeit." Diese Menschlichkeit ist bereits so entnervt und verwirrt, daß sie den „armen" Gefangenen jedes Empfinden einer Strafe, jedes Bewußtsein, in einer „Strafanstalt" zu sein, nehmen muß. Von wie viel Tausenden Leuten werden die Zuchthäusler in Philadelphia beneidet werden, insbesondere, wenn die Musik gut ist. Diese Menschlichkeit ist so unmenschlich, daß sie ehrbare aber charakterschwache Glieder der Gesellschaft verführt und verlockt, gegen unsere Gesetze zu sündigen, um sich der überschwenglichen Zärtlichkeit erfreuen zu können, die ihnen entgegenwittert. Diese Menschlichkeit ist pervers: Sie treibt zur Sünde, um ihr Verlangen zu bessern, befriedigen zu können. Die Menschlichkeit ist krank.

Eine Frau Dr. Walker erklärte in Washington in einem Vortrage, das einzige Volk, das wir zu fürchten hätten, sei Japan. Aber anstatt zu rüsten, sollten wir nur 50 amerikanische Frauen nach Japan senden, die mit den Japanerinnen sprechen könnten. Dann wäre alles im Geleise. Und das Publikum kaute behaglich den Gummi der Menschlichkeit. — In Japan, wo man im Gegensatz zu England die Gefangenen menschlich behandelt, würde man natürlich über eine solche Aeußerung der Menschlichkeit lächeln. Man würde von einer besonderen Art von Menschlichkeit sprechen, von einer hysterischen, einer spezifisch amerikanischen Menschlichkeit und würde dann das tun, was die Verhältnisse und die Vernunft zu tun geböten.

Wenn wir in dieser Menschlichkeit fortfahren, werden wir zugrunde gehen. Unsere Menschlichkeit muß gesund werden, preußisch möchten wir fast sagen, mit Rückgrat und Gehirn. Es liegt an uns.

(Aus „Germania.")

Wer ist lutherisch?

Aus: "The Confessional History," written by the late J. W. Richard, Prof. in the Theol. Seminary, Gettysburg, Pa., entnehmen wir folgende Definition:

A Christian must be regarded as a Lutheran who holds the following chief doctrines in contradistinction to their well-known Calvinistic and other theological antitheses:

That salvation has its source in the paternal love of God; that Jesus Christ, very God and very man, is the center of the Evangelical System, and died for the whole race of mankind; that salvation is sincerely offered to all men who hear the Gospel; that the cause of the condemnation of some men, who hear the Gospel is their own voluntary rejection of the offer of salvation; that the Word of God and the sacraments offer grace to all alike, and actually convey grace to all who receive them with faith; that Christ is present in the Eucharist; that original sin is truly sin, as against Pelagius and some others; that justification is by grace, for Christ's sake, thru faith alone, as against the teaching of the Roman Catholic Church on this subject; that all ministers of the Gospel, whether Presbyterially or Episcopally ordained are equal, as against the views of some sacerdotically constituted churches. The Christian who holds those doctrines as they are fundamentally and principiantly laid down in the Augsburg Confession is a Lutheran, and is entitled to be regarded as a Lutheran, and to have all the rights, privileges and immunities of a Lutheran conceded to him according to the Peace of Augsburg, the great Magna Charta of Luther-

anism even tho he do not hold certain circumferential doctrines and just and probable inferences just as Luther and Melanchthon held them, and may not accept certain explanations of Lutheran doctrines as they have been presented in the Apology, or in the Schmalkald Articles or in the Formula of Concord, for none of these three is at this time or has ever been universally accepted and subscribed by the entire Lutheran Church.

Eingesandt von J. H. St.

Zwei traurige Exemplare englisch-amerikanischer Frömmigkeit.

1. Und das heißt sich: „Kirche."

In der herrlichen Stadt Los Angeles in California treibt der kirchliche „Humbug" Riesenblüten. Da ist eine „Kirche," deren „Prediger" sich annonciert oder anonncieren läßt, als der „berühmte Kanzelhumorist, der die Leute immer aufheitert." Sein Bild spreizt sich in den Zeitungen in allen möglichen Posen. Mit Riesenlettern verkündigt er in seitengroßen Annoncen die erbaulichen Themata seiner „Predigten," wie z. B.: „Das Küssen — ist es vernünftig und sanitär?" — „Junggesellen und alte Jungfern, warum heiraten sie nicht?" — „Dem Bierbrauer seine großen Rösser." — „Schnarchende Pferde." — „Keifende Weiber." — „Brummige Ehemänner — was soll man mit ihnen anfangen?" — „Linkshändige Leute; warum sie links sind," u. s. w.

Dann hält dieser würdige Geistliche den Lesern seiner empörenden Annoncen allerlei Köder vor die Nase, um sie in seine erbaulichen „Gottesdienste" zu ziehen. Z. B.: „Prachtvolle Musik auf einer $30,000-Orgel mit Glockenspiel und Lieder von Jubiläumssängern," oder: „Knaben vom Pfadfinderkorps werden die Worte eines Kirchenliedes bei Orgelbegleitung durch Flaggensignale buchstabieren." Oder er läßt ankündigen, daß ein Bühnenstern eines Lichtbildertheaters neben dem Bürgermeister und zwei Stadträten sitzen und singen werde. Ein andermal: „Die Königin aller Pfeiffer, Amerikas größte Solopfeiferin, wird im Gottesdienst zur Orgel eine Glanznummer pfeifen. Sie werden etwas Rares zu hören bekommen!" Oder: „Ein dramatischer Sopran wird singen," u. s. w.

Und so etwas nennt sich „Kirche"! Dieser Kanzelheld hat gewiß seinen Beruf verfehlt; der gehört nicht nur auf die „Bretter," der paßt schon eher aufs „Ueberbrettl." Auf die Kanzel einmal ganz gewiß nicht!

Ein frommer, wackerer Landmann zog in die Stadt hinein und schloß sich ahnungslos dieses Mannes Kirche an. Seine Enttäuschung war unbeschreiblich. Er konnte es nur ganz kurze Zeit aushalten; dann ging er wieder. Am Sonntag, ehe er für immer ging, sandte er dem „Prediger" die folgenden Verse auf die Kanzel. Der mag ein kurioses Gesicht gemacht haben, als er las:

"If Moses could come back again,
From heavenly scenes abstracted,
And hear his precepts set at nought,
I think he'd go distracted.

"If old King David could return,
And to this church repair,
And hear our singers do his Psalms,
I almost think he'd swear.

"If good Saint Paul could visit us,
And hear our pulpit wit
Declare his doctrines out of date,
I think he'd throw a fit."

Auswüchse obiger Art im kirchlichen Leben sind wohl nur in Amerika möglich. Gott sei Dank, sind sie auch hier ganz selten. Aber die Gefahr der Profanierung der Kanzel und Kirche ist immerhin groß und erfordert große Wachsamkeit. (Aus „Haus und Herd.")

2. Britisches aus Amerika.

Zeitungen berichten, Billy Sunday, den man als den größten „Evangelisten" seiner Zeit preist — die Leser wollen entschuldigen, daß wir dieses so erhabene Wort überhaupt in Verbindung mit dem Manne schreiben — habe in Syracuse, N. Y., 21,155 Seelen bekehrt und $23,000 gemacht. Also pro Seele etwas über einen Dollar. Er „bekehre" jetzt in Trenton, N. J. Seinen ersten „Gottesdienst" begann er dort folgendermaßen: Er stellte sich in der Positur eines Ballettänzers mit vorgestrecktem, gebeugtem Bein in der Kirche vor etwa 10,000 Menschen hin, reckte seine Faust in die Höhe und schrie: „Laßt uns Gott einen Chautauqua-Gruß geben." Bei diesen Worten zog er sein Taschentuch aus der Tasche und schwenkte es durch die Luft. Ungefähr 10,000 Taschentücher folgten nach.

Mit Scham und Ekel darüber, daß so große Massen unsers Volkes ihr religiöses Bedürfnis an dem armseligen Jahrmarktsrummel eines billigen Jakob befriedigen, daß ihr religiöses Gefühl und ihre Auffassung von den heiligsten und wichtigsten Fragen der Menschheit Sättigung und Läuterung bei einem „Gentleman" findet, der pro Seele etwas über einen Dollar macht, und Gott mit dem Schwenken eines Taschentuchs begrüßt und ehrt, wenden wir uns von dieser widerlichen und lästerlichen britischen „Religiosität" ab.

Nein, im deutschen Volk wäre ein Mann wie Billy Sunday nicht möglich, weil das deutsche Wesen in religiösen Dingen, wie in allen geistigen und sittlichen Fragen, ernst und tief ist. Ist es zu verwundern, daß die Auffassung von Recht, Gerechtigkeit, Menschlichkeit bei Menschen deutscher Art eine andere sein muß, als bei Menschen britischer Art? Bei Menschen, deren Geist und Seele an Billy Sunday genug haben?

Und bringt das einem den Unterschied zwischen deutscher Kultur, deutschem Kulturleben und britischer Zivilisation nicht überwältigend zur Klarheit? Wir lassen unsere Kinder unendlich tief sinken, wenn wir sie so erziehen, daß sie für Billy Sunday und seine Art empfänglich werden.

(Aus „Germania.")

Und diese Art von Christentum dünkt sich so hoch erhaben über deutsche Kultur und Christentum! Da ist jedes Bewußtsein göttlicher Würde und Majestät untergegangen in der Dollarjagd!

Ausland.

Die Evangelische Predigerschule in Basel.

hat vor kurzem ihren 39. Jahresbericht ausgehen lassen. Sie hat darin von einer höchst erfreulichen Blüte während des Sommersemesters 1914 berichten können, zugleich aber auch mitteilen müssen, wie sehr ihre Arbeit durch den Kriegsausbruch gestört worden ist. Schon damals legte sich die Frage nahe, ob es möglich sein werde, die Schule während des Krieges fortzuführen. Seitdem sind beinahe alle Schüler teils unter die Waffen gerufen, teils

durch andere Umstände genötigt worden, in ihre Heimat zurückzukehren. Von den Lehrern war zuletzt nur noch Herr Dir. Schmitz übrig, und auch er hat sich nunmehr veranlaßt gesehen, sich seinen heimatlichen Behörden zur Verfügung zu stellen. Angesichts dieser Tatsachen, wie auch der Ungenüge der finanziellen Hilfsmittel, erschien es dem Komitee geboten, mit dem Ende des Sommersemesters 1915 die Schule bis auf weiteres zu schließen. Der Aufschwung, den sie in den letzten drei Jahren genommen, hat dem Komitee die Ueberzeugung gegeben, daß die Anstalt sich keineswegs überlebt habe; es läßt sich aber zur Stunde nicht absehen, wann ihre Wiedereröffnung möglich sein wird. Es muß zuerst in jeder Hinsicht eine Klärung der Verhältnisse eingetreten sein. Wir bitten die Freunde der Schule, ihr einen Platz in ihren Herzen zu bewahren. Basel, den 1. Juli 1915. Der Präsident des Komitees: Prof. D. Eduard Riggenbach. (Ref.)

Rußlands Staatskirche und die Sekten.

Geschätzter Botschafter! In dieser schweren Kriegszeit, für die sich die ganze zivilisierte Welt interessiert, auch solche Länder und Völker, die nicht unmittelbar an dem Krieg beteiligt sind, und in der Rußland eine große Rolle spielt, dürfte es den Botschafterlesern nicht unwillkommen sein, etwas über die kirchlichen Verhältnisse dieses Landes zu vernehmen, umsomehr als in Rußland die Kirche einen außerordentlichen Einfluß auf den Staat besitzt, mehr so, als in irgend einem andern Land. Um einen richtigen Einblick zu gewinnen, muß ich jedoch einige Jahrhunderte zurückgreifen, in das Jahr 1453, als Konstantinopel von den Türken erobert wurde und die tausendjährige Herrschaft des byzantinischen Kaiserreichs in den Staub sank und Iwan III., der russische Herrscher, das byzantinische Erbe antrat. Byzantinisches Recht und byzantinische Bildung fanden eine Stätte und ihre Pflege in dem großen russischen Reich. Die russischen Herrscher hielten sich fortan für die Schirmherren der Rechtgläubigkeit der griechisch-katholischen Kirche, wie es die byzantinischen Herrscher bis zum Untergang des oströmischen Reiches gewesen waren. Iwan III. vermählte sich 1462 mit der Tochter des letzten byzantinischen Herrschers, wodurch die Erbansprüche auf die Würde und Macht des byzantinischen Kaisertums noch verstärkt wurden.

So geschah es denn auch gewiß nicht ohne Absicht, daß Iwan den Doppeladler des alten byzantinischen Kaiserreiches in das russische Wappen einführte. Nichts anderes wollte er dadurch zum Ausdruck bringen, als daß nunmehr Rußland als Erbin des oströmischen Reiches zu gelten habe. Seitdem ist die Wiedergewinnung der Hagia Sophia für den christlichen Kultus, die Wiedereroberung Konstantinopels, der Stadt Konstantins und seiner christlichen Nachfolger, in Rußland eine nie aufgegebene Hoffnung. Das ist nicht nur ein staatliches Problem, nicht erst ein testamentarischer Vorschlag Peters des Großen, vielmehr die alte, niemals aufgegebene Hoffnung der russischen Kirche, dieser legitimen Tochter der alten byzantinischen Staatskirche. Sie betrachtet sich als die Erbin der alten oströmischen Kirche. Daß sie eine der Mutter durchaus ähnliche Tochter ist, läßt sich nicht leugnen. Es ist nicht nur dieselbe Liturgie, die einst in der Hagia Sophia erklang und nun allsonntäglich in den großen, goldturmigen Kirchen Rußlands und in den kleinsten Kapellen Sibiriens erschallt, es sind nicht nur die alten Bekenntnisse und Domen, die ungeändert gehütet werden, nein, die ganze

Art der kirchlichen Ordnung und Regierung, die enge Verbindung von Kirche und Staat ist echt byzantinisch.

Wie die alten griechischen Kaiser von Byzanz, so ist auch der russische Zar zugleich das Oberhaupt des Staates und der Kirche. Es war ein Akt politischer Berechnung, daß Peter der Große den im Jahre 1702 erledigten Patriarchenstuhl von Moskau unbesetzt ließ und dann im Jahre 1721 den „hochheiligen Synod" begründete, jene oberste Kirchenbehörde Rußlands, die mit unbeschränkter Vollmacht unter dem Vorsitz des Zaren oder unter Leitung des Oberprokurators im Namen des Zaren die große russische Staatskirche regiert.

In keinem andern Land hat die Verbindung von Kirche und Staat eine solche Bedeutung wie in Rußland. Alle obrigkeitliche Autorität, vor allem die Gewalt des Zaren, ist staatlich und kirchlich zugleich. So ist in Rußland mehr wie in andern Ländern die Kirche eine der wichtigsten Stützen des Staates. Der Staat kann den machtvollen Einfluß der Kirche nicht entbehren. Es ist die Kirche, die in ihrer Geschlossenheit und Gleichmäßigkeit die verschiedensten Stämme zu einer äußern Einheit zusammenschließt, durch sie übt der Zar eine unbeschränkte, weitreichende Macht aus über seine Untertanen. Denn der einfache Mann sieht in dieser kirchlich-staatlichen Macht die nun einmal von Gott gegebene Ordnung, der er sich beugen muß.

Darum hat der Staat als solcher ein großes Interesse daran, daß die Macht und der Einfluß der Kirche nicht geschmälert und gebrochen wird. Das ist der Grund, warum gerade in Rußland die gefürchteten „Sektierer" so gehaßt und verfolgt werden von der staatlichen Behörde. Das russische Gebiet in Europa und Asien ist in 69 Diözesen oder Eparchien eingeteilt. Außerhalb der russischen Grenze hat die russische Kirche die nordamerikanische Diözese, zu welcher alle Orthodoxen-Russen gehören, die in den Ver. Staaten zerstreut sind, unter ihrer geistlichen Aufsicht. — Die Klerisei zählt 3043 Erzpriester, 47,403 Priester, 14,868 Diakonen und 45,556 kirchliche Sänger. Der Mönchsklöster gibt es 538, einschließlich 71 bischöflichen Wohnsitzen. 294 Klöster und Eremitagen wurden vom Staate unterstützt und 193 Klöster sind auf ihre eigenen Einkünfte angewiesen. Sie beherbergen 11,332 Mönche und 9603 Novizen. Der Nonnenklöster gibt es 467, in denen 16,285 Nonnen und 54,903 Novizen sich befinden. Demnach zählt der reguläre Klerus der russischen Kirche an Mönchen und Nonnen 1005 Klöster und 92,123 Glieder. Es gibt in Rußland 53,902 Kirchen, 23,204 Kapellen und Gebetshäuser, 31,497 Bibliotheken, die entweder mit den bischöflichen Wohnungen oder Parochieen in Verbindung stehen und 57 Gesellschaften für kirchliche Archäologie. Die vier kirchlichen Akademien: Petrograd, Moskau, Kief und Kasan, haben 170 Lehrer und 964 Studenten.

Nach der Beendigung dieses Krieges dürfte aber auch darin einigermaßen Wandel geschaffen werden, und es steht zu hoffen, daß das starre kirchliche Wesen einem milderen Geist und Sinn weichen muß und dem bigotten, unduldsamen Absolutismus ein Ende bereitet wird. Geschieht das, dann wird auch dieser blutige, schreckliche Krieg dem finstern Rußland zum Segen gereichen. (Hans Freimut in „Christl. Botschafter.")

Eine missourische Kriegspredigt

kam uns vom missourischen Verlag in Zwickau, i. S., zu, die wir im Januar-Heft, S. 70, unter Literatur anzeigten. Da wir jedoch fürchten, es möchte

dort von unsern Lesern übersehen oder übergangen werden, was wir dazu zusagen haben, so nehmen wir hier Anlaß, besonders davon zu sprechen. Nicht, weil wir sie so empfehlenswert halten, sondern weil sich hier der ganze richterische Hochmutsgeist der missourischen Sekte in seiner häßlichsten und abstoßendsten Seite zeigt. Das ist nicht Christi Geist, der in dieser Predigt sich hören läßt. Wie viele missourische Christen mögen wohl in dem großen deutschen Heer sich finden? Wir zweifeln, ob das Zahlenverhältnis sich wie 1:9999 stellt. Werden diese Predigten den paar missourischen Separierten zugeschickt und sie geben sie ihren Kameraden zum Lesen, so kann nur Hader, Streit, Religionshaß daraus entstehen. Angesichts des Todes wagt dieser Fanatiker seine Missourier zu warnen vor der Gebets- und Abendmahlsgemeinschaft mit Gliedern „falschgläubiger“ Kirchen. Da sollen Christen, selbst in Todesnot, nicht miteinander beten und Gottes Hilfe anrufen dürfen, wenn sie nicht auf das missourische Fündlein eingeschworen sind! Hier offenbart sich so recht, wie weit der rechthaberische Sektengeist entfernt ist von dem echten Geist Jesu Christi, der die Christen nicht zertrennt und zerreißt, sondern sie einigt in der Liebe Christi. — Es lohnt sich nicht, sich mit dieser allein wahren, rechtgläubigen Sekte herum zu streiten. Sie haben einmal allein die wahre Lehre und alle andern sind Ketzer. Man kann demgegenüber nur geharnischten Protest erheben, um wenigstens andere zu warnen, daß sie nicht von diesem Geist der Bruderhasser sich gefangen nehmen lassen.

Da diese Predigt nur Aergernis, Religionsstreit und Gewissensverwirrung bei den Soldaten erwecken kann, und das Angesichts des Todes, so sollte sie von der Militärverwaltung ganz ausgeschlossen werden von der zulässigen Schriftenverteilung.

Diese Predigt tut nicht nur dem Andersgläubigen schweres Unrecht mit ihrem fanatischen Verdammungsurteil, sondern auch den missourischen Soldaten selbst. Man denke sich einen missourischen Christen im Felde schwer, zum Tode getroffen. Kein Missourier ist in der Nähe, der ihn tröften, stärken, mit ihm beten, ihm das heil. Abendmahl reichen kann. Will ein Nichtmissourier mit ihm beten, so ist das nach dem Ausspruch dieses Fanatikers „ein Greuel vor Gott.“ Auch nicht einmal das Gebet des Herrn kann ein Nichtmissourier mit dem sterbenden missourischen Soldaten beten. Denn wenn der Nichtmissourier anfangen würde: Unser Vater, der du bist im Himmel — so wie es in der Bibel steht, die doch Luther übersetzt hat — so würde der sterbende Missourier sich entsetzt abwenden in seiner Todesnot von dem Ketzer, der nicht einmal das Gebet des Herrn recht betet. Wie trostlos ist doch dieser Fanatismus, der selbst im Angesicht des Todes das gemeinsam Christliche für nichts achtet und den Konfessionsstreit noch in die Sterbestunde hinein trägt! Da hilft es nichts, das apostolische Glaubensbekenntnis mit den drei großen Fragen Luthers gemeinsam zu bekennen, den Glauben an den Sünderheiland, der für alle gestorben ist, gemeinsam festzuhalten. Nein, wenn du nicht so glaubst, wie die missourische Sekte es festgestellt hat, so bist du ein Ketzer. Diese Sekte schließt nicht andere, sondern sich selbst aus aus der großen Gemeinschaft aller andern erlösten Gotteskinder.

Dieser fanatische Hochmutsgeist ist ein Greuel vor Gott, und wir bedauern alle die armen Christen, die in diesem Geist auferzogen werden, und von diesem Geist des Bruderhasses gefangen sind und irregeführt werden.

Ein Wort zur Altersstatistik.

Die Angaben über das Lebensalter der Menschen werden wohl ohne Zweifel nach den Tabellen der Lebensversicherungs-Gesellschaften berechnet. Diesen liegen natürlich sehr große Zahlen zugrunde, wie sie namentlich in den Großstädten vorkommen mögen, die eine besonders große Kindersterblichkeit zeigen. Dadurch wird das durchschnittliche Lebensalter natürlich sehr herabgedrückt. Man ist aber geneigt, diesen Angaben Glauben zu schenken, zumal da den meisten Menschen wohl wenig daran liegt, die Zahlen nach zu prüfen. Auch fehlt ja wohl das Material, um solche Nachprüfung zu vollziehen.

Vor uns liegen zwei ältere Ausschnitte, Angaben über das Lebensalter der Menschen enthaltend. Im einen heißt es:

Unter 100 Personen erreicht durchschnittlich nur einer das Alter von 100 und mehr Jahren, und nur sechs ein Alter von 65 und mehr Jahren.

Im andern heißt es: Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 18. Lebensjahr. Von 100 Personen erreichen nur sechs das Alter von 60 Jahren; von 500 wird nur einer 80 Jahre alt.

Diese Zahlen sind, wie mir scheint, durchaus irreführend und nicht zutreffend. Schreiber hat sich schon zweimal die Mühe gemacht, eine Nachprüfung im Kleinen vorzunehmen und kam jedesmal zu erstaunlich andern, viel höheren Zahlen.

Wir haben in St. Louis, Mo., 29 evangelische Gemeinden. Die haben gemeinsam ein Gemeindeblatt, in welchem von Zeit zu Zeit zusammenfassende Angaben veröffentlicht werden über die in den evangelischen Gemeinden kirchlich Beerdigten mit Altersangaben. Das Blatt vom Dezember 1915 gibt die Angaben von Oktober und November 1915. 96 wurden in den zwei Monaten kirchlich beerdigt in unsern Gemeinden. Von diesen 96 wurden 33 Personen über 65 Jahre alt, also ungefähr ein Drittel. Im Alter unter 10 starben 9 Kinder. Zwischen 10 und 20 weitere 3. Also nur 12 starben vor dem 30. Jahr. Ein Achtel der ganzen Zahl. Wie sehr weichen doch diese Zahlen ab von den obigen Angaben! Von den 96 wurden 20 Personen 70 und mehr Jahre alt! — Ich beanspruche nicht ein abschließendes Urteil zu geben. Glaube aber, wenn größere Landdistrikte zu Grunde gelegt werden, gibt es kaum ein ungünstigeres Verhältnis der Sterblichkeit als in der Stadt St. Louis, Mo.

Ich füge noch eine viel kleinere Vergleichung bei. Unser Klassenbild zeigt im Ganzen 13 Studenten. Davon hat leider einer zuerst sterben müssen aus dieser ominösen Zahl, ehe es zur Aussendung kam! Er war wenig über 20 Jahre alt. Poor fellow! Er war dazu der jüngste! Von den übrigen 12 starb einer unter 60, einer war 61, einer war nahezu 70 und einer über 71. Die übrigen acht sind alle noch am Leben und über 71 Jahre alt.

Diese kleine Zahl von einer Klasse von Studenten zeigt also eine bedeutend höhere Zahl des Lebensalters, als was in den allgemeinen Statistiken uns vorgerechnet wird. Diese allgemeinen statistischen Angaben scheinen eher Vogelscheuchen zu sein, um den Leuten bange zu machen vor dem Tod und sie geneigt zu machen, sich „Polices“ zu kaufen in den Lebensversicherungs-Gesellschaften. Und gerade die, denen man so oft, von Kindesbeinen an, das Leben abgesprochen hat, erreichten oft ein unerwartet hohes Lebensalter. Jene Stelle Psalm 90, 10 kommt der Wahrheit näher!

Deutschlands Recht.

Bei all der fast verwirrenden Fülle von Einzelnachrichten aus dem Feld, bei den unausgesetzt aus den feindlichen Ländern durch die Presse herüberdröhnenden und höhnenden Spottreden und die Sachlage verdrehenden Lügenreden, müssen wir uns immer wieder still und einfach klar machen, was in Wahrheit unsere Aufgabe ist, die wir lösen müssen. Das deutsche Volk muß seine ganze männliche Streitmacht zu Wasser und zu Land aufbieten, um den eisernen Gürtel zu zerbrechen, den Flotte und Heer unserer Feinde um dasselbe gelegt haben, um uns so einzuschnüren, daß uns Leben und Atem ausgehen. Unsere Feinde haben kein Recht, nach ihrem Willen zu bestimmen, wie weit die Geltung des deutschen Volks auf Erden gehen soll, daß sie auch die Fähigkeit dazu nicht besitzen, muß der Ausgang dieses Krieges erweisen. Da es auf Erden kein Gericht gibt, das uns unser selbstverständliches Recht zuspricht, nach unsern Fähigkeiten zu leben und zu arbeiten, müssen wir um dieses Recht kämpfen, oder, was dasselbe ist, um unsere Ehre. Wer nicht für sein Recht kämpft, der kämpft auch nicht für seine Ehre. Das Selbstbestimmungsrecht ist das grundlegendste einer großen, freien, selbstbewußten Nation. Von diesem frevelhaft angetasteten Recht, sein zu dürfen in der Welt, was wir sind, ist jeder Deutsche heute bis ins Innerste glühend überzeugt, und deshalb zornerfüllt über das schreiende Unrecht, das unser Recht zertreten will, und gewillt, den letzten Blutstropfen für Recht, Ehre und Freiheit zu geben.

Zur Rechtsprechung gehören Zeugen. Da stehen nun die mächtigen Völker der Erde, zeigen mit Fingern auf uns, zeugen leidenschaftlich gegen uns und verdammen uns. Wir freuen uns, wenn die Presse hier und da einmal einen Neutralen aufgabelt — einen weißen Raben — der für uns zeugt. Es ist nicht leicht, von allen Seiten aus verdammt zu werden und allein dazustehen. Aber sollten wir nicht noch mehr den Stolz und das Verlangen des Glaubens haben, daß Gott für uns ist und uns gerecht spricht, und an der Zuversicht genug haben, daß er uns erlöst und hilft? „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich," das muß die Glaubenssprache unsers Volkes in dem ungerechten Gericht unserer Feinde sein. Wir kennen die Sünden und Schäden unsers Volkes und nehmen die Züchtigung an, die Gott auch uns zuteil werden läßt, aber das ist und bleibt wahr, wir wollten den Krieg nicht; wegen seiner Tüchtigkeit haben die Feinde unserm lieben Volk das bereitet. Gott ist der Richter, der auch Zeuge ist. Er weiß das Böse, aber auch das Gute unsers Volkes, er weiß und sieht unsere Bedrängnis, er kennt unsere Geschichte, er weiß, wie unsäglich viel Schweres, Bitteres und Ungerechtes wir jahrhundertelang von unserm westlichen Nachbarn gelitten haben, mit wie viel schweren inneren und äußeren Kämpfen unser Volk seine nationale Einheit im Herzen Europas hat erkämpfen müssen, mit unsäglichen Opfern an Gut und Blut. Jetzt, wo ein Meer ungerechtester Anklagen, frechster Verleumdung, krassesten Unverständnisses gegen uns wütet, wollen wir in das Heiligtum Gottes gehen, des Herrn der Welt und der Völker, wo alle Fäden der Weltregierung zusammenlaufen, wo auch die Geschichte unsers Volkes gemacht wird, und wollen uns von Gott daran erinnern lassen, was er je und je uns Großes und Gutes getan hat, wie mächtige Helden und Zeugen auf allen Gebieten er uns erweckte, wollen ihm danken, daß er uns in unserm innersten deutschen Wesen, Denken und Fühlen versteht, denn wir Deutschen sind sein Werk, und ihn bitten: Schaffe

du uns Recht. Wir wissen, daß unsere Not seine Sorge ist, und daß er Mittel und Wege hat, dem Recht unsers Volkes unter den Völkern der Erde Bahn zu brechen, auch gegen eine Welt von Widersachern. Es ist etwas Wundervolles, den Trotz des Glaubens aufrichten zu dürfen, des Glaubens, der allein nach Gott fragt und deshalb, auch sonst von allen verlassen, nicht verzagt. Viele unserer Glaubenshoffnungen sind schon in Erfüllung gegangen. Gott hat schon bisher im Osten und Westen unsere Waffen wunderbar und staunenswert gesegnet. Er hat unsern Heeren zur Verteidigung und zum Angriff Heldenstärke gegeben und bis jetzt die großen Zahlen und Machtmittel der Feinde zuschanden gemacht. Immer wieder haben wir singen dürfen: „Nun danket alle Gott." Aus alledem schließen wir, daß Gott auch in Zukunft unser Glauben und Hoffen nicht beschämt werden läßt, wenn wir nur von ihm unser Recht erwarten und darauf bedacht sind, im Felde und daheim rechtzutun und das Unrecht abzutun. Das muß uns ein rechter, heiliger Ernst sein, denn ohne das wäre unser Glauben und Hoffen vergeblich. Wer jetzt sündigt, übt Verrat an seinem Vaterland. Wenn wir sündigen, dann haben wir den Schutz Gottes verwirkt. Wenn wir mit der ganzen Kraft unserer Seele an Gott hängen, dann tritt er selbst für uns und unser Recht ein und bricht unserer Freiheit eine Gasse. Ein Volk, das viele Soldaten und Bürger hat, die im Glauben stehen, ist unwiderstehlich und unüberwindlich. Denn niemand ist so frei und hat solche Lust zur Freiheit, zu persönlicher und politischer Freiheit, und niemand hat auch ein solches Recht dazu, als der Christ. Christen sind zur Freiheit berufen und rufen zur Freiheit. Niemand fühlt die Ehre der Freiheit und die Unehre der Knechtschaft so tief, wie der Christ. Wer die Knechtschaft der Sünde unter die Füße getreten hat, ist ein Herr aller Dinge. Die Männer, die vor hundert Jahren unser Volk zum Kampf für die Freiheit aufriefen, waren Glaubensmänner, dem Glaubensmann und Freiheitsmann Luther verwandt. Unvergeßlich sind die Lieder eines Körner, Schenkendorf und Arndt. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." Auch heute sind Glaubensmänner die rechten Freiheitsmänner, die unserm Volk in seiner schwersten Zeit vorangehen und überall seine Seele sind und sein müssen. Es kommt unendlich viel auf die Führung an. Darum müssen die Christen überall in der ersten Linie stehen und dabei sein. Das gute Vorbild hat eine geheimnisvolle, ansteckende Kraft. Darum sind wir auch so dankbar dafür, daß wir einen König als Führer haben, der glaubt. Er wird das Recht und die Freiheit Deutschlands wahren. Wenn ihm die Garde des Glaubens und der Goldbestand der Treue zur Seite stehen, dann wird das „Gott mit uns" herrliche Wahrheit und in dem Sieg offenbar, mit dem Gott dem deutschen Volke sein Recht verschafft unter den Völkern.

(Aus „Reformation.")

Das Deutschtum in Australien.

Der langjährige deutsche Generalkonsul in Sidney, Wirkl. Legationsrat Dr. Irmer, Hauptausschußmitglied des Vereins für das Deutschtum im Ausland, machte in der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft folgende fesselnde und eindrucksvolle Ausführungen über „Deutsche Arbeit und Deutsche Politik in Australien": Der Dichter Chamisso und der zweite Sohn des bekannten Dramatikers Kotzebue waren die zwei ersten Deutschen, die 1814 nach Australien kamen. Die ersten deutschen Kolonisten sie-

delten sich in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Murrayfluß an. Ihre Zahl stieg von 1840—1850 auf fast 40,000 Menschen. Die deutsche Einwanderung erhöhte sich noch mehr, als die Goldfunde bekannt wurden. So entstand am Murrayfluß im Jahre 1866 eine hannoversche Kolonie, und als nach dem Kriege von 1870 ein wirtschaftlicher Niedergang einsetzte, schwoll der Zuzug deutscher, namentlich bäuerlicher Ansiedler an. Diese ließen sich in Queensland nieder, welches 1880 gleichfalls etwa 40,000 Deutsche aufnahm. Daß das Fühlen und Denken der Ansiedler durchaus deutsch ist, kann durch folgendes Beispiel erläutert werden: In dem rein deutschen Dorfe Bismarck (Tasmanien) sprachen nur noch die älteren Leute deutsch, die Kinder hatten ihre Muttersprache bereits vollständig verlernt. Es wurden nunmehr mit großen Kosten ein Pastor und ein Lehrer angestellt, und die Kinder gewöhnten sich bald wieder daran, deutsch zu sprechen. Die Zahl der Deutschen, die deutsch bleiben wollen und deutsch fühlen, wurde von dem Vortragenden auf mindestens 100,000 geschätzt. So seien Dörfer vorhanden, in denen überhaupt kein Wort englisch zu hören sei. Vor solcher deutschen Treue und Anhänglichkeit an das alte Vaterland müsse man unbedingt den Hut ziehen. In Süd-Australien allein sind 80 evangelische Kirchen, ebenso viele Pastoren, Krankenhäuser, Schulen und sogar ein Lehrerseminar vorhanden. Echtes Deutschtum tritt einem hier unverfälscht entgegen in Zuverlässigkeit, Fleiß und Treue. Die deutschen Ansiedler haben den Weizen, den Hafer und den Mais in Australien eingeführt, sie haben Obstgärten angelegt und Plantagen für Apfelsinen, Zitronen, Bananen und Ananas errichtet. Ein Pfälzer hat zuerst den Wein ins Land gebracht. Heute ist der Weinbau zu großer Blüte gelangt und wirft reichlichen Gewinn ab. In Queensland haben die deutschen Ansiedler Brauereien gegründet, sie führten die Rohrzuckerindustrie ein und sind die ersten gewesen, die Zuckermühlen bauten. Ohne weiteres erkennt der Engländer an, daß der Deutsche der beste Aedler ist. Vor 20 Jahren wurden die Deutschen, die bis zu diesem Zeitpunkt keine politische Rolle spielten, zum ersten Male politisch zusammengefaßt. Jetzt stellen sie eine Macht dar, mit der gerechnet werden muß. Fast in jedem Staatsministerium sitzt heute ein Deutscher. An der Spitze aller Industrieen stehen ausschließlich Deutsche. So befindet sich beispielsweise die größte Mine, die Brocken-Hill, in deutschen Händen, ihr Präsident ist ein Deutscher. Das australische Deutschtum leistet also Wertvolles in kultureller, wirtschaftlicher, wie politischer Beziehung und verdient daher die freudigste Förderung durch das Mutterland.

(Tägl. Rundschau.)

Frankreichs Niedergang.

Eine jetzt als Krankenschwester tätige deutsche Dame, die in den ersten Kriegsmonaten in Frankreich lebte, schildert als Zeugin unter Eid einen von ihr selbst beobachteten Vorfall, der sich in dem Vororte Le Bourget bei Paris abspielte. Dort wurde aus einem Krankenzuge ein schwerverwundeter Infanterist ausgeladen und in den Wartesaal gebracht. Man sah ihm an, daß er bald sterben würde. Die Zeugin begab sich zu ihm, um ihn nach seinem letzten Wunsch zu fragen. Er bat um einen Geistlichen, der auch bald erschien. Der Bahnhof war nicht abgesperrt, und eine große Anzahl der Bewohner von Le Bourget hatte sich eingefunden, um sich an dem Schauspiel des verwundeten Kriegsgefangenen zu ergötzen. Als der Schwerverwundete

vom Wagen gehoben wurde, begann ein ungeheures Johlen und Schimpfen der Menge. Zahlreiche Steine, darunter solche von Eiergröße, wurden gegen den wehrlosen Mann geworfen und trafen ihn mehrfach. Selbst als der Geistliche ihm die letzten Trostworte zusprach, hörte das Schimpfen und das Werfen mit Steinen nicht auf. Die Bitten des Geistlichen und der Zeugin, die letzten Minuten des Schwerverwundeten zu achten, wurden mit Hohn und Spott beantwortet. Die zahlreichen anwesenden französischen Soldaten, die die Vorgänge ebenfalls beobachteten, machten keinerlei Miene, den Bedauernswerten irgendwie vor der Volkswut zu beschützen. So hauchte der Mann, der in Ausübung der höchsten Pflicht für sein Vaterland geblutet hatte, unter Schmähungen und Mißhandlungen des „ersten Kulturvolks der Welt" sein Leben aus. — Das ist nicht ein einzelner Franzose, der so etwas tut; einzelne rohe Menschen gibt's überall. Das ist Frankreich, die degenerierte, untergehende "grande nation." Wie tief ist sie gesunken! Und wie tief wird ihr Sturz noch werden!

Die Beschießung der Kathedrale von Reims.

Im Auftrag des preußischen Kriegsministeriums ist vom Verlag G. Reimer eine Schrift über „Die Beschießung der Kathedrale von Reims" herausgegeben worden, in der auf Grund einwandfreier, sorgsamster Feststellungen nachgewiesen wird, daß nur der systematische grobe Mißbrauch des Domes durch das französische Militär die Veranlassung dazu gewesen ist, daß auch die deutsche Artillerie das Gotteshaus nicht vollständig schonen konnte. In dieser Schrift heißt es: „Wie durch das Zeugnis der Krankenschwester Alwine Ehlert in Berlin, des Stabsarztes Dr. Pflugmacher in Potsdam und des Vikars Johannes Prüllage in Stadtlohn i. W. festgestellt ist, wurden am 17. September 1914 aus der zu einem Lazarett eingerichteten Mummschen Sektkellerei und anderen Lazaretten zahlreiche und, wohl verstanden, nur deutsche Verwundete in die Kathedrale zusammengetragen. Der hiermit verfolgte Zweck ist unverkennbar: Durch die Einlagerung von Verwundeten gewann man die Berechtigung, die Fahne mit dem Roten Kreuz auf der Kathedrale zu hissen, und unter dem Schutze dieses von allen Nationen bisher heilig gehaltenen Abzeichens sollte dann der Beobachtungsposten das verderbenbringende Feuer der französischen Artillerie leiten. Es war ein teuflischer Plan. Als der Aufenthalt in der raucherfüllten Kathedrale unerträglich wurde, gelang es einem Teil der Eingeschlossenen, sich auf den Hof der Kathedrale zu retten und in den dort befindlichen Gebäuden Schutz zu finden. Als aber auch diese Gebäude durch das Feuer gefährdet wurden, versuchten die dort Untergekommenen, sich ins Freie zu retten. Der Platz vor der Kathedrale war leer, doch waren die einmündenden Straßen dicht von Menschen besetzt, die durch Postenketten zurückgehalten wurden. Beim Anblick der mit erhobenen Händen auf den Platz heraustretenden Verwundeten erhob die Volksmenge ein wütndes Gebrüll, durchbrach die Postenlinie und veranlaßte die Mannschaften, auf die Deutschen zu schießen. Die von den Posten abgegebenen Schüsse trieben die Unglücklichen wieder in den Hof zurück. Der Hof wurde dann durch Posten umstellt, so daß es nunmehr kein Entrinnen mehr aus ihm gab. In den vom Feuer noch nicht ergriffenen Gebäuden des Hofes suchten die Eingeschlossenen in den Ecken, unter Tischen und hinter Möbelstücken vergeblich Schutz vor dem Rauch und vor den Angriffen der drohenden Volksmenge und des Militärs.

Sie wurden in ihrer kläglichen Lage ohne Erbarmen von französischen Soldaten feige ermordet. Nur ein geringer Teil von ihnen blieb unversehrt und wurde später unter den wütendsten Beschimpfungen und unter den Tätlichkeiten der wütenden Volksmenge und der Begleitmannschaft abgeführt."

Welch ein Uebermaß von Roheit und Feigheit! Und da stellt sich Frankreich hin und schreit und lügt über Barbarei, so daß man nur fragen kann, ob die Gemeinheit bei den Franzosen größer ist oder die Heuchelei! Das sind die Folgen der Gottlosigkeit, die Zeichen des Untergangs.

„Der Krieg als Bibelbote."

Unter dieser Spitzmarke schreibt D. Risch im „Korrespbl. f. d. evang. Kirche in Baden u. s. w.": „Am besten ist überall der daran, der einen reichen Schatz von biblischen Kraftsprüchen in seinem Gedächtnis mit sich trägt. Bei der Seelsorge erreicht man viel mehr, wenn man an ein dem Verwundeten vertrautes Schriftwort anknüpft. Wie schmerzlich machte sich mir dabei fühlbar, daß wir bei dem zerrissenen evangelischen Kirchenwesen Deutschlands keinen eisernen Bestand von Bibelworten, Liederversen und Melodieen haben, den man bei jedem evangelischen Deutschen als bekannt voraussetzen darf. Der Krieg drängt auf allen Gebieten zur größeren Einheitlichkeit. Gott sei Dank, daß wir wenigstens im Wortlaut der deutschen Lutherbibel eine deutsche Einheitlichkeit besitzen, die ich im Verkehr mit Sachsen, Preußen, Oldenburgern, Württembergern, Bayern sehr schätzen lernte. Der Krieg macht eine Durchsicht des religiösen Memorierstoffes zur Pflicht. Die Zahl der schlichten Bibelworte, die auf Erden fromm leben, tapfer streiten, geduldig leiden und getrost sterben helfen, Worte praktischen Christentums, muß vermehrt und eine gegenseitige Annäherung der Landeskirchen erstrebt werden, die wenigstens einen gemeinsamen eisernen Bestand von Bibelworten und Liederversen sicherstellt. Das ist auch eine der vielen Aufgaben, die der Krieg als Bibelbote der evangelischen Kirche Deutschlands zur Pflicht macht. Wir dürfen künftig gewiß nicht alles nur auf den Krieg zuschneiden — er ist ein Ausnahmezustand — aber wir wollen uns doch gerne von ihm zur Abstellung von Mängeln mahnen lassen."

Wir haben gern von diesen Anregungen Kenntnis genommen, bewegen sie sich doch ganz auf der Linie dessen, was wir jüngst in unserm Artikel über das Gesangbuch für die Deutschen im Auslande sagten. Mit besonderer Freude aber begrüßen wir es, daß diese Anregung aus Süddeutschland kommt. Größeres religiöses Gemeingut für die gesamte deutsche evangelische Christenheit ist eine Forderung unserer Zeit, die hoffentlich nach dem Kriege ihre Erfüllung findet. Aber sie sollte schon während des Krieges ernstlich vorbereitet und in Angriff genommen werden. (Ref.)

Literatur.

Vom Verlag der Brandenburgischen Missionskonferenz, Kommissionsverlag der Missionsbuchhandlung der Brüdergemeine in Herrnhut kam uns zu: „Nationalität und Internationalität in der Mission." Vorträge auf der sechsten Herrnhuter Missionswoche im Oktober 1915. Von Prof. D. Lütgert, Missionsdirektor P. Hennig und Prof. D. Julius Richter. 48 Seiten. Preis: 50 Pf.

Voran steht ein Vortrag von D. Wilhelm Lütgert über „Mission und

Nation." An zweiter Stelle folgt ein Vortrag von Missionsdirektor Paul O. Hennig über „Missionshoffnungen und Ideale angesichts des Weltkrieges." An dritter Stelle folgt ein Vortrag von Pastor Julius Richter über „Besteht eine Gefahr der Verweltlichung unsers Missionsleben?"

Der ehemalige Staatssekretär, Wm. J. Bryan, machte vor Jahren eine Rundreise durch die Welt und kam dabei auch nach Indien, wo er die englische Herrschaft an Ort und Stelle kennen lernen und studieren konnte. Seine Beobachtungen legte er nieder in einem Vortrag, der als Pamphlet gedruckt und unter dem Namen: „Die englische Herrschaft in Indien," verbreitet wurde. Einleitend redet er von Gerechtigkeit, die jeder guten Regierung zugrunde liegen muß. Den zweiten Abschnitt überschreibt er: „Gute Männer im Amt — aber . . ." Der dritte hat die Ueberschrift: „Compagnie — Regierung und Nationale Regierung." Im nächsten Abschnitt schreibt er: „England von Engländern verurteilt." Weiter: „Vorsätzlich gebrochene Versprechen." Im nächsten Abschnitt: „Schlimmer als russischer Despotismus." Ferner: „Die Silberfrage." Im nächsten Abschnitt: „Wachsende Sterblichkeit." Es folgt: Weshalb keine Selbstverwaltung? Keine Schulbildung trotz hoher Steuern. Erwachen des nationalen Geistes. Indien und Kolonialismus. Diese Ueberschriften zeigen, daß Bryan die Schattenseiten der englischen Herrschaft in Indien keineswegs verschweigt. Er gibt einen Einblick in die schamlose Ausbeutung des Landes durch die Engländer. Das erklärt die fortgesetzten Hungersnöte in Indien, die durch Bettel bei andern Völkern gemildert werden sollen. England „plündert" Indien um Millionen, bringt die Bevölkerung an den Bettelstab und geht dann betteln für die notleidenden Völker, die es dem Untergang geweiht hat durch seine Räuberregierung. Das ist englisches Christentum und englische Gerechtigkeit gegen ein unterjochtes Volk! (Man vergleiche was im Märzheft d. J., Seite 31, gesagt ist.)

Religion and Drink, by Rev. E. A. Wasson, Ph. D., Newark, N. J. Burr Printing House, New York. 297 pages.

Für alle, die in der so viel umstrittenen Trinkfrage die biblischen Begriffe klar hervorgehoben wissen möchten, wird dieses Buch seinen Zweck nicht verfehlen. Es gehört ja freilich zum guten amerikanischen Ton Prohibition als das Heilmittel aller Uebel anzusehen, aber es wird den Anhängern der beiden Parteien von großem Nutzen sein, einmal dem Verfasser, der mit großem Fleiß geforscht hat, zu folgen, da er alle die zu uns reden läßt, die wir gerne als Führer der evangelischen Wahrheit anerkennen.

Th. K.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkonf.-Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München, herausg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1916.

Inhalt des 1. Heftes: Neujahrsbetrachtung. Von Oberkonf.-Präsident D. Dr. H. von Bezzel in München. — Aus einer mittelalterlichen Neujahrspredigt. Von Professor D. G. Wohlenberg in Erlangen. — Lehre und Leben. Von Professor D. Ph. Bachmann in Erlangen. — Der wissenschaftliche Charakter der Theologie. Von D. Theodor Kaftan in Kiel.

Schon die oben erwähnten, sowie auch die für den neuen 27. Jahrgang

angekündigten Abhandlungen machen Lust, die Zeitschrift zu besitzen. Sie sei darum allen Theologen, Pfarrern, Lehrern und allen theologisch Interessierten bestens empfohlen, zumal denen, die fern von der Universität und Großstadt im Lebenskampfe stehen, worin sie auch eine gute theologische Zeitschrift unterstützen kann.

Walther, Geh.-Rat Prof. D. W., Rostock: „Neue Friedenswünsche. 1. „Sind des Krieges Opfer dir zu schwer?" 10 Pf. 2. „Ist Gott die Liebe?" 10 Pf. 3. „Widerspricht dieser Krieg der Liebe Gottes?" 10 Pf. 4. „Ist das Beten im Kriege umsonst?" 10. Pf. — Die 4 Hefte zusammen 40 Pf. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen.

Die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten „Friedenswünsche" des Verfassers hat die Kritik beurteilt als „zu dem Allerbesten, was die Kriegsliteratur aufzuweisen hat, gehörend." „Es ist eine Erquickung, so etwas zu lesen, wenn man so manchen gedankenarmen, aber phrasenreichen Proben der Kliegsliteratur begegnet ist." Die vorliegenden 4 Hefte „Neue Friedenswünsche" geben Antwort auf die ernsten religiösen Gedanken, die durch die beispiellosen Ereignisse dieses Weltkrieges in vielen erregt worden sind. Das erste Heft wendet sich vor allem an die hart Getroffenen mit der Frage: „Sind des Krieges Opfer die zu schwer?" Das zweite und das dritte beantworten die Fragen: „Ist Gott die Liebe?" „Widerspricht der Krieg dieser Liebe Gottes?" Das vierte: „Ist das Beten im Kriege umsonst?" Der unglaublich niedrig angesetzte Preis (jedes Heft 10 Pf., die vier zu einem Heft vereinigt 40 Pf.) erleichtert die Massenverbreitung im Felde und in Lazaretten.

„Vorbilder eindrucksvoller Predigtweise," von Prof. D. Uckeley, Königsberg. — „Friedensvorarbeit für den akademischen Nachwuchs," von Dr. Gerhard Kropatscheck, Dresden. — „Antworten auf religiöse Fragen draußen im Felde," von Prof. D. Uckeley, Königsberg. — Durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, unentgeltlich zu beziehen.

Der Weltkrieg hat uns vor große Aufgaben gestellt und so wird zweifelsohne der Friede uns nicht minder schwierige Probleme bringen. Mit diesem hübsch ausgestatteten Heftchen im bequemen Taschenformat haben wir es nicht mit einem gewöhnlichen Verlagskatalog zu tun: Vorbilder, Friedensvorarbeit und Antworten; das sind die Hauptüberschriften der Aufsätze. Es ist in Form dreier in sich geschlossener Berichte gewählt worden und alles vermieden, was an die allgemeine übliche Anpreisung von Büchern erinnern könnte. Anderseits sind alle Mittel und Wege eingeschlagen, um die Berichte so interessant und lesbar für das Publikum zu machen. Der Empfänger des Verlagsberichts wird hier für die Arbeit des Verlags interessiert. Jedem wird der Bericht auf Wunsch unentgeltlich zugesandt.

„Die Theologie der Gegenwart," herausgegeben von Professor D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. D. Dr. G. Grütz-

macher in Münster, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wilke in Wien, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — Durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, zu beziehen. 6 Hefte pro Jahr, Preis M. 3.50 franko oder für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift," M. 2.80 franko.

Inhalt von Jahrgang 1915. — Heft 1: „Systematische Theologie," von Prof. D. R. H. Grützemacher, Erlangen. 40 S., 80 Pfg. Mit dem soeben ausgegebenen umfangreichen Heft 1 wird der X. Jahrgang dieser wohlfeilen Zeitschrift eröffnet. Man wird kaum ein Unternehmen nennen können, das in ähnlicher Weise dem Bedürfnis des Theologen, des praktischen Geistlichen und des Lehrers dient, der auf dem laufenden mit der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart bleiben möchte, ohne doch die Fülle der Neuerscheinungen auch nur annähernd von sich aus überblicken zu können. Ihre Reichhaltigkeit, die sich von einer verwirrenden Allseitigkeit in der Literaturaufzählung bewußt unterscheidet, hat ebenso viel Anerkennung gefunden wie die Vornehmheit ihrer Berichterstattung.

„Der Türmer" (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte), 4 Mk. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des ersten Januarheftes: Die Deutschen zweier Reiche. Von Hermann Kienzl. — Tiene Wollers Opfer. Skizze von Hans Fr. Blunck. — Weltkrieg, Bagdadbahn und wirtschaftliches Weltbild. Von Dr. Frhrn. v. Mackay. — Maulwurfsarbeit. Von Ernst Trebesius (z. Zt. im Felde). — Ja, daheim!! Eine kleine Zwischenszene aus dem Unterstand. Von Spier-Irving (z. Zt. im Felde). — Feldgraue Hilfe gegen die Kriegsgreuel. Von Dr. Bruno Rauecker. — Englands Herrschaft in Aegypten. Von Georg Widenbauer. — Das Dogma von Rußlands Unüberwindlichkeit. — die einzige Friedensbürgschaft. — Eine Verwirrung der Köpfe. — Das Deutschtum im Ausland und der Weltkrieg. — Himmlische und irdische Liebe. (Zur Uraufführung von Waltershausens „Richardis.") Von Karl Storck. — Kalender und Jahrbücher. Von K. St. — Gabriel Max †. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des zweiten Januarheftes: Der Krieg und das christliche Ideal. Von Friedrich Freese. — Die Landsbergersträßler. Von Fritz Müller. — Deutschland und Japan. Von K. Raebiger. — Geistige Erkrankung ganzer Völker. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster. — Glockenläuten. Von J. Miesch. — Der Franzose und die deutsche Kriegerweihnacht. — Die hundertjährige Furcht. Von Dr. Max Adler. — Seher und Dichter. Von G. St. — Skandinavische Sympathieen. — Der Sumpf Serbien. — Des Zaren Gesundbeter und Rußlands Retter. — Der russische Liberalismus. — Großmut gegen Völker. — Der Betrieb. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Eine Schwarzwälder Meisterwerkstätte für Holzschnitzerei. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des ersten Februarheftes: Der deutsche Wille und die deutsche Schule. Von Prof. Dr. Budde. — Im Hause Einsam. Von Timm Kröger. — Das nationale Gepräge Belgiens. Von Kurd v. Strantz. — Andromache. Von Hans v. Kahlenberg. — Ueber Strategie.

Von Major a. D. Junk. — Das Land ohne Maßstäbe. — Der Kriegsbrief eines deutschen Wolgakolonisten. — Englands Feindschaft. — Soziale Verkaufspreise. Von Paul Dehn. — Die Reinhaltung der Bühne. Von Friedrich Lienhard. — Abenteuer, Wahrheit und Legende. Von Karl Storck. — Ein Denkmal evangelischer Monumentalkunst. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

„Der Geisteskampf der Gegenwart." Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 52. Jahrgang. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1,50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Pfennigsdorfs „Geisteskampf der Gegenwart" wird sein hohes Ziel, den „Modernen das Verständnis des Christentums und dem Christen das Verständnis des modernen Geisteslebens zu erschließen" sicher auch im neuen Jahrgang, dem 52., mit Geschick verfolgen. Das Januarheft berechtigt zu den besten Hoffnungen. Der Herausgeber eröffnet es mit der Betrachtung: „Der Weg zum wahren Sieg" — dann folgen Prof. Königs Abhandlung: „Deutschlands angeblicher Pangermanismus und Nietzschekult in englisch-amerikanischer Beleuchtung," und die Aufsätze: Volkskrieg und Volkserziehung. — Sozialpolitische Gedenktage im Kriegsjahr 1915 — die schon von früherher bekannte Kriegschronik von L. Jacobskötter „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen," und die ständigen, jederzeit anziehenden Abteilungen: Rundschau im Geisteskampf, Verschiedenes und Mitteilungen.

„Theologischer Literaturbericht." Mit dem Beiblatt: Vierteljahresbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 39. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht" allein 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Bei Beginn des neuen Jahres ein nachdrückliches Wort der Empfehlung für Jordans „Theologischen Literaturbericht," den altbewährten, zuverlässigen Führer! Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Viel Beachtung finden auch die längeren Abhandlungen, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden. Das Januarheft enthält eine solche von Prof. D. Bornhäuser über „Theozentrische Theologie." Jordans theologischer Literaturbericht kostet jährlich nur 4 Mark, wofür die Bezieher auch noch den „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur" erhalten.

„Die evangelischen Missionen." Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt: „Saat und Ernte auf dem Missionsfelde," herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3,75 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Gerade jetzt, wo Heimatgemeinde und Missionsfeld vielfach von einander abgeschnitten sind, ist ein gutes Missionsblatt von besonderer Wichtigkeit. In erster Linie dürfen da die vorliegenden Blätter genannt werden. Das Januarheft der „Evang. Missionen" wird vom Herausgeber mit einem Aufsatz eröffnet, der einer besonderen Beachtung sicher ist: „Die Lage der Mission nach anderthalb Jahren des Krieges." Dann folgen Beiträge über „Chr. Gottl. Blumhardt" — „Das Werden einer christlichen Volkskirche in China," und in Ergänzung des ersten Aufsatzes die jederzeit sehr anziehende ständige Abteilung: „Neue Nachrichten vom großen Missionsfelde." — Probehefte (kostenlos und postfrei) stellt der Verlag jederzeit gern zur Verfügung.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 18. Band. St. Louis, Mo. Juli 1916

Die hauptsächlichsten indischen Sekten in Chattisgarh.

Von Pastor K. Nottrott.

I. Entstehung der Bhakti.

Um die Aufgaben und Schwierigkeiten unserer synodalen Missionsarbeit in Chattisgarh, Indien, zu verstehen, müssen wir mit den religiösen Ansichten der Einwohner dieses Landes vertraut sein. Die Religionsverhältnisse Chattisgarhs bieten aber auch an und für sich so viel Interessantes, daß es der Mühe wert ist, sich damit bekannt zu machen. Die nachfolgenden Artikel wollen sich nicht mit der Orthodoxie des Brahmaismus, sonder mit den in Chattisgarh verbreiteten Sekten beschäftigen.

Den Brahmaismus hat man ja als eine dynamische Religion bezeichnet, weil ihre Regeln und Glaubenssätze nicht für immer festgelegt sind, sondern sich mit dynamischer Kraft immer neue Ideen und Glaubenssätze und daher auch Sekten bilden. Deshalb nimmt auch der Hindu keinen Anstoß an den verschiedenen Denominationen und Sekten der christlichen Kirche, denn eine lebendige, wahrheitsliebende Religion muß in diesem Zeitalter der mangelnden Erkenntnis diese haben, nur, wenn sie in unchristlicher Weise sich unter einander bekämpfen und verleumden, findet der Hindu es anstößig.

Die hauptsächlichsten indischen Sekten, welche sich in Chattisgarh finden, und mit denen es unsere Missionare zu tun haben, sind aus der Bhaktibewegung hervorgegangen. Um den Ursprung derselben zu verstehen, müssen wir kurz den dreifachen Weg der Erlösung, den der Brahmaismus lehrt, betrachten.

In Indien hatte sich in der Zeitperiode, die nach der Zeit der Herrschaft der Vedas folgte und ungefähr mit dem Jahre 480 v. Chr. (dem Tode Buddhas und Mahavivas) endete, verschiedene religiöse Lehr- und Glaubenssätze ausgebildet, welche noch heute dem ganzen indischen Denken, soweit es nicht vom Mohammedanismus, dem Christentum und den westlichen Ideen beeinflußt ist, zu Grunde liegt. Die hauptsächlichsten sind:

1. Daß es eine unpersönliche Wirklichkeit gibt, für gewöhnlich Brahm oder Param Atma genannt und eine nicht wirkliche sichtbare Welt, die periodischem Wechsel oder Neugestaltungen unterworfen ist.

2. Die Erklärung der Existenz der Welt ist die Seelenwanderung, verursacht durch das Gesetz des Karma oder der Werke, daß nämlich alles, was der Mensch an guten und bösen Taten in einem Leben getan hat, im nächsten seine Früchte bringen muß, oder, daß alle Werke des Menschen gleich Samenkörner in seine Seele fallen, welche, sowie die Seele sich in einer neuen Geburt wieder mit einem Leibe verbindet, (sei es als Gott, Mensch, Tier oder Pflanze), aufgehen, und so sein Denken und Tun in diesem neuen Leben bestimmen. So lange der Mensch nun unter dem Fluch der Tat steht (ganz gleich ob gut oder böse), muß er immer wieder geboren werden.

3. Die Erlösung von der Seelenwanderung und die Vereinigung mit der einen unpersönlichen Wirklichkeit (Brahm oder Param Atma) ist die Sehnsucht aller religiösen Menschen.

Auf Grund dieser allgemein gewordenen Gedanken hatten sich schon in dieser Periode, die man ja auch die Vedanta, oder Ende, d. i. Ziel der Vedas nennt, verschiedene Wege, diese Erlösung zu erhalten, ausgestaltet.

Als der beste und erfolgreichste Weg der Erlösung galt ja allgemein, daß man der Welt und ihren Werken, also auch der Anbetung und Opferbringung der Götter, entsage und sich in die Wildnis zurückzöge, um eben frei von allem Denken und Tun zu werden. Diese Art Mönchsleben nahm natürlich die verschiedensten Formen an. Aber auf diese Weise wären die Menschen, hier die herrschenden Arier, bald ausgestorben, und auch aus anderen Ursachen schien er nicht sehr praktisch. Deshalb entstanden zuerst der Karma Marga, oder Weg der Werke, und Gyana Marga oder Weg des Wissens.

Der KarmaMarga ist kurz der, daß ein Mensch heiraten muß, Söhne zeugen und für die Verheiratung seiner Kinder sorgen muß; dann, daß er seine Kastenregeln genau beobachtet, die Götter anbetet, die Brahminen und Mönche unterstützt und sonst Werke zum Wohl der Mitmenschen tut. Gut ist es auch, wenn er Pilgerfahrten nach heiligen Orten unternimmt und sich in heilgen Flüssen oder Teichen zu besonders festgesetzten Zeiten badet. Aber alle diese Werke sollte er eigentlich ohne den Wunsch, die Früchte zu genießen, und ohne innere Beteiligung tun. Am Ende seines Lebens sollte er sich in die Wildnis zurückziehen und ein Leben der Tapasia oder Entsagung aller Werke führen.

Der Gyana Marga oder Weg des Wissens beruht auf der Lehre, daß außer Brahm nichts existiert. Da aber Brahm als das große Selbst (Param Atma) bezeichnet wird, so kam man zu der Absicht, daß das eigene Selbst oder Atm identisch mit dem Param Atma sein müsse, also ein Unterschied zwischen Gott und Menschen nicht vorhanden ist. Am besten erklärt diesen Weg das Gespräch von Svetaketu, der zwölf Jahre lang die heiligen Bücher oder Vedas studiert hatte, und das er,

nach Hause zurückgekehrt, mit seinem Vater hatte. Derselbe fragte ihn: „Mein Sohn, hast du je nach der Belehrung gefragt, vermöge derer wir hören, was nicht hörbar, wahrnehmen, was nicht wahrnehmbar, wissen, was nicht zu wissen ist?“ Der Sohn Svetaketu fragt danach, und der Vater setzt ihm in langer Rede, die wir hier nicht wiedergeben können, auseinander, daß die Welt nur eins sei, nämlich: „Du bist das Weib, du bist der Mann, das Mädchen und der Knabe. Geboren wächst du allerwärts. Du wankst als Greis am Stabe.“

Oder die höchste Erkenntnis wird in der Sanskrit Formel: „Tat twam asi,“ „Das bist du,“ zusammengefaßt. Du bist alles, der höchste Gott selbst. Wer dies weiß, ist von der Kette der Geburten erlöst.

Diese beiden Wege waren aber nur den drei zweimalgebornen Kastengruppen, den Brahminen, Kshatryas und Vaisyas, zugänglich.

Zweimalgeborne werden sie genannt, weil alle Knaben dieser Kasten eine Zeit lang religiösen Unterricht von den Brahminen erhalten. Derselbe wird mit der Zeremonie der Anlegung der heiligen Schnur, oder Janeo, abgeschlossen, und dadurch wird die Geburt in das neue Leben dargestellt.

Nun hatte sich aber schon in dieser alten Zeit das Verlangen nach einem dritten Wege zur Erlösung gezeigt. Man fand ihn in dem Wege der Bhakti, der auch schon in jener ersten Zeit zu lehren angefangen wurde.

Bhakti heißt Frömmigkeit, persönliche Zuneigung und anbetende Hingabe an die Gottheit. Schon unter den vedischen Ariern finden wir die Bhakti, aber sie bestand damals in Anbetung und Opferbringung für die Götter. Im Laufe der Jahrhunderte unterging dieser Begriff der Bhakti einer großen Veränderung. Bei persönlicher Zuneigung und völliger hingebender Anbetung ist die Hauptfrage, wer der Gegenstand derselben ist. Gilt sie dem ewigen, heiligen Gott, so ist sie ja das Höchste, was man sich denken kann; aber der ist ja unbekannt. Angenommen, sie gelte Brahm, oder dem Param Atma, dann hat sie auch wenig Wert, denn die höchste indische Gottheit hat wohl viele Eigenschaften, aber Heiligkeit und Gerechtigkeit sind nicht darunter. Nach der Ansicht vieler indischer Religionsphilosophen hat Brahm gar keine Eigenschaften, denn diese würden sein Wesen nur beschränken.

Aber nicht Brahm ist Gegenstand der Bhakti, sondern Götter wie Krischna und Vischnu, und deren Sittlichkeit steht bedeutend tiefer als wie die eines gewöhnlichen sündlichen Menschen, und da ist sie zur Ursache der größten Unsittlichkeit und Ausschreitung geworden. Diese hat ihren Gipfelpunkt erreicht, als die Gurus (religiösen Lehrer) als Inkarnationen der Gottheit der Gegenstand der Bhakti wurden.

Diese Bhaktibewegung ist jedenfalls die größte religiöse Kraft im Hinduismus geworden und hat auch viele edle Früchte hervorgebracht. Sie hat zu der Erkenntnis geführt, daß Wallfahrten und Baden in heiligen Gewässern nicht von der Sünde befreien, wie die folgenden übersetzten Verse zeigen:

Und badest du im heilgen Wasser
Es nimmt nicht weg den bösen Sinn,
Ist aller Schmutz vom Leib gewaschen,
Die Sünde bleibt im Herzen drin.
Der Gang zum Flusse macht nicht rein,
Die Reu und Umkehr tut's allein.

Aber es hat auch zur Verzweiflung an aller Anbetung und Verehrung Gottes geführt, wie die folgenden Verse zeigen:

Was nützet das Rinnen der Tränen?
Was hilft mir die schmerzliche Klag?
Kann Anbetung stillen das Sehnen,
Das heimlich im Herzen ich trag?

Kann Frömmigkeit töten die Sünden,
Ausreißen die Wurzeln der Lust,
Die täglich von neuem sich finden
Aufwuchernd in meiner Brust?

Sei stille, du kannst nichts gewinnen:
Denn Fluch, wie dem Segen zumal
Kann niemand auf Erden entrinnen;
Denn Brahma regieret das All.

Wie schon erwähnt, ist das Wort und der Gedanke der Bhakti sehr alt. Lange Zeit aber wurde die Bhakti, auch, als sie sich in der eben geschilderten Weise ausgeprägt hatte, nur als teilweiser Weg der Erlösung angesehen, der wohl für eine Zeit lang in einen angenehmen Zustand versetzte, aber die Seele wurde dadurch nicht von der Kette der Geburten erlöst.

Erst Patanjali, einer der Gründer der sechs großen philosophischen Schulen, welche in der Zeit von cir. 600 v. Chr. bis zum christlichen Zeitalter existierten, lehrte in seiner Yogaphilosophie, daß Bhakti einer der Wege zur völligen Erlösung, also Eingehen in Brahm sei. Es ist aber auch möglich, daß er unter Bhakti eben seine Yogaphilosophie verstand, die doch etwas ganz anderes ist, als was man später unter Bhakti verstand.

Die Bhagavat Gita, deren Verfasser unbekannt ist, und die wahrscheinlich in den Jahren 800—300 v. Chr. entstanden ist, lehrt Bhakti in dem gewöhnlichen Sinn (vor allem in Bezug auf Krischna,) und auch, daß sie sowohl für Brahminen, als auch für Sudras (vierte Kastengruppe) und Chandalas, die gar keine Kaste haben, also die die niedrigsten, gemeinsten Menschen sind, ja sogar für Frauen, der Weg zur völligen Erlösung von dem Wiedergeborenwerden sei und auch die Vereinigung mit Brahm bewirke.

Im Lauf der Jahrhunderte traten viele hervorragende Vertreter der Bhakti auf. Die Beschreibung ihres Lebens oder ihrer Ansichten würde uns zu weit führen. Wir müssen nur Sankara, den großen Vedantisten, erwähnen, der im 9. Jahrhundert n. Chr. lebte. Dann Ramanuja (um 1100 n. Chr.) und dann vor allem Ramananda (1400 n. Chr.), von dem nicht nur der berühmte Dichter Tulsi Das (im 16. Jahrhundert), sondern auch Reidas und Kabir, die Gründer der beiden großen Bhaktisekten Reidasies und Kabirpanthis, mit denen wir es in Chattisgarh am meisten zu tun haben, abhängig sind. Reidas und Kabir haben wiederum Ghasidas, den Gründer der Satnamisekte, stark beeinflußt.

Diese drei in Chattisgarh verbreitetsten Sekten oder religiösen Richtungen wollen wir in den folgenden Artikeln einzeln besprechen.

II. Reidas Leben.

Wenn man die Chamars in Chattisgarh frägt, zu welcher Kaste sie denn gehören, so erhält man sehr oft die Antwort, daß sie Reidasies seien. Sie schämen sich des Chamar, und auch oft des Satnami-Namens, aber betrachten es als eine Ehre, für Anhänger und Jünger von Reidas zu gelten, denn man hört sehr oft in Indien die Ansicht aussprechen, daß Reidas solch ein hervorragender Heiliger sei, daß sein Name nicht nur in Hindustan, sondern auch in anderen Ländern berühmt sei.

Reidas heißt eigentlich Rabidas und wurde als Sohn des Chamars Raghu und seiner Frau Ghurbiniya in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Benares geboren. In seiner früheren Geburt soll er ein Brahmine und Schüler des berühmten Bhakti Gurus Ramananda gewesen sein. Als er einmal der Sitte gemäß für denselben Essen erbettelte, erhielt er dies von einem Kaufmann, der Handelsbeziehungen mit Chamars hatte. In seiner Heiligkeit erkannte Ramananda dies sofort und verfluchte seinen Schüler, daß er als Strafe dafür in der nächsten Geburt als Chamar in die Welt kommen solle. Der Fluch ging sofort in Erfüllung. Der Schüler starb und wurde als Kind der genannten Eltern geboren. Aber der Geist des soeben gebornen Kindes war doch noch immer der eines Brahminen, denn er weigerte sich, von seiner Mutter Ghurbiniya, weil sie eben nur eine Chamarin sei, Milch anzunehmen. Damit nun das Kind in seiner Frömmigkeit nicht verhungere, sandte Gott (Bhagvan) den Ramananda in des Chamars Raghus Haus und befahl dem Kinde, die Nahrung seiner Mutter anzunehmen. Der große Guru erkannte natürlich in dem Kinde sofort seinen verfluchten Schüler, führte diesen Befehl aus und gab dem Kinde den Namen Rabidas. Später wurde er allgemein Reidas genannt.

Ganz allgemein beschuldigte man in Indien die Gurus der Habgier. Um nun zu beweisen, daß Reidas hoch über seinen Kollegen stand, erzählt man sich, der Bhaktmala (Kette der Frömmigkeitsperlen) gemäß, folgendes:

Als Reidas herangewachsen war, half er seinem Vater in dem Schuhgeschäft. Aber alles Geld, das in seine Hand kam, verwandte er, um die Sadhus (Heilige) und Sanniassis (Mönche) zu unterhalten. Raghu, sein Vater, wurde darüber so unwillig, daß er Reidas und dessen junge Frau aus dem Hause trieb. Reidas schlug seine Schauhmacherwerkstätte unter einem Baume auf und verbrachte täglich mehrere Stunden in der Anbetung Gottes (Bhagvans). Als die Regenszeit herannahte, mußte er sich eine kleine Hütte bauen; aber sie zeigte nur noch viel mehr die ganze Aermlichkeit seiner Verhältnisse. Aber nichts konnte ihn bewegen, in seinem anhaltenden Dienen und Anbeten Gottes nachzulassen. Dies rührte Bhagvan so sehr, daß er in der Gestalt eines Sadhus Reidas in seiner Hütte besuchte, um ihm den Stein der Weisen, dessen Berührung alles Eisen in Gold verwandelte, zu schenken. Reidas wollte das Geschenk nicht annehmen, aber da der Sadhu darauf bestand, so sagte ihm Reidas, er soll ihn irgendwo in das Dach der Hütte stecken. Dies geschah. Als der Sadhu nach $1\frac{1}{2}$ Monaten wiederkam und ihn immer noch in denselben ärmlichen Verhältnissen fand, frug er, was er mit dem ihm geschenkten Stein gemacht habe. Reidas antwortete, er würde ihn wohl noch an demselben Platze finden, wo er ihn hingetan hätte. Und so war es auch.

Um die große Heiligkeit von Reidas zu zeigen, berichtet dieselbe Bhaktmala, daß Jhali, die Königin von Chittauer (die einige mit der berühmten Heiligen Mira Bai identifizieren), auf einer Pilgerfahrt nach Benares kam. Sie hatte viel von Reidas Frömmigkeit gehört und begehrte, ihn zu sehen. Sie fand bei ihrem Besuche noch viel mehr, als sie gehört hatte und machte ihn daher zu ihrem Guru. Darüber waren aber die Brahminen so erzürnt, daß sie ein großes Geschrei erhoben und die Königin für irrsinnig erklärten. Um sich zu rechtfertigen, lud die Königin die Brahminen und Reidas zu einer Disputation ein. Die Brahminen behaupteten, daß ein Mensch, um Gerechtigkeit zu erlangen, vor allem seine Kastenregeln beobachten müsse. Sie betonten also den Weg der Werke (Karma Marga). Reidas pries Bhakti als das beste Mittel zur Erlösung. Da man natürlich zu keinem Resultat kam, bestimmte die Königin, daß ein Götzenbild von Krischna der Schiedsrichter sein solle. Alle Beteiligten stimmten dem bei, daß, wer durch seine Frömmigkeit diese Statue bewegen könne, ihren Platz zu verlassen, und sich ihm nähern, der solle in der Disputation gewonnen haben.

Die Brahminen gaben sich nun neun Stunden lang alle Mühe, mit Zauberformeln und Gebeten, aber Krischna blieb auf seinem Throne. Kaum aber hatte Reidas in Liebe und Demut zu beten angefangen, als das Götzenbild seinen Platz verließ und in Reidas Schoß flog. Wenn auch widerwillig, sahen die Brahminen sich doch nun genötigt, die größere Heiligkeit von Reidas anzuerkennen.

Von all den anderen Geschichten, die über Reidas Heiligkeit und Erhabenheit erzählt werden, sei hier nur noch eine wiedergegeben.

Ein vornehmer Hindu, natürlich von hoher Kaste, hatte auch viel

von Reidas gehört und wollte sich selbst davon überzeugen. Er besuchte ihn in seiner Hütte und fand ihn in Gesellschaft eines alten Chamars und anderer Leute dieser Kaste, die mit Reidas zusammen Schuhe machten. Das war schon eine große Enttäuschung und Zumutung für diesen hohen Herrn. Er aber überwand seinen Widerwillen und setzte sich, um der Weisheit von Reidas zuzuhören. Nach einiger Zeit wurde in einem großen Schuh Charan Amrit (eine Art Lebenswasser) herumgereicht. Der Besucher fürchtete, seinen Wirt zu beleidigen, deshalb nahm er, trotz des inneren Widerwillens, einen Schluck davon, kehrte sich aber um und spie es wieder aus. Da er es aber nicht geschickt genug tat, beschmutzte er dabei sein Gewand. Er ging darauf nach Hause und reinigte sich von der Berührung mit Chamars durch die fünf Sekrete der Kuh. Das Kleidungsstück gab er einem Feger (die ja als die Niedrigsten und Gemeinsten betrachtet werden). Zur Strafe, daß der hohe Herr das Charan Amrit verachtet hatte, wurde er noch an demselben Tage aussätzig. Dem Feger aber, der das beschmutzte Gewand anzog, erstrahlte sein Gesicht in herrlichem Glanze, und wo das Gewand seinen Leib berührte, da sah es wie Gold aus. Der vornehme, aussätzig gewordene Mann gab viel Geld für Aerzte und Arznei aus, um von dieser schrecklichen Krankheit geheilt zu werden, aber alles war umsonst. Da rieten ihm seine Freunde, doch Reidas wieder einmal zu besuchen, und dann das Charan Amrit wirklich hinunterzuschlucken, vielleicht würde er dann geheilt werden. Den Rat befolgte er, aber obgleich er Stunden lang in Reidas Hütte saß, wartete er doch vergebens auf das Herumreichen des geweihten Wassers. Endlich entschloß er sich, darum zu bitten, erhielt aber zur Antwort, daß er wohl Wasser zu trinken erhalten könnte, dasselbe sei aber nur gewöhnliches und habe keine besondere Kraft. So mußte er, ohne Heilung erhalten zu haben, wieder nach Hause zurückkehren. Da der Aussatz aber immer weiter fraß, und seine Angst wuchs, daß er elend an demselben umkommen müsse, ging er noch ein drittes Mal zur Hütte von Reidas und bat ihn sehr demütig, ihn doch von dieser schrecklichen Krankheit zu heilen. Da Reidas seine Reue und Demut sah, erfüllt er ihm seine Bitte.

Reidas soll 120 Jahre alt geworden sein. Manche glauben, daß sein Leib im Tode, wie der des Kabir, veerschwunden sei. Von diesem erzählt man sich, daß er in Blumen verwandelt worden sei.

Außer in Chattisgarh, sollen in Gujarat Hunderttausende von Anhängern von Reidas sein. Diese nennen sich aber, im Unterschied von denen in unserem Missionsgebiet, Rabidasis, wie ja sein erster Name war.

III. Die Lehre von Reidas.

Die Lehre von Reidas ist in 87 Liedern und einem einleitenden Gedicht, Sakti genannt, zusammengefaßt. Es existieren, außer dem mit seiner Lebensbeschreibung zusammen herausgegebenen Buch, noch andere Sammlungen, aber die bieten auch nur Variationen der schon in dieser größten Sammlung dargebotenen Gedanken.

Wir finden in seiner Lehre viel Gutes und Wahres, aber es fehlt natürlich die eine erlösende Wahrheit, die ja nur in Christo geoffenbart ist.

Auch Reidas steht unter dem Einfluß der Glaubenssätze, die schon Jahrhunderte vor Christo allgemein angenommen worden sind: daß es 1) eine unpersönliche Wirklichkeit, die Reidas oft Gott (Bhagvan) nennt, und eine unwirkliche, sichtbare Welt (Maya) gibt, 2) daß, um der Werke willen der Mensch der Seelenwanderung unterworfen ist, und 3) daß er von dieser Seelenwanderung erlöst werden muß, um mit Gott vereinigt zu werden.

Wenn wir auf Reidas Lehre näher eingehen, so müssen wir, wie ja bei allen indischen Lehrsystemen, Widersprüche mit in den Kauf nehmen.

Zu unsrer Freude finden wir eine Erkenntnis der Sünde und der eigenen Nichtigkeit. Das menschliche Leben ist verloren, weil es eben unter dem völligen Einfluß der Sünde, des Zweifels und der Maya, Einbildung, steht, welche uns vortäuscht, daß die Welt wirklich existiert. So sagt er einmal: „Ich bin einer, der schlechte Werke tut, verrückt, ohne Verstand und ein Uebeltäter. Ich bin ein Sünder, arm und faul, unbarmherzig und habe ein schlechtes Herz." (30, 1. 2). Natürlich sieht er sich hier als Vertreter der Menschheit ein.

Zur Erlösung sind sowohl der Karma, als auch der Gyana Marga (Weg der Werke und des Wissens) nutzlos, ebenso das Baden im Ganges und anderen heiligen Flüssen und Teichen und Darbringung von Opfern. Auch die Anbetung der Götter helfen uns nichts. Denn durch dasselbe wird ja das Heilige mit dem Unheiligen verbunden, und bei dieser Verbindung überwiegt immer das Unheilige. Dies zeigen uns die die Götter anbetenden Sadhus (Heilige). Diese Heuchler würden wohl niemals den Schnaps trinken, der aus Gangeswasser gemacht ist; gießt man aber Schnaps in das Gangeswasser (ein Bild der Anbetung der heiligen Götter von einem Sünder), dann trinken sie es ohne Scheu (42, 1).

Ein andrer Grund ist, daß ich eben sündig sein muß, um die Götter anzubeten. Ein Heiliger hat dies ja nicht notwendig und wird es auch gar nicht tun, wie Lied 65 uns zeigt:

O Krischna, dein Ruhm ist heilig.
Du bist der Erlöser einer schweren Sünde.
Dein Ruhm schon zerstört die Sünde.
So singt wenigstens die Welt und die Vedas.
Wenn wir nicht Berge von Sünde täten,
Dann könntest du sie nicht vernichten.
Wenn die Glieder den Schmutz nicht berührten,,
Wir brauchten kein Wasser, sie zu reinigen.
Ein unreines Herz, das in Sünden versunken ist,
Wie kann es den Namen Haris (Gottes) verstehen?
Wenn aber unser Herz, Verstand und Inneres rein wären,

Wen könnte man dann beschuldigen?
Reidas sagt: „O Herr, du bist gnädig."
Was soll aber der von Sünden Freie mit Erlösung?

Es ist also hier der Gedanke ausgesprochen, von dem man in Indien so oft hört, daß die Götter uns Menschen der Sünden wegen eigentlich dankbar sein sollten, denn sonst hätten sie ja gar keine Existenzberechtigung. Denn ein Heiliger braucht die Götter gar nicht. Daher auch die vielen Geschichten in der Hindumythologie, daß die Götter einen, dessen Heiligkeit sie fürchten, zur Sünde verführen.

Reidas bekämpft natürlich auch die orthodoxe Ansicht, daß Leute von niederer Kaste niemals Erlösung (von der Seelenwanderung natürlich), erhalten können. Vielmehr meint er, daß durch Niedrigkeit der Kaste und dem damit verbundenen Elend die Liebe zu Gott entstehe und diese, sowie die Verehrung Gottes, und das Wohnen in Gott, der einzig richtige Weg zur Erlösung sei (Bhakti). Leider aber ist es dem Menschen unbekannt, wie er diesen Weg der Bhakti einschlagen soll. In Lied 34 klagt Reidas:

O Ram, was und wo soll ich dir opfern?
Früchte und Blumen kann ich nicht mehr finden.
Etwa die Milch der Kuh? aber was läßt das Kalb davon übrig?
Die Blumen sind durch die Bienen, das Wasser durch die Fische verdorben.
Malyagir (die weiße Farbe, welche die Brahminen sich an die Stirn schmieren,) wird im Wohnort der Schlangen gefunden.
Gift und Amrit (Lebenswasser) sind beide zusammen.
Das Herz ist fürs Anbeten, das Herz ist für Weihrauch.
Das Herz ist aber auch da, um die gewöhnlichen Arbeiten zu tun.
Dich anzubeten und sich dir hinzugeben, ist mir unbekannt.
Reidas sagt: „Welches wird mein Zustand werden?"

Diese Hoffnungslosigkeit zeigt sich noch mehr, da ja ohne die Erkenntnis Gottes, die richtige Bhakti unmöglich ist, wie es in Lied 12 heißt:

O Gott, mein Verstand ist ruhelos.
Wie kann ich dich verehren?
Wenn du mich erkennst, und ich dich erkenne,
Dann ist gegenseitige Liebe möglich.
Du erkennst mich, ich aber erkenne dich nicht.
Da hat der Verstand alle Weisheit verloren.

Ergreifend klingt in vielen seiner Lieder Reidas Bitte um Hilfe, aber nirgends finden wir den freudigen Dank der Erhörung.

Als Probe geben wir Lied 22:

Ram sei die Welt meines Lebens.
Verlaß mich nicht, o Ram, ich bin dein Knecht.

In niedrigen, armseligen Gedanken lobe ich dich Tag und Nacht.
Es ist schwere Arbeit, denn ich gehöre zu einer schlechten Kaste.
Vernichte mein Elend, sonst tue, was du willst.
Deine Füße werde ich nicht loslassen, komme, was wolle.
Reidas sagt: „Gib mir Hilfe."
Laß sie mir schnell zu Teil werden, mache keine Verzögerung.

Unter Ram ist hier nicht die 7. Inkarnation von Vischnu in Ramchand, oder wie er kurz genannt wird: Ram, zu verstehen, sondern wir haben es hier mit einer Art Logoslehre zu tun, wodurch man die Einheit Gottes richtig ausdrücken will, denn die Verschiedenheit und Mehrzahl der Worte und Buchstaben wird man, sobald wir erst von der die Menschen betrügenden Maya erlöst sind, als eins erkennen, und das Wort Ram, das in Hindi, wo das kurze „a" nicht besonders geschrieben wird, nur durch zwei Buchstaben ausgedrückt wird, ist die bestmöglichste Bezeichnung der Einheit der Wahrheit und des Unbeschreiblichen (Gottes). Weiter auf die sehr interessante Lehre vom Wort (Shabda) einzugehen, müssen wir uns hier versagen.

Welche Früchte hat nun diese Lehre des Reidas in ihren Anhängern, den Chamars in Chattisgarh, erzeugt? (Nur von diesen und nicht von den in Gujarat lebenden kann ich reden.) Was uns zuerst auffällt, ist ein allgemeiner Unglaube: Wir wissen und können nichts Bestimmtes wissen über Gott und die Ewigkeit. Wer weiß, ob Gott existiert und es ein Leben nach dem Tode gibt? Das finden wir sehr oft bei den Predigtreisen. Aber unter dieser Oberfläche ist doch ein Suchen und Sehnen des Herzens zu finden, das sich uns in verschiedenen sich widersprechenden Formen zeigt. So finden wir, daß die Chamars sich wohl rühmen, daß sie nur an einen Gott glauben und die Götzen verachten, daß sie aber trotzdem verlassene Hindutempel aufsuchen und deren Götter anbeten. Bei einem Chamarfeste fand ich, daß sie eine ganze Anzahl der Hindugötter nachgebildet hatten, und sie anbeteten. Dann suchen sie auch einen Guru oder Führer zur Erlösung und verehren ihn göttlich. Auch viele unsittliche, ja obszöne Gebräuche, zeigen doch nur, daß sie sich der Gottheit hingeben wollen und sie suchen. Auch, daß der Satnamismus einen solchen Einfluß unter ihnen gefunden hat und derselbe, trotzdem die Familie des Satnami Guru immer mehr verkommt, noch großen Einfluß hat, zeigt, daß sie das Suchen nicht aufgegeben haben. Der sie beherrschende Aberglaube zeigt sich nicht nur in dem Hexen- und Zaubereiglauben, der in voller Blüte steht, sondern auch darin, daß sehr oft hier und da ein neuer Chamar Heiliger, oder Heilige, auftritt, von denen man sich allerlei Wundergeschichten erzählt, und die stets, wenigstens für eine Zeit lang, sehr großen Zulauf haben. Wir können uns auch nicht verwundern, daß dies der Fall ist, denn das Menschenherz sehnt sich, etwas anzubeten und zu verehren, und die Bhaktilehre kann das Herz nicht befriedigen, da sie ja den nicht kennt, der den sündigen Menschen mit dem heiligen Gott wieder vereint. Und diesen, unsern Heiland, ihnen zu predigen, ist ja unsere herrliche Aufgabe.

In Sachen des Prof. Shailer Mathews

ging uns folgender Brief zu, dem wir hiermit gerne Raum geben:

Columbus, Ohio, d. 27. März 1916.

Bezugnehmend auf den Artikel „Shailer Mathews," welcher auf Seite 142 im Märzheft des Magazins für Evang. Theologie und Kirche, erschien, hielt ich es für meine Pflicht, an Shailer Mathews zu schreiben, da ich ihn in Columbus kennen gelernt hatte.

Hier folgt eine wörtliche Abschrift seiner Antwort:

My Dear Mr. Lehman:

I have read your letter of March 11th with deep sorrow as well as astonishment. I never said anything of the sort attributed to me by the "Christlicher Apologete." I have never regretted learning German. I wish I knew more of it than I do. I use German literature constantly in my own study, and have the highest regard for German scholarship.

I should appreciate it very much if you would give every publicity to this absolute and unqualified denial. I cannot imagine how such a story could have started. As you probably know, I spent a year in Germany, and number among my best friends some of the German professors.

I thank you very much for writing me about this matter for otherwise I should have been totally ignorant concerning it. If you will kindly give me the address of the "Christlicher Apologete," and of your own journal, I shall be only too glad to write, making the same denial.

Fraternally Yours,
Shailer Mathews.

Es erscheint mir, im Interesse der Sache nötig zu sein, daß diese Abschrift veröffentlicht wird. Ich schicke die Kopie an den ehrw. Herrn Synodalpräses.

Mit brüderlichem Gruß, T. Lehmann.

Wir haben die Notiz über Prof. Sh. Mathews dem Christl. Apologeten entnommen und können die ursprüngliche Quelle nicht kontrollieren. Da sie aber ganz aus einem Kreise methodistischer Prediger zu kommen scheint, so ist es undenkbar, daß sie ganz unwahr sei und auf reiner Erfindung beruht. Der Editor.

Amerikanischer Idealismus.

Von Prof. em. E. Otto.

Eine wenn auch nicht brennende, doch vielfach unter Predigern besprochene und gar nicht für akademisch, sondern für sehr praktisch gehaltene Frage ist die, wie der sinkenden Wertschätzung des Predigtgottesdienstes aufzuhelfen sei, wie denselben größere Zugkraft verschafft werden könne. Erklärlich ist ja das Interesse an der Frage, die sich volenti nolenti aufdrängt. Mancher wohl auch unter unseren Lesern grämt sich oder fühlt sich bedrückt, daß seine Predigt nicht „zieht," und auch demjenigen, der bei billigen Ansprüchen im allgemeinen mit dem Kir-

chenbesuch in seiner Gemeinde zufrieden sein kann, drängt sich bei besonderen Gelegenheiten, wie etwa bei Leichenbegängnissen oder bei Prüfung und Konfirmation der Kinder, wo die Kirche gedrängt voll ist, die Frage auf: Warum ist es nicht immer so? Man sieht doch, wie eigentlich Leute genug da sind, die Sonntag für Sonntag die Kirche bis auf den letzten Platz füllen könnten, wenn sie wollten. Oder man liest von Heroen der geistlichen Beredsamkeit, die mit magischer Gewalt die Zuhörer an sich gezogen, und fragt sich: Warum kann ich's nicht auch oder wenigstens ein Viertel davon? Da ist freilich schwer zu raten. Die echten Meister werden uns sagen: Das wissen wir selber nicht, warum uns das gegeben ist. Andere, wohl die meisten, werden uns sagen: Ja, lieber Freund, uns geht's selber nicht besser, wir trösten uns mit den Propheten, die auch gesagt haben: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich. Und andere werden uns gute Lehren geben können, wie sie eben in guten Homiletiken gegeben sind: die Predigt muß biblisch sein, sie muß durchdacht sein, muß praktisch und verständlich, muß lebendig sein, u. dergl. Das ist alles recht schön, aber es sind doch Dinge, die jeder sich eigentlich schon selber hat sagen können. Es bleibt vor allem dabei: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn's euch nicht aus der Seele dringt, und das Schlimmste ist nur, daß man die Richtigkeit dieser guten Lehren sehr anerkennen und lebhaft fühlen kann, aber nicht so leicht das Gefühl in Tat umzusetzen vermag.

So wird sich der Schreiber dieses auch keineswegs getrauen, zu den mannigfachen Beantwortungen der Frage: Wie machen wir unsere Predigten fruchtbar? von sich aus eine eigene hinzuzufügen, als ob er etwas besonderes der Rede wertes darüber zu sagen wüßte, vielmehr möchte er die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers noch einmal auf ein Buch hinlenken, dessen Verfasser seine Ratschläge mit großer Zuversichtlichkeit vorträgt und aussagt: Bist du ein Prediger, so darfst du es nicht so machen, sondern so. Das Buch von Ralph Waldo Trine: „In Einheit mit dem Unendlichen," ist schon einmal in unserem Magazin besprochen worden und ist jedenfalls eine bedeutende literarische Erscheinung, es soll ja in über 400,000 Exemplaren verkauft worden sein, ist auch von M. Christlieb ins Deutsche übersetzt worden, so daß es auch wohl manchem unserer Leser in die Hände gekommen ist. Sein Uebersetzer hat mit der Uebertragung der deutschen Lesewelt den Nachweis geben wollen, daß wir Deutschen nicht, wie wir's uns oft einbilden, den Idealismus allein gepachtet haben, und daß der Amerikaner nicht der nur aufs Praktische gerichtete Dollarmensch sei, sondern auch seinen aufs Höchste gerichteten Idealismus habe, einen Idealismus, der wegen seiner Verbindung mit einleuchtendem nüchternem Realismus auch verständlich und leichter übertragbar sei, und von dem man darum wohl lernen kann. Es sind auch zweifellos in dem Buche viele den wohlmeinenden und edeln Sinn des Verfassers kundgebende Gedanken ausgesprochen, die der sinnenden und prüfenden Erwägung wert sind. Wir beschäftigen uns zunächst nur mit den Ratschlägen, die er glaubt den Predigern in

die Tasche schieben zu müssen, obwohl dies auch zum Zurückgehen auf die Zusammenhänge dieses Systems des amerikanischen Idealismus nötigen wird. Freilich müssen wir da manchen Aeußerungen des Verfassers gegenüber sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,“ was meinst du damit, wie denkst du dir das?

Er sagt: „Bist du ein Prediger oder sonst ein Lehrer der Religion, dann mache dich frei von dem Menschenwerke der theologischen Dogmen, die von jeher für viele Menschen eine Fessel und Schranke waren und es heute noch sind, und öffne dich dem geistlichen Atem. In dem Maße, als du dies tust, wirst du ein Mann werden, der gewaltig predigt und nicht wie die Schriftgelehrten, du wirst weniger die Propheten lesen aber dafür selbst ein Prophet werden, der Weg steht dir offen, wie er jenen offen stand.“

Es ist nicht ungewöhnlich und charakteristisch, daß Prediger und Schriftsteller, die populär sind oder sein wollen und ein Neues aufzubringen, reformatorisch aufzutreten bestrebt sind, ehe sie ihre eigenen Gedanken und Ratschläge preisgeben, erst ins Gelag drein ein gegen die veralteten Dogmen losziehen, mit denen man den Menschen von heutzutage nicht mehr kommen dürfe. Das ist eine Art Pionierarbeit, wie etwa im Kriege hie und da die Pioniere eine Schneise durch den Wald hauen müssen, damit die Artillerie durch kann, es ist, was man so nennt, eine captatio benevolentiae, mit der ein geschickter Redner seinen Vortrag einleitet, um, bevor er zum eigentlichen Zwecke kommt, von vornherein beim Hörer sich einen günstigen Eindruck zu sichern, wie etwa s. Z. Mr. Tertullus nicht gleich mit der Türe ins Haus fiel: „Höre, Landpfleger, ich habe diesen Menschen hier bei dir zu verklagen,“ sondern erst schweifwedelnd dem Felix unter die Nase ging: „Daß wir in großem Frieden unter dir leben, etc., etc.“ So wird den Leuten immer etwas Angenehmes gesagt, was sie gern hören. Veraltete Dogmen, altes Gerümpel, was soll man damit, ihr tut ganz recht, daß ihr davon nichts wissen wollt. Dann wird den Predigern die Schuld in die Schuhe geschoben, daß sie die Kirchenbänke leer gepredigt haben. Das hört das liebe Publikum gerne. und es sagt: Es ist ja allerdings nicht recht, daß unsere Kirchenbänke so leer sind, aber wir sind ja nicht schuld. „Viele Menschen,“ sagt der Verfasser, „sind von den ewigen alten Dogmen, Formeln, Zeremonien so übersättigt, daß sie mit vollem Bewußtsein lieber gar nichts wollen als diese Art von Religion.“ Das ist nun allerdings eine betrübende Tatsache, die allerdings zur Selbstprüfung auffordert, daß eben solches vage Räisonnieren gegen Dogmen u. dergl., so „zieht,“ und daß die Leute solchen Rednern zulaufen, die ihre Vorträge mit Invektiven zu würzen wissen, und nach solchen Büchern greifen, in denen als erstes Erfordernis eines vernünftigen Gottesdienstes eine tabula rasa aller bisher geltenden religiösen Vorstellungen verlangt wird. Da möchte man doch solcher in die Luft streichenden Polemik gegenüber zunächst fragen: Wie soll ich das verstehen, was sind denn das für veraltete Dogmen, die wir über Bord werfen sollen? Wir haben keinen Beruf,

uns der römischen Dogmatik und Predigtweise anzunehmen, wir haben's nur mit unsrer evangelischen zu tun. Der evangelische Prediger, der sich immer für einen Schüler halten wird und muß, der noch nicht ausgelernt hat, wird wohl sagen: Lieber Herr Polemiker, wenn wirklich unsere evangelische Lehre so ein Augiasstall ist, der erst ausgeräumt werden muß, ehe etwas besseres darin untergebracht werden kann, ich will gerne nichts als die reine Wahrheit predigen, die fürs Leben fruchtbar ist, wo ist denn das überflüssige und schädliche Dogma, von dem ich mich zu befreien und ferne zu halten habe, ist es das von Gott dem Vater oder das von Christo, oder das vom Heiligen Geiste? Oder was ist das andere bessere, was ich statt dessen predigen soll? Haben Sie etwas neues, besonderes, das nicht, nach unserer bisherigen beschränkten Meinung, eben so gut und besser in dem Urkundenbuche unserer Dogmen, der (trotz alledem und alledem) von Gott eingegebenen Schrift, die nütze ist zur Lehre und Strafe, zur Besserung und Züchtigung in der Gerechtigkeit, enthalten wäre? Es handelt ja hier sich nicht um die Form des Vortrags, zu laute oder zu leise Stimme, unangemessene Gesten etc., auch nicht um sonstige „homiletische Untugenden," süßliche Sentimentalität, unangemessene Derbheit, Oberflächlichkeit, Trockenheit u. dergl. Da müßten wir uns gern zurechtweisen lassen, und es heißt: „Wer kann merken, wie oft er fehle." Sondern es handelt sich um den S t o f f der Predigt, und da müssen wir fragen: Womit haben wir gesündigt, so daß wir die Kirchenbänke leer gepredigt haben?

Wir haben insofern Trine Unrecht getan, als wir den Eindruck hervorgerufen haben, er habe seine absprechende Beurteilung der kirchlichen Predigt in der Weise echter Rabulisten behufs Stimmungsmacherei an die Spitze gestellt, ohne zugleich mitzuteilen, was er selber zu bieten habe. Nein, es ist ihm nicht ums Niederreißen zu tun, er will aufbauen und beleben, er gibt zuvor seine eigene Dogmatik zum besten und tadelt nur deswegen die am veralteten Dogma hangende Predigerzunft, weil sie sich nicht dazu erheben kann, die von ihm dargebotenen befruchtenden Gedanken zu verwerten. Wenn in einem Büchlein von 224 kleinen Oktavseiten ein ganzes System der Weltanschauung vorgetragen wird, so ergibt sich von selbst, daß die Darstellung vielfach aphoristisch gehalten sein muß, und daß der Versuch, einen Auszug aus einem Auszug zu geben, nur unvollkommen geraten kann, zumal man zuweilen gar nicht sicher sein kann, ob man den Verfasser recht versteht oder nicht, doch muß es versucht werden.*)

Der Verfasser beginnt mit dem Paradoxon: Der Optimist hat Recht, und der Pessimist hat Recht, und damit will er allerdings nicht in den Unsinn jenes gutmütigen Dorfrichters verfallen, der dem Kläger sowohl wie dem Beklagten Recht zusprach, auch nicht das will er

*) Der geneigte Leser muß gebeten werden, damit er nicht manchmal am Zusammenhang irre wird, auf die Anführungsstriche zu achten, durch welche die Zitate aus dem Buche von den Bemerkungen des Einsenders geschieden sind.

sagen, daß, wie jedes Ding seine zwei Seiten hat, so auch das Weltganze, in dem wir leben, sich von zwei Seiten betrachten lasse, so daß, Optimist und Pessimist, jeder Recht habe, sondern er will die Bedeutung der persönlichen Entscheidung hervorheben: Jeder schafft sich die Wirklichkeit, in der er lebt, selber, es gibt, so zu sagen, keine objektive Wirklichkeit, die von dem Denken des Menschen unabhängig wäre, sondern wie einer denkt, so hat er's, denkst du gut, so hast du's gut und so gehn von dir gute Wirkungen aus, und umgekehrt, das Sprüchlein: Jeder ist seines Glückes Schmied gilt nicht bloß mit Bezug auf die Gestaltung des äußeren Schicksals und Erfolges, sondern vor allem in Bezug auf die Gestaltung des inneren Lebens. Das ist ja allerdings ein Gedanke, der auch uns nicht fremd ist, obwohl die Auffassung von der Schöpferkraft des individuellen Denkens, das sich seine wirkliche Welt selbst erzeugen soll, uns als übertreibend erscheint. Dennoch kann es nicht schaden, wenn wir auch hier vom Verfasser etwas zu lernen suchen, daß wir's nämlich bei all unserm Predigen darauf absehen müssen, dem Hörer das Bewußtsein zu wecken und zu stärken: tua res agitur, es handelt sich nicht um etwas einzelnes und äußeres, sondern um die Gestaltung deines eigenen äußeren wie inneren Gesamtlebens, und deine eigene Willensentscheidung, die von dir eingeschlagene Denkrichtung, ist dabei das Ausschlaggebende. Das ist freilich leichter gesagt wie getan.

Wie schon gesagt ist's natürlich nicht die Meinung des Verfassers, daß Optimismus und Pessimismus zwei gleichartige Dinge seien, zwischen denen man nach Geschmack wählen dürfe, sondern wies denn doch schon im Namen ausgesprochen ist, der Optimismus, die Richtung aufs Beste, ist ihm natürlich auch das allein Rechte. Worauf gründet sich nun sein Optimismus? Den Grundgedanken seiner Antwort können wir uns auch recht wohl gefallen lassen. Die Basis, so zu sagen, auf der das Denkgebäude des Optimismus beruht, ist das Dasein Gottes. „Die große Grundwahrheit im Weltall ist der Geist des unendlichen Lebens und der unendlichen Macht, der hinter allem steht, der alles beseelt, sich in allem und durch alles manifestiert, das Selbstsein und Lebensprinzip, aus dem alles nicht nur einmal hergekommen ist, sondern fortwährend noch herkommt. Wenn es ein individuelles Leben gibt, so muß auch eine unendliche Quelle existieren, aus der dies Leben stammt, wenn es eine Eigenschaft oder Kraft der Liebe gibt, so muß es eine unendliche Quelle geben, aus der diese Liebe strömt, wenn es etwas gibt, was wir Harmonie nennen dürfen, so muß auch etwas existieren, mit dem man im rechten Verhältnis stehen kann. Man kann diesen Geist des unendlichen Lebens nennen wie man will, gütiges Licht, Vorsehung, Ueberseele, Allmacht, wir nennen ihn Gott." Das ist nun alles recht schön, und wenn wir berücksichtigen, daß der Verfasser nicht mit juristischer Genauigkeit des Ausdrucks, sondern mit der Rhetorik warmer Empfindung redet, so können wir wohl sagen: Das ist ja ganz wie wir's im ersten Artikel unseres Glaubensbekenntnisses haben. Allein wenn man etwas zwischen den Zeilen liest, so kann man schon von vornherein bemerken,

daß dem Verfasser das Objekt des Glaubens eigentlich ein Neutrum ist, nicht eine Person, und es ist nicht zufällig, daß unter den Benennungen des Göttlichen, die er dem Leser zur Auswahl überläßt, die des Heiligen fehlt. Im Englischen, wo "the Infinite" so wohl als maskulin wie als neutral verstanden werden kann, tritt ja das weniger hervor. Auch in unserm Apostolikum wird ja allerdings die Qualtät des Heiligen nicht besonders zum Ausdruck gebracht, aber da ist sie selbstverständliche Voraussetzung und wird durch die Bezeichnung Gottes als des Vaters angedeutet. Wir wissen wohl, daß mit der Fassung der Begriffe, Person und Vater viel Unvollkommenheit verbunden ist, beschränkte sinnliche Vorstellungen, die erst abgestreift werden müssen. Wie man es in der Bilderbibel oder auf Altarbildern sieht, so stellt sich das Kind, wenn ihm vom lieben Gott geredet wird, denselben vor als einen ehrwürdigen alten Mann, der mit der Schaufel in den Wolken arbeitet; aber das Gute hat der Gebrauch der unvollkommenen Darstellungsmittel, daß er geeignet ist, eine Grundstimmung gegenüber dem Göttlichen zu erwecken, die bleiben kann und muß, das Gefühl der ehrfurchtsvollen Scheu. Die Grundstimmung wahrer Religiosität. Die Trine-Emersonsche Philosophie behelligt uns nun nicht mit dem Gebrauch von Darstellungsmitteln, von denen wir von vornherein wissen, daß sie etwas Inadäquates an sich haben. In merkwürdiger Mischung von Rationalismus und Mystizismus überläßt sie die Rede von Gott dem Vater den Vertretern des veralteten Dogmas und „fährt zur Vollkommenheit," so wie vernünftiges abgeklärtes Denken aus der Betrachtung des Weltganzen sich selbst, so zu sagen, an den Fingern abzählen kann. „Alles in der Welt geschieht nach Gesetzen. Gesetze müssen, ehe sie gegeben werden, erst gedacht sein, das alles Verursachende ist also ein Denkendes, ist Geist, unendlicher Geist. Ist nun der oder das Unendliche eben unendlich, alles in sich fassend, nichts außer und neben sich habend, so ergibt sich von selbst, daß wir Teile dieses Unendlichen sind, das Leben Gottes und das Leben des Menschen sind ihrem Wesen nach identisch, der Unterschied des individualisierten Geistes vom universalen ist kein Unterschied des Wesens, sondern des Grades, kein qualitativer, sondern nur quantitativ, gleich wie der Tropfen Wasser qualitativ gleich dem Brunnen ist, aus dem er geschöpft ist. Aus dem Leben Gottes strömt uns unser Leben zu, in dem Maße, als der Mensch dem göttlichen Einströmen sich öffnet, kommt er Gott auch näher, in dem Maße wie er Gott näher kommt, wird er auch Gottes Kräfte in sich aufnehmen, und da diese Kräfte schrankenlos sind, muß er beim Beharren auf diesem Näherkommen auch selbst immer schrankenloser werden, und sich als schrankenlos empfinden, die einzigen Schranken des Menschen sind die, welche er sich selbst setzt, weil er sich nicht kennt."

Ist nun dies die oberste Wahrheit im Weltall, daß Gott alles in allem ist und wir seines Geschlechts sind, so wird es die Hauptaufgabe der Predigt sein, den Menschen dies zum Bewußtsein zu bringen, denn leider ist es um dies Bewußtsein bei den Menschen schlecht bestellt, was

eigentlich von den Premissen des Verfassers aus unbegreiflich erscheinen muß; denn sind wir, so zu sagen, von Haus aus qualitativ Gott gleich und nur quantitativ von ihm verschieden, so müßte wohl das Bewußtsein seiner Göttlichkeit dem Menschen unverlierbar sein. So ist's aber eben leider nicht, sondern die meisten Menschen verschließen sich durch Unwissenheit gegen dies Bewußtsein oder erschweren und verhindern es. Dabei ist nur die Schwierigkeit leicht übergangen, wie man sich durch Unwissenheit gegen etwas verschließen kann, wovon man eben gar nichts weiß, um mich gegen etwas verschließen zu können, muß ich doch wenigstens eine Kunde davon haben. Ein hübsches Gleichnis soll das Verhältnis zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Leben, wie es sein sollte, veranschaulichen: Oben auf dem Berge liegt ein See voll krystallhellen, reinen frischen Wassers, unten am Fuße liegt ein Teich von einem Garten umgeben, eine Schleuse am Rande des Sees läßt, so lange sie geöffnet ist, beständig einen Strahl des belebenden reinen Wassers hinabrinnen, das Wasser des Teiches beständig erneuernd, dann ist unten alles lieblich, Lotosblumen blühen, Schmetterlinge gaukeln etc.; ist aber die Schleuse verstopft, dann versumpft der Teich, und der Garten wird eine Heimat der Frösche und Würmer. „Es ist aber ein Unterschied," heißt es, „zwischen dem Lotosteiche und deinem und meinem Leben vorhanden. Der Teich hat keine Macht, seine Schleuse zum Einströmen des Wassers aus dem Reservoir zu öffnen, darin hängt er von einer außer ihm vorhandenen Kraft ab, du aber und ich, wir haben diese Kraft, diese innere Kraft, uns für dies göttliche Einströmen zu öffnen oder zu verschließen, ganz wie wir wollen. Diese Kraft haben wir in der Macht unseres Geistes, in der Wirksamkeit des Denkens." Obgleich kein Gleichnis die Wirklichkeit, die es veranschaulichen soll, ganz exakt ausdrücken kann, so daß man nicht jeden Zug desselben auf die Goldwage legen darf, so tritt uns doch in diesem Gleichnis die Eigentümlichkeit des amerikanischen Idealismus charakteristisch entgegen. Einmal die starke und einseitige Betonung der menschlichen Willenskraft. Es ist ja allerdings das Ineinanderwirken göttlichen und menschlichen Willens im Werke der Bekehrung, der Herstellung des Gemeinschaftsverhältnisses zwischen Gott und Mensch ein unentwirrbares Geheimnis, ob es dem Synergismus gelungen sei und gelingen könne, eine Formel auszudüfteln, die den rechten Mittelweg zwischen Extremen vorzeichne, lassen wir dahingestellt, aber so wenig uns die Theorie von der unbedingten Prädestination und vom truncus et lapis der Konkordienformel zusagt, so sehr vermissen wir doch auch beim amerikanischen Idealismus den Ausdruck für die Stimmung der Demut und Dankbarkeit, die Gott allein die Ehre gibt. Um bei dem angeführten Gleichnisse zu bleiben, da ist es des Menschen Sache, sich von unter her ein Loch in den Damm zu bohren, der die Fülle des Lebenswassers in dem Reservoir droben vor ihm absperrt. Wer wollte das Moment der Wahrheit und der Kraft, das in dieser Auffassung wirksam ist, verkennen! Wie großartig und richtig ist doch der Gedanke: es ist deine Sache, o Mensch, deine ei-

gene persönliche Angelegenheit, um die sich's handelt, von deiner Entschließung und zwar der sofortigen in dieser Stunde hängt es ab, ob du dir den Anteil am Höchsten und Besten offen oder verschlossen lassen willst. Aber zugegeben, daß in der energischen Geltendmachung dieses Gedankens in der Erweckungspredigt der amerikanische Prediger uns im allgemeinen „über" ist, so zeigt sich doch in manchen auffälligen Erscheinungen, daß in dem Maße, als der Appell an die persönliche Willenskraft einseitig erhoben wird, das Resultat sich als Menschenwerk herausstellt, sei es als gewaltsame Erschütterung aber flüchtig vorübergehend, sei es als Oberflächlichkeit mit äußerem Schein, ja mit Heuchelei verträglich.

Sodann der einseitige Intellektualismus. Hat der Mensch mit der Macht seines Denkens sich emporgearbeitet und die Schleuse geöffnet, so strömen ihm die Gedanken aus der oberen Welt zu. „Die ganze Welt ist voll von Gedanken, alles was da ist, hat seinen ersten Ursprung in Gedanken genommen, jedes Haus, jedes Kunstwerk, jede Maschine u. s. w. hat, ehe es seine stoffliche Verkörperung gefunden, seinen Ursprung im Gedanken eines Menschen gehabt. Der Weltall selbst ist durch die Gedankenenergie Gottes hervorgebracht. Das Denken ich nicht bloß eine müßige Abstraktion oder wie man's nennen will, sondern eine hervorbringende schöpferische Kraft, das Unsichtbare ist das Reich der Ursachen, das Sichtbare das der Wirkungen, dem ersteren nur kommt daher Realität im eigentlichen Sinne, dem letzteren nur vorübergehende Wirklichkeit zu. Wir leben, so zu sagen, in einem ungeheuren Meere von Gedanken, die ganze Atmosphäre um uns ist erfüllt mit Gedankenkräften, die in Form von Gedankenwellen auf uns ausgesandt werden oder von uns ausgehen. Es kommt dann eben nur darauf an, daß sich der Mensch aus der Fülle der ihn nolentem volentem umgebenden Gedanken die rechten aussucht und auf sich wirken läßt, und da gilt das Gesetz der Attraktion, das im ganzen Weltall tätig ist: Gleiches zieht Gleiches an und wird von Gleichem angezogen. Hat sich also der Menschen den großen Grundgedanken angeeignet, daß er mit Gott eins ist, so eignet er sich immer mehr göttliche Gedanken, göttliche Kräfte an, so daß er schließlich im Denken unfehlbar, an Kraft allvermögend wird." Wie es zur Aneignung des großen Grundgedankens kommt, ist nicht recht klar dargestellt, der Verfasser hat auch wohl keine besondere Schwierigkeit gesehen, die zu beleuchten er für nötig gehalten hätte. Das Bewußtsein, mit Gott eins zu sein, muß ja dem Menschen so natürlich naheliegend sein, da es ja schon von selbst in seinem Wesen liegt, ohne einen besonderen Entschluß, ohne Opfer und Kampf, die Einheit des Menschen und Gott ist eine vorliegende Tatsache, die ihm bloß bekannt gemacht zu werden braucht, um erkannt zu werden. Es ist doch auch das einleuchtendste Ding von der Welt, zu verstehen, daß ich ein Teil des Universums bin, so und soviel Cubikzoll Raum nehme ich ein, also bin ich ein Teil des Weltalls, und da Gott in allem ist, bin ich ein Stück Gottes, demselben wesensgleich. Es ist ein rein intellektueller Akt, der

dem Menschen zugemutet wird, um so leichter zu vollziehen, als es ihm an selbstständiger Nüchternheit fehlt und er geneigt ist, sich vom Einfluß anderer leiten und mit fortreißen zu lassen, er braucht bloß etwas zu denken, resp. sich einzubilden, und der „Gottmensch" ist fertig, werden dann noch etliche profane Gewohnheiten wie Rauchen und Trinken abgelegt, so ist der Beweis auch nach außen geliefert. Die Hauptsache ist, daß man den so schönen und anziehenden Gedanken, daß wir Gott wesensgleich sind, auch festhält und die Erwartung seiner Verwirklichung damit verbindet. „Was man Glaube nennt, ist die Wirkung der Gedankenkraft in der Form starken Verlangens verbunden mit der Erwartung seiner Erfüllung, wer etwas ersehnt, ohne es zu erwarten, ist wie ein Haus, das mit sich selbst uneins ist; wenn man dagegen das, was man ersehnt, auch erwartet, so wird es sich verwirklichen, entschließe dich, blos das zu erwarten was du wünschest, dann wirst du auch bloß das anziehen was du wünschest."

Wie der einzelne Mensch sich emporarbeiten muß, so hat es die Menschheit als Ganzes auch gemußt, alles Leben ist ja Schritt vor Schritt vorgehende Entwicklung. „Nicht aus uns selbst allein entnehmen wir die emporstrebenden Gedanken, sondern sie werden uns zugetragen, es sind ja Geisteswellen, die auf uns zu rollen, sowohl von Menschen, d. i. von Geistern, die sich auf der physischen Ebene durch Vermittelung physischer Körper manifestieren, sodann aber auch von solchen Geistern, die den physischen Körper abgestreift haben und sich nun durch Vermittelung von ganz andersartigen Körpern manifestieren." Daß wir dies völlig verstehen, können wir nicht beanspruchen, aber ungefähr scheint der vorschwebende Gedankengang dieser zu sein: Die Menschheit hat „auf der physischen Ebene" angefangen, d. h. als bloßes Naturwesen, einzelne haben sich durch ihr Denken zu höherer Stufe erhoben, die Gedanken sind ja nicht unwirkliche Phantome, sondern Realitäten, gewissermaßen geistige Substanzen; jene Denker also sind Geister geworden, haben sich aus der physischen Ebene in eine höhere Sphäre erhoben und sind daher unvergänglich, sie bestehen und wirken fort, auch nachdem sie den physischen Körper abgelegt haben und manifestieren sich durch ganz andersartige Körper." Was mit den andersartigen Körpern gemeint ist, non liquet, man kann entweder an die Werke denken, die sie hinterlassen haben, an Schriften, in denen sie ihre Gedanken niedergelegt, oder aber es ist an ätherische Leiber zu denken, mit denen die zu höherer Sphäre erhobenen sich bekleidet haben, um je und dann nach Bedürfnis sich auf die physische Ebene hinabzubegeben, um den sinnlichen Menschen, die nur Leibliches sehen können, sich kundbar zu machen. Die letztere Auffassung erscheint nach dem Gesamtzusammenhang die wahrscheinlichere. Es ist also der biblische Unsterblichkeitsgedanke, wie er in Hebr. 11, 4 ausgedrückt ist, ins Spiritistische, Materialistische ausgedehnt, eine andere Realität als wie eine körperliche, wenn auch noch sehr verfeinerte, kann sich der Spiritismus nicht denken. Ist nun durch den Vorangang der ersten Denker eine neue, höhere geistige Atmosphäre geschaffen, so

wird natürlich durch die von ihm ausgehenden Gedankenwellen den Nachfolgenden der Aufstieg erleichtert, und so kann endlich der ganzen Menschheit die Schleuse sich öffnen, durch welche das lebendige Wasser der göttlichen Gedanken in sie hereinströmt.

In den skizzierten Sätzen ist die Quintessenz des ganzen Buches enthalten, und alles übrige ist nur die Anwendung und Konsequenz davon. Es sind ja dieselben Grundlagen, die auch für uns gelegt sind, auf welchen der Verfasser zu bauen sich bemüht: Gott ist Leben, Licht, Liebe; was für einen Einfluß muß demnach die Aneignung des Grundgedankens, unsere Einheit mit Gott, auf einen Menschen haben? Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei viele schöne, uns vertrautklingende Gedanken entfaltet werden, aber auch manche bis ins Lächerliche gehende Einseitigkeiten und Uebertreibungen. Ein gewiß vielfach mit besonderem Wohlgefallen gelesenes Kapitel handelt von dem Einflusse des Gedankens, daß der Gott, mit dem wir eins sind, das Leben ist. Der Verfasser gesteht zwar, daß Mißbrauch und Mißverständnis hier vielfach das Spiel haben, er empfiehlt auch den Gebrauch von einem bißchen gesunden Menschenverstand, aber im ganzen kommt er doch durchaus auf die Sprünge von Frau Eddy: Der liebe Gott ist gesund, folglich brauchen wir nur uns mit ihm eins zu wissen, so halten wir uns die Krankheit vom Leibe, wenn wir uns dann noch der gröberen Nahrungsstoffe wie Fleisch und Alkohol entwöhnen, so erhalten wir allmählich sogar eine verfeinerte Leiblichkeit, die dann dem Geiste den Aufstieg zu höherem Selbstbewußtsein erleichtert.

Gott ist ferner Licht, er ist der Geist unendlicher Weisheit, und in dem Maß, als wir uns ihm öffnen, öffnet sich die höchste Weisheit für uns und durch uns. Um diese höchste Weisheit und Einsicht zu erlangen, müssen wir vertrauen, daß Gott uns zu derselben führen wird, aber er selbst, nicht durch einen Menschen. Warum sollen wir sie aus zweiter Hand nehmen und unsere angeborne Kraft entwerten? Personen, Institutionen, Büchern sollen wir uns wohl offen halten als Vermittlern der Wahrheit, aber nicht sie als Quellen derselben betrachten." Hier läßt sich ja nun mancherlei Gutes sagen über die Unzulänglichkeit bloßen Autoritätsglaubens, den abstoßenden Eifer für Angelerntes, den Frevel derer, die andern Menschen mit Gewalt ihre eigene Meinungen aufzwingen wollen. Das beste an dem ganzen Buche ist ja überhaupt dies Dringen auf Unmittelbarkeit auf Anknüpfung persönlicher Gemeinschaft mit Gott, die ebenso streng bindet als sie frei macht. Aber auch hier zeigt sich die Ueberspannung und damit Verzerrung der Wahrheit, und es wirkt fast komisch, wenn der Verfasser gegen sich selbst zeugt und gerade das tadelt, was er selbst im höchsten Maße ausübt. „Das Erlangen der Wahrheit," sagt er, „vollzieht sich nach einem großen Gesetze; wer ins Reich der Weisheit eingehen will, muß zuerst allen intellektuellen Hochmut ablegen, die Einbildung auf die eigene Meinung hat eine geradezu selbstmörderische Wirkung, sie verschließt den Menschen gegen die Wahrheit, und wer den Anspruch erhebt, die ganze Wahrheit

und die einzige, die es gibt, zu besitzen, der ist entweder ein Fanatiker oder ein Narr oder ein Schurke." Also, wo finden wir die Wahrheit und Weisheit? Nicht bei uns selbst, nicht bei andern Menschen, nicht bei Institutionen, nicht in Büchern, sondern nur bei Gott selbst. „Wir sollen uns aufs Höchste darüber freuen, daß Gottes grenzenlose Wahrheit allen offen steht und zwar allen gleichmäßig, die ernstlich danach streben und sich ihr öffnen." Und wie öffnen wir uns derselben? Antwort: „Es gibt kein wichtigeres Gebot in der Welt als das Wort: Sei dir selbst getreu, mit andern Worten sei deiner Seele getreu, denn durch deine Seele spricht Gott zu dir, da ist der innere Führer, das Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen." (N. B. Eine unrichtige Uebersetzung von Joh. 1, 9, die schon mehr Verwirrung angerichtet hat, siehe die Quäker u. a.) Es ist keine Gefahr, daß diese innere Stimme uns jemals irre leite, wenn ja Antriebe aus unserm Innern aufsteigen, die nicht mit den höchsten Vorschriften des Rechts und der Wahrheit übereinstimmen, so ist das nicht die Stimme der „Intuition," sondern die stammen aus dem niederen Selbst. Die Seele selbst ist göttlich, und wenn wir sie für den unendlichen Geist durchscheinend machen können, so offenbart er uns alles, wenn der geistige Sinn geschärft ist, reicht er über alle Schranken der leiblichen Sinne und des gewöhnlichen Intellektes hinaus, je mehr wir von den Schranken frei werden, in die jene uns einengen, desto näher kommen wir dem Zustande, in dem diese Stimme immer zu uns spricht." Und wie werden wir von diesen Schranken frei? Nach den Prämissen des Verfassers doch durch nichts anderes als dadurch, daß wir sie hinweg d e n k e n. Das ist intellektueller Hochmut, nicht Idealismus, sondern Illusionismus, überall nur die halbe Wahrheit, und über die andere Seite wird leicht hinweggeglitten, nichts von dem, was nüchterne wahrhafte Selbstprüfung zu erkennen gibt über die „Schranken der Sinne." Es ist, wie wenn man Schiller liest, aber immer eine seiner Strophen überspringt. Derselbe mahnt ja auch: „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, und die Furchterscheinung ist entflohn," aber bei ihm geht voraus: „Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße steht vor des Gesetzes Größe, und dem Heiligen die Schuld sich naht, dann erblasse vor der Wahrheit Strahle eure Tugend." In den Olymp verlegt er das ewig klare, spiegelreine und ebene Leben der Seligen; hier wird es leichtmütig auf die Erde verlegt, über der Menschheit Leiden und über der Menschheit Sünde wird hinweggehüpft, lieber Mensch, denke sie hinweg, so sind sie hinweg, denke dich göttlich, und du bist's.

„Gott ist ferner der Geist der unendlichen Liebe." Es ist selbstverständlich, daß wir auch in der Ausführung dieses Gedankens vertraut anmutenden und herzgewinnenden Aeußerungen edler Empfindung begegnen werden, aber der richtige und schöne Gedanke, daß empfangene Liebe auch dazu bringt, mitteilende und ausstrahlende Liebe zu werden, daß sie geneigt und geschickt macht, überall nur das Gute zu sehen, wird doch auch wieder in einer bis an die Grenze des Komischen streifenden

Weise überspannt. „Welcher Segen und welche Freude wäre es, in einer Welt zu leben und zu wandeln, in der wir nur Göttern begegneten; aber in einer solchen Welt kannst du leben, und kann ich leben, wenn wir nur wollen. Wenn wir inne werden, daß wir mit dem unendlichen Geiste eins sind, werden wir in jedem Menschen Gott sehen, und so leben wir wirklich in einer solchen Welt, wo wir nur Götter begegnen." Na, denn man tau! möchte man mit Unkel Bräsig sagen.

So könnten wir an der Hand des Buches noch manche Schönheiten und manche Ungereimtheiten namhaft machen. Es war aber hier nur die Absicht, den armen Pastoren, die sich um der geringen Erfolge ihrer Predigt willen bedrückt fühlen, und die sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß sie ihre Kirchenbänke leer gepredigt haben, ein Muster vorzulegen, wie man etwa populär predigen kann, so daß es „zieht," und zu der Ueberlegung veranlassen, ob sie davon Gebrauch machen wollen oder doch lieber beim Alten bleiben. Gewiß sollen wir nicht zu denen gehören, die nichts lernen und von keiner Seite sich korrigieren lassen wollen, gewiß kann man auch aus der Lebensauffassung, wie sie in dem Buche vorliegt, viel lernen, kräftige Einseitigkeiten sind immer lehrreich, man wird zum Prüfen veranlaßt, wie weit der Kern der Wahrheit geht, der darin steckt, wie weit man mitgehen kann, und wo sich die Wege trennen müssen. Der Appell an das höhere Selbstgefühl des Menschen, an das eigene und das des andern, ist uns ja nichts fremdes, aber vielleicht machen wir nicht genug Gebrauch davon. Man denke an den Idealismus des Neuen Testaments, das Menschenmaterial, mit dem es Paulus und Petrus zu tun gehabt war doch kein anderes wie das heutzutage, und doch „liebe Brüder, berufene Heilige, auserwähltes Volk," das ist das Niveau, auf dem sie mit ihren Mitchristen verkehren. Das kann man freilich nicht nachreden ohne die apostolische Stimmung selbst persönlich zu empfinden, und insofern es dazu dienlich sein kann, dies höhere Selbstgefühl zu wecken und zu beleben, können wir auch die Anregungen des Buches mit Dank benutzen, aber, wie gesagt, überall ist ein „Aber" hinzuzusetzen, und jeder Bibelspruch, der gebraucht ist, ist darauf anzusehen, ob er nicht verkehrt gewendet ist.

Wenn wir nun nach einem Titel suchend dem Ganzen die Aufschrift „Amerikanischer Idealismus" gegeben haben, so soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß alle Amerikaner diese Denkrichtung teilen, noch auch, daß Amerika der einzige Heimatboden desselben sei; immerhin haben wir damit kein Unrecht getan, denn Idealismus ist das doch oder will es sein, und es sind Gedanken eines Amerikaners und haben in amerikanischen Kreisen großen Anklang gefunden. Vielleicht folgen wir damit einer Mode der Gegenwart, in der so viel von Amerikanismus die Rede ist, wir sind mehr als sonst geneigt und veranlaßt, die Grenzlinie zu betrachten und aufzusuchen, wo sich deutsches Denken und Wesen, das wir doch nicht abstreifen können und wollen, und das sogenannt genuin amerikanische miteinander berühren und von einander scheiden. Wenn wir den Trineschen Idealismus als ein amerikanisches Erzeugnis

ansehen, so finden wir vielleicht, daß dieselben Züge, welche uns hier auf dem Gebiete des religiösen oder philosophischen Denkens entgegentreten, auch auf andern Gebieten des politischen und gesellschaftlichen Lebens sich bemerkbar machen. Wir rechnen dahin u. a. das allzugroße Vertrauen auf menschliche Kraft, wie es sich in der politischen Gesetzmacherei kundgibt, welche sittliche Uebelstände durch gesetzliche Maßregeln zwangsweise aus der Welt schaffen will. Das Spread-Eagletum, das überspannende Ansprüche für Ehre und Rechte der Nation stellt, und von der makellosen Vollkommenheit nicht nur unserer Institutionen, sondern auch unserer Maßregeln und Handlungen träumt, vor allem den Mangel an Sinn für Wirklichkeit, an historischem Sinn, die Oberflächlichkeit, die sich von ersten dem Augenschein entnommenen Eindrücken bestimmen und von leidenschaftlichen Impulsen beherrschen läßt. Und was ließe sich noch alles anführen, aber das gehört wohl in ein anderes Kapitel.

Der Weltkrieg und das Weltgericht von Otto Feuerstein.

Von Pastor E. Schweizer.

Vor mir liegen verschiedene Schriften von Herrn Otto Feuerstein, Degerloch bei Stuttgart. Er war elf Jahre lang katholischer Priester. Wegen Veröffentlichung der Schrift „Sozialdemokratie und Weltgericht," in welcher er gegen die Behauptung der katholischen Kirche, sie sei das Reich Gottes, Stellung nahm, wurde er im Juli 1911 von seinem Amt suspendiert. Er widmet sich seither der Aufklärung seiner Glaubensgenossen durch Vorträge und literarische Arbeiten. Das hat er selbst gesagt in einem seiner Traktate. Von seinen Schriften sind mir zur Hand:

1. Sozialdemokratie und Weltgericht, 1911.
2. Zu wem sollen wir gehen?, 1913.
3. Das Geheimnis der Person Jesu, 1914.
4. Gibt es eine ewige Verdammnis?, 1914.
5. Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen, 1915.

Otto Feuerstein ist der Beachtung wert um seines Charakters willen: er ist Märtryer seiner Gewissenhaftigkeit; und um seiner zum Teil trefflichen Schriften willen. Diese sind der Ausdruck einer errungenen Ueberzeugung, höchst interessant, klar, sachgemäß, ohne Gehässigkeiten und unnötige Weitläufigkeit. Mit Gewinn und Lust liest man seine Sachen; und kann man ihm auch durchaus nicht in allem beipflichten, so muß man sich erinnern, daß es wohl nur wenig Autoren gibt, denen man nicht da und dort ein Fragezeichen setzt. Das passiert besonders solchen, die nicht im gewohnten Geleise gehen und sich vor einem Anstoß nicht fürchten. Herrn Feuersteins neueste Schrift ist ein Flugblatt mit dem Titel: „Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen." Er disponiert diese Abhandlung also: 1. Das Menschheitsziel, 2. der Abfall, 3. die falschen Propheten,

4. der Finger Gottes, 5. der Beginn und Verlauf des Weltgerichts, 6. die Wiederkunft Christi, 7. Deutschlands Weltberuf.

1. „Das Menschheitsziel ist nach Jesu Lehre: das Reich Gottes. Er wollte das Reich Gottes." Jesus predigte das Evangelium vom Reiche Gottes, und sprach: Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen: Mark. 1, 14 f. „Ich muß auch anderen Städten verkündigen das Evangelium vom Reich Gottes, denn dazu bin ich gesandt." Luk. 4, 53. Vom Reich Gottes handeln die meisten seiner Gleichnisse; sie wollen zeigen, wie es kommt, und wie wertvoll es ist. Um das Zuunskommen des Reiches Gottes bitten wir im Unservater. Was ist nun unter diesem „Königreich Gottes" zu verstehen? Was der Ausdruck sagt: die Gottesherrschaft. Jesus wollte, daß Gott herrsche im einzelnen Menschen, dadurch, daß er an ihn glaube, ihn liebe, ihm diene, seine Gebote halte, insbesondere die, von der tätigen Nächstenliebe. Jesus will, daß Gott herrsche in allen Menschenherzen und also schließlich auf der ganzen Erde. Zu dem Ende sandte Jesus seine Jünger mit dem Evangelium zu allen Völkern und wollte dadurch die Begeisterung für alles Edle, Wahre, Gute und Gott Wohlgefällige, die in ihm selber brannte, in alle Herzen verpflanzen und auflodern lassen. Jesus wollte, daß an die Stelle der bisherigen Weltzustände mit ihrem Kampf, Selbstsucht, Machttrieb, wo der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und ausbeutet, wo Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit herrschen, an Stelle dieses „Reiches Satans," die Herrschaft Gottes trete ein Weltzustand ohne Krieg, Ausbeutung, Ungerechtigkeit, wo Gerechtigkeit und Liebe herrschen. Ja, das wollte Jesus. Zuerst muß das Reich Gottes im Innern des Menschen vorhanden sein, dann wird es auch im Aeußern, in den gesamten Verhältnissen aufgehen, und dann wird die ganze Menschheit glücklich sein." —

Kein Zweifel, so würde es sein, wenn es kommt, wie Jesus will, und wie Feuerstein es hier dargelegt. Wir glauben auch, daß die Herrschaft der Gerechtigkeit und Liebe zustande kommt, denn es ist ein Wille Gottes, dessen Erfüllung nicht von Umständen und Zufällen abhängig ist. Dieses Zieles wollte Gott absolut sicher sein und hat darum in seinem Weltplan keine Möglichkeit gestattet, deren Verwirklichung ihm seinen Schöpfungszweck zu verwirklichen unmöglich machte. Es ist nun die Frage: Wie kommt es endlich zur Gottesherrschaft der Gerechtigkeit und Liebe an Stelle der jetzigen Satansherrschaft? Hören wir, was Feuerstein sagt: „Also kein äußeres Reich mit Szepter und Kanonen wollte Jesus. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagt er. Ein innerliches, geistiges Reich im Herzen, das zugleich alle Weltverhältnisse im idealen Sinn umgestalten sollte. Das kann nur sehr allmählig erreicht werden, wie Jesus wohl wußte und angedeutet hat, z. B. in den Gleichnissen vom Sauerteig und Senfkorn. Es nimmt Zeit; aber es kommt." —

Wenn aber die Gottesherrschaft vom Innern heraus alle Welt-

verhältnisse umgestalten und idealisieren soll und wird, dann ist es auch eine äußere Gottesherrschaft geworden. Feuerstein zitiert dafür die Sprüche der Propheten: „Jehova wird einst König sein über die ganze Erde; an jenem Tage wird nur ein Herr sein und sein Name wird einer sein," Zacharias 14, 9. „Dann werden die Völker ihre Schwerter in Pflugscharen schmieden und ihre Spieße in Sicheln — ihre Kanonen in Werkzeuge des Friedens —; der Wolf wird wohnen beim Lamm und der Parder sich legen zu dem Böckchen," d. h. die Menschen werden ihre tierische Natur überwinden und friedlich beieinander wohnen etc." Jes. 2, 4; Kap. 11, 32, 16—18. —

Der Verfasser zitiert die Aussprüche der Apostel. die auch auf eine neue Erde hofften, worin Gerechtigkeit wohnt: 2. Petri 3, 13. Sie reden von einer Wiederherstellung aller Dinge: Apg. 3, 21. So spricht Paulus 1. Kor. 15, 24—28 davon, daß Gott dem Sohne alles zu Füßen lege und dann auch der Sohn dem Vater untertan werden werde, damit „Gott sei alles in allem," in Uebereinstimmung mit dem herrlichen Wort Offenb. 21, 3: „Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen," etc. —

Feuerstein ist aber durchaus nicht der Meinung, daß das von Gott in die Menschen gelegte Gute mächtig genug sei, das Böse in den Menschen und in der Welt nach und nach zu besiegen, bis es aufgehoben und nicht mehr ist. Es war dieser Glaube stets bei vielen vorhanden, die von einer Weltbekehrung träumten mit den vorhandenen Mitteln. Die Ueberschätzung der Kraft des Guten in der Welt, und die Unterschätzung der Macht des Bösen, ließ auf solchen Optimismus leicht verfallen. Die Schrift weiß es anders, und Feuerstein hat die Schriftaussagen in Beziehung auf die Hindernisse des Reiches Gottes nicht übersehen. Er sagt: „Jesus hat aufs bestimmteste vorausgesehen, daß es viele, sehr viele geben werde, die Gott nicht werden herrschen lassen wollen über ihren Willen und nicht eingehen werden wollen auf die Pläne Gottes, diese Erde zu seinem Reiche umzugestalten; daß es sehr viele geben werde, die den von Jesus verkündigten sittlichen Idealen gegenüber verstockt sein werden. Es werde schließlich soweit kommen, sagt Jesus, daß die Ungerechtigkeit überhand nehmen und die Liebe in vielen erkalten werde. Die Mehrzahl werde die wahren Jünger hassen und verfolgen. Die Welt werde schließlich so gottvergessen und schlecht werden, wie die Menschen zur Zeit der Sintflut. —

Wenn aber dieser Abfall von Jesus und seinen Idealen am höchsten sein werde, dann werde, nach Jesu Voraussage, das Weltgericht, das Gericht, das die Menschen mit ihrer Verkehrheit sich selbst bereitet, kommen mit seinen Schrecken und Drangsalen nach Matth. 24. Bei Jesus hat also die frohe Botschaft: das Reich Gottes kommt sicher, immer die Kehrseite: Zuvor aber kommt das Weltgericht, das mit allem und allen Bösen und Gottlosen aufräumen wird, jenes Weltgericht, von dem die Propheten des alten Bundes so oft geredet haben, z. B. Jesaias: „Heulet, denn nahe ist der Tag des Herrn etc. Jes. 18, 2, 11 f." —

So Feuerstein. Wir sind gewohnt, das Endgericht, das

Matth. 25, 31—46 und Offenb. 20, 10—15 beschrieben wird, das Weltgericht zu nennen. Feuerstein aber nennt die Gerichte, welche dem Kommen Christi vorausgehen, dasselbe vorbereiten und dem Reiche Christi den Boden säubern, diese eschatologischen Gerichte nennt er zusammen das Weltgericht und hält dafür, daß es mit dem Weltkrieg begonnen habe. Er sieht in dieser ungeheuren Kalamität und in andern Erscheinungen die Weissagungen, besonders Matth. 24, erfüllt, der große Abfall vom Glauben und das schreckliche Sittenverderben vor dem Kriege brachten ihn zur Ueberzeugung, der Weltkrieg sei nicht nur ein Gottesgericht, wie es schon viele gegeben habe, sondern das Gottesgericht über die gottlose, verdorbene Welt, dem Christi Wiederkunft in Bälde folgen werde. —

Wir erlauben uns seiner Ansicht unsere Vorstellung von den Endgerichten vor dem Kommen des Herrn entgegen zu setzen. Zuvor aber wollen wir hören, was Feuerstein über den Abfall und den moralischen Verfall auch in Deutschland sagt. Es ist ein schreckliches Bild, das er malt, aber nach allem, was wir sonst wissen, sagt er die Wahrheit; aber nicht die ganze: das Gute übersieht er. —

Er schreibt: „Es hat immer nur verhältnismäßig wenige gegeben, die Gott über sich herrschen ließen, die wirklich ein Anrecht auf den Namen „Christen" hatten. Die Folgen der unedlen, sündigen Verkehrtheit straften sich nach Gottes Ordnung von selbst. Die sogenannten christlichen Jahrhunderte waren voll von Katastrophen, Unglück und Elend; man denke nur an die Zeiten der Völkerwanderung des dunklen Mittelalters, wo sich fortwährend alles in den Haaren lag, der Kämpfe gegen den Islam, des dreißigjährigen Krieges, der Napoleonischen Kämpfe u. s. w." — Er hätte auch an die Hungerjahre und Pestzeiten erinnern können. Es war ja die meiste Zeit wie in den Tagen des Propheten, da es hieß: „In dem allen läßt sein Zorn nicht ab, seine Hand ist noch ausgestreckt," Jes. 10, 4. Ein heiliger Kern war freilich immer auch vorhanden, „Auserwählte," um welcher willen Gott nicht seinen vollen Zorn, sondern Schonung eintreten ließ und Zeiten der Erquickung sandte. So ist es auch jetzt: Tausende beugen ihre Kniee und flehen bußfertig und gläubig um Gnade, besonders in Deutschland, aber da nicht allein. Die Folge wird sein, daß auch dieses Gericht ein Weg zum Heile wird und nach dem Zorn Barmherzigkeit walten kann. —

„Am größten ist nun der Abfall von Christus und seinen Idealen in den letzten Jahrzehnten gewesen. Ein großer Teil der „Christenheit" glaubte gar nicht mehr an Jesus und an sein Wort. Viele waren ganz ungläubig, waren Freidenker, Monisten (Materialisten), glaubten an kein Jenseits, an kein Gericht. In den Städten besuchten viele keine Kirche und keine religiöse Versammlung mehr. Millionen von Kindern hörten daheim nichts mehr von Gott. Und in der Schule unterrichteten vielfach Lehrer, für die Gott auf einer Linie stand mit Wodan und Christus mit Rübezahl. Die Religion hielt man für einen überwundenen Standpunkt." Das führt

Feuerstein noch ausführlicher aus und führt die Beweise, daß die Presse zumeist gottlos, und daß unter dem Beifall des Pöbels und der Gebildeten viele Pastoren den Unglauben predigten, ein von den kirchlichen Behörten protektiertes „liberales“ Christentum. Das sagt Feuerstein wohl, aber nichts von der gewissenlosen Bibelkritik, wodurch so mancher Student und junger Theologe um den Glauben und Frieden gebracht worden ist zum Schaden für sein ganzes Leben. „Wehe der Welt der Aergernisse halben!“ — Feuerstein kommt dann zur Beurteilung der sittlichen oder vielmehr unsittlichen Zustände und schreibt: „Auf die Gesinnung und das Leben kommt es in erster Linie an. Deswegen ist an Jesum glauben und ihm nicht nachfolgen so schlimm als ungläubig sein und ihm nicht nachfolgen. Von beiden Gruppen gilt das Wort: „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt wird abgehauen und ins Feuer geworfen werden.“ Dieses Nichtnachfolgen war aber in den letzten Jahrzehnten ungeheuer weit verbreitet bei Ungläubigen und Gläubigen. Statt Selbstlosigkeit, Liebe, Demut und himmlischem Sinn herrschten in den weitesten Kreisen der sog. Christenheit krasse Selbstsucht, die recht viel haben wollte. Die Christenheit war zum größten Teil das Gegenteil von dem geworden, was Christus wollte, sie war „Welt“ geworden; die Ideale der Welt: Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens wurden tatsächlich von ihr befolgt, statt der Ideale Christi: Selbstverleugnung, Demut, Liebe.“

Der Verfasser redet dann von der Herrschaft der Fleischeslust. Die Vertreter der modernen Lebensanschauung, die Philosophen und Dichter, proklamierten feierlich in allen Tonarten die Herrschaft der Sinnlichkeit, die meisten lebten nach dem Grundsatz: „Wir sind auf Erden, um zu genießen,“ und führten ein materielles Genußleben, die Reichen überboten sich im Aufwand und Luxus und die Unbemittelten machten es nach, so gut sie konnten. Bei dem Bestreben, das Leben zu genießen, gedieh dann die Unkeuschheit in jeder Form. Zügelloser geschlechtlicher Genuß, unsittliche Verhältnisse, freie Liebe, Prostitution, Ehebruch, Ehescheidung, Verhütung der Empfängnis durch unsittliche Mittel, Sittlichkeitsverbrechen und Geschlechtskrankheiten waren an der Tagesordnung. Einer unzüchtigen Kleidermode, die die sinnlichen Teile des Körpers recht ausprägte, folgte in den letzten drei Jahren vor Beginn des Weltkrieges fast das ganze weibliche Geschlecht. Die Folge dieser sittlichen Versumpfung war eine förmliche Blasiertheit und Gleichgültigkeit gegen alles Höhere, Uebernatürliche, Bessere und Reine.“ —

Feuerstein sagt nicht, daß das ganze Volk in den moralischen Sumpf geraten und Deutschland ein Sodom geworden sei. Er sagt „an der Tagesordnung sei das lasterhafte Treiben gewesen und schämte sich nicht mehr. Unzucht und Ehebruch kommen zu allen Zeiten vor; aber es wurde ärger, die Unsittlichkeit außer und in dem Ehestand wurde Sitte. Die andern Völker haben aber keine Ursache, die Pharisäer zu spielen und auf Deutschland herabzusehen, denn es ist bei andern noch schlimmer. Auch hier in Amerika.

Selbst in den kirchlichen Kreisen grassiert das Laster und selbst in Pastorhäusern will man keine Kinder oder hält ihre Zahl nach Belieben in Schranken. Die schlechte Sitte ist stärker als das Gewissen und Pflichtgefühl, weil es eben an der Furcht Gottes fehlt. —

„Und ich sollte sie um solches nicht heimsuchen? spricht der Herr, und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk, wie dies ist?" So steht es bei Jeremias 5, 9 und 29. „Der alte Gott lebt noch!" sagt man sich und andern zum Trost. Ja, er lebt noch und sein Arm ist noch nicht zu kurz geworden, daß er nicht helfen, und seine Ohren sind nicht verstopft, daß er nicht hören könnte. Es lebt seine Barmherzigkeit und seine Güte, dem das Wohltun und nicht das Betrüben eine Lust: Klagl. 3, 32 u. 33. Ja, der alte Gott lebt noch, und wie er in alten Zeiten gesegnet und gezüchtigt, so tut er es jetzt noch und nach denselben Gesetzen. Gleiche Ursachen haben immer gleich Wirkungen und gleiche Sünden haben gleiche Strafen. Wenn jetzt ein Volk sündigt, wie das Volk zu Jeremia Zeit, wird es erleben, was jenes Volk erlebte. Aus dem Abfall kann man auf Gericht und aus dem Gericht auf den Abfall schließen. Die furchtbare Heimsuchung ist die Reaktion gegen ein maßloses sittliches Verderben, wobei die minder Schuldigen mit den Schuldigen leiden. — Nun gibt es nicht bloß viel Klagen und Sorgen, sondern auch Murren und Lästerung. So war es auch zu Jeremias Zeit. Aber was sagt ihnen der Prophet? „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde, denn es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet wirst" etc. Jer. 2, 17—19, Klagl. 3, 39. —

Feuerstein schreibt weiter: „Ebenso wie die Fleischeslust grassiert in der „Christenheit" die Augenlust, worunter das Wort Gottes die Habsucht versteht. Um recht genießen zu können, muß man die Mittel haben. Ohne Geld kein Vergnügen bei diesem genußfüchtigen Volk. Auf Gelderwerb geht bei Unzähligen alles Denken und Wollen." Er beschreibt den Wucher und die Spekulationswut, den Schwindel und die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten. Wir können uns seine Schilderungen sparen, denn wir sehen es hierzulande zur Genüge, wie „gemacht" wird; ehrlich, wenn es geht, und wenn es nicht mehr ehrlich geht, wird doch „gemacht." Und das alles im krassen Gegensatz gegen das Wort des Herrn: „Hütet euch vor dem Geiz!" „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, — geht nicht aufs Reichwerden aus." Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" —

Um des Gewinnes willen wird zu unserm Leidwesen von hier aus den Alliierten in ungeheuren Massen der Kriegsbedarf geliefert und dadurch das Blutvergießen gefördert und der Krieg verlängert. In Nummer 14 des „Friedensboten" lesen wir: „Man hat schon vor Mo-

naten in Deutschland berechnet, daß 250,000 deutsche Soldaten durch amerikanische Geschosse den Tod fanden. Wie viele durch sie verwundet und zeitlebens verkrüppelt wurden, entzieht sich jeder Berechnung. Ebenso können keine Zahlen hinsichtlich Oesterreichs und seiner Gefallenen und Verwundeten, die von amerikanischen Mordwerkzeugen getroffen worden sind, angegeben werden." Die Verlustziffer wird alle Tage größer auf beiden Seiten und durch die amerikanische Unterstützung wird der Krieg verlängert, worunter die Alliierten ebenfalls leiden. Damit kommt auf amerikanische Rechnung eine ungeheure Blutschuld. Und Blut schreit um Rache; und diese trifft nicht bloß die Lieferanten, sondern die Regierung, die Presse, auch die Kirchen — das ganze Volk, denn das Volk im Großen beteiligt sich an dem infernalischen Geschäft, das sieht Gott, der Gerechte, und sollte er dazu schweigen? „Und ich sollte um solches nicht heimsuchen? Und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk? spricht der Herr." —

Feuerstein spricht auch von dem Stolz, der sich unter keine Autorität beugen will. „Ueberall gewahrte man Großtuerei, Dünkel, Einbildung auf Amt, Ansehen, Stellung, Herkunft und Geldsack. Sucht zu herrschen, recht viel zu gelten. In törichtem Nationalstolz standen sich bis an die Zähne gewappnet, die Völker gegenüber. Alles im vollen Gegensatz gegen Jesu Demuts- und Liebeslehre, der gesagt: „Wer unter euch der erste sein will, der sei aller Diener" etc.

„So ist in der Christenheit in den letzten Jahrzehnten wenig praktisches Christentum gewesen." Wohl doch mehr, als Feuerstein meint. Man denke an v. Bodelschwingh. Das Werk der Aeußeren und Inneren Mission, die großartige Fürsorge für die Waisen und Kranken, die Diakonie und vieles andere war doch praktisches Christentum, woran sich alle Kirchen beteiligten. „Man war christlich dem Glaubensbekenntnis, aber heidnisch der Ausübung nach. Man ging vielfach, besonders auf katholischer Seite, noch fleißig in die Kirchen — nie gab es so viele Wallfahrten und „ewige Anbetungen" und nie beichtete und kommunizierte man so viel als unter Leo XIII. und Pius X., aber im praktischen Leben hatte man vielfach keine Religion. Man führte Gott im Munde, aber nicht im Sinne (Ignatius), „hatte den Schein von Frömmigkeit, aber seine Kraft verleugnete man" (2. Tim. 3, 5). Das Antichristentum, das Gegenteil von Christi Christentum, sproßte allenthalben mit seiner Selbstsucht und Lieblosigkeit. Die christlichen Kirchen hatten größtenteils ihr Salz verloren und machten nicht energisch Front gegen das Treiben der weltlich gewordenen Christenheit, auch machten viele ihrer Vorsteher die Jagd nach Geld, Ehre, Ansehen, Genuß und Wohlleben mit. Sie begnügten sich vielfach mit einer kultischen, zeremoniellen, sakramentalen Frömmigkeit und starrer Rechtgläubigkeit, oder frommem Schwärmen. Nie hätte die Kirchenaustrittsbewegung und der Widerwille gegen jede Religion so große Ausdehnung gewonnen, wenn die Kirchen den Mammonsgeist eifriger

bekämpft und intensiver das Jesusideal der allgemeinen Bruderliebe in die Welt hinaus hätten ertönen lassen."

Wir können nicht sagen, ob Feuerstein nicht zu scharf urteilt. Vielleicht sah er nur Schatten und nichts vom Licht, das doch auch noch da war. Die Kirche war auch dem antichristlichen, materialistischen Zeitgeist gegenüber machtlos, obgleich nicht zu leugnen, daß sie selbst verweltlicht, das Salz verloren hatte. Auf jeden Fall kann man von christlichen Völkern mit voller Wahrheit nicht sprechen, und keine der vielen Kirchen ist die Kirche Christi. Aber der Herr hat auch jetzt noch seine Getreuen, die ihre Knie nicht gebeugt vor dem Zeitgötzen, und sie sind in allen Kirchen vorhanden, ein heiliger Same, und vielleicht ist er nicht gering. —

Von falschen Propheten redet der Verfasser der Flugschrift und sagt: „Der von Jesus geweissagte Abfall war in den letzten Jahrzehnten perfekt. Nun hat Jesus vorausgesagt, daß wenn einmal der Abfall von seinen Idealen am größten sein werde, daß dann das Weltgericht und das Weltende eintrete. Das Weltende ist kein Ende des Weltalls und der Erde (nicht ihre Vernichtung), sondern ein Ende der antichristlich gewordenen „christlichen" Zeitperiode (Untergang der jetzigen Weltordnung)."

„Wahre Bibelgläubige in den letzten Jahrzehnten waren," sagt er, „überzeugt, daß alle Vorzeichen des Weltgerichts vorhanden seien nach Matth. 24 und Luk. 21, 26; auch 2. Tim. 3, 4. Zu den wahren Bibelgläubigen rechnet er aber auch Guinneß, Russel von Beuningen, Johannes Waller und sich selbst. Aber alle diese Mahner und Warner seien als falsche Propheten verschrieen, als beschränkte Köpfe." — Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten Vorzeichen der Parusie Christi vorhanden sind nach Matth. 24. Aber ich meine der Abfall sei nicht zur aktiven Feindschaft gegen die Gläubigen ausgereift. Diese sind immer noch ihres Daseins sicher und können ihres Glaubens leben, selbst in Frankreich, dessen Regierung entschieden atheistisch und antichristlich ist. Das immer und in allerlei Gestalt (in geistlicher und weltlicher Form) vorhanden gewesene Antichristentum strebt ja ganz gewaltig danach, alle Fesseln zu sprengen und die Herrschaft zu gewinnen; aber es ist noch in Kraft, das es niederhält, genau wie Paulus 2. Theff. 6 es beschreibt: το κατέχων, was ohne Zweifel die Macht des Rechtsstaates ist. „Der Mensch der Sünde," „der Sohn des Verderbens" von dem Paulus dort schreibt, ist niemand anders als der persönliche Antichrist, in welchem das Antichristentum personifiziert sein wird und in zuvor nie erlebter Art seine Bosheit und Feindschaft gegen alles, was göttlich und christlich ist, in grimmiger Verfolgung austoben wird.

Soweit ist es jetzt noch nicht; wie lange es dauert bis es soweit ist, können wir nicht wissen. Man will aus den Zahlen im Propheten Daniel und in der Apokalypse die Zeit der Wiederkunft Christi berechnen. Bis jetzt hat man es nicht herausgebracht, und ich glaube nicht,

daß man es kann, weil sich Gott nicht nach zuvor bestimmten Daten, sondern nach den durch die Entwicklung gegebenen Umstände richtet. „Wenn die Zeit erfüllet ist“ wird Christus kommen, d. h. wenn die Bedingungen vorhanden sind. —

Auch Feuerstein rechnet mit den biblischen Zahlen und fußt daneben auch auf Offenbarungen, die im vorigen Jahrhundert zwei österreichische Bauern, Jakob Lorber und Gottfried Mayerhofer, empfangen haben sollen. Diese Offenbarungen sind schriftlich niedergelegt und Herr Feuerstein sagt, er habe sie gelesen. Die genannten beiden Propheten setzen die Wiederkunft Christi ins Jahr 1918 und reden von einem großen Völkerringen, das der Erscheinung des Herrn *vorausgehe*. Darum ist Herr Feuerstein sehr überzeugt, daß der 1914 begonnene Weltkrieg der Anfang des Weltgerichtes sei und das Kommen des Herrn vorbereite. Der Glaube Herrn Feuersteins ruht also nicht allein auf den prophezeiten Vorzeichen, sondern mehr noch auf den Offenbarungen, welche jene Bauern in Oestreich empfingen. —

„*Das ist der Finger Gottes!*“ „*Dieser Weltkrieg mit all seinen Schrecken und Uebeln ist eine Folge des verkehrten Sinnes und Treibens der Christenheit.*“ Das ist der Grundgedanke der Flugschrift, der in jedem Teil wiederkehrt. Und wenn der Verfasser auch irren sollte in der Annahme, der Krieg sei das Weltgericht, dem die Parusie des Herrn auf dem Fuße folge, so hat er darin recht, daß er ein gerechtes und notwendiges *Gottesgericht* sei über eine Menschheit, die sich, sagt er, darauf einrichtete „eine Herde Genußtiere“ zu werden. Schon waren für den Winter 1914—1915 Kirchenaustrittsversammlungen in noch größerem Maßstab, als bisher geplant. —

„Die furchtbare Zucht fängt an zu wirken. Viele sind wieder zur Religiösität und wahrem Tugendstreben erwacht. Die Kirchen füllen sich wieder, die Betstunden werden gut besucht, die Bibel wird wieder geschätzt und viele Hände falten sich zum Gebet, die es sonst nie getan. Auch die Nächstenliebe, der Geist des Opfersinns, der gerne sein Geld und Gut, seine Zeit und Kraft, sein Leben und seine Lieben für andere dahingibt, ist bei vielen in gewaltigen Flammen aufgeloht.“ So berichtet der Verfasser und wird durch viele andere Nachrichten bestätigt, was er sagt. Die Bekehrung des Volkes läßt das Beste hoffen: „*Denn der Herr ist gnädig, barmherzig, gedulbig und von großer Güte, und reuet ihn bald der Strafe.* Wer weiß, es mag ihn wiederum gereuen und einen Segen hinter sich lassen, denn der Herr kann auch große Dinge tun,“ Joel 2, 13 14 .21. —

Feuerstein erwartet ebenfalls gesegnete Wirkungen des Weltkriegs: „Aller Unglaube und Materialismus wird verschwinden. Mit dem Satanischen und Antichristlichen wird aufgeräumt. Die *christliche Religion* wird von allen Mißbräuchen, welche sich seit Jahrhunderten um den goldenen Kern angesammelt hatten (auch vom Parteiwesen) gereinigt werden. Die *Zukunfsreligion* des Reiches

Gottes wird nicht mehr verlangen, daß man blind alles glaube und tue, was vom Geist Gottes oft weit entfernte Kirchenhäupter befehlen und lehren, sondern daß man nur glaube und tue, was Gott durch sein Wort und durch seinen Geist im Innern lehrt und heißt." — Gewiß, so und noch viel besser wird es sein; die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, der Menschen Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe wird kein Stückwerk mehr sein — nicht in Folge des Weltkrieges, sondern unter der Herrschaft des gekommenen Christus. Feuerstein ist aber des Glaubens, daß Christus gleich komme. Es sollte uns auch recht sein, daß er käme, ehe die Welt sich von ihrer Demütigung erholt und in die alte Gottentfremdung zurücksinkt. Wir meinen aber es sei noch nicht Zeit. — Zum Schlusse handelt die Flugschrift von der Wiederkunft Christi, von der Entrückung, von der Auferstehung der Toten, dem tausendjährigen Reich, den Juden und dem Antichrist.

„Ueber diese Wiederkunft Christi herrschen so ziemlich überall falsche Vorstellungen," sagt er. Kein Zweifel; auch bei ihm selbst. „Vor allem ist auseinander zu halten: Christi unsichtbare Wiederkunft und seine sichtbare. Unsichtbar geistig ist der Herr bereits wiedergekommen durch Lorber und Mayerhofer! Er ist da wiedergekommen „in den Wolken des Himmels, verhüllt, verdeckt." Er stellt jene zwei Bauern in die Reihe der Propheten und Apostel. „Gott hat am letzten zu uns geredet durch den Sohn, und der Sohn durch seine Apostel. Es war in den 60er Jahren, ich war noch Missionszögling, da ward eine Basler Dame während der Pfingstpredigt im Münster „entzückt." Eine Stimme kam an ihr Ohr, sagte sie, die sprach: „In drei Wochen wird die Stadt untergehen!" Die Theologen der Stadt sammelten sich, diese Rede zu besehen und kamen zu dem Schluß: „Solchen Stimmen sei kein Glaube zu schenken!". Doch hat es je und je Offenbarungen gegeben. Ueber Lorber und Mayerhofer erlaube ich mir kein Urteil. „Verschieden von dieser unsichtbaren Wiederkunft ist die sichtbare persönliche Wiederkunft Jesu. Er wird nicht allen Menschen erscheinen, sondern so, wie er einst nur seinen Jüngern in den 40 Tagen zwischen Ostern und Himmelfahrt erschienen. Also nur den reifen Christen wird er erscheinen." So Feuerstein. Allein nach seinen, des Herrn eigenen Worten, wird der Herr durchaus nicht heimlich, still und unbesehen erscheinen, sondern mit „großer Macht und Herrlichkeit" in Begleitung der himmlischen Heerscharen. Er wird seine Majestät manifestieren um Eindruck zu machen, die Welt in Schrecken zu setzen, so daß der Unglaube gerichtet ist und auf Jahrhunderte hinaus nicht mehr sein Haupt erheben kann. Die Folge ist, daß Satan gebunden, lahm gelegt wird auf lange Zeit, denn seine Macht hat er nur im Unglauben der Welt. —

„Die reifen Christen, denen er sich offenbart, wird dann der Herr zu sich entrücken." Das ist dann keine leibliche Entrückung. Das bekannte Wort Pauli (1. Thess. 4, 17): „Wir werden

entrückt werden mit denselben dem Herrn entgegen in der Luft und werden also bei dem Herrn sein allezeit," ist geistig zu fassen. Die reifen Christen, die seither schon in den „Wolken" des Wortes Gottes, nach dem sie ihr Leben einrichteten, waren, werden bei der persönlichen Ankunft des Herrn in eine höhere Sphäre der Erkenntnis und Liebe zum Herrn, in die geistige Luft göttlicher Weisheit und Liebe versetzt werden, und so werden sie dann geistig obgleich noch im Erdenleben, immer in der Sphäre Gottes selbst sein: ihr Inneres wird durch den Herrn verwandelt werden, sie werden mit dem Heiligen Geist getauft. 1. Thess. 4, 16 f. ist identisch mit 1. Kor. 15, 51 und Offenb. 20, 5, die Kirchen und Sekten, die auf eine leibliche Entrückung warten, werden wie seither, so auch künftig vergebens darauf warten." So Feuerstein. Man traut seinen Augen kaum beim Blick auf solche Schriftauslegung. „In den Wolken des Wortes Gottes leben," wie merkwürdig! „Ihr Inneres wird verwandelt sein, sie werden mit Heiligem Geist getauft." Wird denn das nicht schon vorher geschehen sein, sie sind ja Kernchristen! —

„Auch die Auferstehung der Toten wird geistig zu fassen sein. Eine Auferstehung verwesbarer Leichnahme beim Weltgericht ist eine törichte Vorstellung." —

Alles soll „geistig" genommen werden; so geistig, das sich zuletzt alles in ein „Nichts" auflöst. Der krasse Realismus, der die Auferstandenen mit Haut, Haar und Zähnen, mit alter, wiederhergestellter Korpulenz auftauchen läßt, ist sicher zu ungeistig und vom Herrn selbst abgewiesen in seiner, den Sadduzäern gegebenen herrlichen Antwort: „Sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel." Noch unbiblischer aber ist der luftige Spiritualismus, der nicht begreift, daß auch die Geister nur wesenlose Ideen, ein reines Nichts wären, ohne Substanz, ohne Leiblichkeit. Ob etwas oder wieviel von der verwesten Leiblichkeit zur neuen Organisation in der Auferstehung genommen wird, das weiß Gott und ihm muß man es überlassen; er wird es herrlich hinausführen. Gewiß aber wissen wir, daß die „Kernchristen" eine Leiblichkeit haben werden, ähnlich der verklärten Leiblichkeit unseres Herrn. —

Wir werden den Apostel und die Offenbarung durchaus nicht miß-, sondern recht verstehen, wenn wir glauben, daß der erste Akt des kommenden Herrn die Sammlung seiner Auserwählten sein werde. Er hat sie unter den Lebendigen und unter den Entschlafenen. Diese werden auferstehen, zuerst, und Offenb. 20, 5 f. wird selig und heilig gepriesen, der Teil hat an der ersten Auferstehung. Zugleich werden die des Herrn sind unter den Lebendigen verwandelt und dem Auferstandenen völlig gleichgestaltet werden. Sie haben also einen Leib, aber einen in das Wesen des Geistes verwandelten Leib — dem aus dem alten Leib ein Same zu Grunde liegt. Diese werden dem Herrn entgegen gerückt in die Höhe, von der Erde weggenommen werden, wo sie als Verklärte nicht mehr verweilen könnten, und werden „in der

Luft" beim Herrn sein immerdar. Der Herr schafft für sie ein Paradies über dieser Erde, wohin fort und fort versetzt werden, die während seiner Herrschaft der Verklärung teilhaft werden können. Das ist des Herrn erster Akt bei seinem Kommen, denn seine Auserwählten sollen nicht leiden unter den Trübsalen, welche der Kampf mit dem Antichristen und seinem Anhang über die Erde bringt. Im Weltkrieg müssen sie mit leiden. — „Nach dem Weltgericht wird die Erde nicht leer oder gar verschwunden sein, wie die katholische Kirche sich's vorstellt," sagt Feuerstein. „Im Gegenteil, dann ist das Reich Gottes (wir sagen: das Reich Christi) auf Erden mit idealen Zuständen. Seine Schilderungen der Verhältnisse in diesem Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und der Liebe stimmen mit den Weissagungen der Propheten, er zitiert aber nicht die biblischen, sondern die östreichischen Propheten Lorber und Mayerhof. Wir meinen, die Hoffnung der Christen, er sagt die Hoffnung der Sozialreformer, sind dann erfüllt. In diesem Fall kommt es auf eines hinaus. Es wird ein moralischer Kommunismus sein, sagt er, und denkt die neue Ordnung nach sozialistischen Vorstellungen: Jeder bekommt sein Pensum Arbeit, Besitz und Genuß, ohne Zwang. Wir werden sehen, wie es sein wird; sicher anders, als wir es uns vorstellen; aber nicht schlechter. —

Und die Juden? Nach Lorber, und diesem nach auch nach Feuerstein, haben die Juden ausgespielt; nicht aber nach Paulus. Die Juden sammeln sich im Heiligen Lande. Nach dem Kriege werden sie sich in Scharen dorthin wenden und beim Kommen des Herrn werden sie ihm zujauchzen und ein sehr brauchbares Missionsvolk im Reiche Christi abgeben. Einen persönlichen und künftigen Antichristen gibt es nach Feuerstein nicht; aber sicher nach Paulus und der Offenbarung Johannis. Die Gesamtheit der Ungläubigen, Materialisten etc. sei der Antichrist und stets dagewesen. Was immer Feindseliges da war, war Antichristentum, in welchem der Satan sein Werk hat. Satan ist der Urantichrist und der menschliche Antichrist — cum grano salis — eine Inkarnation Satans. —

„Deutschlands Weltberuf"

ist sein letztes Kapitel. Deutschland und Oestreich hätten bei der jetzigen Weltenwende noch eine besondere Rolle zu spielen. Weil die Deutschen unter allen Völkern der Erde noch die relativ besten seien, weil im deutschen Volk noch am ehesten ein guter Kern stecke — so viel Fleiß, Treue, Wahrhaftigkeit, Friedensliebe und Humanität habe sonst kein Volk aufzuweisen, weder das haßerfüllte, revanchelustige Frankreich, noch das neidische Albion, noch das hochmütige grausame Russentum, noch das treulose Italien — welch entsetzliche Grausamkeiten leisten sich unsere Feinde gegenüber Verwundeten und Wehrlosen — die Deutschen hielten sich davon rein — deswegen habe Gott Deutschland und Oestreich im ersten Akt dieses Weltgerichts als Werkzeug auserwählt, die andern, tiefer stehenden Völker zu züchtigen. —

Freilich bedürfen sie selbst auch der Züchtigung und Läuterung. Wenn nun Deutschland sich bessert und seine Machtstellung nicht mißbrauche, sondern demütig Gott die Ehre gebe, so werde Gott auch das deutsche Volk als Werkzeug gebrauchen bei der Aufrichtung des Friedensreiches und auf der Höhe bleiben. Andernfalls könnte Deutschland der Rache seiner Feinde preisgegeben werden und Schlimmeres erleben.

Die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika und die Preußische Landeskirche.

Von Pastor K. Barkau.

Die letzte, im Herbste 1913 abgehaltene Generalkonferenz der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika hat bei den Verhandlungen über ihre Lehranstalten folgenden Beschluß gefaßt: „Die Generalsynode weist die Seminarbehörde in Verbindung mit dem Synodalpräses an, mit dem Preußischen Oberkirchenrate in Verbindung zu treten, behufs Erlangung solcher deutschen Theologen, welche eventuell für das Ausland zur Verfügung stehen und bereit und tüchtig sind, im Predigerseminar zeitweilig Vorlesungen zu halten."*) Mit diesem Beschlusse hat die Generalkonferenz unzweideutig die Absicht kund getan, die zwischen ihrer Synode und den unierten Kirchen Deutschlands insbesondere der Preußischen Landeskirche von altersher bestehende Verbindung auch künftig aufrecht zu erhalten und wenn möglich noch fester und inniger zu gestalten. Sie ist dabei nur der Tradition gefolgt, die von Anfang an in der Deutschen Evangelischen Synode geherrscht hat. Schon im Jahre 1845, als sie noch den Namen „Evangelischer Kirchenverein des Westens" führte, schreibt einer ihrer Gründer, der Pastor E. L. Nollau, in seiner Schrift, „Ein Wort für die gute Sache der Union. Verteidigung gegen die Angriffe des „Lutheraner" auf die Evangelische Kirche," in ganz demselben Sinne: „Wir gegenwärtigen Glieder des Evangelischen Kirchenvereins haben bis auf eines unsere Ordination von der Evangelischen Kirche Deutschlands erhalten und sind unseren ausgewanderten Glaubensbrüdern, die der Mehrzahl nach schon in Deutschland der Vereinigten Kirche angehört haben, in die westlichen Staaten gefolgt. Wir haben hier unsere Arbeit begonnen und die zerstreuten Protestanten in evangelische Gemeinden gesammelt, ehe unsere Gegner, die strengkirchlichen Lutheraner, dieses Land gesehen haben . . . Wir wollen als ein Teil der Evangelischen Mutterkirche Deutschlands betrachtet sein und mit ihr, der wir angehört haben, aus der wir hervorgegangen sind, und die infolge der Auswanderung in diesen Weltteil verpflanzt worden ist, verbunden bleiben." **) Und die evangelischen Kirchen Deutschlands ihrerseits haben zu jeder Zeit die

*) Protokoll der zwanzigsten Generalkonferenz S. 43.

**) Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika von Albert Mücke S. 110.

Deutsche Evangelische Synode als ihre Tochter angesehen und behandelt. An den Kirchentagen in Bremen 1852 und in Altenburg 1864*) nahm auch der evangelische Pastor G. W. Wall teil. Infolge seiner Bemühungen entstanden in Berlin und in Langenberg Vereine, die es sich zur Aufgabe machten, den geistlichen Notständen unter den nach Nord-Amerika ausgewanderten Deutschen nach Kräften abzuhelfen. Sehr viel verdankt die Deutsche Evangelische Synode diesen beiden Vereinigungen.

Als ferner im Jahre 1898 der deutsche Kaiser, der Schirmherr der Preußischen Landeskirche, mit großem geistlichem Gefolge nach Jerusalem zur Einweihung der dortigen Erlöser-Kirche zog, wurde auch die Deutsche Evangelische Synode vom Evangelischen Oberkirchenrate aufgefordert, sich an dieser denkwürdigen Feier zu beteiligen. Die Evangelische Synode nahm diese Einladung an und sandte den Pastor Dr. P. Menzel als ihren Vertreter.**)

Zwei Jahre später schickte der deutsche Kaiser zum fünfzigjährigen Jubiläum des Eden Predigerseminares eine herzliche Glückwunsch-Depesche. Der Evangelische Oberkirchenrat gratulierte ebenfalls und fügte eine Jubiläumsgabe von 4000 Mark bei.

Und wenn schließlich der Kaiser Wilhelm II an seinem Geburtstage 1907 dem evangelischen Synodalpräses Dr. J. Pister eine Bibel überreichen ließ, tat er dies jedenfalls auch, um der Evangelischen Synode seine wohlwollende Gesinnung zu beweisen.†)

Man sollte meinen, daß an diesem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Kirchenkörpern jedermann seine Freude haben müßte. Das ist jedoch nicht der Fall. Besonders die Lutheraner hierzulande sind stets bemüht gewesen, diese Freundschaft auf jede Weise zu stören. Der Grund hierfür ist ihre Abneigung sowohl gegen die Evangelische Synode als auch gegen die Union in den Evangelischen Kirchen Deutschlands.

Die Evangelische Synode hat von jeher unter der Gegnerschaft der Lutheraner zu leiden gehabt. Schon im Jahre 1845 fordert Dr. C. F. W. Walther, der Gründer der lutherischen Missouri-Synode, in der Zeitschrift „Der Lutheraner“ seine Anhänger zum Kampfe gegen die Evangelische Synode auf, weil sie Netze und Schlingen mitten in der lutherischen Kirche lege, ihre Söhne und Töchter gleichgültig gegen die reine Lehre mache und in ihnen den Geist des Bekenntnisses ersticke, hauptsächlich aber, weil sie von der Ausplünderung anderer Kirchen und von der Abtrünnigkeit ihrer Glieder lebend, dem Bestehen der lutherischen Kirche insonderheit im Westen verderblich zu werden drohe. Und daß er gegen die unierten Kirchen Deutschlands keine freundliche Gesinnung hegte, ist schon daraus ersichtlich, daß er die Union ein wi-

*) Alb. Mücke S. 151 und 157.
**) Alb. Mücke S. 279 ff.
†) Protokoll der neunzehnten Generalkonferenz S. 30.

vergöttliches und unheilvolles Werk nannte, das in totbringende Irrtümer stürze und die Seelen durch Religionsmengerei der Hölle zuführe.*) Diese Feinschaft gegen die Union im allgemeinen und gegen die unierte Evangelische Synode insbesondere, hat sich bei den Lutheranern bis auf die Gegenwart fortgeerbt, allerdings in verschiedenem Grade in den einzelnen lutherischen Synoden. Am schärfsten tritt sie in der Missouri-Synode hervor. Nach ihrer Meinung sind in ganz Deutschland nur die 24 Gemeinden der Evangelisch-Lutherischen Freikirche in Sachsen und anderen Staaten rechtgläubig; hingegen alle übrigen Protestanten Deutschlands, ganz gleich, ob evangelisch oder lutherisch, haben einen falschen Glauben und sind deshalb der Verdammnis verfallen. Von der Abneigung der Missouri-Lutheraner gegen die Deutsche Evangelische Synode weiß wohl jeder Evangelische zu erzählen, der mit ihnen in Berührung gekommen ist.

Diese Abneigung teilen die übrigen lutherischen Synoden. Doch ist ihre Stellung zu den unierten Kirchen Deutschlands eine andere. Die Wiskonsin-Synode sprach 1867 zwar ein Verdammungsurteil über die Union und die unierte Landeskirche Preußens aus, wollte aber die Unterstützung der unierten Vereine in derselben dankbar annehmen, solange sich in der unierten Landeskirche noch Lutheraner befänden, bei denen das Evangelium rein gepredigt werde, und die Sakramente recht verwaltet würden; und solange diese gegen die Union als ein an der lutherischen Kirche begangenes und fortgesetztes Unrecht protestierten.**) Allerdings fand die lutherische Synode mit diesen Ausführungen bei den unierten Vereinen kein Verständnis; die Unterstützung hörte infolgedessen auf.

Die Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika bekennt in ihrer Denkschrift aus dem Jahre 1875 auf Seite 10: „Selbst in unserer bewußten Trennung von der unierten Kirche Deutschlands, was die äußere Zusammengehörigkeit anbelangt, erkennen wir es mit Freuden an, daß wir trotz mancher Abweichungen in den meisten unserer kirchlichen Grundsätze mit ihr auf gemeinschaftlichem Boden stehen.“ †)

Man sieht also, daß die Lutheraner aller Schattierungen einig sind in der Verdammung der Union, daß sie aber trotzdem, mit Ausnahme der Missouri-Synode, sich mit den unierten Landeskirchen Deutschlands verwandt fühlen. Auch das ist sicher und gewiß, daß alle lutherischen Synoden ohne Ausnahme, so verschieden sie unter einander sind, und so sehr sie sich auch gegenseitig befehden, doch allein ein Recht auf die aus Deutschland eingewanderten evangelischen Christen zu haben glauben. Wenn aber die Deutsche Evangelische Synode, die die Union als berechtigt und segensreich anerkennt und sich selber als uniert be-

*) Alb. Mücke S. 107, 108.

**) Alb. Mücke S. 200.

†) Unterscheidungslehren von T. Johannes Grosse S. 66.

zeichnet, denselben Anspruch erhebt, gilt das in den Augen der Lutheraner als eine Unehrlichkeit, die gebrandmarkt werden muß.

Typisch ist in dieser Beziehung eine Schrift des Professors Dr. F. L. Neve in Springfield, Ohio, eines Mitgliedes der lutherischen Generalsynode. Da er in mancher Hinsicht der Evangelischen Synode Gerechtigkeit widerfahren läßt, möge auf seine Schrift hier näher eingegangen werden.

Ihr Titel lautet: „Ist zwischen den Unierten Amerikas und der Landeskirche Preußens wirklich kein Unterschied?" Ihr Zweck ist, nachzuweisen, daß die Evangelische Synode kein Recht habe, sich eine Tochter der Preußischen Landeskirche zu nennen. Zwischen beiden herrschten charakteristische Unterschiede; namentlich trage die Landeskirche Preußens einen vorwiegend lutherischen, die Evangelische Synode einen reformierten Charakter.

Daß er ein entschiedener Gegner der Evangelischen Synode ist, versteht sich von selbst. In der im allgemeinen maßvoll gehaltenen Schrift macht sich doch ab und zu ein gehässiger Ton unangenehm bemerkbar. So heißt es auf Seite 7: „Wo es einer unierten Distriktssynode gelingt, das Ohr lutherischer Gemeinden zu bekommen, da umwerben sie solche, indem sie denselben sagen, daß der Uebertritt zu ihnen keine Aenderung ihrer Konfession bedeute. Erhalten unierte Pastoren Einfluß auf lutherische Laien, die aus irgend einer der Provinzen Preußens nach Amerika einwanderten, dann heißt es zu solchen in der Regel: Bei uns findet ihr die Kirche eurer deutschen Heimat wieder; zwischen der Preußischen Landeskirche und uns ist kein Unterschied. Dabei erklären sie aber nicht den wirklich bedeutenden Unterschied zwischen beiden." Nach diesen Worten soll es eine in der Evangelischen Synode und im Kreise ihrer Pastoren herrschende Gewohnheit und Sitte sein, in fremde Arbeitsfelder einzudringen und über das Wesen der Evangelischen Synode unerfahrenen Laien gegenüber unwahre Angaben zu machen. Es dürfte dem Professor Dr. F. L. Neve schwer fallen, den Beweis für die Richtigkeit dieser seiner Beschuldigungen zu liefern. Wenn wirklich derartige Fälle vorgekommen sind, wie er sie andeutet, ist es unlogisch, sie zu verallgemeinern und die Schuld daran der Synode zuzuschieben. Die Evangelische Synode hat den Grundsatz, von fremden Arbeitsfeldern fern zu bleiben und über ihr Bekenntnis einem jeden wahre Auskunft zu geben. Die lutherische Kirche wird jedenfalls denselben Grundsatz haben, und doch kommen ähnliche Fälle auch unter ihren Mitgliedern vor. Als vor einigen Jahren die Wiederbesetzung einer kleinen, abseitsgelegenen evangelischen Gemeinde Schwierigkeiten machte und eine längere Vakanz zu befürchten schien, erbot sich der benachbarte lutherische Pastor evangelischen Laien gegenüber sogleich, die Mitverwaltung ihrer Stelle zu übernehmen. Natürlich wurde sein freundliches Anerbieten zurückgewiesen. Das ist ein Fall, der mir gerade bekannt ist; manche Amtsbrüder werden mit ähnlichen aufwarten können. Doch liegt es uns fern, für solche Mißgriffe die lutherische Kirche und die Gesamtheit

ihrer Pastoren verantwortlich zu machen. Iliacos intra muros peccatur et extra.

Als ersten wesentlichen Unterschied zwischen der Evangelischen Synode und der Preußischen Landeskirche führt der Professor Dr. F. L. Neve an, daß die Union in der letzteren lediglich eine konföderative, die in der ersteren eine ausgesprochen absorptive sei. Dieser Unterschied ist nicht so bedeutend, als er auf den ersten Blick erscheinen möchte; denn einesteils hat die konföderative Union in Preußen einen absorptiven Charakter angenommen, anderenteils hat die Union in der Evangelischen Synode bis jetzt noch nicht alle konfessionellen Unterschiede aufgehoben. Was man in Preußen durch die Union anfänglich mit Gewalt erreichen wollte, aber infolge des Widerspruches der Lutheraner nicht erreichen konnte, nämlich eine evangelisch-christliche Kirche zu schaffen, in der der Konsensus beider Konfessionen die Grundlage bilden, ihr Dissensus dagegen als nebensächlich betrachtet werden sollte: das hat die Zeit allmählich zuwege gebracht. Die Preußische Landeskirche wird in diesem Sinne tatsächlich mehr und mehr uniert. Das gemeinsame Kirchenregiment, die gemeinsam gebrauchte Bibelübersetzung Luthers, die nicht konfessionell getrennten Sammlungen von Kirchenliedern. der Gebrauch des Kleinen Katechismus Luthers in den Volksschulen beider Bekenntnisse: alle diese Umstände bringen in den östlichen Provinzen eine immer mehr wachsende Annäherung der reformierten Gemeindeglieder und Gemeinden an den überwiegenden lutherischen Typus hervor. Die reformierten Gemeinden werden lutheranisiert. In den westlichen Provinzen bewirken dieselben Faktoren, unterstützt durch die starke Beweglichkeit der Bevölkerung und den Unionskatechismus in der Rheinprovinz, eine stetig zunehmende Verschmelzung beider Typen hervor.*) Fast niemand fragt mehr nach dem Bekenntnisse; die meisten Gemeinden kümmern sich nicht darum und merken es kaum, ob ein Geistlicher mehr dem lutherischen oder dem reformierten Bekenntnisse zuneigt, und diejenigen, welche es merken, legen kein Gewicht darauf. Wenn einzelne preußische Gemeinden, wie ich irgendwo gelesen habe, sich darüber beklagen, daß sie von ihren Pastoren bald lutherisch, bald reformiert umgemodelt würden, ist eine derartige Klage mit großer Vorsicht aufzunehmen. Wahrscheinlich sind solche Gemeinden des ihnen zugewiesenen oder womöglich selbst gewählten Pastors aus irgend einem andern Grunde überdrüssig geworden und machen dann ihr Sonderbekenntnis geltend, um den unbeliebten Geistlichen los zu werden; und wenn ihnen das nicht gelingt, fühlen sie sich verkannt, bedrückt und schlecht behandelt. Am Kirchenregimente liegt in solchen Fällen nicht die Schuld. Die Konsistorien nehmen bei der Besetzung einer Pfarrstelle auf die betreffende Gemeinde die größte Rücksicht, und wenn eine solche unter Hinweis auf ihr Bekenntnis gegen die Berufung eines ihr zugedachten Geistlichen protestiert, wird sie mit diesem Protest sicher Erfolg haben.

*) Herzogs Real-Enzyklopädie Artikel „Preußen," bearbeitet von Professor Dr. von der Goltz.

Freilich wenn seine Installation bereits stattgefunden hat, ist es selbst für ein Konsistorium schwierig, ihn zum Verlassen seines Platzes zu zwingen.

Was die Union in Preußen erstrebt, aber nicht mit Gewalt erreicht hat, was jedoch durch die Zeit allmählich bewirkt worden ist, das ist in der Evangelischen Synode von Anfang an Grundsatz gewesen. Sie legt das Hauptgewicht auf die Uebereinstimmung der beiden Konfessionen in den meisten Dogmen und läßt die Unterscheidungslehren beiseite. Beweis dafür ist der Anfangssatz ihrer Konstitution. Aber wenn dies Unionsprinzip auch von Anfang an in der Evangelischen Synode geltend gewesen ist, hat es noch noch nicht alle Unterschiede in der Lehre und dem Kultus absorbieren können. Ein Teil der Gemeinden, Pastoren und Professoren neigt noch nach der lutherischen, der andere nach der reformierten Seite.

Doch geht man gegen solche Unterschiede nicht zwangsweise vor, sondern überläßt ihre Beseitigung der Zeit, die auch hier nivellierend wirken wird. Jedoch ist der lutherische Typus immer vorherrschend gewesen und auch geblieben. Der beste Beweis hierfür ist der Katechismus der Evangelischen Synode.

Nach der Meinung des Professors Neve ist der Gebrauch dieses Katechismus ganz besonders ein Zeichen des großen Unterschiedes zwischen der Evangelischen Synode und der Preußischen Landeskirche. Er schreibt darüber: „Für die Lutheraner in der Landeskirche Preußens gilt der lutherische Katechismus, für die Unierten Amerikas ein evangelischer Katechismus, der sich als eine Verschmelzung des lutherischen und des (reformierten) Heidelberger Katechismus zu erkennen gibt."

Man kann wohl mit Recht behaupten, daß die Gründer der Evangelischen Synode am liebsten den Katechismus Luthers für dieselbe beibehalten hätten; aber das war nicht möglich. Wenn sie Lutheraner und Reformierte in einen Kirchenkörper sammeln wollten, mußten sie einen neuen Katechismus schaffen, der dem in den Synodalstatuten niedergesetzten Unionsprinzip entsprach. Jetzt, nachdem die Sammlung erfolgt ist, wird von vielen Synodalen die Notwendigkeit eines eigenen Katechismus bestritten. Als 1908 die Frage aufgeworfen und während der folgenden Jahre vielfach erörtert wurde, ob es nicht ratsam sei, dem evangelischen Katechismus eine einfachere und kürzere Gestalt zu geben, wurde in der September-Nummer des Magazins für evangelische Theologie und Kirche der Vorschlag gemacht, den Kleinen Katechismus Luthers einzuführen. Wenn dieser Vorschlag ebensowie alle Revisionsanträge von der Generalkonferenz auch abgelehnt und die Beibehaltung des evangelischen Katechismus in seiner bisherigen Fassung beschlossen worden ist, kann er doch sicher als ein Beweis dafür dienen, daß man innerhalb der Synode lutherisch fühlt und denkt.

Was nun den Evangelischen Katechismus anbetrifft, will er sich durchaus nicht als eine Verschmelzung des lutherischen und des Heidelberger Katechismus zu erkennen geben. Nichts liegt ihm ferner als

dies; vielmehr sind es nur die Lutheraner hierzulande, die ihn als ein solches Zwittergeschöpf hinstellen und zwar sehr mit Unrecht. Die Prüfung des evangelischen Katechismus scheint auf jener Seite vielfach recht oberflächlich zu sein. Man findet an seinem Anfang die zehn Gebote in der Zählung des Heidelberger Katechismus; man hat ferner gehört, daß seine Abendmahlslehre eine reformierte Färbung habe, und dann ist man mit seinem Urteil fertig und erklärt: „Der evangelische Katechismus ist eine Verschmelzung des lutherischen und des Heidelberger Katechismus." Wenn man sich aber die Mühe nähme, ihn gründlich zu prüfen und seinen Inhalt mit dem der beiden genannten Katechismen zu vergleichen, würde man zu einem andern Ergebnisse gelangen, nämlich zu der Ueberzeugung, daß er eine selbständige Umarbeitung des Kleinen Katechismus Luthers ist, und daß er, abgesehen von der Fassung der Gebote, mit dem Heidelberger Katechismus sehr wenig gemein hat.

Daß die Verfasser des Evangelischen Katechismus in der Zählung der Gebote Luther nicht gefolgt sind, hat seinen Grund in der Verschiedenheit der Zeitverhältnisse. Luther war nicht nur ein mutiger und tatkräftiger, sondern auch ein weiser und besonnener Gottesmann. Deshalb behielt er die katholische Fassung der Gebote im Wesentlichen bei, um den Katholiken den Uebertritt zur evangelischen Kirche zu erleichtern. Für die Verfasser des Evangelischen Katechismus fiel diese Rücksicht fort, sie durften die Gebote nach dem Wortlaute der Bibel bringen, und sie würden sie jedenfalls auch in dieser Gestalt gebracht haben, wenn ihnen die reformierte Kirche darin nicht vorangegangen wäre. Im Uebrigen herrscht zwischen beiden Katechismen wenig Aehnlichkeit. Schon die Anlage ist in beiden verschieden. Der Heidelberger Katechismus wird in die drei Teile vom Elend, von der Erlösung und von der Dankbarkeit eingeteilt; der Evangelische zerfällt, wie der lutherische Katechismus der Preußischen Landeskirche, in fünf Hauptstücke. Wo es sich um Unterscheidungslehren handelt, steht der Evangelische Katechismus nie auf reformierter, sondern immer auf lutherischer Seite. Nur zwei Fragestücke stimmen in beiden Katechismen beinahe überein, nämlich Nummer 79 im Evangelischen mit Nummer 41 im Heidelberger Katechismus, sowie Nummer 125 mit Nummer 68. Fragestück 79 lautet im Evangelischen Katechismus; „Warum mußte nach der Schrift Christus begraben werden? Zum Zeugnis, daß er wahrhaftig gestorben sei," und Fragestück 41 im Heidelberger Katechismus: „Warum ist er begraben worden? Damit zu bezeugen, daß er wahrhaftig gestorben sei." Frage 125 lautet im Evangelischen Katechismus: „Wieviel Sakramente hat Christus eingesetzt?" Frage 68 im Heidelberger Katechismus: „Wieviel Sakramente hat Christus im Neuen Testament eingesetzt?" Die Antwort ist in beiden Katechismen dieselbe. Entfernte Anklänge herrschen dann noch zwischen den Fragestücken 10 im Evangelischen und 96 im Heidelberger Katechismus, zwischen 27 und 110, 62 und 6, 75 und 35, 108 und 55. Solche Aehnlichkeiten sind selbstverständlich und be-

weisen nichts, da es sich dabei um beiden Bekenntnissen gemeinsame Lehren handelt. Sie sind übrigens auch in derselben Anzahl vorhanden zwischen dem Heidelberger Katechismus und der „Kurzen Auslegung des Kleinen Katechismus Dr. M. Luthers, herausgegeben von der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten.“ Beide haben das Hauptstück vom Amt der Schlüssel, das im Evangelischen Katechismus sowie im lutherischen Katechismus der Preußischen Landeskirche fehlt. Die Antwort auf Frage 270 im Missouri-Katechismus ist dieselbe wie auf Frage 68 im Heidelberger Katechismus. Man vergleiche ferner das Fragestück 132 des Missouri-Katechismus mit der Erklärung zu den Fragestücken 33 und 34 im Heidelberger Katechismus, 139—142 mit der Erklärung zu der Frage 31, 15 mit 95, 44 mit 104, 95 mit 7: an allen diesen Stellen zeigt sich Gleichheit oder doch wenigstens große Aehnlichkeit zwischen dem Missouri- und dem Heidelberger Katechismus. Man wird aber doch wohl nicht behaupten wollen, daß auch hier eine Verschmelzung stattgefunden habe.

Während also von einer Aehnlichkeit des Evangelischen Katechismus mit dem reformierten nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein kann, herrscht zwischen ihm und dem Kleinen Katechismus Luthers in vielen Stücken völlige Gleichheit. Ganz unverändert oder mit geringen und unwesentlichen Auslassungen oder Veränderungen sind in den Evangelischen Katechismus fast alle wichtigen Stücke des Kleinen Katechismus Luthers hinübergenommen worden, nämlich die Erklärung zum ersten und zweiten Gebote und zum Schlusse der Gebote, die Erklärung zu den drei Artikeln, zur ersten, vierten, fünften, sechsten, siebenten Bitte und zum Schlusse des Vaterunsers, die Einsetzungsworte zur hl. Taufe und zum hl. Abendmahl, die Antworten auf die Frage: Was nützet denn solch Essen und Trinken? und: Wer empfängt denn solch Sakrament würdiglich? Anklänge an den Katechismus Luthers finden sich ferner in den Fragestücken 22, 25, 28, 115, 118, 128 u. s. w. Was nach Abzug dieser Stücke vom Evangelischen Katechismus übrig bleibt, ist selbständiges Produkt seiner Verfasser. Sie fußen dabei auf den Ergebnissen der Arbeit der deutschen positiven Theologie seit der Reformation, soweit sie auch von der Landeskirche Preußens als richtig angenommen sind.

Wie steht es nun aber mit der viel umstrittenen Abendmahlslehre des Evangelischen Katechismus? Ist sie lutherisch oder reformiert oder ein Gemisch aus beiden? Wir wollen sehen.

Der Evangelische Katechismus lehrt, daß der neue Mensch, d. h. der durch die Taufe wiedergeborne und erneuerte Christ im hl. Abendmahl Christi Leib und Blut als Nahrung seines geistlichen Lebens empfängt, die Gemeinschaft mit Christo und allen Gläubigen unterhält und befestigt und des Herrn Tod verkündigt, ferner daß das Gnadengut verfaßt und gebunden ist in Brot und Wein im hl. Abendmahl, dessen würdiger Genuß das Essen und Trinken des Leibes und Blutes

Christi ist, ferner daß mit dem würdigen Genießen des Leibes und Blutes Christi Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit verbunden sind, schließlich daß zum würdigen Genuß der Glaube an die Einsetzungsworte erforderlich ist. Das ist dasselbe, was auch im Kleinen Katechismus Luthers zu finden ist. Darüber was der empfängt, der das hl. Abendmahl unwürdig genießt, sagt weder der Kleine Katechismus Luthers, noch auch der Evangelische Katechismus etwas aus. Es ist nicht richtig, wenn von den Lutheranern behauptet wird, der letztere lehre, daß nur der würdig Genießende den Leib und das Blut Christi erhalte. Er läßt vielmehr diese Frage offen und stellt die Entscheidung darüber dem einzelnen anheim. Deshalb nehmen die Theologen der Evangelischen Synode zu dieser Frage eine verschiedene Stellung ein. Wohl die meisten weisen sie als müßig und unberechtigt zurück, so Direktor W. Becker in seiner Evangelischen Glaubenslehre, § 118; andere denken darüber lutherisch, z. B. Inspektor Dr. D. Irion, der in seiner Katechismus-Erklärung S. 357 schreibt: „Es hängt nicht von uns ab, ob wir im Brot und Wein den Leib und das Blut Christi empfangen, nicht von unserm Glauben oder von unserer Frömmigkeit, der Leib und das Blut Christi sind da, ob wir fromm sind oder nicht. Aber das hängt von unserm Glauben ab, ob wir es zum Segen oder zum Unsegen empfangen." Aehnlich auch Professor E. Otto im Magazin für Evangelische Theologie und Kirche, Jahrgang 1906, S. 422: „Auch darf die Gegenwart Christi beim Abendmahle nicht von unserer Würdigkeit abhängig gemacht werden." Noch andere erklären, daß bei unwürdigem Genusse nur Brot und Wein empfangen werden. Vergleiche hierzu aus dem vorhin genannten Magazin, Jahrgang 1908, S. 419 und Jahrgang 1915, S. 42.

Sowie der Evangelische Katechismus trägt auch die evangelische Agende einen vorwiegend lutherischen Charakter. Professor Neve schreibt über dieselbe: „Die Agende der Preußischen Landeskirche gibt durch die Einrichtung der Parallelformulare Möglichkeit zu vollständig lutherischer Sakramentsverwaltung; die Agende der Unierten dagegen hat keine lutherischen oder reformierten Formulare, sondern nur solche, die ununterschieden evangelisch sind."

Auch dieser Satz bedarf der Berichtigung. Daß zwischen den beiden Agenden eine gewisse Verschiedenheit herrscht, hat seinen Grund in der Verschiedenheit der Verhältnisse in beiden Kirchenkörpern. Die Preußische Landeskirche mit ihrer konföderativen Union mußte auf die Lutherischen und Reformierten in gleicher Weise Rücksicht nehmen und für beide Parteien annehmbare Formulare liefern. Für die Evangelische Synode war diese Rücksichtnahme nicht notwendig; sie brauchte nicht ängstlich darauf bedacht zu sein, reine und unanstößige lutherische und reformierte Formulare neben einander zu stellen. Trotzdem ist sie doch sowohl dem lutherischen als auch dem reformierten Gefühl entgegengekommen, soweit es irgend möglich war, ohne die Einheit aufzuheben. Ebenso wie die Preußische Agende bringt auch die evangelische zuerst

eine lutherische Gottesdienstordnung und vollständige Liturgie, dann eine solche mit abgekürzter Liturgie und schließlich die Form, welche in der reformierten Kirche im Gebrauch ist. Ferner hat sie auch zwei Tauformulare. Das eine entspricht dem lutherischen Formular in der preußischen Agende mit dem Unterschiede, daß anstatt der Frage: „Entsagest du dem Bösen u. s. w.?" gesetzt ist: „Ich entsage allem ungöttlichen Wesen" u. s. w., das andere hat einen unierten Charakter. Für die Beichte und Vorbereitung zum hl. Abendmahl gibt es in der preußischen Agende zwei Formulare, eins für die Lutheraner und Unierten, das andere für die Reformierten. Die evangelische Agende bringt das erste in der unierten Form, d. h. mit der Verkündigung der Sündenvergebung in der Absolution; das andere führt sie nicht zu Ende, sondern läßt auf das Sündenbekenntnis die unierte Absolution folgen. Der Feier des hl. Abendmahles geht in der evangelischen Agende eine Vermahnung voraus, die mit derjenigen im reformierten Formulare der preußischen Agende im Wesentlichen übereinstimmt; doch sind die charakteristischen Worte in der letzteren: „so gewiß als einem jeden dieses Brot vor seinen Augen gebrochen wird," fortgelassen. Spendeformeln hat die preußische Agende drei verschiedene, eine konfitierende für die Lutherischen, eine referierende für die Unierten und eine dritte für die Reformierten. Die evangelische Agende hat zwei Formulare und zwar beide in der konfitierenden Form; in dem ersten heißt es: „Das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für euch gebrochen ist," in dem andern: „Der für euch in den Tod gegeben ist." Also auch in den Agenden tritt das lutherische Element in den Vordergrund.

Schließlich stellt Professor Neve es als einen besonderen Vorzug der Preußischen Landeskirche hin, daß sie in sich ein starkes Element habe, das sich die Wahrung lutherischer Interessen angelegen sein lasse. Dies Element fehle jedoch in der Evangelischen Synode. Ob dies nun ein Vorteil oder ein Nachteil ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Tatsache ist allerdings, daß von den vier Gruppen innerhalb der Landeskirche Preußens, der konfessionellen, der positiv-unierten, der mittelparteilichen und der liberalen, die erste unter ihnen einen mehr lutherischen Standpunkt einnimmt. Doch kommt es wohl den meisten ihrer Mitglieder weniger auf rein lutherische als vielmehr auf positiv-christliche Lehre an. Es liegt ihnen fern, gegen die Union zu protestieren oder Maßnahmen des unierten Kirchenregiments zu bemängeln und anzugreifen, wenn nur der positiv-christliche Standpunkt gewahrt bleibt. Auf der sogenannten August-Konferenz in Berlin, zu der die Lutheraner innerhalb der Landeskirche sich versammeln, herrscht ein sehr verständiger und vornehmer Ton. An solchen konfessionellen Elementen mangelt es übrigens auch in der Evangelischen Synode nicht. Es geht wohl kaum eine Distrikts- oder Pastoralkonferenz vorüber, ohne daß nicht irgend ein Bruder sich veranlaßt fühlte, seinen lutherischen oder seinen reformierten Standpunkt geltend zu machen. Natürlich findet er von der anderen Seite lebhaften Widerspruch; doch der Friede ist

bald wiederhergestellt. Im Grunde ist doch ein jeder froh, daß er einer Kirche angehört, deren oberster Grundsatz das Wort des Apostels ist: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens."

Wenn Professor Dr. F. L. Neve meint, daß die Evangelische Synode unter allen deutschen Synoden Amerikas am meisten der Gefahr ausgesetzt sei, durch die moderne negative Theologie Schaden zu leiden, möge er sich in dieser Hinsicht beruhigen. Die Evangelische Synode ist jetzt noch ebenso positiv=christlich, als zur Zeit ihrer Gründung, und wird es auch bleiben. Der Nestor der Evangelischen Synode, Dr. Louis F. Häberle, viele Jahre hindurch Inspektor des evangelischen Predigerseminars, hat 1915 einen Jahrgang Predigten unter dem Titel „Evangelische Zeugnisse" erscheinen lassen. Die einzelnen Predigten stammen aus verschiedenen Zeiträumen seiner langjährigen Wirksamkeit. Man kann sagen, es spiegelt sich in ihnen ein gutes Teil der Geschichte der Evangelischen Synode wider. Der Zweck, den er bei der Herausgabe im Auge gehabt hat, ist nach der Vorrede des Buches ein doppelter, nämlich zuerst „den eingebornen, ewigen Sohn Gottes, unsern gekreuzigten und auferstandenen Heiland und seinen heiligen Versöhnungstod den Seelen zu bezeugen" und ferner, „den Charakter unserer Deutschen Evangelischen Synode zu bekunden, daß wir auf dem alten, heiligen Glaubensgrunde der Apostel und Propheten stehen, da Jesus Christus der Eckstein ist." Die Predigten halten, was die Vorrede verspricht. Es sind schlichte und einfache, dabei aber doch geistvolle und formvollendete positive Zeugnisse von Christo und seinem Erlösungswerk. Sie stehen dabei unzweideutig auf dem lutherischen Bekenntnisse. Beweis dafür sind die Beichtreden über Offenbarung 3, 20 S. 14, über Lukas 22, 14—23 S. 91, über Johannes 9, 1—7 S. 247, die Predigten über Johannes 6, 47—56 S. 188 und über Joh. 6, 1—15 S. 198. In allen diesen Reden wird an der realen Gegenwart von Christi Leib und Blut im hl. Abendmahle festgehalten. Und eine höhere Wertschätzung kann dem großen Reformator Luther nicht zuteil werden, als in der Predigt am Reformationsfeste über Joh. 4, 46—54 S. 268 ausgesprochen wird. Die weite Verbreitung, welche diese Predigtsammlung in der Evangelischen Synode gefunden hat, zeugt dafür, daß sie auf demselben Grunde steht und von positiv=christlichem, vorwiegend lutherischem Geist erfüllt ist.

Aus der Sammlung von Kirchenliedern, welche in einer kirchlichen Gemeinschaft gebraucht wird, läßt sich für gewöhnlich ihr besonderer konfessioneller Standpunkt nicht erkennen. Die meisten schönen Lieder sind allen deutschen protestantischen Denominationen gemeinsam. Doch soll wenigstens erwähnt werden, daß von den 696 Gesängen und Volksliedern des Gesangbuches für die Provinz Brandenburg, in der die Haupt= und Residenzstadt Berlin liegt, gegen 400 auch im Gesangbuche der Evangelischen Synode zu finden sind. Und das sind gerade die schönsten und kräftigsten, solche, die am häufigsten gesungen werden. Es

fehlen natürlich nicht diejenigen Abendmahlslieder, die offenbar aus dem lutherischen Bekenntnisse geflossen sind.

Was ist nun der Zweck dieser Abhandlung? Nicht etwa der, die reformiert denkenden Mitglieder der Evangelischen Synode zu beleidigen. Es ist sicherlich keine Schande, wenn jemand mit Treue und Eifer an dem reformierten Bekenntnisse seiner Väter festhält. Und es kann sich auch niemand beleidigt fühlen, wenn er die vorstehenden Ausführungen unbefangen prüft und die damit verknüpfte Absicht im Auge behält. Ihr Zweck ist auch nicht, die Evangelische Synode der lutherischen Kirche hierzulande näher zu bringen, als ob die Evangelische Synode den Wunsch hätte, sich der lutherischen Kirche als eine neue Synode anzugliedern. Ihr Zweck ist vielmehr, den Beweis zu erbringen, daß die Evangelische Synode berechtigt ist, sich eine legitime Tochter der Preußischen Landeskirche zu nennen, weil sie aus der letzteren hervorgegangen ist, und weil zwischen beiden nicht bloß eine innere Geistesgemeinschaft, sondern auch in vielen Stücken eine äußere Gleichförmigkeit herrscht.

Namentlich tragen beide einen vorwiegend lutherischen Charakter; der Evangelische Katechismus stimmt im Wesentlichen mit dem Kleinen Katechismus Luthers überein, der in der Preußischen Landeskirche im Gebrauche ist; die evangelische Agende ist der preußischen nachgebildet und zwar so, daß das lutherische Bekenntnis in den Vordergrund tritt; auch die Predigt in der Evangelischen Synode trägt ein lutherisches Gepräge.

Hieraus folgt, daß die Evangelische Synode nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht hat, die aus Deutschland, namentlich aus Preußen, eingewanderten unierten Protestanten als ihre Mitglieder in Anspruch zu nehmen, und daß sie ferner kein Verbrechen begeht, wenn sie den früheren Angehörigen deutscher lutherischer Landeskirchen, die sich abgestoßen fühlen von dem Richten, Verketzern und Verdammen, wie es in den hiesigen lutherischen Gemeinschaften geübt wird, sich als friedlichen Zufluchsort darbietet und sie auf ihren ausdrücklich geäußerten Wunsch als Glieder aufnimmt.

Auf keine Weise wird es den Lutheranern gelingen, das Band zwischen der Evangelischen Synode und den unierten Landeskirchen Deutschlands zu zerreißen. Dasselbe wird vielmehr immer fester werden. Beitragen soll dazu die bevorstehende vierte Centennarfeier der Reformation, für die die Generalkonferenz ein Zusammengehen mit den evangelischen Landeskirchen Deutschlands empfohlen hat.*)

---

*) Protokoll der 20. Generalkonferenz S. 302.

Exegetisches. Kol. 1, 24.

Von Prof. em. E. Otto.

„Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleische, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde."

Es ist eine merkwürdige, sonst selten mit gleichem Nachdruck ausgesprochene und zunächst fast befremdlich klingende Auffassung seiner Leiden, die der Apostel hier ausspricht. Klingt es doch fast, als trete er hier in Widerspruch mit so manchen seiner eigenen Aussagen, in welchen er die Allgenugsamkeit des Leidens Christi preist, wie z. B. gleich im vorangehenden Verse 22: „Nun aber hat er euch versöhnet in dem Leibe seines Fleisches durch den Tod, auf daß er euch darstellete heilig und unsträflich und ohne Tadel vor ihm selbst." Als wolle er hier sagen, daß Christus noch nicht alles getan, sondern noch etwas übrig gelassen habe, was von den Seinen noch getan oder gelitten werden müßte zur Versöhnung der Welt. Man hat Paulus gern zum Schöpfer einer streng logischen Erlösungstheorie gemacht, in welcher aus bestimmten Prämissen die Notwendigkeit des Leidens Christi mit mathematischer Genauigkeit gefolgert werde. Die Anselmsche und die auf ihr aufgebaute altprotestantische Satisfaktionstheorie nimmt ihn als ihren Gewährsmann in Anspruch. Letztere ist ja vor allem erklärlich aus ihrem Gegensatz gegen die mittelalterlich katholische Gesamtauffassung von der Versöhnung des Menschen mit Gott. Da ist es die Kirche mit ihren Gnadenmitteln, mit ihrem Schatz von den Heiligen erworbener guter Werke und mit ihren Geboten eigener vom Menschen zu verrichtender Leistungen, welche sich an Stelle des Versöhnungswerkes Christi eingeschoben hat. Ihr gegenüber macht die protestantische Lehre die absolute Genugsamkeit der durch Christum geschehenen Versöhnung geltend, und damit hat sie Recht und hat Paulus auf ihrer Seite. Ob aber derselbe so der dogmatische Theoretiker sei, der an Stelle der einfachen Religion Jesu Christi die metaphysisch orientierte „christliche," genauer gesagt, paulinische Religion gesetzt habe, darauf wirft auch unsere Stelle ein Licht.

Zunächst das Einzelne, wobei der Setzer und auch mancher Leser verzeihen mögen, wenn wir den Urtext heranziehen: Νῦν jetzt. Die Partikel hat hier wie überall nicht bloß anknüpfend folgernde, sondern temporale Bedeutung, der Apostel denkt an seine gegenwärtige Lage. Nachdem er im Vorangehenden von den herrlichen Segnungen geredet hat, deren sie durch die Verkündigung und die Annahme des Evangeliums teilhaftig worden sind, geht er über zu dem Anteil, den er selber an der neugeschaffenen Lage der Gemeinde hat. Jetzt, gerade jetzt, nachdem ich solches von euch erfahren, freue ich mich. Seine gegenwärtige Lage ist ja eigentlich nicht zur Freude stimmend, der Brief ist aus einer Gefangenschaft geschrieben (beiläufig gesagt, wie wir annehmen, nicht aus

der römischen noch der Cäsareischen, sondern einer in der Apostelgeschichte nicht erwähnten in Ephesus). Diese Gefangenschaft hat schwere Erleidungen, παθήματα, mit sich gebracht. Luthers Uebersetzung hat den Singular: „In meinem Leiden," der Plural drückt aber doch besser die Vielfältigkeit der Schrecknisse aus, die der Apostel hat durchleben müssen., 2. Kor. 1, 8; 1. Kor. 15, 32. Er hat ja wohl auch wie ein anderer Mensch gefühlt, die natürliche Wirkung des Leidens auf das Gemüt ist ihm nicht erspart und fremd geblieben. Unruhe, Niedergeschlagenheit, Zornmut werden ihn angefochten haben, er gehört nicht zu den durch Naturanlage sanftmütig und gleichmütig gestimmten Menschen, im Gegenteil; aber, wenn er auf den Zusammenhang hinblickt, in welchem sein Leiden mit seinen Widerwärtigkeiten und Gefahren mit den Segnungen des Evangeliums steht, die seine Brüder genießen, da heißt's bei ihm doch: „In dem allen überwinden wir weit," und allein darf zum Ausdruck kommen das Gefühl der Freude: jetzt, gerade jetzt freue ich mich. Was ist der Gegenstand seiner Freude? Man könnte die Antwort finden in dem Zusatz ὑπὲρ ὑμῶν, man könnte dies mit χαὶρω unmittelbar verbinden und übersetzen: „Ich freue mich über euch." Zwar wird das Verbum χαίρειν sonst nicht mit ὑπὲρ sondern mit ἐπὶ oder ἐν verbunden, aber es liegt im Begriffe der Präposition ὑπὲρ nichts, warum sie nicht zur Beziehung des Gegenstandes der Freude dienen sollte, sie entspricht ja etymologisch unserm „über." Alle Präpositionen haben ja ursprünglich lokale Bedeutung, und die lokale dient als Sinnbild logischer Beziehung. Durch χαίρειν ὑπὲρ τινος = sich freuen über etwas, würde die Freude als die auf ihrer Ursache ruhende Wirkung bezeichnet. Also möglich und logisch unanfechtbar wäre die Verbindung: „Ich freue mich über euch," und sie würde den Vorteil bieten, daß man, statt es mit einem eigentümlich frappierenden Gedanken zu tun zu haben, einen ganz schlichten, leicht verständlichen vor sich hätte: Jetzt, nachdem ich von eurem Glauben gehört, freue ich mich über euch. Allein, abgesehen davon, daß nicht einzusehen wäre, warum denn die adverbiale Bestimmung nicht unmittelbar hinter ihr Verbum gesetzt wäre, so ist doch zu gestehen, daß der Ausspruch: „Ich freue mich über euch," allerdings einfach aber auch flach sein würde; nach der begeisterten Lobpreisung der Gnade- die die Gemeinde empfangen hat, würde die Aeußerung: „Jetzt freu ich mich über euch," nur matt nachklingen. Wir halten daher dafür, daß Luther, wie überhaupt die Mehrzahl der Ausleger, die verflachende Verbindung abgelehnt und das ὑπὲρ ὑμῶν als attributive Bestimmung zu ἐν τοῖς παθήμασι aufgefaßt hat. Also wörtlich: „Jetzt freue ich mich in den Leiden für euch." Das „μου" fehlt in den besseren Handschriften, es ist auch entbehrlich, und sein Wegfall ändert den Sinn nicht. Im klassischen Griechisch müßte die attributive Bestimmung, wenn sie hinter ihrem Substantiv steht, durch Wiederholung des Artikels gekennzeichnet sein, also ἐν τοῖς παθήμασι τοῖς ὑπὲρ ὑμων müßte es heißen, allein die neutestamentliche Gräcität läßt diese Regel oft unbeachtet. Luther hat das attributive Verhältnis des

ὑπὲρ ὑμῶν deutlicher ausgedrückt, indem er das einfache Attributiv in den Relativsatz umgewandelt hat: „Das ich für euch leide." Kurz, also: Luthers Uebersetzung ist, wenn auch nicht ganz wortgetreu, doch völlig sinngemäß. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb man der Proposition ἐν nicht ihre nächstliegende lokale und temporale Bedeutung lassen sollte, also: „Ich freue mich in den Leiden." Man könnte ja allerdings auch übersetzen: Ich freue mich an den oder über die Leiden, vgl. Luk. 10, 20; Phil. 1, 18, allein das Leiden an sich ausschließlich oder vornehmlich als Grund und Gegenstand der Freude zu betrachten, ist doch wohl zu gesucht. Man faßt also lieber das Verbum „ich freue mich" absolut, der Gegenstand der Freude wird nicht genannt. Ich freue mich inmitten der Leiden, wobei sich die nüancierenden Beziehungen, trotz der Leiden und sogar über die Leiden, von selbst hinzudenken lassen. Nun die weitere Hauptfrage: Wie ist das ὑπὲρ ὑμῶν als Attributiv zu dem Leiden zu verstehen? Luther hat ja, wie schon gesagt, denn Sinn richtig wiedergegeben, indem er übersetzt: „In dem Leiden, das ich für euch leide." Aber inwiefern kann der Apostel sagen, daß sein Leiden ein solches für andere sei? Abzuweisen ist wohl die völlige Gleichsetzung des „für" mit „anstatt." Diese Identifizierung findet ja ihren kräftigsten Ausdruck in den Aeußerungen der altkirchlichen Frömmigkeit über das Leiden Christi. Da heißt es z. B.:

„Ich bins, ich sollte büßen, an Händen und an Füßen gebunden in der Höll.
Die Seufzer und die Banden, und was du ausgestanden, das hat verdienet meine Seel."

Kann der Apostel einen solchen Gedanken gehegt und ausgesprochen haben, daß er durch seine Erleidungen seinen Mitgläubigen die Erduldung ähnlicher Trübsale erspart habe? Abschwächend ist auch die Gleichsetzung des „Für" mit „Euretwegen," so daß er damit sagen wollte: Alle diese Erleidungen, die ich durchleben muß, würden mir erspart bleiben, wenn ich nicht ein Verkündiger des Evangeliums wäre. Das wäre ja auch ein ganz richtiger Gedanke, und der Apostel nimmt ja auch darauf Bezug, indem er im folgenden Verse von seinem gottgegebenen Berufe redet, das von der Welt her verborgene nun aber offenbarte Geheimnis der Gnade Gottes auch für die Heiden zu verkünden. Aber ganz erschöpft diese Deutung des „für euch" den Sinn des Apostels nicht, er würde dabei nur vorwiegend seine Person ins Auge gefaßt, er würde seinen Mitgläubigen etwas vorgerückt haben, was sie ihm zu verdanken hätten.

Der Apostel scheint es selbst empfunden zu haben, daß der von ihm gebrauchte prägnante Ausdruck: „Leiden für euch," einer näheren Deutung bedürfe, und er fügt dieselbe hinzu, indem er durch καὶ anknüpft. Es scheint fast ein Hebräismus vorzuliegen, wie die hebräische Konjunktion „Ve = und" zugleich alle möglichen andern Konjunktionen, daher, indem, weil, trotzdem u. dgl. vertreten muß, so begnügt sich überhaupt die einfach populäre Redeweise mit dem einfach nebeneinander stellenden Bindewort „und," es dem Hörer oder Leser überlassend, die

feineren Beziehungen der nebeneinander gestellten Gedanken herauszufühlen. So ist auch hier das καὶ nicht ein einfaches „und" zur Verbindung von Gleichartigem, so daß man ein erstens und zweitens ergänzen dürfte, erstens ich freue mich, und zweitens ich erstatte. Der durch „und" angefügte Gedanke gibt vielmehr die Erklärung für den ersten, so daß „und" hier im wesentlichen gleich „indem," „weil" zu fassen ist. Er gibt den Erklärungsgrund in doppelter Weise, einmal dafür, weshalb der Schreiber sich inmitten der Leiden freuen könne, und zum andern dafür, warum er sein Leiden als ein solches für andere bezeichnen dürfe, oder vielmehr in umgekehrter Reihenfolge. Und nun folgen die merkwürdigen Worte, in denen der Apostel zeigt, wie er sich getraut und getröstet, sein Leiden auffassen zu dürfen.

Ἀνταναπληρῶ. Der Ausdruck ist bildlich von der Auffüllung eines Gefäßes hergenommen. πληρῶ = ich fülle, ἀναπληρῶ = ich fülle hinauf, so daß der Inhalt dem Rande des Gefäßes näher kommt, ἀνταναπληρῶ, ich fülle auf gegenüber, und zwar als selbstverständlich hinzuzudenken: gegenüber einer noch bestehenden Leere. Wie oben die Fassung des ὑπὲρ in der Bedeutung „anstatt" abzulehnen war, so auch hier die sonst sprachlich zulässige Deutung des ἀντὶ = anstatt, so daß der Gedanke wäre: Ich fülle auf an eurer Statt, mit andern Worten: Je mehr i c h leide, desto weniger habt ihr. Wie Paulus sich solche Wechselbeziehung zwischen seinen Schicksalen und denen der Gemeinde gedacht haben könnte, ist unerfindlich. Dem Sinne nach hat Luther mit seinem „ich erstatte," richtig übersetzt. Τὰ ὑστερήματα. Wir würden wörtlich übersetzen: Die Dahintenbleibungen oder die Dahintenlassungen der Drangsale Christi, wenn es solche Wortungetüme gäbe. Das Wort kann sprachlich doppelter Weise verstanden werden, entweder: Was die Leiden Christi noch dahintengelassen, noch nicht vollkommen geleistet haben, Mängel, die das Leiden Christi noch hat bestehen lassen, oder: Was noch fehlt an Leiden Christi, was er noch zu leiden hat. Sprachlich wären beide Auffassungen zulässig, dem Sinne nach verbietet sich die erste. Christus hat nichts Unvollendetes geleistet, dem noch nachgeholfen werden müßte, er ist uns gemacht zu allem, was wir bedürfen, zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Also ist nur der eine Gedanke zulässig: „Ich erstatte was noch mangelt an Trübsalen Christi." So hat Luthers Uebersetzung soweit wieder das Rechte getroffen, es ist aber nicht einzusehen, warum er den Genativ „Drangsale Christi" in Drangsale i n C h r i s t o umgewandelt hat. Es kommt zwar schließlich auf dasselbe hinaus, denn es versteht sich von selbst, daß die Vollfüllung der Drangsale Christi nur zustande kommen kann durch Drangsale, welche von den Seinen in seiner Gemeinschaft ertragen werden; aber die Schärfe des Gedankens Pauli wird doch dadurch verwischt. Wir bleiben bei dem Wortlaut: „Ich fülle auf die Zurückbleibungen der Drangsale Christi." Er sagt nicht weniger und nicht mehr als dies: Christus hat mit seinem Leiden im Fleische noch nicht genug gelitten, er muß noch mehr leiden, es muß noch mehr gelitten werden,

bis das Gefäß, das Maß, voll ist. Es ist sicherlich nicht die Meinung Pauli, um in dem Bilde zu bleiben, daß Christus durch sein Leiden das Gefäß nur etwa zur Hälfte gefüllt habe, und daß nun er, Paulus, durch seine Erleidungen die andere Hälfte hinzufüge, so daß nun das Gefäß bis zum Rande voll und kein weiteres Leiden mehr nötig sei. Dem wehrt die Wahl des Ausdrucks ἀνταναπληρῶ, ich fülle hinauf, wenn er bloß geschrieben hätte πληρῶ, ich fülle, so könnte man auf den Gedanken kommen, so aber will der bildliche Ausdruck dahin verstanden sein: Ich trage mit dazu bei, daß das Maß erfüllt werde.

Was ist nun das Maß von Drangsalen, das erfüllt werden muß, damit den Forderungen genügt werde? Eine direkte Antwort gibt unsere Stelle nicht. Die fromme Spekulation hat sich ja von anderm Gesichtspunkte aus mit der Frage beschäftigt, wie viel Leiden erforderlich gewesen sei zur Sühne der Welt. Die verschiedenen Modifikationen der Satisfaktionstheorie kommen in ihren Grundzügen überein: die Sünde der Welt begründet Gott gegenüber eine unendliche Schuld, und die göttliche Gerechtigkeit fordert eine Sühneleistung von unendlichem Wert. Diese Gedankengänge, so richtig sie sein mögen, liegen hier nicht in der Linie des paulinischen Denkens, denn nach ihnen kann es keine ὑστερήματα τῶν θλίψεων χριστοῦ geben, und die katholischen Lehren vom sühnenden Charakter der Büßungen und des Fegefeuers und von der Notwendigkeit des fortgesetzten Sühnopfers Christi in der Messe brauchen wir nicht in Betracht zu ziehen. Das Maß der Leiden, das erfüllt werden muß, ist jedenfalls bemessen nach dem von Gott gewollten Ziele, wenn das Ziel, die Endabsicht Gottes, erreicht ist, bedarf's keiner Drangsale mehr und so lange dieselbe nicht erreicht ist, muß es Drangsale geben. Von dieser Endabsicht Gottes, um deren Erreichung willen Christus gelitten hat, und um derer willen weiter gelitten werden muß, reden die vorangehenden und die folgenden Verse. Sie besteht darin, daß (V. 22) alle die, welche im Glauben gegründet und fest bleiben, heilig und unsträflich vor Gott stehen, mit einem Worte, die Beseligung aller Menschen durch den Glauben ist die göttliche Endabsicht (V. 28). Nicht die strafende, Sühne fordernde Gerechtigkeit, sondern die Gnade Gottes bildet den Hauptgesichtspunkt, unter welchem Paulus das Erlösungswerk betrachtet, dieser bisher noch verborgen gewesene aber nun ins Licht getretene Gnadenwille Gottes ist die höchste Notwendigkeit, von deren Durchführung alles abhängt. Warum die Durchsetzung dieser Notwendigkeit nicht anders als um den Preis der Leiden erkauft werden konnte, darauf gibt unsere Stelle keine direkte Antwort, sie war auch nicht notwendig, der Hinblick auf das geschichtliche Leben, Wirken und Leiden Christi und auf seine eigene Erfahrungen gibt dem Apostel die selbstverständliche Lösung des Rätsels, der herrliche Reichtum des Geheimnisses Gottes ist eben verborgen gewesen, die Menschheit hat unter der Obrigkeit der Finsternis gestanden und steht, so weit sie sich noch nicht in das Reich des Sohnes seiner Liebe hat versetzen lassen, noch unter derselben, und daß die Obrigkeit der Finsternis ihre Waffen

der Selbstverblendung, des Trugs und des Hasses aufwenden wird, liegt in der Natur der Sache. Auf die weitere Frage, woher die Obrigkeit der Finsternis in der Gotteswelt komme, läßt sich der Apostel nicht ein.

Die Leiden Christi waren, im Zusammenhange unserer Stelle betrachtet, Kampfesleiden, nicht bloß Hemmungen, sondern gerade Mittel seines Sieges, nicht bloß insofern, als sich in denselben der innere Gehalt seines Wesens erst recht vor den Augen seiner Jünger in seiner Erhabenheit offenbaren konnte, sondern viel mehr dadurch, daß gerade durch seine Verwerfung seitens ihrer Oberen und Volksgenossen bei den Jüngern das größte Hemmnis allmählich, aber unaufhaltsam hinweggetan ward, das die völlige Aufnahme des Geistes Christi in den Seinen hinderte, der Bann unter die angeerbte und anerzogene Unterworfenheit unter die Gesetzesreligion. Das Gesetz, wie es Paulus in seinem Wesen erkannt hat, das völlig verschieden war von dem „völligen Gesetze der Freiheit“ (Jak. 1, 25), das gnadenlose Gesetz der Satzungen, das die Kraft der Sünde bildet, das zwischeneingekommen ist, auf daß die Sünde völliger werde, das nur Zorn anrichtet, das mußte für die Jünger seine Autorität verlieren, wenn sie auf das Kreuz blickten, das im Namen dieses Gesetzes aufgerichtet war. „Wir haben ein Gesetz,“ hatte es geheißen, „und nach dem muß er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht.“ Nicht nur der Anspruch Jesu auf eine ihn allein, persönlich angehende geheimnisvolle Beziehung zur Gottheit war damit zum Verbrechen gestempelt, sondern der Grundgedanke des Evangeliums, das Christus selber verkündet, die durch die Gnade Gottes für die Menschen eröffnete Möglichkeit, aus Sündern, durch den Glauben Gottes Kinder zu werden, war durch den in der Kreuzigung gipfelnden Widerstand prinzipiell abgelehnt, und den Jüngern Christi blieb nur die Wahl zwischen Lossagen von Christo oder Lossagen von dem Gesetz der Satzungen. Ohne den von den Vertretern der Gesetzesreligion geleisteten Widerstand, und somit ohne die Trübsale Christi bis zum Kreuzestode, wäre die große Wahrheit, das von der Welt her verborgene Geheimnis, daß es nur einen für Juden und Heiden gleichmäßig offenen Heilsweg gibt in der sündenvergebenden Gnade Gottes, nie an den Tag gekommen. Also sind nach dem Zusammenhange unserer Stelle die Trübsale Christi *ein* oder vielmehr *das* Mittel zum Zwecke, und ihr Maß ist bemessen nach dem zu erreichenden Zwecke, daß nämlich „ein jeglicher Mensch durch das Evangelium dargestellt werde vollkommen in Christo Jesu,“ V. 28, oder wenigstens, um nicht mehr in den Text zu legen als unbedingt drin liegt, daß einem jeglichen Menschen die Möglichkeit eröffnet wird, zu dieser Vollkommenheit zu gelangen. Es liegt also hier in dem Ausdruck: „Trübsale Christi,“ nicht bloß der Gedanke ausgesprochen, daß Christus tatsächlich Trübsale erduldet *hat*, sondern zugleich mit der, daß diese Trübsale zu ihm gehörten, daß ein Christus ohne Trübsale undenkbar ist. Vergleicht man nun aber das von Christo tatsächlich erduldete Leiden mit dem durch dasselbe angestrebten Zwecke, so ergibt sich ja freilich,

daß derselbe unerreicht geblieben ist. Durch den Zusatz: „Ich erstatte in oder an meinem Fleische," der ja auch hätte entbehrt werden können, deutet der Apostel eben an, daß ihm bei den „Trübsalen Christi" eben hauptsächlich vorschwebt, wie es Leiden im Fleische waren, er hätte ohne Veränderung des Sinnes der Verdeutlichung wegen ausdrücklich schreiben können: τῶν θλίψεων χριστοῦ ἐνσαρκί. Eben weil es Trübsale im Fleische waren, haben ihnen ja ὑστερήματα angehaftet, der unendlich weitreichende Zweck konnte durch sie nur erst annähernd, grundlegend erfüllt werden. Dabei ist's natürlich selbstverständlich, daß man unter „Fleisch" nicht die materielle Körperlichkeit verstehen darf, als ob die Leiden Christi nicht in sein innerstes selisches Leben hineingedrungen wären, sondern „Fleisch" bedeutet hier, wie sonst so oft, die beschränkte, endliche Menschennatur. Als das Leiden einer solchen endlichen Menschennatur konnte natürlich das Leiden Jesu in seinen unmittelbaren geschichtlichen Nachwirkungen bei weitem nicht dem großen gottgewollten Zwecke adäquat sein, der Darbietung des Heiles für jeglichen Menschen. Im Hinblick auf die Macht der Obrigkeit der Finsternis, die noch auf den Menschen lastet, drängt sich dem Apostel der Gedanke auf: Christus hat in seinem Fleischesleben getan und gelitten, was er gekonnt, aber der große Zweck ist noch nicht erreicht, da sind noch viele ὑστερήματα, die alle durch θλίψεις aufgefüllt werden müssen, denn anders als unter Trübsalen läßt sich die Aufgabe nicht erfüllen. Es muß noch viel gelitten werden, ja Christus selbst muß noch viel leiden, und er kann es, denn er lebt, er hat einen neuen Leib, die Gemeinde der mit seinem Leben Erfüllten. Was Christus getan hat in seinem Fleischesleben eben durch die Dahingabe seines natürlichen Lebens mit allen seinen Kräften an seinen Beruf bis zur Preisgebung seines Leibeslebens am Kreuze, das ist nicht etwas Unfertiges, als zwecklos liegengebliebenes, er setzt es selbst fort in seinem neuen Leben. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir," das ist der erhebende Gedanke, der Paulus ermutigt, seine eigenen Leiden in einem neuen Lichte anzusehen, nicht bloß als das Leiden einer armen sündigen Kreatur, sondern geheiligt und geweiht, als gewürdigt, demselben erhabenen Zwecke mit zu dienen, dem das Leben Christi im Fleische gewidmet gewesen ist, ein Leiden ὑπὲρ ὑμῶν, für euch und für andere zu sein, für alle, die zu dem Leibe Christi gehören. Dabei ist ja jeder Gedanke an Stolz und Selbstüberhebung ausgeschlossen, als wolle er seine Leiden und damit sein eigenes Tun als eine vollkommene Nachahmung dem Leiden Christi an die Seite stellen, als wäre er gewissermaßen ein zweiter Christus, sondern es spricht sich zugleich die Gesinnung der höchsten Demut aus: Alle Würde, Bedeutung und Kraft, die meinem Leiden zukommt, aller Segen, den ich dadurch für euch erwarten darf, stammt ja nicht von mir, sondern von Christo, davon, daß ich ein Glied an seinem Leibe bin. Das ist es, was den Apostel in seinen Erleidungen nicht nur zu Ergebung und Geduld stimmt, sondern sogar mit hoher Freude erfüllt, indem er sich sagen darf, daß jeder Leidensschlag der

Verfolgung, der ihn trifft, eigentlich nicht gegen ihn persönlich, so zu sagen als Privatmann, als den Teppichweber Saulus gerichtet ist, sondern gegen Christum, und daß er ihm damit zugleich ein Beweis und Zeugnis der Gegenwart Christi ist, der zu ihm spricht: Fürchte dich nicht, du leidest nicht allein, sondern ich leide in dir und helfe dir's tragen.

Indem der Apostel alle segenbringende Kraft, die er als Frucht seiner Leiden zu erwarten sich getraut, allein daher ableitet, daß der lebendige Christus in ihm leidet, oder, dasselbe gesagt, daß er selbst nun als lebendiges Glied am Leibe Christi so für andere zu leiden qualifiziert und berufen sei, spricht er damit einen weiteren Gedanken zwar nicht ausdrücklich aus aber deutet ihn an, daß nämlich nicht nur er selbst, als Apostel, sondern jedes lebendige Glied am Leibe Christi die Qualifikation und den Beruf habe, *ἀνταναρληροῦν τὰ ὑστερήματα τῦν θλίψεων χριστοῦ*, mit auffüllen zu helfen das noch Fehlende, das Christus durch sein Leiden im Fleische allein noch nicht hat vollenden können, d. i. mitzuwirken an der Erfüllung der Heilsabsicht Gottes, „darzustellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu" (V. 28). Dies Ziel wird immer nur erreicht werden können durch Miterleiden der Trübsale Christi, denn der Widerstand der Obrigkeit der Finsternis wird immer vorhanden sein. Es ist also, wenigstens hier, nicht die Rede von einer Apokatastasis, einer Beseligung aller Menschen ohne Ausnahme. Was die Glieder des Leibes zu wissen und zu beherzigen haben, ist der feststehende Heilswille Gottes, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, woraus für sie die Pflicht und der Drang entsteht, zur Erreichung des Zieles mitzuwirken und zu leiden, die Bedingung, unter welcher allein geholfen werden kann, daß das Evangelium im Glauben angenommen wird, ist dabei selbstverständlich. Ob es einmal dahin kommen wird, daß diese Bedingungen sich bei allen erfüllt, das gehört zu den Dingen, die sich für uns nicht gebührt zu wissen, sondern die der Vater seiner Macht vorbehalten hat, Voraussetzung an unserer Stelle ist, daß der Widerstand der Finsternis immer vorhanden sein wird, und daß Christen zu leiden haben, solange sie in der Welt sind. Derselbe Leib Christi, für den gelitten ward und wird, der muß auch selbst wieder in die Gemeinschaft der Leiden Christi eintreten (Röm. 8, 25), er muß sich immer ergänzen und erneuern. Wenn Paulus sagt, Eph. 3, 13, daß seine Leiden der Gemeinde eine Ehre seien, so liegt darin eingeschlossen, daß ihnen überhaupt keine Unehre anhaftet, daß sie ihm selbst eine Ehre sein müssen, und er meint nicht damit, daß sie sich geehrt fühlen sollen, weil er selbst, ein solch hoher Apostel um ihretwillen leide, sondern darum, weil in seinem Leiden das auf ihr Heil gerichtete Leiden Christi sich fortsetzt, weil sie sich sagen können, Christus leidet für uns, was den Paulus leiden macht, das ist der lebendigmachende Geist des auferstandenen Christus. Und diese Freude und Ehre, das *ἀνταναπληροῦν τὰ ὑστερήματα τῶν θλίψεων χριστοῦ* nimmt Paulus nicht bloß für sich in Anspruch, sondern die kann ein jeder Christ haben, sofern und

soweit er nur ein wahrhaft lebendiges Glied am Leibe Christi ist, er darf sein Leiden als ein Mitleiden mit Christo betrachten, so daß nicht nur er selbst leidet, während Christus triumphierend ruht, sondern so, daß auch Christus in ihm leidet; gleich wie alles Tun des Guten nicht sein eigenes ist, sondern Frucht des Geistes, so ist auch sein Leiden nicht sein eigenes allein. Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein, und diese Leiden müssen und dürfen ihm eine Freude und Ehre sein, weil sie ihn im Bewußtsein seiner Gemeinschaft mit Christo befestigen. Dabei ist selbstverständlich nicht an selbsterwählte asketische Entsagungen oder Peinigungen zu denken, die etwa einen für ihn selbst und für andere verdienstlichen Charakter haben könnten, sondern einfach an die aus der Beschaffenheit der Welt naturgemäß sich ergebenden Kämpfe gegen eigenes Fleisch und Blut und gegen die Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsternis dieser Welt herrschen. Eph. 6, 12.

Ohne Zuhilfenahme des Gedankens an diese Unio mystica, die Lebensgemeinschaft des Gläubigen mit Christo, ist dem Sinne unserer Stelle nicht gerecht zu werden. Abzuweisen sind alle Erklärungen, die den Apostel an eine stellvertretende Bedeutung seines Leidens denken lassen; abschwächend ist auch die Reduzierung des Sinnes auf Analogie mit Phil. 1, 12, wonach der Apostel sagen würde: Daß ich leide, geschieht zu eurem Besten, indem dadurch das Evangelium mehr zur Kenntnis gebracht und die Zahl der Glaubensgenossen vermehrt wird. Sprachlich unberechtigt und den Sinn verflachend ist die Erklärung: Ich suche vollends zu ertragen die Leiden, die in Christo sind. Vollends töricht die Auffassung: Ich nehme noch auf mich alle die Leiden, die Christus noch zu ertragen gehabt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Kurz, um zu rekapitulieren, wir halten daran fest, daß der zweite Teil des Verses, der durch „und" angefügt ist, nicht den ersten unerklärt läßt und ein zweites, neues hinzusetzt, sondern daß der zweite Teil zur Erklärung des ersten dienen soll. Ferner, daß der Apostel, wenn er zu dem Verbum „ich erstatte" hinzusetzt „in meinem Fleische," damit hinweist auf etwas, was er unausgesprochen gelassen hat, daß nämlich Christus auch im Fleische gelitten hat, und daß eben daher die Ergänzungsbedürftigkeit dieser Leiden folgt, daß aber diese Ergänzung vollkommen vollzogen wird durch das Fortleben des Auferstandenen in seinen Gläubigen.

Die Begriff σῶμα und σάρξ Leib und Fleisch, sind nachbarliche, sie enthalten gemeinsames. Beide bezeichnen die abgegrenzte, erkennbare Individualität im Gegensatze zu dem unsichtbaren πνεῦμα. Dennoch sind sie ja keineswegs identisch, die Gemeinde kann wohl der Leib Christi genannt werden, aber nicht sein Fleisch. Fleisch ist die Individualität des Menschen, sofern sie vom natürlichen Lebensprinzip, der Seele, bewegt wird, daher wohl das σῶμα ψυχικόν, der natürliche Leib, 1. Kor. 15, 44, als identisch mit σάρξ, Fleisch, angesehen werden kann, diese natürliche Individualität wird einfach gegeben, und das durch den Schöpferwillen Gottes gesetzte Wesen hat sie so wie es ist, hinzuneh-

men, Gott gibt einem jeglichen von den Samen seinen eigenen Leib, wie er will, 1. Kor. 15, 38. Dieser seelische Leib oder das Fleisch, ist zur Vergänglichkeit bestimmt, 1. Kor. 15, 50. Der die Vergänglichkeit überdauernde Leib, wird erst im Verlauf des natürlichen Lebens gebildet, 1. Kor. 15, 46, durch den den Menschen bewegenden Geist. Der den neuen Leib bildende Geist wird allerdings auch gegeben, aber er wird zugleich e m p f a n g e n, nicht ohne Selbstentscheidung und Selbsttätigkeit des Menschen, 1. Kor. 2, 12: „Wir haben nicht empfangen (ἐλάβομεν) den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott. Was nun für eine Leiblichkeit sich bilde bei denen, die den Geist der Welt empfangen haben, das liegt außer dem Bereiche dieser Stelle. Hier ist nur von der lichten Seite die Rede. Christus hat in der Macht des in ihm lebenden Geistes sein natürliches Leben, seinen seelischen Leib, sein Fleisch in Drangsalen und Tod dahingegeben, er hat getan, was er allen seinen Nachfolgern zumutet, er hat, wie's in der Uebersetzung lautet, „seine Seele verloren," d. h. er hat sein natürliches Leben dem Untergange preisgegeben, Matth. 16, 25, und eben dadurch hat er sein wahres Leben „gefunden," er ist befreit von den Schranken der Endlichkeit und steht da in seinem eigentlichen Wesen als der Herr, der Geist, 2. Kor. 3, 18. Im Fleische (σαρκί) oder am Fleische oder vermittelst des Fleisches, 1. Petr. 4, 1, hat Christus gelitten, das hat zunächst nur eine beschränkte, bald dem Verschwinden ausgesetzte Wirkung haben können. Schrecken, Schmerz, Niedergeschlagenheit bei seinen Anhängern, Bedauern bei Wohlwollenden, Triumph bei den Feinden, damit war der Zweck seines Wirkens und Leidens, die Darbietung der Gnade für alle Menschen nicht erfüllt. Es hat etwas dazukommen müssen, was die Wiederaufnahme dieses großen Zweckes ermöglicht hat, das ist die Auferstehung. Wie sich im einzelnen die Hergänge vollzogen haben, durch welche der Jüngerschaft die Gewißheit vom unvergänglichen Leben geworden ist, wie das verschiedenmalige „ὤφθη, er ward gesehen," 1. Kor. 15, aufzufassen sei, wie das individuell persönliche Fortleben Jesu, „welcher zur Rechten Gottes ist," in Himmel gefahren, 1. Petr. 4, 1, in ahnender Vorstellung zu fassen sei, das wird ja Geheimnis bleiben; genug, den Jüngern ist die Gewißheit geworden: Es war unmöglich, daß er sollte vom Tode gehalten werden, dem Fleische nach, als Mensch unter Menschen (κατὰ ἀνθρώπους 1. Petr. 4, 6) ist er getötet, aber dem Geiste nach setzt er sein auf Erden begonnenes Werk fort, lebt und wirkt und leidet in uns und für uns und durch uns, schafft sich eine neue Verleiblichung, eine in sichtbare Erkennbarkeit tretende Verwirklichung seines geistigen, göttlichen Wesens in seiner Gemeinde und in jedem wahren Gliede derselben. Das Bewußtsein der Gemeinschaft mit Christo hat zu seiner letzten, tröstlichen Konsequenz auch die Gewißheit für den leidenden und kämpfenden Christen, daß er sein Leiden gar nicht mehr als sein eigenes zu betrachten lernt, sondern als ein Leiden dessen, für den er leidet. Als die Märtyrerin Felicitas im Gefängnis zu Carthago unter

den Schmerzen einer Frühgeburt aufkreischte, und der Kerkermeister höhnend zu ihr sprach: „Wenn du jetzt schon so jammerst, wie wirst du erst dann tun, wenn dich die wilden Tiere zerfleischen, die du damals verachtetest als du nicht opfern wolltest?" da antwortete sie: „Jetzt leide ich, was ich leide, dann aber wird ein anderer für mich leiden, weil auch ich für ihn leide." Es ist derselbe Sinn, den Paulus hier in unserm Verse ausspricht.

Kirchliche Rundschau.

Konfessioneller Burgfriede?

Am 21. November v. J. hat Papst Benedikt XV. im Konsistoriumssaal des Vatikans eine Abordnung des „Werkes zur Erhaltung des Glaubens in Rom" feierlich empfangen. Der „Osservatore Romono" 323, 22. November, gibt einen ausführlichen Bericht. Die Ergebenheitsadresse der Versammlung wurde vom Papst in einer längeren Ansprache erwidert. Wir lassen den italienischen Text der Rede ausfallen und geben nachstehend nur die deutsche Uebersetzung nach der „Chr. d. Christl. Wlt.," übersetzt von der DEK 52:

Vor allem wünschen wir, daß euer Vorsatz eifriger für das „Werk zur Erhaltung des Glaubens in Rom" zu arbeiten, sich in dem standhaften Bestreben betätige, andern die große Bedeutung dieses Werkes bekannt zu machen. Zu diesem Zweck würde es ja genügen, wenn ihr euren Verwandten und Freunden die ernste Frage vorlegt, ob sie es wohl zulassen würden, daß einer ihrer armen Brüder, der von Missetätern, die plötzlich aus einem Walde hervorbrechen, überfallen wird, seiner einzigen und kostbaren Habe beraubt würde. Nein, tausendmal nein! würden eure Verwandten und Freunde antworten, eingedenk der Gesetze der Liebe und der Gerechtigkeit. Nun denn, wie könnt ihr noch zögern darauf hinzuweisen, wie eure Brüder in Rom den Ueberfällen von Räubern ausgesetzt sind, die schlimmer sind, als jene, die aus dem Walde hervorbrechen? Wir würden euch unrecht tun, geliebte Söhne, wenn wir annähmen, ihr wüßtet nicht, daß der Glaube ein weit kostbareres Gut ist, als alle Güter der Erde, weil er doch „Wurzel und Grundlage" des ganzen christlichen Lebens ist; weil ohne ihn der Christ „Gott nicht wohlgefällig sein kann"; weil der Christ ohne ihn ein Widerspruch in sich selbst wäre, da doch ein Gläubiger ohne Glauben nicht denkbar ist. Und es ist eigentlich überflüssig zu beweisen, daß derjenige, der den Glauben raubt, den Namen eines Räubers wahrhaft verdient.*) Aber was tun denn jene Sendboten des Satans, die mitten in der heiligen Stadt Tempel errichten, um unter dem Volke Irrlehren zu verbreiten; die mit vollen Händen Lüge und Verleumdungen gegen die katholische Religion und ihre Diener ausstreuen? Solch teuflische Machenschaften sind ebenso viele Ueberfälle auf den Glauben der Söhne Roms und diese Ueberfälle sind um so gefährlicher, weil sie so häufig geschehen; und sie sind um so hinterlistiger, weil sie nur allzu oft von den Lockmitteln irdischer Vorteile begleitet sind. O, ihr armen Familienväter, denen die kostenlose Erziehung der Kinder angeboten wird

---

*) Wir meinen, die ärgsten Räuber sind der Papst und seine Priester, die dem Volk die Wahrheit des göttlichen Wortes rauben und ihm dafür römische Lügen und falsche Legenden darbieten.

um den Preis der Entfernung von der Kirche; arme Söhne, denen eine Unterstützung für die kranken Tage der alten Eltern versprochen wird unter der Bedingung, daß Eltern und Kinder sich zur evangelischen Sekte bekennen! Es hat keinen Zweck, die Gefahren, die dem Glauben der Söhne Roms drohen, noch weiter zu beschreiben; es genügt ja, die Straßen dieser erhabenen Stadt zu durchschreiten, um zu sehen, auf wie viel Art und Weise dem katholischen Glauben nachgestellt wird und hinterlistige Angriffe auf ihn an seinem eigensten Sitz unternommen werden. Ebenso ist es unnütz, viel Worte zu verlieren, um die ganze Niedertracht solcher Ueberfälle hervorzuheben, eben weil sie auf den Mittelpunkt der katholischen Religion gerichtet sind. O, es ist keine Gefahr vorhanden, daß die Pforten der Hölle die Uebermacht gewännen! Aber nichts desto weniger, wer wollte nicht zunächst den Schaden beklagen, den diese heilige Stadt selber davon erleiden würde und dann den Skandal, der in der katholischen Welt erregt würde, wenn Luther und Calvin es erreichten, ihre Zelte in der Stadt der Päpste dauernd zu errichten? Ihr, geliebte Söhne, würdet es vor allem beklagen, die ihr das Glück habt, den wahren Wert des Glaubensschatzes zu bekennen; ihr, die ihr gleich uns mit Recht die religiöse Gleichgültigkeit beklagt, die die erste Wirkung jener ungesunden Luft ist, in der die Jugend unserer Zeit zu leben gezwungen wird. Aber was helfen da nachträgliche Klagen! Jetzt ist es an der Zeit, den Glauben unserer armen Mitbürger zu erhalten; jetzt ist es an der Zeit, zu verhindern, daß jener verdammenswerte Raub zu ihrem Verderben geschehe. Es scheint uns nicht, geliebte Söhne, daß man unsern Worten den Vorwurf der Uebertreibung machen könne, wenn wir all diese Angriffe auf den Glauben der Söhne Roms als „eine wahre Räubertat" bezeichnen. Aber die Verschwörung solcher Räuber muß zunichte gemacht werden durch eine starke Organisation von Verteidigern des Glaubens, und diese besitzt ihr in dem „Werk zur Erhaltung des Glaubens in Rom."

Ueber den Sinn der päpstlichen Ansprache hat sich Kardinal Hartmann gegenüber Vertretern des „Werks zur Erhaltung des Glaubens in Rom" laut „Köln. Volkszeitung" 1054 geäußert wie folgt:

„Gern ergreife ich die Gelegenheit, um auf Grund genauer Information zur Beseitigung von Irrtümern und genauer Feststellung der Wahrheit Nachstehendes der Oeffentlichkeit zu übergebn.

Der Heilige Vater hat in seiner Ansprache an die **Opera della Preservazione della Fede in Roma** nicht im mindesten daran gedacht, die deutschen Protestanten zu kränken. Hierzu war ja gar kein Grund vorhanden.

Gegen wen richtete sich denn die päpstliche Ansprache? Wer mit den römischen Verhältnissen vertraut ist, errät es sofort. Die Ansprache richtet sich gegen die beiden Sekten der Methodisten, nämlich die eine in Via Nazionale, die andere in Piazza Cavour, welche trotz des gleichen Namens eine verschiedene Lehre haben.

Die beiden Methodistengemeinden arbeiten seit Jahren daran, das römische Volk der Kirche zu entfremden, und zwar mit den bedenklichsten Mitteln. Jeder, der am Gottesdienst teilnimmt, erhält 10 bis 20 Centesimi. Den Eltern wird, wenn sie ihre katholischen Kinder in die Schulen der Methodisten schicken, unentgeltliche Erziehung versprochen und meist den Eltern noch eine Pension ausgesetzt u. s. w. Jugendheime werden gegründet. Die Kultusdiener dieser Gesellschaften sind zumeist abgefallene katholische Priester.

„Wer hat nach Kriegsausbruch Umzüge gegen die Mittelmächte mit nachheriger Ansprache gegen die Kirchenschänder veranstaltet? Die Methodisten.

„Wer hat die Konferenzen in Rom gehalten gegen die „deutschen Barbaren" aus Anlaß der Torpedierung englischer oder französischer Schiffe? In den genannten Kirchen Roms wurden sie gehalten.

„Die Methodisten von den Freimaurern mit Geldmitteln unterstützt, versuchen mit den unanständigsten Mitteln die katholische Jugend der Kirche zu entfremden, indem sie ihr materielle Vorteile versprechen.

„Auch die Nennung Luthers und Calvins ist mißdeutet worden. Der Papst hat sich aber nur dagegen ausgesprochen, daß die Lehren Luthers und Calvins in Rom zur Herrschaft gelangen. Das wird wohl keiner dem Papst verdenken können, daß er als Oberhaupt der katholischen Kirche mit allen Kräften dafür sorgt, daß in der Stadt der Päpste der katholische Glaube unversehrt erhalten bleibe.

„Die deutschen Protestanten werden sonach durch die Rede des Papstes absolut nicht berührt: die Kundgebung des Papstes richtet sich vielmehr ausschließlich gegen die freimaurerisch-methodistischen Treibereien in Rom."

Das Wolffsche Bureau bemerkt dazu:

„Die Ausführungen des Kardinals von Hartmann decken sich im wesentlichen mit den Erklärungen, die dem Kgl. Preußischen Gesandten beim Päpstlichen Stuhl aus dem Vatikan zugegangen sind."

Diese Ausführungen stimmen in sehr wesentlichen Punkten nicht mit den Tatsachen überein, wie ein genauer Kenner der kirchlichen Verhältnisse in Rom, der sich seit mehreren Jahren in Italien und Rom zum Studium der italienischen Kirchenverhältnisse aufhielt und erst Pfingsten dieses Jahres Rom verließ, der DEK. schreibt:

„Der Kardinal bezeichnet die evangelischen Kirchen an der Via Nazionale und an der Piazza Cavour als Methodistenkirchen. Das ist unrichtig. Die genannten Kirchen sind Kirchen der italienischen Waldensergemeinden. Bekanntlich sind Methodisten und Waldenser als Kirchengemeinden durchaus voneinander verschieden durch Auffassung in der Lehre und durch die innere Organisation. Ebenso ist ihre Verwaltung und ihre Liebestätigkeit in Rom eine vollständig getrennte. Die Hauptkirche und ein Teil der Erziehungsanstalten der Methodisten befindet sich in via XX Settembre.

Der Satz: „Jeder, der am Gottesdienst (der Methodisten) teilnimmt, erhält 10 bis 20 Centesimi" ist nach der Kenntnis, die ich von den Dingen habe, gleichfalls nicht zutreffend. Ich habe sehr häufig Gottesdienste der Methodisten sowohl wie der Waldenser besucht. Ich habe weder gesehen noch gehört, daß Kirchenbesuchern Geld angeboten wurde. Höchstens kann man bemerken, wie Bettlern am Ausgang der Kirchen Almosen von Kirchenbesuchern gereicht werden. Dasselbe ist aber auch der Fall an allen katholischen Kirchen Roms.

Daß „die Kultusdiener dieser Gesellschaften zumeist abgefallene katholische Priester" seien, entspricht den tatsächlichen Verhältnissen nicht. Der Exjesuit Bartoli arbeitete eine Zeitlang an der Waldenser Kirchenzeitschrift „La Luce." Ein Anlaß zu den obigen allgemeinen Behauptungen ist jedenfalls nicht gegeben.

Die politische Haltung der italienischen Methodisten und Waldenser ist

keine deutschfreundliche. Darin hat der Herr Kardinal recht. Aber hierin einen Unterschied gegen die Haltung der italienischen Katholiken zu sehen, wäre verfehlt. Das hat die Erklärung des Katholikenführers Meda in der Kammersitzung vom 4. Dezember erneut bewiesen. Im übrigen wendet sich der Papst in seiner Rede nicht gegen die Methodisten und Waldenser, weil sie ihrer Feindschaft gegen Deutschland ungebührend Ausdruck gegeben hätten, sondern weil sie Protestanten sind und zur "setta evangelist" gehören. Was schließlich die charitative und soziale Tätigkeit der Methodisten und Waldenser in Rom anbetrifft, so verdient auch sie keinesfalls den Vorwurf, als sei sie „ein Versuch zur Entfremdung von der Kirche mit den unanständigsten Mitteln."

Ich habe keine Veranlassung, die Methodisten und Waldenser Italiens zu verteidigen. Ihre politische Haltung zwingt mich sogar zu einem strengen Urteil über sie. Wie der deutsche Protestantismus diese Haltung beurteilte, ist jedem durch das energische Vorgehen protestantischer Körperschaften gegen die römischen Waldenser klar bewiesen. Das entbindet aber nicht von der Pflicht, die Dinge so darzustellen, wie sie sind."

Dazu schreibt die „Wartburg" No. 3:

„Daß die deutschen Protestanten durch die Rede des Papstes „absolut nicht berührt" wurden, wird kaum jemand behaupten wollen." Den Namen Luther kann man nicht nennen, ohne die deutschen Protestanten zu berühren. Und der Zusammenhang, in dem das geschieht, ist in jedem Fall wenig erfreulich. Will man sich nun hinterher nicht zu jenen bösen Worten bekennen, so soll man es doch offen zugeben, aber nicht nebenbei den Gegnern wieder eins versetzen wollen. Das ist nicht gerade vornehm gehandelt. Nach alledem wird man sagen müssen: Der Papst, der nicht einmal imstande ist, den Frieden zwischen den Konfessionen zu wahren, ist die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit, den Frieden zwischen den feindlichen Völkern zu vermitteln. Wir dürfen wohl annehmen, daß unsere katholischen Brüder nach dieser Leistung ihres Oberhaupts diese Hoffnung, falls sie sie wirklich gehegt haben sollten, endgültig zu Grabe tragen werden."

(Aus „Chr. d. Christl. Welt")

Die Anglokatholiken und der Weltkrieg.

Was sind Anglokatholiken? Der Name ist auch in England erst in neuerer Zeit in Aufnahme gekommen. Die Sache aber, der Anglokatholizismus, hat sich seit etwa achtzig Jahren allmählich entwickelt. Er ist die Frucht der an die Namen Keble, Newman und Pusey geknüpften Oxforder Bewegung. Diese bedeutete anfangs hauptsächlich eine Gegenwehr gegen den Liberalismus in Staat und Kirche, der die Vorrechte und Eigentümlichkeiten der Staatskirche bedrohte. Sie hat ihre großen Verdienste um die Belebung der Kirche, besonders auf dem Gebiete der Inneren Mission, der sozialen Arbeit und der Seelsorge. Es ist aber aus ihr auch eine Richtung hervorgegangen, die dem evangelischen Charakter der anglikanischen Kirche sehr gefährlich wurde, weil sie, über die ursprünglichen Ziele hinausgehend, die völlige Wiedergewinnung des „katholischen Erbes" erstrebte. Von dem Umfang und der Bedeutung dieses Anglokatholizismus macht man sich in Deutschland selten die rechte Vorstellung. Man glaubt meistens, daß es sich nur um die Vorliebe einiger romanisierender Geistlicher für katholische Gottesdienstformen und Gebräuche handle, wie z. B. die Meßgewänder, den Weihrauch und das Weihwasser, die Heiligenbilder, das Fasten, die

Ohrenbeichte u. s. w. Das ist freilich die zunächst in die Augen fallende Seite dieser Richtung, die ihr auch den Namen des Ritualismus eingetragen hat. Aber damit ist das Wesen des Anglokatholizismus bei weitem nicht erschöpft. Sein Ziel ist nichts geringeres als die Einführung des ganzen katholischen Systems in Lehre, Kirchenverfassung und Gottesdienst, also z. B. auch der sieben Sakramente, der Messe mit allen ihren Anhängseln, wie Verehrung der Hostie, Frohnleichnamsprozessionen u. dergl., der Heiligen- und Reliquienverehrung. Und es ist heute keine kleine, unbedeutende Partei mehr, die dieses Ziel verfolgt, nein, anglokatholische Ideen beherrschen weite Kreise der Geistlichen und auch der Laien, selbst Bischöfe vertreten sie, wenn auch meist nicht in der schärfsten Ausprägung.

Ein Lieblingsthema der Anglokatholiken ist die Wiedervereinigung der Kirchen, d. h. der griechischen, römischen und anglikanischen. Andere Kirchen werden von ihnen überhaupt nicht anerkannt, da ihnen ja das nach katholischer Anschauung wesentliche Merkmal fehlt: das bischöfliche Amt. Wenn die anglikanische Kirche sich entschließen könnte, ihre bischöfliche Verfassung als bloß menschlich-geschichtliche Einrichtung zu werten, würde eine Vereinigung mit den konservativeren Freikirchen, wie z. B. den Wesleyanern, gar nicht so aussichtslos sein. Man ist dort doch vielfach der Zersplitterung müde und würde gewiß zu mancherlei Zugeständnissen bereit sein, wenn die Mutterkirche ihre Tore etwas weiter öffnete. Aber den Anglokatholiken liegt wenig an der Einigung des englischen evangelischen Christentums; jedenfalls ist für sie jedes Entgegenkommen in dem Punkt des bischöflichen Systems ganz ausgeschlossen. Dagegen wenden sie mehr und mehr ihre Blicke in die Ferne, nach Konstantinopel, nach Petersburg und immer wieder auch nach Rom. Rom hat sich bisher sehr kühl verhalten. Als vor einer Reihe von Jahren der Versuch gemacht wurde, von Papst Leo XIII. die Anerkennung der anglikanischen Weihen zu erhalten, erfolgte eine entschiedene Ablehnung. Viel zugänglicher zeigte sich die griechisch-katholische, besonders die russische Kirche. Ein zum Zweck der Verständigung zwischen der östlichen und der anglikanischen Kirche 1906 gegründeter Verein zählt unter seinen mehr als 1500 Mitgliedern, neben 32 englischen auch 8 griechisch-katholische Bischöfe.

Gerade die Gegenwart erfüllt nun die Anglokatholiken mit neuen Hoffnungen. Von dem Weltkrieg erwarten sie nämlich eine Schwächung des Protestantismus und eine Stärkung der katholischen Kirche. Man stellt sich natürlich auch jetzt in England noch so, als ob man von dem schließlichen Zusammenbruch Deutschlands überzeugt sei, obwohl man hin und wieder doch leise Zweifel schon äußert. Mit dem deutschen „Militarismus" aber wird auch der „teutonische" Protestantismus fallen, der mindestens indirekt für die „brutale Angriffslust" und die „barbarische" Kriegführung der Deutschen verantwortlich ist. In einem Leitartikel der weitverbreiteten und einflußreichen „Church Times" vom 16. Juli, über die Zukunft des Protestantismus wird das näher etwa so ausgeführt: „Der preußische Staat ist ein Erzeugnis und ein Vertreter des Protestantismus. Der im Grunde auf Luther zurückgehende Staatsgedanke hat sich die evangelische Kirche völlig dienstbar gemacht. Die Katholiken bedeuten nicht viel, ja, der deutsche Katholizismus hat dem protestantischen Staatsgedanken sich zum Teil unterworfen. Preußen beherrscht das von ihm gewaltsam geeinte Deutschland. Wenn nun dieses protestantisch-preußische System siegen sollte, wird sich doch das Gewissen der ganzen Welt dagegen empören. Wenn es aber unterliegt,

so wird das noch mehr als den Ruin des deutschen Protestantismus bedeuten, es wird auch Einfluß haben auf England, Schottland und Amerika. In diesen Ländern stand bisher deutsche Theologie und deutsche Wissenschaft überhaupt in höchstem Ansehen. Nun hat aber in diesem Kriege die deutsche Wissenschaft sich an eine Macht (Preußen natürlich) verkauft, die sich so ungeheuerlich benimmt, daß selbst die eifrigsten Bewunderer dieser Wissenschaft darüber entsetzt sind. Diese Erfahrung wird ihnen also dauernd die deutsche Wissenschaft verleiden. Ohne die Wissenschaft aber ist der Protestantismus tot, also wird auch dieser seinen Kredit in der Welt verlieren."

Noch etwas gröber drückt ein bekannter Anglokatholik, Reverend Mackay in London. denselben Gedankengang aus. Aus seinen Worten ersieht man zugleich den anglokatholischen Gegensatz gegen die protestantische Lehre von der Bibel. Mackay sagt: „Wie auch dieser Krieg enden möge, er wird dem teutonischen Protestantismus als einer religiösen Macht den Todesstoß versetzen. Er bedeutet das Ende einer Bibelreligion, die von der Kirche getrennt ist. Wenn die Bibel von der Auslegung der Kirche getrennt wird, gibt sie einen unterchristlichen Eindruck. Ich meine das so: Wenn sich der Mensch ohne weitere Hilfe anschickt, aus der Bibel eine Religion festzustellen, so legt er instinktmäßig den vorchristlichen Teilen der Bibel eine übertriebene und unwahre Bedeutung bei. Diese Tatsache offenbart sich jetzt. Der Schutzgott Preußens ist die Stammesgottheit, die durch die geistliche Entwicklung Israels schon überwunden war. Es ist nicht der Gott des Elias, geschweige denn der Gott des Johannes, der in Preußen verehrt wird."

Das also ist nach anglokatholischer Auffassung die Frucht des deutschen Patriotismus: ein neues Heidentum! Hat doch der Bischof von London, der den Anglokatholiken mindestens sehr nahe steht, den Krieg als einen Kampf zwischen Christus und Odin dargestellt! Man mag zugeben, daß manche Reden vom „deutschen Gott" solchen Beschuldigungen eine gewisse Grundlage geben könnten. Aber man weiß doch nicht, ob mehr Unverstand oder mehr böser Wille vorliegt, wenn das deutsche „Hunnentum" aus dem deutschen Protestantismus abgeleitet wird. Und es gehört doch mehr als begreifliche Rücksicht auf derzeitige Bundesbrüder dazu, wenn man nie ein bedenkliches Wort von belgischen und französischen Heckenschützen und russischen Kosaken zu sagen wagt, während man auch die unsinnigsten Anschuldigungen gegen Deutsche beweislos hinnimmt. Wiederholt doch noch z. B. selbst eine anständige Kirchenzeitung wie die „Church Times," am 13. August v. J. die Behauptung, der Kronprinz habe das Schloß einer französischen Gräfin verwüsten und Prinz Joachim ein Landhaus im Bezirk Suwalki ausplündern lassen. Wenn das deutsche Heer und die deutsche Regierung wirklich alle die Dinge verbrochen hätten, die man ihnen in England nachsagt, wenn das deutsche Volk wirklich in diesem Odinskult, dieser Nietzscheverehrung und dieser heidnischen Barbarei steckte, wie man es sich in England einzureden versucht, und wenn dafür wirklich die protestantische Bibelreligion verantwortlich wäre: dann hätte freilich der Satz seine Berechtigung, daß der Protestantismus durch diesen Krieg gerichtet ist. Das ist nun aber die — man weiß wirklich nicht, ob ehrliche oder nur zu Parteizwecken künstlich konstruierte — Ueberzeugung der Anglokatholiken.

In dieser Ueberzeugnug sieht man es dann als ein Werk der Vorsehung an, daß England mit lauter katholischen Mächten im Bunde und gegen die Vormacht des Protestantismus in einem „heiligen" Kriege begriffen ist. Für

das atheistische Frankreich hat man die Liebe, die alles hofft, und verzeichnet mit Befriedigung jedes Zeichen einer Aenderung seiner kirchenfeindlichen Stellung. Für das „fromme" Rußland aber hat man kaum Worte der Bewunderung genug. Und für die Zukunft erwartet man von dem Osten große Dinge. Mackay sagt z. B.: „Wenn Rußland erst dicht bevölkert und das russische Volk erst besser gebildet ist, wird die russische Christenheit eine gewaltig ins Gewicht fallende Tatsache sein. Zugleich werden die alten Patriarchate in weitem Umfang von der türkischen Tyrannei befreit sein, und die Südslaven werden mächtig werden. Diese so erheblich gestärkte östliche Kirche wird sich dann einer durch Trübsal geläuterten und veredelten lateinischen Christenheit gegenübersehen. Das kann eine verheißungsvolle Lage geben. Bis jetzt liegt eine große Schwierigkeit in der entsetzlichen Verbitterung des Ostens gegen die übertriebenen Ansprüche des Papsttums. 1894 wandte sich Leo XIII. in seiner Encyklika über die Einheit sehr freundlich an die östliche Kirche. Damals war Anthimos VII. Patriarch von Konstantinopel. Seine und seiner Synode Antwort wurde nach Oxford gesandt, um aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt zu werden. Als die Oxforder Gelehrten an die Arbeit gingen, bekamen sie einen großen Schreck. Papst Leo hatte sein Schreiben eingeleitet mit einer Anerkennung der Würde der alten Kirchen des Ostens, von denen der Glaube in die Welt gekommen wäre. Anthimos dagegen begann: „Der Teufel hat die Bischöfe von Rom zu Gefühlen unerträglichen Stolzes verleitet, und daher haben sie eine Anzahl gottloser Neuerungen dem Evangelium entgegen eingeführt." — Solche Grobheiten, meint Mackay, muß sich der Osten erst abgewöhnen. Es ist die schöne Aufgabe der anglikanischen Kirche, zu vermitteln. Zu dem Zweck muß sie daran erinnern, daß es einst auch ein besseres, von den Konzilien und den Vätern der ungeteilten Kirche anerkanntes Papsttum gegeben hat, und daß das Papsttum auch wieder konstitutionelle Regierungsformen annehmen kann. Die Unfehlbarkeit scheint diese Hoffnung abzuschneiden. „Aber," so fährt Mackay fort, „ich glaube, daß sich eine Lösung finden läßt in der Lehre derjenigen lateinischen Theologen, die dieses Dogma abzuschwächen suchen. Schließlich ist es doch auch praktisch, eine höchste entscheidende Stelle in der Kirche zu haben. Wenn wir nun einen Nachfolger Petri, der wieder die Stelle einnimmt, die Petrus unter seinen Mitaposteln hatte, bitten, für uns die Ueberzeugung der ganzen Kirche in endgültiger Form festzustellen, so haben wir nur getan, was zur Wiedervereinigung notwendig ist. Eine so verstandene Unfehlbarkeit erweist sich dann als die für praktische Zwecke nötige entscheidende Instanz, die wir alle brauchen."

Diesem Anglokatholiken bereitet also selbst das Unfehlbarkeitsdogma keine besonderen Skrupel mehr, vor dem seine Gesinnungsgenossen sonst meist noch zurückschrecken. Dabei wünscht er freilich, daß die Kirchen auch nach der Einigung sich einige Zugeständnisse machen; die anglikanische könnte z. B. behalten die Kommunion in beiderlei Gestalt, die Messe in der Landessprache (beides: „wenn es gewünscht wird!") und eine verheiratete Geistlichkeit.

An Entgegenkommen gegen Rom fehlt es hier also keineswegs. Trotz seines Optimismus erwartet Mackay freilich keine schnellen Erfolge und mahnt zur Geduld und zur Arbeit. Klug und betriebsam, wie sie sind, bemühen sich auch die Anglokatholiken, die Zeit auszukaufen. Sie drängen auf Entsendung „katholisch gesinnter" Priester an die Front, sie haben schon

die Bestellung eines besonderen Bischofs für das Heer in Frankreich durchgesetzt, beides, um den Franzosen und Belgiern den rechten Begriff von der englischen Kirche beizubringen, man tauscht Liebenswürdigkeiten mit französischen Priestern, während man die anglikanischen Geistlichen denunziert, die mit Freikirchlern gemeinsame Gottesdienste halten. Auch die kleinste Gelegenheit wird ausgenutzt, um die großen Ziele zu fördern.

Was ist nun von der Erreichbarkeit dieser Ziele zu halten? Ein Sieg der anglokatholischen Bewegung würde natürlich die Einheit der anglikanischen Kirche zerstören, da die evangelisch gesinnten Elemente ausscheiden würden. Sehr zu bezweifeln ist natürlich, daß die Kirchen des Ostens in absehbarer Zeit irgendwelche Neigung zur Versöhnung mit Rom empfinden sollten. Immerhin ist die Idee, daß eine katholisierte englische Kirche eine Vermittlerrolle zwischen dem kirchlichen Osten und Westen spielen könnte, nicht so ganz unmöglich wegen der vielfachen Beziehungen, die die englische Kirche in der ganzen Welt hat. Ob gerade der Weltkrieg dieser Idee besonders förderlich sein wird, ist aber wiederum zu bezweifeln, weil der unnatürliche, nur durch gemeinsamen Haß gegen Deutschland zusammengeschmiedete Dreibund: Rußland, Frankreich und England kaum von langer Dauer sein wird. Jedenfalls ist aber auch für uns das unbestreitbare Wachstum des Anglokatholizismus insofern bedeutsam, als dadurch bei einem nicht geringen und einflußreichen Teil der Engländer eine Verständigung nicht nur aus politischen, sondern auch aus religiösen Gründen erschwert werden muß. (Aus „Reformation.")

Das alte Lied vom „ewigen Frieden."

Es gehört ein gewisser beharrlicher Mut dazu, in dieser Zeit immer wieder den alten Seufzer nach dem „ewigen" Völkerfrieden hören zu lassen. Trotzdem haben ausgerechnet in diesen Tagen die Pazifisten in Holland und in der Schweiz wieder gesessen und längere Friedensprogramme stilisiert. Der alte Schwarm ist ja das bekannte Motto: Allgemeines Abrüsten, alle „Kultur"=Welt schließt einen Bund, den „Recht und Gerechtigkeit" regieren; die künftige Politik macht sich die Gesetze der Moral zu eigen.

Abgesehen davon, daß man nach den Erfahrungen dieses Krieges Verträge von vornherein nur nach dem Papierwert einschätzen kann, daß beispielsweise auch kein Mensch Garantieen für die „objektive Gerechtigkeit" eines politischen Schiedsgerichts leisten könnte, daß wir ferner über Hinzurechnungsfähigkeit zur „Kultur"=Nation unsere eigenen Gedanken haben, stehen die Vorschläge der Friedensfreunde mit den durch jahrhundertelange Geschichte begründeten historischen Leitsätzen so scharf im Gegensatz und laufen auch die Wünsche der Pazifisten den gangbaren Wegen so gerade zuwider, daß sich tatsächliche Betrachtungen erübrigen.

Ueberdies aber halten solche Vorschläge auch höheren *ethischen* Erwägungen in keiner Weise stand. Angenommen: Recht und Gerechtigkeit „regieren." Ein unmögliches Regiment *ohne Macht!* Wer herrschen soll, der muß über Gewaltmittel verfügen, sonst stellt er nichts als einen Popanz dar. Zum Bilde der „Gerechtigkeit" gehört nicht nur die Wage, sondern *auch das Schwert,* das ihr *von Gott* verliehen wurde. Und wie sie, so trägt auch die *Obrigkeit* das Schwert nicht umsonst, sondern als Waffe gegen den, der den Staat gefährdet. Hierin (nämlich,

daß die Obrigkeit das Schwert von Gott erhielt) liegt auch die Berechtigung und die Begründung des Kriegführens. An sich kann sehr wohl „ewiger" Friede sein, auch wenn die Völker in Waffen starren, wenn nur das eine höchste Gesetz geachtet wird: „Nur der Krieg ist in Uebereinstimmung mit der göttlichen Ordnung, der im Dienste der göttlichen Gerechtigkeit und mit den Waffen der Gerechtigkeit geführt wird." Hätten Rußland, England, Frankreich, Italien dieses erste Gesetz geachtet — die Welt läge in tiefstem Frieden!

Aber eben deshalb, weil das Schwert von Gott in die Hände von Menschen gelegt wurde, kann es so sehr mißbraucht werden. Wenn jemals der Krieg abgestellt werden soll, so müssen zuvor die menschlichen Schwächen aus der Welt geschafft werden, auf die letzten Endes aller Streit zurückzuführen ist: die Habgier, die Rachsucht, die Mißgunst, der Neid. Hier ist das Feld, wo „abgerüstet" werden muß! Nicht der blanke Panzer, den der Mensch sich anlegt, ist es, der dem ewigen Frieden im Wege steht, sondern nur der Mensch selbst mit seinem unreinen Sinn. Und gerade darum sind Notwehr- und Schutzkriege nicht nur gestattet, sondern sie dienen geradezu einer Gottesordnung.

Im übrigen muß man, wie Luther sagt, „den Krieg mit männlichen Augen ansehen," nicht nur daran denken, welche gräßliche Plage ein Krieg sei, sondern sich auch vor Augen halten, welche reinigenden Wirkungen er hat; er weckt vieles Edle, was in „ewigem" Frieden einschlafen, verkommen würde. Er ruft die schlummernde Vaterlandsliebe wach, führt das Volk von den weichlichen Genüssen des Friedens und von selbstischen, kleinlichen Sonderinteressen fort zu heiligen Opfern, er stählt den religiösen Glauben, lehrt beten, ja, der Krieg ist immer noch die sicherste Gewähr für einen möglichst lange währenden — Frieden!

(Aus Kriegskorrespondenz No. 105 des Evang. Preßverbandes für Deutschland. E. V.)

Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk? 5. Mose 32, 6.

Ein zeitgemäßes Zeugnis wider eine heuchlerische Regierung und ein Heuchelvolk; von Dr. G. E. Berkemeier, Editor des „Deutschen Lutheraners." — Wir haben an anderer Stelle auf unerhörte Petitionen hingewiesen, die ein lautes Zeugnis ablegen von der Gemütsroheit, Herzens- und Gewissensverhärtung unserer Regierungsbeamten in Washington, D. C. Dieser Protest ist eben so ungehört verhallt und gibt Zeugnis von der Verstockung gegen die Wahrheit, die man dort nicht hören will! Als Verräter werden alle gebrandmarkt, die gegen die leitenden Regierungsbeamten ein Wort zu sagen wagen. Aber wir werden uns den Mund nicht stopfen lassen. Die Verantwortung für die Verachtung der Wahrheitszeugnisse fällt auf die leitenden Beamten in Washington, D. C.

Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk? 5. Mose 32, 6. — Ein Zeugnis am Danksagungstage.

Durch eine besondere Proklamation hat der Präsident der Vereinigten Staaten unser Volk aufgefordert zur Feier eines Danksagungstages. Es ist die Pflicht aller guten Bürger, das Oberhaupt des Landes zu ehren und seinen Befehlen den schuldigen Gehorsam zu leisten. Die Ehrfurcht vor Gesetz und Regierung ist der Gradmesser, nach welchem man sicher Wert und

Würde einer Generation messen kann. Das Menschenleben ist nichts wert ohne Obrigkeit und Gesetz. Die Menge der Gesetze tut es nicht. In dem verdorbensten Staat gibt es die meisten Gesetze und am wenigsten Gehorsam. George Washington hat einmal gesagt (und dies Wort ist besonders beherzigenswert in unserm Lande): „Gesetze, welche gar nicht, oder nur zum Teil beobachtet werden, stiften mehr Schaden als Nutzen; werden sie gar nicht befolgt, so zeigt sich die Regierung als ein leeres Nichts; nehmen hingegen einige sie an, während andere sie verwerfen, so entsteht Zwietracht und Mißtrauen." Der größte Gesetzgeber aller Zeiten ist Moses, der in zehn kurzen Sätzen das Grundgesetz für alle Zeiten und Völker und Menschenkinder verkündigt hat. Hinter Moses steht aber der König aller Könige, und der Herr aller Herren, der ewige und gerechte Gott, bei dem Recht und Macht, Autorität und Majestät vereinigt sind. Alle menschlichen Gesetze haben nur insofern einen Wert, als sie gegründet sind und gewurzelt in den ewigen, unwandelbaren Gesetzen Gottes. Hier ist der kategorische Imperativ. Es ist gut, wenn wir in dieser Zeit der Willkür und der Menschentyrannei, wo die gewissenlosesten Demagogen sich berufen fühlen, Gesetze für andere zu dekretieren, uns auf Gesetz und Ordnung besinnen und von den krummen Abwegen menschlicher Bevormundung zurückkehren zu den ewigen und unwandelbaren Gesetzen unsers Gottes.

Man kann einwerfen, daß eine Gesetzespredigt wenig zu der Stimmung des Danksagungstages passe. Die Stimmung des Tages sollte sich aber richten nach seiner Bestimmung. Wir sollen danken. Dies aber setzt für jeden vernünftigen Menschen etwas anderes voraus, nämlich: Denken. Ein Ochse an der vollen Krippe dankt nicht, weil er nicht denkt. Der Mensch ist aber ein vernünftiges Wesen und sinkt herab zum Tier, wenn er zu denken aufhört. Der Danksagungstag und die gegenwärtige Situation in unserm Lande gibt uns aber allerlei zu denken. Der Gedanke ist mir gekommen, ob es nicht besser gewesen wäre und zeitgemäßer, wenn der Präsident anstatt einen Danktag, einen Buß- und Bettag für unser Volk ausgeschrieben hätte. Wer es gut meint mit seinem Lande, der muß tiefbetrübt sein über die augenblicklichen unerquicklichen Verhältnisse. Amerika ist nicht mehr, was es am Anfang war. Es ist freilich größer und reicher geworden — unermeßlich größer und reicher. Wo ist aber heute der Geist von 1776, wo ist unsere Freiheit und Unabhängigkeit, wo ist Gerechtigkeit und Tugend? Wenn George Washington heute wiederkäme, so würde er finden, wie britisches Geld, britische List und britische Perfidie es dennoch fertig gebracht, unser Volk zu unterjochen, schlimmer noch, als zu der Zeit, da er es wagte, die Ketten des Tyrannen zu zersprengen; er würde finden, daß die jetzt leitenden Geister unserer Republik, ein Wilson, Roosevelt, Eliot, Root und Konsorten, den als einen Verräter brandmarken, der es wagt, Englands Namen und Ehre anzugreifen; er würde finden, daß aus diesem Lande, das ein Zufluchtsasyl sein sollte für alle Völker und Nationen, ein Räuberstaat geworden ist, wo nur eine privilegierte Klasse unter dem Schutz der englischen Flagge Ansehen und Geltung hat, und aus seinem Munde würden wir die Klage hören: „Ich habe Kinder großgezogen, aber sie sind von mir abgefallen."

Ich denke aber noch an einen anderen an diesem Tage; ich denke an den großen, gottgesandten Gesetzgeber Moses, und frage mich, was der wohl zu sagen hätte, wenn er heute aus den Wolken Sinais mit den beiden Tafeln des ewigen Gesetzes herabsteigen würde in unser Volk und schauen würde,

wie es mit völliger Verachtung der Gebote Jehovas an opulenten Tischen den Danksagungstag feiert. Ich glaube, er würde mit donnernder Stimme hineinrufen in unsere Feier:

„Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?" Auf der ersten Gesetzestafel steht vom Finger Gottes geschrieben: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!" Sag an, wer ist dein Gott, du amerikanisches Volk? Ist es nicht das goldene Kalb? Ist es nicht der Mammon? O ja, du hast deine Kirchen und Gotteshäuser, deine Bibeln und Gesangbücher, deine religiösen Phrasen von Gott und Religion. Was noch niemand fertig gebracht, das meinst du fertig bringen zu können, nämlich Götzendienst und Gottesdienst zu vereinen. Man kann aber nicht Gott dienen und dem Mammon. Dem Mammon zuliebe hast du deine Ehre, dein Gewissen, deine Seele, deine Menschlichkeit verkauft. Dem Mammon zuliebe lieferst du die Mordwaffen übers Meer. Deine Werkstätten arbeiten bei Tag und Nacht. Gier, hungrige Geldgier ist die Macht, die tausend Schwungräder deiner höllischen Industrie in Bewegung setzt. Deine Freude über deine Gewinne ist so groß, daß du einen wüsten, rohen, ausgelassenen Tanz aufführst — ums goldene Kalb! Deine Profite in Munitionsspekulationen gestatten es dir, an diesem Tage den Tisch opulent zu decken, in Purpur und Leinwand dich zu kleiden und alle Tage herrlich und in Freuden zu leben. Der Leib wird gemästet, die Seele läßt du verhungern, und es erfüllt sich an dir das Wort: „Da er aber fett und dick und satt geworden, ward er geil und hat Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat." Vor einem Jahre war es, als uns das Oberhaupt dieses Landes aufforderte, in unsern Gotteshäusern zusammenzukommen und für den Frieden zu beten, und unmittelbar darauf ging der wüste, wilde Wettbewerb um die Kriegslieferungen los und dieser war so erfolgreich, daß das amerikanische Volk jetzt ein Dankfest feiert für den Segen des vergangenen Jahres. Großer Gott, hat es wohl schon jemals solche Blasphemie und Heuchelei gegeben? „Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?" Aber das ist nicht alles. Auch die zweite Gesetzestafel hat dir etwas zu sagen, amerikanisches Volk. Da steht vom Finger Jehovas geschrieben: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten!" Was ist im vergangenen Jahre nicht gelogen, verleumdet, gelästert worden, von den Kanzeln, von den Kathedern, von den Dächern unserer Tagespresse, im Oeffentlichen und im Geheimen. Sie kommen herüber vom Feinde — hauptsächlich von England. Sie sind tausendmal widerlegt worden, aber nur um zehntausendmal wiederholt zu werden. Wenn England lügt, dann versteht man, daß England jetzt im Verzweiflungskampfe steht und nach dem Grundsatz: „Not kennt kein Gebot!" zu jedem Mittel greift, auch dem unerlaubten, um sich zu retten. Was soll man aber sagen von dem Lügengeist, der sich bei uns geltend macht und all das nicht nur wiederholt, was an Lüge und Verleumdung herüber kommt, sondern es noch grenzenlos aufbauscht und mit allen möglichen Sensationen würzt. Das Sprichwort sagt: „Wer dem Verleumder nicht in die Rede fällt, bestellt ihn." Luther sagt: „Böse Zungen und böse Ohren sind beide des Teufels"; — jawohl, des Teufels. Der Teufel ist der Vater der Lüge, und wenn es ihm je gelungen ist, die Menschen mit seinem Lügennetz zu umgarnen und alles auf den Kopf zu stellen, dann ist es in unserer Zeit. Das Lügen ist des Sklaven Sache. Ein Volk, das sich so beherrschen läßt von der Lüge, ist nicht mehr ein freies Volk. Der denkbar höchste Grad der Lüge ist aber dann erreicht,

wenn das Unterscheidungsvermögen zwischen Wahrheit und Falschheit aufhört, und man seinen eigenen Lügen glaubt und sich sogar entrüstet, wenn andere darüber Zweifel hegen. Ich fürchte, diesen Grad haben wir heute erreicht. Von dem Vater unserer Republik, George Washington, wird gerühmt, daß er in seiner Wahrhaftigkeit unbestechlich war und keine Lüge dulden konnte. Wohin bist du gekommen, amerikanisches Volk?!

Noch ein anderes Gebot auf der zweiten Tafel sollte uns zu denken geben, das vierte: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe, und du lange lebest auf Erden." Mit diesem Gebot hat Gott, der Herr, selber den heiligen Bindestrich der Pietät und der herzlichen Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern geschaffen. Es ist wahrlich genug Unbotmäßigkeit heutzutage zu finden. Wehe dem, der es wagt, dies Band zu lösen oder auch nur zu lockern. Und wenn man uns dies Ansinnen macht, dann sollten wir uns dem mit heiliger Entrüstung widersetzen, und männlich erklären: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!

Ich bin am Ende. Ich habe es gewagt, am Danksagungstag, anstatt Schmeicheleien zu verkünden, vielmehr eine Bußpredigt zu halten. Ob man mir danken wird, oder zürnen, weiß ich nicht. Ich diene meinem Herrn und bin ihm allein verantwortlich. O, amerikanisches Volk, über das der Herr das Füllhorn seiner Güte ausgegossen hat, willst du auf betretener Bahn weiter abwärts wandern und noch tiefer sinken in allerlei Mammonsdienst und Abgötterei, in Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, in Schmach und Schande? Gott hat dich, wie kein anderes Volk, reichlich gesegnet — dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße locket? — und erst nach dem Bußtag kann ein gottwohlgefälliger Danktag folgen. G. C. B.

Ein zeitgemäßes Referat

fanden wir in der „Ref. Kirchenzeitung" vom 2. Mai d. J., das als Mahnwort auch bei uns wohl angebracht sein dürfte. Wir entnehmen jenem Referat das nachfolgende Stück:

Referat „Zur Aufrechterhaltung der deutschen Sprache in unsern Gemeinden.

(Auf Beschluß der Sheboygan Klassis in der „Kirchenzeitung" veröffentlicht.)

Es gibt in unserm Lande 30 Millionen mit deutschem Blut, hingegen nur 25 Millionen mit englischem. Das gibt zu denken. Wie kommt es, daß die meisten Deutschen wenigstens in der Sprache englisch geworden sind? Unsere reformierte Kirche, deren Gemeinden ursprünglich alle deutsch waren, ist drei Viertel englisch geworden, und nur ein Viertel ist noch deutsch. Die Ursachen mögen tiefer liegen als man gewöhnlich denkt. In andern Ländern, in Rußland, in der Schweiz, in Oestreich-Ungarn u. s. w. denken die Deutschen gar nicht daran, ihre Sprache aufzugeben und sie mit der Regierungssprache zu vertauschen. Was deutsch ist, bleibt deutsch; der Deutsche dort lernt gern des Verkehrs wegen andere Sprachen, aber er hält dabei an seiner Muttersprache mit großer Zähigkeit fest. Der deutsche Kaiser beherrscht verschiedene Sprachen. Und so wie der Kaiser, so auch die Deutschen selbst. Nicht zum wenigsten ist Deutschlands Handel mit andern Völkern dadurch zur Blüte gelangt, weil die deutschen

Kaufleute die Sprache der Länder erlernen, mit denen sie Handel treiben. Das hat England nicht getan; und dies ist eine Ursache des Niedergangs von Englands Handel.

Nur eine Sprache auf Gottes Erdboden soll gelten, die englische! England will in jeder Beziehung die Welt beherrschen. Es wird ihm aber nicht gelingen. Und hiervon sind auch wir Deutsche hier in Amerika angesteckt. Wir halten die englische Sprache für besser als die unsrige — und „der deutsche Michel“ fängt an, in unsern Augen minderwertig zu gelten.

Nun ist wohl zu beachten, daß die Sprache an und für sich es nicht ist, worauf es ankommt. Gott will, daß in allen Sprachen sein Lob gesungen und das Evangelium verkündigt werde.

Die Bibel ist in drei Sprachen ursprünglich geschrieben, in Ebräisch, Aramäisch und Griechisch. Dadurch sind so zu sagen alle Sprachen geheiligt und eine jede Sprache hat ihre Berechtigung. Auch die deutsche Sprache hat ein Recht zu existieren.

Es hat Gott gefallen, in deutschen Ländern und von deutschen Ländern aus seine Kirche zu reformieren. Die Männer, die Gott erweckte, die Reformation herbeizuführen, waren Deutsche, Zwingli und Luther. Und die Männer, welche gewürdigt waren, den Heidelberger, ein Bekenntnis herzustellen, das in allem dem untrüglichen Worte Gottes gemäß ist, waren auch Deutsche, nämlich Ursinus und Olevianus.

Von Deutschland aus verbreitete sich das Licht der Reformation in andere Länder, besonders in die Niederlande und in Schottland. Die deutschen Reformierten, die Hugenotten in Frankreich, die Puritaner in England, die Schotten, die Niederländer, obgleich nicht deutsch redend, sondern ihre eigene Sprache, standen zwei Jahrhunderte hindurch unentwegt festhaltend an der Schrift recht gläubig und recht gläubig, in ihrer Lehre und auch in ihrem Wandel. Die Reformationskirchen standen in voller Blüte. Die Kirche und nicht der Staat durchdrang und bestimmte das Leben des einzelnen und der Völker. Der Staat richtete sich nach der Kirche. Da kam der Abfall. Der Rationalismus in seinen verschiedenen Schattierungen drang ein und verwüstete die Kirche und auch den Staat. Menschenrechte traten an Stelle von Gottes Rechten und Gesetzen. Der Mensch, der gefallene, trat in den Vordergrund, und Gott und Christus und das Wort Gottes traten in den Hintergrund. Erst der Mensch — und dann Gott! das war die Losung.

Erst getrachtet nach den Dingen dieser Welt — als ob der Mensch für immer auf dieser Erde lebe — und so kehrten, wer weiß wie viele, der Kirche den Rücken. Und was sich, ich rede hier von amerikanischen Verhältnissen, noch in Gemeinden sammeln ließ, das hatte doch meistens das irdische Wohlergehen und infolge dessen die Politik im Auge, so daß wohl durchweg ein staatliches, aber doch bitter wenig kirchliches Interesse vorhanden war. Durchweg wurden und werden in unsern Gemeinden politische Zeitungen gelesen; aber die kirchlichen und religiösen Zeitschriften konnten und können bei weitem nicht genug Eingang finden, so daß das kirchliche und christliche Leben verkümmerte und auch jetzt verkümmert. Man hat versucht, durch allerhand Konzessionen an die Leser, den kirchlichen Zeitschriften mehr Eingang zu verschaffen, aber es ist nicht gelungen. Auf künstliche Weise versucht man, kirchliches Interesse zu wecken und zu heben. (Es ist eine wahre Flut von

Broschüren aller Art, die einem jeden Gemeindeglied in die Hand gegeben werden, damit es sich an kirchlichem Leben mehr beteilige.) Allerhand Festlichkeiten, die oft unter der Maske von Frömmigkeit zum Besten der Kirche und zur Ehre Gottes veranstaltet werden, locken den Leuten das Geld aus der Tasche, damit die Gemeinden wenigstns äußerlich ihr Dasein fristen können. Für die Kirche, für das kirchliche und christliche Leben, ist fast gar kein Verständnis und noch weniger Bedürfnis vorhanden. Man begnügt sich damit, daß man überhaupt einer Gemeinde und Kirche angehört; daß die Gemeinde eine reformierte ist, erregt kein Interesse. Der Indifferentismus oder die Gleichgültigkeit in kirchlichen und christlichen Dingen ist übergroß geworden. Man ist nicht gleichgültig, was das irdische Leben betrifft; aber in bezug auf Errettung, Seligkeit und ewiges Leben ist man unbesorgt. So kommt es, daß das Familienleben danieder liegt und zerrüttet ist; daß von einer Erziehung der Kinder, geschweige von einer Erziehung in der Zucht und Vermahnung des Herrn keine Rede mehr ist und auch keine Rede mehr sein kann. Wenn die Kinder nur schablonenmäßig etwas gelernt haben, um konfirmiert werden zu können, so ist man zufrieden. Von Hausandacht, von täglichem Lesen in der Schrift ist nur noch in wenigen Familien etwas zu finden. Während in früheren Zeiten ganze Bücher der Heiligen Schrift auswendig gelernt wurden, während früher viel über Predigt und über das Wort Gottes im Familienkreise geredet wurde — ist heutzutage Katechismus, Bibel, Predigt u. s. w. Nebensache.

Damit sind wir bei der Hauptsache des Vorfalls, dem wunden Fleck angelangt. Es ist keine Ehrfurcht vor dem Alten und vor den Vorgesetzten mehr vorhanden. Die Eltern haben den Einfluß auf ihre Kinder verloren, da sie das Wort Gottes vernachlässigten. Muß man sich da wundern, daß die Kinder die Sprache ihrer deutschen Eltern mißachten und nicht mehr deutsch sein wollen. Die Kinder haben keine Ehrfurcht vor Gott, wie sollten sie Ehrfurcht vor ihren Eltern haben. Daß die Kinder dann nur englisch sein wollen, das ist Schuld von seiten ihrer Eltern.

Der Uebergang ins Englische geschieht nicht deswegen, um Gelegenheit zu bekommen, den Katechismus, Biblische Geschichten, kurz besseren Religionsunterricht zu haben, also nicht um sich zu verbessern, sondern um sich noch gemächlicher mit der Religion abzufinden. Und tatsächlich findet sich von Religionsunterricht in den englischen Kreisen fast nur noch ein winziger Rest in der Sonntagschule. — Das gefällt den Kindern, die nicht wissen, was rechts und links ist. Die Kinder werden verhätschelt und verzogen, aber die Eltern sollten es besser wissen!

Da haben wir in den meisten Gemeinden unserer Klassis noch so ein Stück von Gemeindeschule, die teils nur mit Ach und Krach unter großer Selbstverleugnung von ihren Pastoren aufrecht gehalten wird — und wenn nun alle Eltern ihre Kinder von Anfang an schicken und regelmäßig schicken würden! In gar manchen Fällen schicken die Eltern sie unregelmäßig, aber in der englischen Schule dürfen sie keinen Tag versäumen! Man hat das Wort Christi: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit," tatsächlich umgedreht in: Trachtet am ersten nach dem Reich dieser Welt und nach dem ungerechten Mammon. Aufgrund des Gesagten stellen wir folgende Sätze auf, die zugleich Ratschläge und Vorschläge sein sollen, um so lange wie möglich die deutsche Sprache in unsern Gemeinden aufrecht zu erhalten:

1. Daß unsere Gemeinden am ersten nach dem Reich Gottes trachten.

2. Daß sie auf reformiertem Boden stehen und darum Wort Gottes (Bibel) und Bekenntnis (Heidelberger Katechismus) zur Geltung kommen lassen.

3. Daß die täglichen Hausandachten, wobei auch die Kinder gegenwärtig sind, in den Familien der Gemeinden wieder hergestellt werden.

4. Daß bei den Hausandachten auch von älteren Kindern die Bibel oder sonst ein Erbauungsbuch gelesen werde, und zwar in deutscher Sprache.

5. Daß die Eltern den Kindern im Deutschlernen behilflich seien.

6. Daß die Eltern ihre Kinder regelmäßig in Religionsschule, Sonntagschule und Konfirmandenunterricht und in den Predigtgottesdienst schicken.

7. Daß etwaige bestehende Vereine möglichst viel die deutsche Sprache sprechen und studieren und das „Handbüchlein" für konfirmierte Glieder unserer Kirche zum Gebrauch einführen.

8. Daß die Lehrer der Sonntagschule mit den Kindern deutsch sprechen.

9. Daß auch in den Sonntagschulen deutsche Leseübungen seien.

10. Daß die Familien reichlich mit deutscher Lektüre versorgt und angehalten werden sie zu lesen.

11. Daß die Eltern im Verkehr mit ihren Kindern deutsch sprechen.

12. Daß Eltern, Kirchenräte und Prediger es sich zur Aufgabe machen, die Kinder zu e r m u n t e r n, die deutsche Sprache festzuhalten — und daß es eine Ehre und nicht eine Schande ist, zwei Sprachen, deutsch und englisch, zu bemeistern.

13. Daß es in jeder Beziehung unter den jetzigen kirchlichen (und auch politischen, weltlichen) Verhältnissen nicht ein Fortschritt, sondern ein beklagenswerter Rückschritt ist, die deutsche Sprache so schnell wie möglich aufzugeben.

14. Daß unsere Sheboygan Klassis andern Klassen mit einem guten Beispiel zur Aufrechterhaltung der deutschen Sprache voran gehe.

15. Daß unsere bestehende Schulbehörde beauftragt sei, es sich hauptsächlich zur Aufgabe zu machen, dafür zu arbeiten, daß die deutsche Sprache in unsern Gemeinden gehegt und gepflegt werde.

16. Daß wir deutsches Wesen, deutsche Biederkeit, deutsche Treue und Mannhaftigkeit zeigen und englischer Flattrhaftigkeit, Heuchelei und Effekthascherei den Stuhl vor die Tür setzen.

17. Daß wir durch Aufrechterhaltung von deutscher Sprache und Eigenart unserm Lande einen großen Dienst erweisen, indem wir es vor dem Ueberhandnehmen des englischen Zeitgeistes zurückzuhalten versuchen.

18. Daß wir bedenken sollten, daß, wenn wir (so wie die Dinge liegen) uns ganz und gar in Sprache und Gesinnung mit dem englischen Kirchenwesen verschmelzen, w i r a l s r e f o r m i e r t e K i r c h e i n A m e r i k a k e i n e A u f g a b e m e h r h a b e n.

19. Unsere Kirche nimmt unter allen Kirchen unsers Landes eine einzigartige Stellung ein, weil nur sie das herrlichste und dem Worte Gottes gemäße Bekenntnis, d e n H e i d e l b e r g e r, hat. Und unsere Aufgabe ist, daß wir unser Bekenntnis handhaben und so ein Salz seien für andere Kirchen. Der Heiland sagt: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, auf daß auch sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.

D. W. V r i e s e n.

Frivolität der Welt, trotz ernster Zeit.

„Belsazar saß um Mitternacht." Daran erinnert die trotz des Krieges in London herrschende Leichtfertigkeit der höheren Stände. Zwei in der „Times" veröffentlichte Klubeinladungen sind bezeichnend: „Auf den Wunsch zahlreicher Mitglieder hat das Komitee eine Apachennacht angesetzt. Kostümzwang ist vorgeschrieben. Der Klub wird vollkommen in einen Verbrecherkeller verwandelt werden. Die Leitung ist entschlossen, keinerlei Auslagen zu sparen, um die Nacht für jedermann vergnüglich zu gestalten. Pariser Künstler werden als Apachenfänger und Apachentänzer auftreten." Die zweite Einladung lautet: „Unser Klub wird nächsten Freitag eine Bacchantennacht veranstalten. Die Räume werden in einen italienischen Weingarten verwandelt. Die Ausschmückung wird zum Teil aus den kostbarsten echten Trauben bestehen." (Aus A. E. L. Kz.)

Literatur.

„Deutsche Evangelische Missions-Hilfe." — 2. Sitzung des Verwaltungsrats. Berlin, 1. Febr. 1916.

Das stattliche Heft von 63 Seiten enthält im Allgemeinen Teil einen vorzüglichen Vortrag von Prof. D. Hauck-Leipzig: „Evangelische Mission und Deutsches Christentum." Die Behandlung erfolgt natürlich im Lichte der Verhältnisse, die der Krieg geschaffen, insbesondere der Stellung, die das offizielle England den deutschen Missionen gegenüber eingenommen hat. Drei Fragen stellt der Vortragende und beantwortet sie in sachlich biblischem, großherzig christlichem Geiste:

1. Sollen wir festhalten an der Ueberzeugung, daß ein Zusammenwirken aller evangelischen Missionen notwendig ist?

Antwort: Die ökumenische Arbeitsgemeinschaft der Missionen darf nicht aufhören.

2. Welches Recht hat das nationale Element im Betriebe der Mission?

Antwort: Für die deutsche evangelische Mission ist es ebenso sehr Notwendigkeit wie Pflicht, in aller ihrer Arbeit und Tätigkeit dem Deutschen sein Recht widerfahren zu lassen. — Diese Antwort wird begründet durch den kirchengeschichtlichen Nachweis, der allenhalben sich national gestaltenden Ausprägung des Christentums. Notwendigkeit und Pflicht, „dem Deutschen sein Recht widerfahren zu lassen," bestehen sowohl dem Christentum gegenüber, wie der Welt gegenüber, der das Christentum gebracht werden soll; aber auch dem eigenen Volk gegenüber, das zur Ausführung des Missionsbefehls als einer nationalen Verpflichtung angehalten werden soll.

3. Wie stehen evangelische Mission und deutsche Kulturarbeit zueinander?

Antwort: Die deutsche evangelische Mission soll alles ihr Mögliche tun, zur Vermittlung aller lebenskräftigen Früchte deutscher Kultur an die fremden Völker, aber mit dem ganz bestimmten Ziele, diesen Völkern zu einer eigenen, bodenständigen Kultur zu verhelfen.

Das Schlußwort lautet: Diejenige Nation steht an der Spitze der Welt, die der Menschheit am besten dient.

Bei der Besprechung pflichteten Führer wie v. Harnack, Deißmann, Julius Richter, Meinhof, Direktor Hennig u. s. w. dem Referenten ausnahmslos bei, so daß dessen Ausführungen als Ausdruck der Missionsanschauung der leitenden Kreise Deutschlands gelten können.

Im zweiten, geschäftlichen Teil nimmt der Jahresbericht des Direktors der Deutschen Evangelischen Missionshilfe (D. E. M. H.), A. W. Schreiber-Berlin, den Hauptraum ein mit Darlegungen über die Tätigkeit der neuen Vereinigung. Diese Tätigkeit hat bereits einen erstaunlichen Umfang angenommen und dürfte für alle, die nicht genau in Vrbindung mit den Verhältnissen drüben geblieben sind, zu einer Ueberraschung werden. Die Kriegslage hat in leitenden Kreisen mächtige Antriebe zur Entwicklung des Deutschen Missionslebens in der Heimat gegeben. Die D. E. M. H. strebt eine Zusammenfassung aller evangelischen Missionskräfte an, und ist bereits tüchtig darangegangen, dies Ziel zu verwirklichen. Sie ist in Fühlung getreten mit den Missionsgesellschaften, den Missionskonferenzen, den Landes- und Provinzialvereinen für Innere Mission, den Missionsvereinigungen auf den deutschen Hochschulen; sie veröffentlichten Flugschriften prinzipiellen Charakters, hat einen allgemeinen Missions-Nachrichtendienst an Schriftleitungen, weltlichen und kirchlichen Charakters organisiert, wendet sich an die offiziellen Landessynoden um Befürwortung der Missionspflege, bahnt eine Vereinigung und Verselbständigung der deutschen Bibelgesellschaften an u. s. w., und verspricht für die Ausgestaltung und fernere Entwicklung des gesamten Deutschen Missionslebens von der größten Bedeutung zu werden. Es weht ein Odem tatfreudiger, geistvoller Energie durch das ganze Heft.

Missionsfreunde werden wohl tun, auf die fernere Entwicklung der D. E. M. H. achtzuhaben. Geschäftsstelle: Dir. A. W. Schreiber, Berlin-Steglitz, Humboldtstr. 14—I. P. A. M.

Vom Basler Missions-Verlage kommen uns folgende Traktate zu: 1. Gangais Pilgerreise. Erzählt von Anna Oehler, 46 Seiten, mit einer Anzahl Bildern. Preis: 20 Pf.

Der Traktat erzählt in sehr anschaulicher Weise die Geschichte der Bekehrung einer Paria-Familie in Süd-Indien. Gangai, eine noch ganz junge Ehefrau, war durch Arbeit in den Reisfeldern tötlich erkrankt, und ihr Mann, Kuppan, brachte sie ärgerlich in ihrer Mutter Haus zurück. Zuerst wurden Zaubermittel eines Teufels-Priesters angewandt für ihre Genesung, als diese schändlichen Quälereien nichts nützten, tat die alte Tai, Gangais Mutter, einen Schwur, daß die Tochter eine Pilgerreise zur Göttin Bavani in Perypalayam machen sollte, um dort Genesung zu suchen.

Als im Herbst die Reisernte vorbei war, die gut ausgefallen war, bestand die alte Tai auf der Ausführung ihres Schwurs, obgleich Gangais Vater wegen der Kosten Einspruch erhob, und Kuppan, Gangais Mann, müde war von der Herbstarbeit.

Aber Tai, die fanatische Götzendienerin, sagte: „Ich habe es gelobt, daß wir gehen, darum gehen wir!"

So zogen sie denn eines Morgens aus. Jedes mit einer Last Reis, einem Kochtopf oder ein paar Hühnern beladen. Kuppan führte die Opferziege, Gangai war offenbar so weit erstarkt, daß sie die beschwerliche Reise unternehmen konnte. Dreizehn Wegstunden mußten sie marschieren, ehe sie nach Peryalayam kamen, dort fanden sie ein großes Gedränge um die Tempel-Gebäude herum, und mußten, um die Zermonieen mitmachen zu können, sich einige Zeit da aufhalten.

Gangai mußte, der Vorschrift gemäß, immer um das Heiligtum der Göttin herumlaufen, in einem Blätterkleid, und dann bei dem häßlichen Bilde stehen bleiben und sich neigen; zuletzt wurde die Ziege als Opfer her-

beigeführt. Da aber passierte dem Schlächter das Unglück, daß er nicht mit einem Schlag den Kopf abhauen konnte. Tai und Gangai erschraken, ob dem bösen Zeichen, es galt als ein Zeichen des Fluches der Göttin. Mit geschlagenem Gewissen, heulend und jammernd zogen die Götzendienerinnen wieder zurück, aber auf dem Heimweg schickte ihnen der Herr einen blinden Christen, mit seinem Sohn, in den Weg. Dem Alten ging bald der Mund über von der Lehre des Christentums, von der sie bis dahin noch wenig gehört hatten. Die Sanftmut, womit der Mann die Schmähungen der alten Tai anhörte, machte doch Eindruck auf sie, und machte sie geneigter auf die Worte des Christen zu hören, um so mehr, da sie alle den Zorn der Göttin Bavani fürchteten. Gangai bekam den Eindruck, daß Jesus sie vor dem Zorn der Göttin schützen würde, wenn sie nur mehr von ihm hörte und wüßte, was sie für ihn tun könnte.

Als sie ihrem Heimatdorfe nahe kamen, fanden sie vor dem Eingang ein Bündel Nimbaumzweige, ein Zeichen, daß die Cholera-Göttin, die Schwester der Bavani, in der Gegend war und Tausende von Menschen niederschlug. Natürlich nahmen sie das gleich als ein Zeichen des Zornes der Bavani. Bald kehrte die Cholera ein und holte in der Tat die alte Tai ab; das gab dem Götzenglauben einen gewaltigen Stoß im Herzen der Gangai, und auch in den Herzen ihres Mannes und Vaters. Bald darauf wurden sie zu dem Begräbnis eines Verwandten gerufen, der auch an Cholera gestorben war, und diese Reise führte sie mit einer Gruppe von Christen zusammen, die ihnen von dem Gott der Christen erzählten und sie einluden, sich zu bekehren.

Das machte auf die empfänglichen Herzen doch einigen Eindruck und sie gingen eine Woche später wieder dahin, um den braunen Evangelisten zu hören.

Kuppan redete den Evangelisten an, ohne das zu berühren, was er von ihm wissen wollte, doch es ließ den beiden keine Ruhe, bis sie näher mit dem Evangelisten zusammen kamen, und von ihm mehr vom Weg des Lebens erfuhren. Der machte Kuppan von vornherein darauf aufmerksam, daß sie durch viele Schwierigkeiten und Verfolgungen hindurch gehen müßten, wenn sie Christen werden wollten, aber die beiden waren fest entschlossen, es mochte kommen, was da wolle.

Beim nächsten Reisfest mußte es offenbar werden, daß sie den alten Heidenbrauch nicht mitmachen wollten, sie entschieden sich, das offene Bekenntnis abzulegen.

Der Dorfschulze warf einen Haß auf Kuppan und stieß Drohungen aus gegen die Familie; er dingte einige Bösewichter, die Kuppan überfallen und halb tot schlagen mußten. Der Missionar warnte darauf den Dorfschulzen, und der Evangelist besuchte den Kranken, legte kühlende Salben auf seine Wunden und linderte seinen Fieberdurst. Sie hatten von da an Frieden vor dem Zorn des Schulzen, aber die Nachbarn taten ihnen manches Herzeleid an.

Große Freude erlebte Gangai als sie eines Tages eines Knäbleins genas, das sie äußerst zärtlich und herzlich pflegte. Doch die nächste Regenzeit brachte neues Herzeleid. Das Dach der Hütte vermochte die Ströme des Wassers nicht aufzuhalten und weichten auch die Lehmmauern auf, die von den Ameisen durchhöhlt waren. Ein Sturm brachte die Hütte zum Einsturz. Gangai hatte gerade noch Zeit, mit ihrem Kinde und Vater herauszuflüchten. Sie standen nun ohne Schutz und Obdach durchnäßt im Winde, und Gangai fühlte mit Angst, wie kalt das Kind in ihren Armen geworden war. Wohl

hatte bis zum Abend Kuppan eine kleine elende Schutzhütte gebaut für Weib und Kind, aber bald entdeckten sie, daß das Kind totkrank war. Sie mußten nun von ihren Nachbarn hören, das sei der Zorn der Götter, der ihre Hütte niedergerissen und ihr Kind krank gemacht habe. Ihr Glaube geriet in schwere Anfechtung, doch sie bestanden die schwere Probe, und als das Kind gestorben war, erklärten sie dem Missionar: Wir wollen euerm Gott gehören. Darum taufe uns, lieber Missionar, und gib uns den neuen Namen.

Es wird zuletzt noch die Taufe der Familie erzählt, die bedeutenden Eindruck im Dorfe der beiden machte. Kuppan bekam den Namen „Gotteshilfe“ und Gangai den Namen „Glückseligkeit.“ Dieser Tauftag endete die lange, mühevolle Pilgerreise durch Sünde, Aberglauben und Elend. Die Paria-Familie gehörte jetzt zu den Kindern Gottes.

Der nächste Traktat erzählt uns von Lehrer Ehrhard, der im Hochland von Togo arbeitete, auf ganz einsamer Stelle. Ein eingeborener Lehrer, unter einer noch ganz heidnischen Bevölkerung. Er hieß Ehrhard Takura, mit einem deutschen Vornamen und einem afrikanischen Zunamen, weil er ein Afrikaner war, ein Kind des Ewevolkes, aber ein Christ, der in den deutschen Missionsschulen gelernt und die Lehrerprüfung bestanden hatte. Er stand im Dienst der Norddeutschen Missionsgesellschaft und hielt Schule mit einer Anzahl schwarzer Kinder und Sonntags versuchte er, das Heidenvolk auf einer Straße für eine Straßenpredigt zu versammeln. Da hat er treu den Heiden von Assavhe die biblischen Geschichten erzählt und ausgelegt, und sie mit geduldiger Liebe immer wieder gebeten, doch auch Christen zu werden. Aber Assavhe blieb ein heidnisches Dorf, da die Heiden nicht wollten.

Das ging etliche Jahre so, bis es auf einmal eine traurige Wendung nahm. Die Pocken kamen ins Dorf, und mit ihnen eine Zeit voll Grauens, Angst und Herzeleid. Die Bittgesänge der Heiden zu ihren Götzen waren vergeblich. Die Krankheit forderte ihre Opfer. Sie kam zuletzt auch in die Schule. Auch Lehrer Ehrhard, der einzige Christ unter lauter Heiden, wurde krank. Einsam lag er auf seinem Lager und hatte keinen Pfleger. Die Schulkinder waren in alle Winde zerstreut und die Frau, die ihm das Essen kochte, wagte, seit er krank war, nicht mehr seine Schwelle zu übertreten. Doch jetzt zeigte sich das ganze Heidentum in seiner Roheit und Grausamkeit. Der Häuptling kam mit seinem Sprecher und befahl ihm, das Dorf zu verlassen, er dürfe so krank nicht länger unter ihnen wohnen. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe, im Busch, hätten ihm des Königs Leute eine Hütte gebaut. Dahin sollte er sich scheren. Man werde ihm sein Essen in die Nähe bringen, aber holen müsse er es sich selbst. Mühsam schleppte sich der arme Kranke den weiten Weg hinaus in die armselige Hütte. Da war kein Bett, keine Decke und kein Pfleger. Auf der Erde mußte er liegen und dankbar sein, wenn ihm mitleidige Frauen in der Ferne eine Schale mit Wasser und ein wenig Speise niedersetzten. So mußte der arme Ehrhard ohne Pflege in der grausamen Einsamkeit dahin sterben, und die Heiden ließen auch den Leichnam in der Hütte liegen, bis der Wind die Pfosten zerbrach und das Stroh des Daches den Leichnam verbarg. Viele Wochen nach dem Tode Ehrhards ist einer seiner Freunde, auch ein Lehrer der Nord-Deutschen Mission, durch Assavhe gekommen. Er fand das kleine Schulhaus verfallen und hörte von den Heiden seines Freundes Geschick. Er hat's dann dem Missionar Dettmann geschrieben, damit der nach dem Rechten sehen könne, und hat für ein christliches Begräbnis seines Freundes gesorgt. Ein Ersatz für Lehrer

Ehrhard fand sich nicht. So gehen jene Heiden noch in ihrer Finsternis dahin.

Diese beiden Traktate sind sehr geeignet, in das trostlose Elend des finstern Heidentums einen tiefen Einblick zu gewähren, und können zum Vorlesen oder Erzählen in Vereinen und Abendunterhaltungen gebraucht werden. Sie können bestellt werden bei Rev. C. W. Locher, 1300 E. Fayette Ave., Baltimore, Md.

Der dritte Traktat hat den Titel: „Gründung, Aufbau und Zukunft der Basler Mission." Drei Vorträge, gehalten am 25. September 1915 im Basler Missionshaus. 48 Seiten. Preis: 20 Pf.

Der Krieg hat die Hundertjahrfeier der Basler Mission unmöglich gemacht. So wurde am obigen Datum im Basler Missionshaus eine kleine Feier gehalten, bei welcher Gelegenheit drei Vorträge gehalten wurden.

Der erste ist von Inspektor H. Dipper, welcher in kurzen Zügen die Gründungsgeschichte der Basler Mission darstellte. Die Hauptmänner, die dabei zu nennen waren, sind: J. A. Urlsperger, Christian Friedrich Spittler, Pfarrer Nikolaus von Brunn, Dr. Steinkopf und Inspektor Chr. G. Blumhardt. Die Bilder dieser um die Mission verdienten Männer werden gegeben. Ebenfalls ein Bild der Basler Rheinbrücke, die von Klein Basel nach Groß Basel hinüberführt und alle ehemalige Basler Studenten recht anheimelt. Durch Inspektor Blumhardt ist ein guter Grund für die Anstalt gelegt worden. Am 26. August 1816 konnte die Anstalt feierlich eröffnet werden. Das Missionskomitee hatte sich zur Erwerbung des Panthiers als erstes Missionshaus entschlossen; sieben junge Leute wurden als die ersten Zöglinge aufgenommen. Unter ihnen war Irion, der in unsern Kreisen wohlbekannte nachmalige Inspektor unsers alten Predigerseminars. Damit war die Gründung der Basler Mission zunächst abgeschlossen. Zur Aufnahme eigener Missionsfelder kam es noch nicht. Die Brüder wurden Ausländischen Missionsgesellschaften in Holland und England zur Verfügung gestellt. Das Urteil Dippers über diese Gründung lautet: „Die Basler Mission ist das Werk von Glaubensmännern, in deren Leben die Mission tief eingegriffen hatte."

Der nächste Vortrag von Inspektor L. J. Frohnmeyer handelt vom Aufbau der Basler Mission. Im Jahre 1828 wurde das Werk an der Goldküste aufgenommen, die damals unter Dänischer Herrschaft stand. Elf Jahre lang schien es ein erfolgloses Kämpfen und Sterben zu sein. Acht Mann waren dahin gestorben und nichts schien erreicht. Doch hatte man sich in Christiansborg und in Akropong festgesetzt und damit das Ga- und Tschigebiet in Angriff genommen. Missionar Rüs überlebte diese erste schwere Zeit, und im Jahre 1843 faßte Inspektor Hoffmann den Mut, durch Einführung christlicher Neger aus Britisch-Westindien, dem Missionsgebiet der Brüdergemeine, die Arbeit wieder aufzunehmen. Wenn auch dies Mittel im ganzen versagte, so kam man doch damit hinüber über die Mutlosigkeit, und es konnte ein fester Grund gelegt werden. Im Gagebiet arbeitete lange Jahre Missionar Johannes Zimmermann, ein Mann von außerordentlicher Originalität und zäher Ausdauer; der auch auf sprachlichem Gebiet viel geleistet hat. Er war der Bruder unsers vor etlichen Jahren verstorbenen Synodalpastors Christoph Zimmermann, der selbst einige Zeit in der Gamission gearbeitet hat. Als erste Früchte der Arbeit werden genannt: David Asante und der ehemalige Fetischpriester Paulo Mohenu.

Im Tschigebiet wurde die Mission von Riis und Widmann aufgenommen. Und schon im Jahre 1851 wurde von Süß dem typischen Freimissionar und Einsiedler, ein Vorstoß gegen Aschante gemacht. Christaller, ein Sprachenforscher ersten Ranges tat hier die sprachliche Arbeit. Die Missionare Auer und Mader begründeten das Schulwesen bestehend in Gemeindeschulen Mittelschulen und zuletzt das Predigerseminar in Akropong. Nach allerlei Versuchen mit Landwirtschaft und Handwerk schritt man im Jahre 1854 durch Rottmann zur Gründung der dortigen Missionshandlung. Diese Periode schloß im Jahre 1869 mit acht Stationen ab, auf denen sich 1580 Christen befanden. Eine entscheidende Krisis trat ein, als die Dänen die ganze Goldküste an die Engländer abtraten. Das wurde zunächst englisches Protektorat und führte zu dem verhängnisvollen Konflikt mit dem barbarischen Asante Reich. Die Politik der Engländer hatte es darauf abgesehen, den Asanteern den Zugang zur Seeküste absolut abzuschneiden. Dadurch war ihr Handel mit den europäischen Kaufleuten vollständig zerstört. Dies reizte den Zorn des Königs von Kumase so sehr, das er 1869 einen Ueberfall auf die Stämme der Sklavenküste unternahm, bei welcher Gelegenheit die Basler Missionsstation Anum zerstört wurde. Die Geschwister Ramseyer und Bruder Kühne wurden dabei gefangen genommen und waren ungefähr fünf Jahre Kriegsgefangene. Erst als im Jahre 1874 die Engländer sich zu einem ernsten Kriegszug nach Asante aufrafften und die Stadt Kumase im Sturm eroberten, wurden die Geschwister ohne Lösegeld aus der Gefangenschaft freigelassen. Von da an stand Kumase als nächstes Ziel der Mission vor den Augen des Komitees. Nach zwei Aufständen der Asanteer gegen die englische Herrschaft, kam es im Jahre 1900 zur definitiven Besetzung von Kumase. Das rasche Wachstum der Missionsarbeit hatte schwierige Fragen im Gefolge. Dies und anderes veranlaßte die Inspektionsreise von Prätorius 1882—83, die mit seinem Tod endete, aber nicht ohne Frucht blieb. Eingeborene Prediger wurden nun als Pfarrer ordiniert, und Dr. Fisch begründete die ärztliche Mission in Aburi in 1885. Diese Zeit fröhlichen Wachstums endete 1911 mit elf Stationen, 18,000 Christen und 5500 Schülern. Der nun aufkommende Kakaobau führte zu einem außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung und brachte viel Geld ins Land, damit aber auch Geldgier und Luxus, und die ganze geistliche Atmosphäre veränderte sich. Wohl schwand das alte Heidentum dahin, aber es nahm neue und zum Teil sehr häßliche Formen an (z. B. im Abarewekult). Als ein widerliches Produkt von Halbbildung entstand die Klasse der sogenannten „Scholars," und es gab Gehilfen-Not. Um ihr zu begegnen, wurde ein zweites Seminar in Abetifi gegründet. Am 1. Januar 1915 gab es auf elf Stationen 25,800 Gemeindeglieder, und in 160 Schulen 8300 Schüler.

Nur sechs Jahre später als auf der Goldküste wurde die Mission in Indien in Angriff genommen. Die ersten Sendboten, Lehner, Greiner und Hebich, landeten 1834 in Kalikut, aber die Arbeit begann in Mangalur. Die Jugendzeit dieser Indischen-Mission, bis etwa zu dem Jahre 1851, muß einzig schöne gewesen sein. In Kanara arbeitete im Anfang der aggressive und unwiderstehliche Evangelist Hebich als typischer Gemeindemissionar, der ernste und ausharrende Ammon aus Schaffhausen. Missionar Mögling begründete das Seminar in Mangular. Eine große Bewegung rief der Uebertritt des Brahmanen Kaundinya hervor, den Mögling so zu sagen adoptierte. In Malabar begann 1839 die Arbeit durch Dr. Gundert, dem

vielseitigen und gelehrtesten unter den Basler Missionaren. Später wirkte Gundert mit Hebich in wunderbarer Einheit des Geistes. 1840 erlebten die Brüder den Uebertritt von Paul Tschandren und seinem Haus. Das war eine herrliche Frucht der ersten Arbeit. Spätere Uebertritte riefen immer eine große Aufregung hervor. Die tatkräftige Unterstützung des englischen Richters Casamajor führte zur Aufnahme der Mission in den Blauen Bergen. Diese erste Zeit der Indischen Mission schloß mit 12 Stationen, etwa 1000 Christen und 2500 Schülern ab. Sie charakterisiert sich durch viel Initiative und viel Geist, aber es fehlte eine feste Ordnung. Ein jeder tat, was ihm gut deuchte. Die Geister der Propheten waren den Propheten nicht untertan, und darunter litt man draußen und daheim. Das führte zur Inspektionsreise von Inspektor Josenhaus, der mit kräftiger Hand eingriff, jedem Bruder seinen Platz und Arbeit anwies und den, der sich besonders schwer in eine Ordnung fügte, setzte man zum Haupt ein. Es entstand nach reiflicher Beratung eine treffliche Gemeindeordnung, die erst in den neunziger Jahren revidiert werden mußte. Durch die Gründung der Druckerei in Mangular, die Ordnung des Schulwesens, durch die Gründung einer Missionshandlung wurde das Werk immer weiter ausgedehnt und befestigt im Volk. Besonders das höhere Schulwesen hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr ausgedehnt. 1886 begann Dr. Liebendürfer als erster ärztlicher Missionar seine Arbeit in Kalikut, und später wurde ein weiteres Spital in Bettigeri eingerichtet. Vor Ausbruch des Krieges waren auf 26 Stationen gegen 20,000 Christen und in 211 Schulen über 21,000 Schüler.

Die enthusiastischen Berichte von Dr. Gützlaff, führten 1846 zur Aussendung der Missionare Hamberg und Lechler nach China, welche unter Gützlaff gestellt wurden, der ihnen das Arbeitsfeld anwies. Erst Ende 1849 entdeckte Hamberg, daß Dr. Gützlaff das Opfer eines schweren Betrugs seitens seiner chinesischen Gehilfen geworden war. Diese Enthüllungen führten beinahe zur Aufgabe der Chinesischen Mission. Doch die inständigen Bitten von Lechler und Hamberg ermutigten zur Fortsetzung des Werks. Schwere Zeiten hatten die Missionare unter dem Fremdenhaß auszustehen. Erst im Jahre 1858 brachte der Vertrag von Tientsin die ersehnte Religionsfreiheit, und die Arbeit konnte nun auch in der Mitte des Landes gewagt werden. Um 1880 fanden sich auf sechs Stationen 2140 Christen, aber nur 364 Schüler. In dem Boxeraufstand 1900 mußten die Missionare fliehen, um ihr Leben zu retten. Es folgte aber ein auffallender Zudrang zum Christentum, und die Nöten dienten zur Läuterung der Gemeinden. Aehnlich ging es beim Sturz des Kaiserreichs und der Gründung der Chinesischen Republik. Chinesische Auswanderungen nach Borneo führten 1907 zum Anfang einer Chinesischen Zweigmission auf dieser Insel. Die chinesische Mission hat nun 20 Stationen, 12,500 Christen und in 134 Schulen 5200 Schüler.

Die Gründung der deutschen Kolonie in K a m e r u n führte zur Aussendung der Missionare Munz, Dilger, Becher und Bitzer, die am 23. Dezember 1886 dort landeten. Becher starb schon nach vier Tagen. Basel übernahm von der Baptisten-Mission 230 Christen und drei Stationen. Doch ging es mit den Baptisten nicht lange und schon 1888 kam es zum Bruch mit diesen Leuten. Bonaku und Bonaberi wurden nun die Hauptstationen für die Arbeit, und 1889 wurde Mangamba besetzt. Durch den Häuptlingssohn Koto kam eine kräftige Bewegung in die dortige Bevölkerung. Es ging eine Zeitlang im Sturmschritt voran. 1892 wurde Lobethal an der Küste besetzt und vier Jahre später wagte man sich den Sanaga hinauf nach Edea, wo

man es aber mit finsterm Heidentum zu tun hatte. Schwer war es, von Buea aus das Zutrauen der dortigen Bevölkerung zu gewinnen. Die Bakiviri hatten schlimme Erfahrungen mit den Europäern gemacht. Doch wurde mit Geduld und Liebe alles Mißtrauen überwunden. 1897 gab es elf Stationen, 1470 Christen und 2100 Schüler in 88 Schulen. Man hatte jedoch den Eindruck, es sei allzu rasch vorangegangen worden, und so nahm man sich von 1897 bis 1902 Zeit zum inneren Ausbau. Man widmete sich in dieser Zeit der Gehilfenausbildung, der Seelsorge und der Schaffung von christlicher Literatur. Schuler besorgte eine bessere Uebersetzung des Neuen Testaments in Duala und vollendete sie 1901. Von da an ging's mit der Arbeit in Kamerun rasch weiter. Doch die Distanzen zwischen den Stationen sind so groß, daß manche der zahlreichen Außenstationen nur in drei bis sechs Tagen erreicht werden können. Vor dem Krieg waren deshalb noch vier weitere Stationsgründungen in Aussicht genommen. Man bedenke, daß die Station Sakbayeme schon von 91 Außenstationen umgeben ist, und daß ihr Gebiet 6000 Christen in sich schließt, zahlreiche Stämme grenzen außerdem an diese Station. Die Kameruner Mission hat nun 16 Stationen, 15,112 Christen, und in 384 Schulen gegen 23,000 Schüler. Fürwahr ein überraschendes Resultat nach nicht ganz 30 Jahren!

Große Fortschritte machte die Mission auf der Goldküste in der Selbsterhaltung, denn die Christen brachten dort an Kirchensteuer im Jahre 1900 21,000 Mark auf, und dazu noch 13,000 Mark an Kollekten. 1910 waren es 32,000 Mark Kirchensteuer und 55,000 Mark Missionsfestopfer. Auf der Goldküste kann eine Gemeinde es auch wagen, einen Kirchbau zu 40,000 bis 80,000 Mark zu planen. Für die Goldküste zahlt die Mission in der Heimat nur noch 29,000 Fr. In Indien und China bringen einige Gemeinden so ziemlich die Kosten ihrer lokalen kirchlichen Bedürfnisse auf, aber zum völligen und allgemeinen Selbstunterhalt fehlt noch viel. Wir sehen aus diesem weitausgedehnten Ueberblick, wie sehr gesegnet die Arbeit der Basler Mission in diesem letzten Jahrhundert war. In diese Arbeit ist das Kriegswetter hineingefahren und hat sie zwar nicht zerstört, aber sehr gestört.

Der dritte Vortrag von Inspektor F. Würz beschäftigt sich mit der Frage von der Zukunft der Basler Mission. Fest steht natürlich die frohe Christenhoffnung, daß die Völker der Welt zum Herrn bekehrt werden und die Erde voll sein wird von der Erkenntnis des Herrn, und mit Recht darf auch die Basler Mission die freudige Zuversicht hegen, daß auch sie in ihrem Teil Handlangerdienste tue zur Aufrichtung des völkerumfassenden Friedensreiches, dessen Schöpfer und Baumeister Gott selbst ist. Wir bemerken zum Schluß noch, daß das Jubiläumsjahr betrübt war, durch die Trauer über den Heimgang des Direktors, Dr. Oehler. Schließlich bemerken wir, daß diese ausgedehnte Besprechung dieser drei Traktate dem liebenden Interesse an der Missionsarbeit entsprungen ist und gerne gleiches Interesse wecken möchte bei allen Lesern, so daß sie sich dieselbigen selbst anschaffen und durch sie zur tätigen Mithilfe an der Missionsarbeit anspornen lassen.

Des Rückschrittlers erstes Wort. Notgedrungene Geständnisse von Johannes Riemann, Direktor des Instituts für altchristliche Lehre und Hoffnung. Zu beziehen vom Verfasser, 1902 Reches Str., Austin, Tex. Preis: 5 Cts., im Dutzend 50 Cts.

Diese kleine Broschüre treibt Polemik. Sie ist angeblich veranlaßt durch einen gegen den Autor gerichteten Schmähartikel im „Sendboten" vom 2. Februar 1916. (Kyle, Tex.)

Der Autor war früher Pastor einer baptistischen Gemeinde. Grund seines Rücktritts von der baptistischen Gemeinschaft ist, nach seinen eigenen Worten, „um Christ und Prediger der Wahrheit heißen zu können." — „Sobald ich festgestellt hatte, daß Irrlehre fabriziert und protektiert wird bei den neuzeitlichen Baptisten."

Dem Predigerseminar in Rochester wird unter anderm vorgeworfen: Leugnung der biblischen Unsterblichkeitslehre, und das Kommen des tausendjährigen Reiches.

Ein kompetentes Urteil in dieser Angelegenheit abgeben zu können, würde zum mindesten erfordern: altera pars audiatur.

S. D. P.

„Der Türmer" (Kriegsausgabe). Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte). 4 Mk. 50 Pfd.; Einzelheft 80 Pf. Probeheft portofrei. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des ersten Märzheftes: Friedensbewegung. Von Hans von Wolzogen. — Mutter. Skizze von Olga Pöhlmann. — Nationales Verantwortlichkeitsgefühl. Eine Verteidigung der deutschen Frauen. Von Lena Voß. — Eine ungehaltene Schützengrabenpredigt. Von Leonhard Schrickel. — Kriegswucher. Von Kurd von Strantz. — Englands Trümpfe in Amerika. — Volkstümliche Umgestaltungen in der Rechtspflege. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Wie es in Rußland aussieht. — Die wirtschaftliche und soziale Lage unsers Beamtenstandes. Von Dr. jur. und phil. Bovensiepen. — Ein deutscher Nothelfer unserer Zeit. Von St. — Die entgötterte Welt. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Gustav Falke. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des zweiten Märzheftes, 1916: Freiheit dem Iran! Von Dr. Frhrn. v. Mackay. — Das Kriegskind. Von Hans von Kahlenberg. — Können wir die Engländer im eigenen Lande fassen? Von M. E. Menglius. — Ein Heller und ein Batzen. Von Prof. Dr. Eduard Heyck. — Militärische Jugenderziehung. Von P. S., Hauptmann d. R. — Franzosendienst auf deutschen Schulen. — Die Kleinmütigen. — Die Schädlichkeit des elektrischen Lichtes. — Bardengesang. Von K. St. — Der armenische Kniff. — Kriegsbilder-Abteilung. Von Karl Storck. — Militärmusik. Von K. St. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

Aus dem Inhalt des ersten Aprilheftes 1916: Fragen an Deutschlands Zukunft. Von J. E. Freiherrn von Grotthuß. — Die Tante. Von Fritz Müller. — Die Vier vor Gott. Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen. — Die Straße als Aufgabe. Von Karl Nötzel. — Carmen Sylva. — London. — Der Sturmglöckner Tirols. Von Hermann Kienzl. — Als Rußland unser Erbfreund war. — Nordfrankreich in neutraler Beleuchtung. Von Kurd v. Strantz. — Unsere Helferin Botanik. Von Prof. Dr. Ernst Lehmann. — „Die toten Augen" der blinden Seelen. Von Karl Storck. — Das Christusideal in der altdeutschen Plastik. Von Mela Escherich. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilage. — Notenbeilage.

❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 18. Band. St. Louis, Mo. September 1916

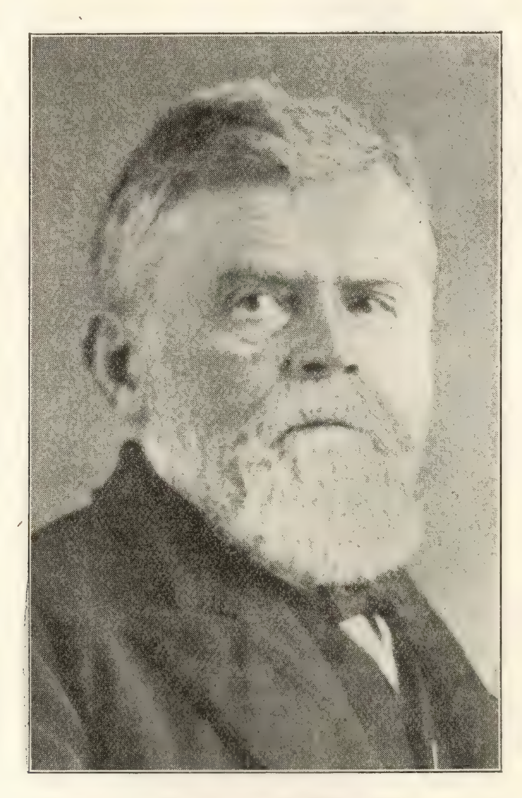
Der Heimgang von Prof. em. E. Otto.

Als die Leser des „Magazin für Evang. Theologie und Kirche" das Juliheft in Händen hielten, da hatten sie keine Ahnung davon, daß der langjährige Mitarbeiter desselben, Pastor und Professor emeritus Emil Otto auf dem Sterbebette lag. Mit seltener Geistesfrische hatte der fast 80jährige Greis noch zwei gediegene Artikel jener Nummer geliefert: „Amerikanischer Idealismus" und „Exegetisches über Kol. 1, 24." Es wird ja im Synodalorgan „Der Friedensbote," von berufener Feder ein Nekrolog mit voller Würdigung der Verdienste des Heimgegangenen längst erschienen sein, wenn dieser anspruchslose Nachruf den Lesern zu Gesichte kommt. Jedoch mag es nicht uninteressant sein, etwas von seinem Charakterbild gekennzeichnet zu sehen, wie es der seit acht Jahren mit ihm eng befreundete Ortspastor zu geben vermag.

Um das edle Bild nicht gar zu bruchstückig erscheinen zu lassen, möge in kurzen Zügen ein Abriß seines Lebenslaufes vorausgeschickt werden. Am 7. Januar 1837 wurde in dem bekannten Lutherstädtchen Mansfeld im preußischen Sachsen dem Rektor der dortigen Stadtschule Karl Friedrich Otto von seiner Gattin Auguste Friederike geb. Rothe ein Söhnlein geboren, das am 8. Februar d. J. in der heiligen Taufe die Namen Karl Emil erhielt. Da der Familie schon zuvor mehrere Kinder geschenkt waren und das Einkommen ein bescheidenes blieb, so wußte sich der Heimgegangene aus seiner Kindheit keiner besonderen Vorzüge zu erinnern. Selbstverständlich hielt der vielbeschäftigte Vater auf strenge Erziehung. Nachdem der Knabe bei reicher Begabung die unteren Klassen der Stadtschule schnell durchlaufen, nahm ihn der Vater zu sich in die Oberklasse, wo er sich die Elemente einer guten Volksschulerziehung sehr gründlich aneignete.

Bald nach seiner Konfirmation im vollendeten 14. Lebensjahre starb der Vater. In treuer Liebe nahm sich ein älterer Bruder, der damals gerade im benachbarten Kirchdorf Esperstadt Pfarrer geworden war, des verwaisten lernbegierigen Knaben mit väterlicher Fürsorge an. Durch Privatunterricht, besonders in den alten Sprachen, bereitete er ihn vor zum Eintritt in die Untertertia der berühmten Landesschule zu Schulpforta. In fünf und einhalb Jahren bewältigte der Jüng-

ling das gesamte außerordentliche Pensum der Anstalt. Wie teuer dem Entschlafenen das Andenken an diese schönen Jugendjahre war, erhellt daraus, daß er schon vor mehr als Jahresfrist, als er noch bei voller Gesundheit war, dem Schreiber unter Tränen das Versprechen abnahm, der Direktion von Schulpforta einmal seinen Heimgang anzuzeigen.



† Prof. em. E. Otto. †

Wie den Unterhalt in Schulpforta, so bestritt der Bruder auch die Kosten für die Universitätsbildung, die der junge Studiosus 1857 bis 1860 in Halle genießen durfte. Er besuchte die Vorlesungen der Professoren A. Tholuck, Jul. Müller und Hupfeld u. a. In seiner ehrlichen Bescheidenheit bekennt er zwar, das Studium der Theologie sei ihm nicht Herzenssache gewesen, sondern nur das beste Mittel, um möglichst bald aus seinen ärmlichen Verhältnissen zur Selbständigkeit zu kommen. In dankbarer Anerkennung für seines Bruders Hilfe hat er aber die Universitätszeit fleißig ausgenutzt, in dem er auch andere Studien trieb, so vornehmlich Philologie. In seinem Studienheft geben ihm die Professoren rühmliche Zeugnisse. Jedenfalls nahm er aus dem

dreijährigen Universitätsstudium einen reichen Schatz des Wissens mit, den er im Laufe der Jahre noch bedeutend vermehrte.

Nachdem er sein erstes Examen erfolgreich bestanden, fand der junge Theologe einige Jahre Anstellung als Hauslehrer in Pfarrfamilien und übernahm dann eine Zeitlang in den Frankeschen Stiftungen die ihm zusagende Stelle eines Lehrers für die begabteren Schüler. Da begab es sich im September 1864, daß der Kandidat Otto die Versammlung des Altenburger Kirchentags besuchte. Dort hörte er zwei amerikanische Pastoren (Bading von der lutherischen Wisconsin-Synode und Wall von unserm Evangelischen Kirchenverein des Westens) über den empfindlichen Mangel an gründlich gebildeten Theologen für die deutschen Glaubensgenossen in Amerika reden. Kandidat E. Otto fragte sich: Warum sollte ich nicht gehen? Und so reifte in ihm der Entschluß, dem Ruf nach Amerika zu folgen. Da er aber in seinen bescheidenen Verhältnissen der nötigen Geldmittel ermangelte für Ausrüstung und Reise, so fand er erst nach einiger Zeit die Hilfe des sog. „Berliner Vereins.“ Inzwischen hatte er sein zweites Staatsexamen gemacht und wurde dann am 1. Februar 1865 in Magdeburg zum evang. Predigtamt ordiniert. Seine Verpflichtung war, fünf Jahre im Auslande zu dienen, mit der Aussicht auf Anstellung im preußischen Kirchendienst, wenn immer er zurückkehren würde. Da der junge Pastor Otto der luth. Wisconsin-Synode zugewiesen war, so langte er am 29. April 1865 in Milwaukee an, wo ihn Pastor Mühlhäuser freundlich aufnahm. Sein erstes Arbeitsfeld fand er in Dodge County, Wis., wo er zwei lutherische und eine reformierte Gemeinde zu bedienen hatte. Es läßt sich denken, welche Selbstverleugnung der gebildete deutsche Theologe in den primitiven amerikanischen Verhältnissen jener Zeit üben mußte. Jedoch in treuer Pflichterfüllung gewannen ihn die Landleute lieb. Als er aber auf der Synodalkonferenz der luth. Wisconsin-Synode eine streng konfessionelle Richtung vertreten fand, bekannte er offen, daß er der evangelischen Union zuneige. Man bedauerte, einen so tüchtigen jungen Pastor zu verlieren, gab ihm eine ehrenvolle Entlassung und er bediente sein Arbeitsfeld getreulich, bis nach einiger Zeit ein Nachfolger kam.

Unterdessen war Pastor E. Otto durch den Reiseprediger L. von Ragué mit unserer Kirchengemeinschaft bekannt geworden. Er reiste im Herbst 1865 zu Pastor E. L. Nollau nach St. Louis. Durch diesen fand er Anstellung in der vakanten evangelischen St. Pauls-Gemeinde zu Columbia, Ill., die damals noch mit einem Filial verbunden war. Hoch zu Roß machte der junge Pfarrer seine Besuche auf oft grundlosen Wegen. Aeltere Leute sagen jetzt noch, er sei ein stattlicher Reiter gewesen. Er selber erzählte mit gutmütigem Humor, sein etwas wildes Pferd habe ihn einmal abgeworfen, mitten auf der Landstraße liegen lassen und sei erst nach vieler Mühe wieder eingefangen worden. Hier in Columbia, wo damals noch kein Pfarrhaus war, hat sich der junge Pastor Otto gelegentlich eines Krankenbesuchs die Blattern zugezogen,

die für lange Zeit auf seinem edlen männlichen Gesicht tiefe Narben zurückließen. Da der Junggeselle sich nach geregelter Häuslichkeit sehnte und hier sich wohl keine passende Auswahl bot, so fing der amerikanische Pfarrer mit einem feingebildeten Cousinchen in Deutschland an zu korrespondieren, die er in Halle hatte kennen gelernt. So kam es am 26. August 1867 zur Verehelichung mit Fräulein Maria Amalie Otto, und zwar wurde die Trauung in Brooklyn vollzogen. Der Ehe entsprossen sieben Kinder (5 Söhne und 2 Töchter) wovon der ältere Sohn Hermann hier in Columbia geboren wurde und alle anderen Kinder im alten Predigerseminar, wo zwei Söhne jung gestorben sind, während der älteste Sohn am 3. März d. J. nach langwierigem Leiden im Diakonissenhospital zu St. Louis starb.

Nachdem Pastor Otto im Jahre 1867 auf der Konferenz zu Millstadt, Jll., sich unserer Synode angeschlossen und mit seiner ausgezeichneten theologischen Bildung bekannt geworden war, wurde er im Jahre 1870 zum Professor an das Evangelische Predigerseminar bei Marthasville, Mo., berufen. Es wurde ihm sozusagen zur Pflicht gemacht, diese schwierige Stellung anzunehmen, da um die Zeit seines Aufzuges auch Jnspektor Andr. Jrion starb. Hier im abgelegenen stillen Waldtal entfaltete nun der 33jährige Theologe eine ernste wissenschaftliche Tätigkeit, an welche seine Schüler bis auf den heutigen Tag mit dankbarer Begeisterung zurückdenken. Professor Otto verstand es mit sehr geringen Hilfsmitteln den Studenten eine tiefgehende theologische Wissenschaft beizubringen, die angehenden Pastoren zu selbständigem Denken anzuregen, und er übte auf sie einen edlen moralischen Einfluß aus. Mehrere Jahre verwaltete Prof. Otto auch das Amt eines Jnspektors bezw. Seminardirektors, und nach menschlicher Meinung war ihm eine lange Zeit fruchtbarer Tätigkeit beschieden. Da kam, wie er es selbst nennt, eine „Katastrophe," Unstimmigkeiten inbezug auf die Grenze der durch die Gewissensfreiheit garantierten Lehrfreiheit. Jn dem eifrigen Bestreben, der Wahrheit Gottes die Ehre zu geben, die Heilige Schrift aufgrund wissenschaftlicher Sprachforschung durch sich selbst auszulegen, brachte Prof. Otto bis in sein hohes Alter noch eine unbestechliche Kühnheit der Gedanken zum Ausdruck, wohin andere Schriftausleger ihm nicht folgen konnten. So kam es auf der Generalsynode 1880 zu dem beklagenswerten Bruch, da Professor Otto sein Amt niederlegte, und sogar seinen Austritt aus der Synode erklärte. Wer kann es sagen, wie viel menschlicher Mißverstand da mitgespielt hat! Wer Gelegenheit hatte, wie der Schreiber dieses, in allerlei Lebenslagen tiefer in sein kindlich frommes Herz zu schauen und seine edle demütige Gesinnung zu beobachten, der kann nur wünschen, möchten doch alle die Männer, die auf evangelischen Kanzeln stehen und auf Lehrstühlen der Theologie sitzen, solche echte bewährte Christen sein.

Vom Herbst 1880 bis zum Sommer 1887 befand sich der Entschlafene im Pastorat der protestantischen Gemeinde zum Heiligen Geist in Darmstadt, St. Clair County, Jll. Jn den Mußestunden entstand

hier: „Erklärung des Briefes Pauli an die Römer, eine Bibelstudie für die gebildete Gemeinde." Ist hier auch in Rücksicht auf die Laienleser der gelehrte Apparat möglichst vermieden, so kommt hier doch des Verfassers eminentes Geschick in der Schriftauslegung zum schönsten Ausdruck. Dem Drängen seiner Schüler folgend, ließ er sich im Jahre 1885 auf der Distriktskonferenz in Waterloo, Jll., in die Evangelische Synode wieder aufnehmen.

Das Bestreben, die seltene wissenschaftliche Kraft sich zunutze zu machen, veranlaßte etliche deutschen Mennonitenprediger, den Pfarrer von Darmstadt zur Uebernahme einer Professur an ihrer Fortbildungsschule in Halstead, Kansas, zu bewegen. Jedoch waren die äußerlichen Verhältnisse noch so ungeordnet in der Anstalt, daß dort schon nach einem Jahr sein Abzug erfolgte und zwar nach Eyota, Minn. Dort war er noch einmal zwei Jahre lang Pastor der Evangelischen Gemeinde.

Hierauf folgten dann noch vierzehn Jahre (1890—1904) seiner Tätigkeit als Professor am Evangelischen Proseminar in Elmhurst, Illinois. Natürlich konnte hier seine volle wissenschaftliche Kraft nicht zur Entfaltung kommen. Er mußte sich zu sehr zu dem geringen Bildungsgrad angehender Collegeschüler herablassen. Aber immerhin gab er ihnen eine tüchtige Grundlage des Wissens mit. Und hunderte von Schülern haben ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Zunehmende Schwerhörigkeit, sowie die Kränklichkeit seiner Gattin, wie auch der hilflose Zustand seines ältesten Sohnes, des Lehrers Hermann Otto, der von 1902—1916 als Invalide sich im Diakonissenhospital zu St. Louis befand, veranlaßten den betagten, aber sonst noch rüstigen Professor in den Ruhestand zu treten. So zog er sich im Herbst 1904 nach dem kleinen Landstädtchen Columbia, Illinois, zurück, 15 Meilen südlich von Ost St. Louis, wo sich inzwischen seine älteste Tochter verehelicht hatte. Zehn Jahre lang hatte der Emeritus eine bescheidene Mietswohnung, zwei kalkgetünchte Stuben im letzten Hause der Stadt ohne die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten. Aber darin gab er sich gerne zufrieden. Ging doch ein Teil seiner Pension zur Unterstützung seines invaliden Sohnes im Diakonissenhospital, bis derselbe sich durch Uebernahme einer Agentur für Zeitschriften (natürlich mit Beihilfe edler Freunde) selbst erhalten konnte.

Seine fast alltägliche Freude war, Sommer und Winter, wenn immer die Witterung es gestattete, eine halbe Meile weit hinaus zu seiner ältesten Tochter auf die Farm zu wandern, sich dort an seinen Enkelkindern zu ermuntern, das Federvieh zu füttern und sich sonst irgendwie nützlich zu machen. Natürlich konnte der gute Großvater dabei nicht professorlich gekleidet sein. Und wenn sich's traf, daß ich ein Stück Wegs auf der Landstraße mit ihm ging, dann sagte der ehrwürdige Bruder wohl: „Ach ich schäme mich so neben Ihnen einherzugehn!" Am allermeisten Hochachtung empfand ich aber vor dem edlen Mann wegen seiner echt christlichen Geduld, die er bewies gegenüber seiner kränklichen, launenhaften, reizbaren Gattin, die es zuletzt gar nicht

mehr gestatten wollte, daß sich sein hochgebildeter lebhafter Geist noch mit irgendwelchen wissenschaftlichen Arbeiten betätigen sollte. Man konnte es ihm zuweilen anmerken, sein Gemüt litt unter diesem Druck. Nach zuletzt sehr schmerzlichem Leiden starb die erste Gattin am 9. August 1910. Man konnte ihr immerhin nachrühmen, daß sie eine fleißige Kirchgängerin, eine eifrige Beterin und eine fröhliche Geberin war.

Der nun doch etwas vereinsamte Mann suchte Erholung in erneuter wissenschaftlicher Betätigung. Ja, er fühlte sich noch rüstig genug, gegebenenfalls eine kleine Gemeinde zu bedienen. Dazu kam es freilich nicht. Jedoch versorgte er die durch Pfarrwechsel unbesetzte Gemeinde zu Mehlville, Mo., während der Monate Dezember 1910, Januar und Februar 1911. Hier fügte es Gott, daß der Pfarrverweser in einer älteren Pflegetochter der Pfarrfamilie Will eine zutrauliche treue Seele fand, die willig war, ihm für die letzten Jahre seines Lebens eine Gefährtin und Gehilfin zu sein. So ging der verwittwete Prof. Otto seine zweite Ehe ein und zwar mit Fräulein Louise Kornmüller, am 1. März 1911. Mit ihr hat er noch fünf friedliche gemütliche Jahre verlebt, eine schöne glückliche Ehe. Sein dankbarer Sinn hat demselben Ausdruck gegeben, indem er die „Notizen für meinen Nekrolog" mit der Bemerkung schloß: „O welch große unverdiente Gnade ist's, daß es um den Abend Licht geworden." Da ihm die alte Mietswohnung zwecks Abbruch des Hauses gekündigt ward, so sah er sich genötigt, vor einigen Jahren sich noch ein bescheidenes Heim zu kaufen, wo auch seine zurückbleibende Gattin Wohnung behalten könnte. Da ist ihm in den alten Tagen noch recht die jugendliche Schaffenslust in die Glieder gefahren, sein Häuschen so behaglich wie möglich einzurichten, daneben ein Gärtchen anzulegen, auch noch Weinstöcke anzupflanzen und seine eigenen Hühner zu versorgen. Kurz, wer den fast achtzigjährigen rüstigen Greis so schalten und walten sah, der gönnte ihm noch einen langen schönen Feierabend. —

Um ihm nach all dem Bitteren, das er erfahren, besonders im Hinblick auf die „Katastrophe" in 1880 eine Freude zu machen, war es dem Schreiber ein Herzensanliegen gewesen, dem alten Professor einmal einen Tag besonders freudiger Ehrung zu bereiten im Verein mit seinen dankbaren Schülern. Die Gelegenheit dazu konnte nur sein 50jähriges Pfarramtsjubiläum bieten. Alle Versuche, das Datum seiner Ordination aus ihm herauszuforschen, schlugen fehl. In recht professorlicher Vergeßlichkeit hat er sich selbst auch nicht genau desselben erinnert. Wir mutmaßten, es müsse im Frühjahr 1865 gewesen sein, er gab hernach den 29. März an, während in den nachgelassenen Dokumenten der 1. Februar 1865 als der Tag der Ordination verzeichnet steht — die Bescheinigung der Kirchenbehörde war hingegen am 29. März ausgestellt. Die Feier fand hier in Columbia am 2. Juni 1915 statt, und war es dem würdigen Jubilar eine sichtliche Freude, so viele Amtsbrüder in herzlicher Liebe um sich versammelt zu sehen und auch

sonst gebührende Anerkennung zu finden. Immer wieder bekannte er in ungeheuchelter Demut: „Ach, das bin ich ja gar nicht wert.“

Nach 25jährigem Leiden starb am 3. März d. J. sein Sohn Hermann Otto im Diakonissenhospital zu St. Louis. Wie wohl hat es die Weisheit Gottes gefügt, daß dieses Schmerzenskind dem Vater in die ewige Heimat vorangehen durfte. Bei der diesjährigen Distriktskonferenz, die hier in Columbia vom 17. bis 22. Mai stattfand, zeigte sich der alte Herr noch in gewöhnlicher Frische und Rüstigkeit, nahm an den Konferenzverhandlungen regen Anteil, besuchte alle Gottesdienste. Unvergeßlich wird es vielen Brüdern mit mir bleiben, wie er mit warmer Beredsamkeit eine Resolution unterbreitete und durchsetzte, die er allen unsern Glaubensgenossen ans Herz legte, für eine wirklich neutrale Regierung unserer Vereinigten Staaten ihre Stimmen in die Wagschale zu werfen. Mit welch herzlicher Teilnahme hat er, der aus dem Herzen Deutschlands stammte, das Ergehen des alten Vaterlandes im gegenwärtigen Völkerkrieg verfolgt, wie jubelte er über die deutschen Heldentaten, wie entrüstete er sich über die englische Verlogenheit, wie schmachvoll empfand er den amerikanischen Waffenhandel! Wie gern hätte er noch den siegreichen Triumph der gerechten Sache und den Friedensschluß miterlebt.

Aber aus all dem wilden Weltgetümmel, aus dem schrecklichen Kriegsgetöse eilte der Herr mit seinem getreuen Knecht zum himmlischen Frieden. Ohne irgendwelche Vorboten traf ihn am Samstag, dem 24. Juni, ein Schlagfluß, welcher seine linke Seite lähmte. Er stand im Begriff, seiner jüngsten Tochter in St. Louis einen Besuch abzustatten. Während er noch im Hause umherging, wankte er zur Seite, ließ sich zum Lehnstuhl hinführen und wurde darin so hilflos, daß seine Gattin Mühe hatte, ihn zu Bette zu schaffen. Nachdem sie für das notwendigste gesorgt, bat sie einen Nachbarn den Arzt zu rufen. Der verordnete möglichste Ruhe und gab die nötigen Vorbeugungsmittel gegen einen zweiten Anfall. Die erste Nacht verging ziemlich gut. Erst am andern Tag, des Sonntags, erfuhren es die Kinder und der Schreiber, indem man die lieben Alten im Gottesdienst vermißte, den sie regelmäßig besuchten. Als wir zu ihm eilten, zeigte sich's, daß unter der Lähmung auch das Sprechvermögen gelitten und besonders der linke Arm ganz kraftlos war. Im übrigen hatte er seinen klaren Verstand. Das sei der Vorbote vom Ende deutete er an. Er habe in jüngeren Jahren schon einmal so einen Schlaganfall gehabt. Weil er aber ungemein frisch aussah, hofften wir auf Besserung. Er selber wünschte aufzustehen und machte mit unserer Hilfe den Versuch bis ans Fenster zu gehen. Am Abend kam die telephonisch herbeigerufene jüngste Tochter Frau Talitha Thilo, eine frühere Krankenpflegerin. Und die hat dann in allen den schweren Tagen während der heißen Sommerzeit ihm Hilfe und Beistand geleistet. Die Lähmung verlor sich je mehr und mehr. Und als der nächste Sonntag herbeikam, meinte er, als ob er sich entschuldigen wollte: Diesesmal werde ich noch nicht zur Kirche kom-

men können. In der zweiten Woche hatten seine Kräfte abgenommen, es stellte sich zeitweise etwas Fieber ein. Jedoch fühlte er sich nach einigermaßen stärkendem Schlaf des Morgens ziemlich erfrischt, so daß er ein wenig aufsitzen konnte und man schon daran dachte durch Herbeischaffen eines fahrbaren Krankenstuhls ihm noch mehr Genuß der frischen Luft zu gewähren. Freitagmorgen empfing er den Besuch der benachbarten Amtsbrüder J. Nollau, H. Buchmüller und K. Wiegmann. Am Samstagnachmittag kamen auch noch der ehrw. Synodalpräses und Editor des Friedensboten. Jedoch dann hatte schon eine bedenkliche Verschleimung der Lunge eingesetzt, was ihm noch heftige Schmerzen verursachte. Sonntag, den 9. Juli, konnte man sehen, es ging dem Ende zu. Natürlich wurden ihm oftmals während seiner Leidenszeit biblische Trostsprüche, ermunternde Liederverse zugesprochen. Er war sehr geduldig und gefaßt, in Gottes Willen ergeben, wie wohl er auch ein schmerzliches Stöhnen hören ließ. An jenem Sonntagabend 10 Uhr waren seine Kinder und Enkelkinder noch um sein Sterbebett versammelt. Und im herzlichen Gebet befahlen wir den Heimgehenden in die treuen Hände des ewigen Gottes und Heilandes Jesu Christi. Mit dem Segen des Herrn schieden wir von ihm, hoffend, ihn noch am andern Morgen unter den Lebendigen zu sehen. Aber in der Nacht, ½2 Uhr früh, am Montag, dem 10. Juli 1916, war er heimgegangen mit weitgeöffneten Augen nach dem Lichte schauend. Mit friedlich verklärtem Antlitz lag er auf der Totenbahre.

Donnerstag, den 13. Juli, wurde er als ein großer Mann unserer evangelischen Kirche feierlich begraben. Ungeachtet der brennenden Sonnenhitze hatte sich ein großes Gefolge eingestellt, etwa 50 Pastoren, auch eine Anzahl Pfarrfrauen. Mit dem Ornat angetan holten die jüngeren Pastoren die teure Leiche vom Trauerhause ab, wo der Editor des „Friedensboten," Dr. Wm. Theo. Jungk amtierte. Die Träger waren ältere Schüler, die Pastoren: J. Nollau, K. Wiegmann, F. J. Buschmann, K. Dörnenburg, H. Walser, E. Eilts. In der Kirche sprach Dr. L. Häberle das Eröffnungsgebet. Abwechselnd mit trostreichen Gesängen des Brüderchors und des gemischten Gemeindechors redeten der ehrw. Synodalpräses Pastor Joh. Baltzer, der ehrw. Distriktspräses Pastor K. Dexheimer, Pastor Jakob Irion im Namen der ehemaligen Schüler, Herr Direktor Prof. W. Becker, als Vertreter der Lehranstalten, und Pastor H. Buchmüller, der ehrw. Senior und Vorsitzende des Pfarrkränzchens. Der Ortspastor verlas den Nekrolog. Am Grabe widmete Pastor P. Wendt als Sekretär des Pfarrkränzchens dem verehrten Entschlafenen noch einen warmen Nachruf, der Ortspastor vollzog die Einsegnung, gemeinsam wurde noch das Apostolikum und das Gebet des Herrn gesprochen. Stille verließ man die Grabstätte mit dem Wunsch, daß die Verheißung Daniels an dem Heimgegangenen sich erfülle: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Nachschrift, insbesondere für die ehemaligen Schüler.

Die Grabstätte auf dem Gottesacker der Evang. St. Pauls-Gemeinde ist von derselben dem ehemaligen Pastor geschenkt. Sie ist mit einem einfachen würdigen Familien-Grabstein versehen, auf welchem die Namen von vier Personen mit Datum der Geburt und des Todes eingehauen stehen, resp. werden. So findet sich gar kein Raum, der Nachwelt kund zu tun, welch ein für die Synode bedeutender Mann da begraben liegt. Da müßte schon eine Extragedenktafel gestiftet werden, wie etliche alte Schüler es nach dem Begräbnis ausgesprochen haben. Es wird nun hiermit der Vorschlag gemacht, wer immer einen kleinen Beitrag dazu geben will, solchen gelegentlich an den Synodalschatzmeister Pastor H. Bode einzusenden. Je nach der eingegangenen Summe kann dann ein entsprechendes Memorial angeschafft werden.

W. S.

Die Bedeutung des Alten Testaments für die christliche Predigt.

Von Prof. E. Otto. (Kurz vor seiner letzten Krankheit geschrieben.)

Schleiermachers nicht recht befriedigender Lehrsatz über das Alte Testament, den er nur als einen Zusatz zu den eigentlichen Lehrsätzen über die Heilige Schrift angesehen haben will, lautet: „Die alttestamentlichen Schriften verdanken ihre Stelle in unserer Bibel teils den Berufungen der neutestamentlichen auf sie, teils dem geschichtlichen Zusammenhang des christlichen Gottesdienstes mit der jüdischen Synagoge, ohne daß sie deshalb die normale Dignität oder die Eingebung der neutestamentlichen teilen." In dieser Stellungnahme des großen Theologen tritt einerseits die Nachwirkung seiner herrnhutischen Herkunft zutage. Die herrnhutische Frömmigkeit war ja, oft bis zur Einseitigkeit, was man nennt, christozentrisch, das paulinische Wort, daß uns Christus gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, ward in fast marcionitischer Weise ausgebeutet zur Konzentrierung alles religiösen Denkens und Fühlens auf die Person Jesu, von dieser Verengung der Religion ist Schleiermacher wohl frei, aber in seiner Bewertung des Alten Testaments spricht sich doch auch der Gedanke aus: haben wir im Neuen Testament das Zeugnis von Christo, ist die Erkenntnis seines Wesens und Tuns uns in demselben zugänglich gemacht, was bedürfen wir dann weiter Zeugnis? In dem, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, ist uns was zum göttlichen Leben und Wandel gehört, alles gegeben, das Neue Testament, die Bewahrung seines Inhaltes, ist zum Bestande der Kirche unerläßlich, die Kirche würde ohne diesen geistigen Besitz aufhören zu sein, das Alte Testament könnte ihr, wenn's sein müßte, verloren gehn, und sie bliebe dennoch, wenn nur der Geist des Neuen Testaments in ihr lebte, was sie ist und nach Gottes Willen sein soll.

Auf der andern Seite ist die Stellungnahme des Mannes beeinflußt durch das „Environment,“ in dem er sich zu bewegen hat, er hat es zu tun mit den zu damaliger Zeit die theologische und kirchliche Bewegung hauptsächlich bestimmenden Gegensätzen von Rationalismus und Supranaturalismus, welche beide von verschiedenen Standpunkten aus den Unterschied in der Dignität zwischen beiden Testamenten zu verkennen neigten und zur Pflege christlicher Erkenntnis und Erbauung das alttestamentliche Wort dem neutestamentlichen gleichstellten oder gar vorzogen. Die rationalistische Predigt ging gern neutestamentlichen Texten aus dem Wege, die ihr zu idealistisch gehalten das Verständnis des gemeinen Mannes zu überschreiten schienen, und erging sich mit größerem Behagen an der Breittretung allgemeiner Vernunftwahrheiten und moralischer Grundsätze, zu denen das Alte Testament die Motive darbot. Für den Supranaturalismus war die christliche Wahrheit weniger ein Einheitliches, das so zu sagen, mit einem Blicke erfaßt und mit einer Willenstat aufgenommen werden kann, in der Person Christi, sondern eine Summe, ein Apparat alles Ueberlieferten. In dem Wunderbuche der Heiligen Schrift (dem Buch aller Bücher, wie manche mit mitßglücktem Ausdruck zu sagen pflegen), sind die göttlichen Wahrheiten enthalten, ein Bestandteil im wesentlichen dem andern gleichwertig; da lag es gleichfalls nahe, daß die Wunderereignisse und erfüllten Weissagungen des Alten Testaments ebenso gern wie die neutestamentlichen zum Erweis des supranaturalen Charakters der Offenbarung herangezogen wurden.

Die stark subjektiv fundierte, aus seiner persönlichen Individualität und Lebenserfahrung herausgestaltete Theologie Schleiermachers hat wohl einen kräftigen Impuls geben können, doch mußte sie auch Reaktion hervorrufen. Er benutzt die Heilige Schrift und die reformatorischen Bekenntnisschriften eben nur als Belege zum Beweise dafür, daß seine aus der persönlichen Erfahrung entnommenen Glaubenssätze genuin christlich und evangelisch sind, und die Hinzufügung eines Beleges aus dem Alten Testament ist dafür überflüssig.

Die Heilige Schrift aber ist nicht bloß Beleg, sondern auch Quell unseres Glaubens, der Inhalt desselben ist geschichtlich vermittelt. Ehe an die Deutung des Tatsächlichen gegangen werden kann, muß die Erforschung und Feststellung derselben vorangehen. Streben nach Erkenntnis des Tatsächlichen in Natur und Geschichte ist wohl zweifellos die Hauptsignatur des geistigen Strebens im letzten Jahrhundert, wenngleich natürlich fortwährend die Versuche zur Deutung desselben daneben aufgetaucht sind. Wenngleich demnach nach Schleiermacherschem Prinzip die Erforschung dessen, was wir im Alten Testamente haben, genau genommen eine irrelevante Sache war, so daß er den Vorschlag machen konnte, daß in unsern Bibeln das Alte Testament oder namentlich die Psalmen und prophetische Stellen dem Neuen Testament als Anhang hauptsächlich zum Zwecke der Erbauung anzu-

fügen seien, so hat sich gerade seit ihm die historische Forschung mit höchstem Interesse dem Alten Testament zugewendet.

Es ist hier nicht der Ort, eine kurzgefaßte Einleitung zu den Schriften des Alten Testaments zu produzieren, wie sie im engen Rahmen eines Magazin-Artikels geboten werden könnte, sondern nur kurz, gewissermaßen statistisch den Sachbestand zu konstatieren, wie sich die theologische Wissenschaft im Laufe des letzten Jahrhunderts zum Verständnis und zur Bewertung des Alten Testaments gestellt hat. Einen kräftigsten Gegenstoß gegen Schleiermacherischen Subjektivismus suchte auf der einen Seite die Richtung zu führen, die man der Küurze wegen nach einer ihrer vornehmlichsten Vertreter die Hengstenbergsche Schule benennen kann, im wesentlichen eine Fortsetzung des Supranaturalismus und Anwendung desselben auf das Gebiet geschichtlicher Forschung. Die Schrift, die ganze Schrift, natürlich mit Einschließung des Alten Testaments ist Gottes Wort, die traditionellen Angaben über ihre Herkunft sind sämtlich zuverlässig, sie lassen sich wissenschaftlich verteidigen, und es ist Aufgabe der Wissenschaft, dies zu tun. Die fünf Bücher Mose also z. B. sämtlich von Mose verfaßt mit Ausnahme etwa der letzten acht Verse, die von Josua hinzugefügt sind, die dem David zugeschriebenen Psalmen auch wirklich alle von ihm gedichtet, die 66 Kapitel des Jesajabuches auch wirklich alle vom Sohne des Amoz u. s. w., die prophetischen Weissagungen beziehen sich alle direkt und ausschließlich auf den Erfüller Christus, die Ansprüche alttestamentlicher Frömmigkeit, einschließlich der Rachepsalmen sind normativ auch für christliches Denken. Es wird wohl von Kennern behauptet, daß diese Richtung in der theologischen Wissenschaft gegenwärtig keinen Vertreter mehr habe, aber daß die von ihr vertretenen Anschauungen auch in der Gemeinde bei Laien und Predigern ausgestorben seien, läßt sich nicht sagen. Den Vertretern dieser Richtung darf natürlich der Wahrheitssinn nicht abgesprochen werden, sie wollten mit wissenschaftlichen Mitteln die Wahrheit verteidigen, aber dieselbe war ihnen doch mehr eine von außen, durch die Tradition, gegebene als durch eigene Prüfung zur Ueberzeugung gewordene, und so nahmen sie in der Führung der wissenschaftlichen Untersuchung mehr den Standpunkt von Advokaten als von unparteiischen Richtern ein.

Auf der andern Seite äußerte sich das Interesse am Alten Testament in der Form der Kritik, die ja schon in der Vor-Schleiermacherschen Zeit begonnen hatte. Dieselbe kehrte natürlich zuerst ihre negative Seite hervor und ward daher gern mit dem Namen negative Kritik belegt, was zu der Auffassung verleiten konnte, als sei es ihre Art und ihr Prinzip, alles zu negieren. Prinzip der Kritik war und ist es vielmehr, jede einzelne Schrift aus sich selbst, aus den sich in ihr darbietenden Merkmalen zu erklären und aus den in ihr erkennbaren oder vorausgesetzten Zeitverhältnissen ihre Entstehungszeit zu erschließen, und so mußte sie in mühsamer und oft auch dem Zweifel und Irrtum ausgesetzter Arbeit sich selbst korrigierend und zurechtfindend auch zu

positiven Ergebnissen vorzubringen versuchen. Die Arbeit derselben spaltete sich naturgemäß in die beiden Zweige der eigentlichen literarischen und der geschichtlichen Untersuchung. Das Resultat der ersteren, die von der Untersuchung der Genesis ausgegangen ist, ist die unter den Exegeten gegenwärtig fast zu allgemeiner Anerkennung gelangte Quellentheorie. Wenn auch leicht begreiflicherweise über die Abgrenzung der Quellenschriften von einander vielfach Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten sind, so kann doch als gemeinsam anerkanntes Ergebnis zunächst der Pentateuchforschung angesehen werden: Die Thora, das Gesetzbuch Israels in der Gestalt, wie es jetzt vorliegt, ist erst in der nachmosaischen Zeit aus einer Mehrheit von Quellenschriften zusammengewachsen, und die gleiche Art der Entstehung läßt sich auch an den andern Geschichtsbüchern der vorexilischen Zeit erkennen. Den Ausgangspunkt für die Quellenscheidung hat bekanntlich die Beobachtung des Gebrauches der Gottesnamen gebildet. Der Umstand, daß fast die meisten Ereignisse unter Modifikationen doppelt oder mehrfach berichtet worden in regelmäßig wiederkehrender Nüanzierung und mit abwechselndem Gebrauch der Namen Elohim und Jahve, ja daß offenbar eine zweispaltige Tradition über das Alter des Jahve-Namens vorliegt. (Gen. 4, 26 u. Exod. 6, 3) hat zu dem Schlusse geführt, daß der uns vorliegende Text aus einer Mehrheit von Urkunden, zunächst einer elohistischen und einer jahvistischen zusammengearbeitet sei. Unter nachwirkendem Einfluß der älteren traditionellen Ansicht war man anfänglich geneigt, von e i n e m ursprünglichen Verfasser, von dem Verfasser einer Grundschrift zu reden und als solchen den Verfasser des ersten Kapitels der Bibel, also den sogenannten Elohisten anzusehen, dem dann ein zweiter Verfasser, der Jahvist, sich als Ergänzer hinzugefügt habe. Der Verlauf der Untersuchung wies daraufhin, daß die Jahvistischen Partien nicht bloß als Ergänzungsstücke zu einer Grundschrift, sondern als ein einheitlich selbständiges Geschichtswerk anzusehen seien, und zugleich, daß noch eine zweite elohistische Schrift von der „Grundschrift" unterschieden, als Quelle anzunehmen sei: Die ehemalige Grundschrift, der der größte Teil der kultischen Gesetzgebung (3. Mose) zugeschrieben wird, erhielt daher den Namen Priesterschrift. Da auch das Deuteronomium als eine selbständige Schrift anzusehen ist, so ergeben sich für den Pentateuch vier Quellschriften, die mit den Abkürzungen P., J., E. und D. bezeichnet zu werden pflegen. Die neuere Einleitungswissenschaft lehrt also, kurz gesagt, den Pentateuch, oder mit Hinzuziehung des Buches Josua den Hexateuch, ansehen nicht als das Werk eines einzigen Verfassers, dem etwa hie und da etliche erklärende und ergänzende Zusätze angefügt seien, sondern als ein Werk etwa in Analogie mit den Evangelienharmonieen, wie sie seit Tatians Dietessaron in der christlichen Kirche mehrfach angestrebt sind, wie wir eine Probe davon im Anhang unseres Gesangbuches in Bezug auf die Leidensgeschichte vorliegend haben. Wenn in neuerer Zeit wieder Versuche gemacht werden, an diesem Resultate zu rütteln und wieder von

vorn anzufangen, wie dies z. B. geschieht in der Schrift von Möller: „Wider den Bann der Quellenscheidung," so bezeugt dies bloß, daß die Quellentheorie doch einen fesselnden, zwingenden Eindruck auf die an der Forschung sich Beteiligenden gemacht haben muß. Erklärlich werden solche Versuche nur als Reaktion gegen eine Zuvielwisserei; besonnene Kritik hat sich ja nie angemaßt, alles zu deuten, und weiß, daß es bei manchem Non liquet bleiben muß.

Die rein literarische Kritik hätte wahrscheinlich, als bloß die Kreise der Gelehrten angehend, nicht so viel Aufsehen und Widerspruch erregt, wenn nicht die geschichtliche ihr zur Seite getreten wäre, wodurch der Anschein entstand, als wären beide unlöslich miteinander verknüpft, als böte die Geschichtsauffassung allein die Lösung der literarischen Rätsel, und das literar-kritische Urteil habe einen Umsturz bisheriger Geschichtsauffassung zur Konsequenz. Das Auftreten dieser geschichtlichen Kritik ist bekanntlich insonderheit mit dem Namen Wellhausens verknüpft, wenn er auch schon Vorgänger gehabt hat und insonderheit an die Vorarbeit Grafs anknüpfte. Herrschende Ansicht war lange Zeit, daß P. die älteste Quellenschrift sei, und daß ihm J. E. oder E. J. und dann D. gefolgt sei: Graf ging nur von der Voraussetzung aus, daß das Deuteronomium den festen chronologischen Punkt darbiete, von welchem aus über Priorität oder Posteriorität der übrigen Quellschriften entschieden werden könne. Nach 2. Kön. 22 ist im 18. Regierungsjahre des Josia, d. i. 621 v. Chr. im Tempel ein vergessenes Gesetzbuch aufgefunden, das wahrscheinlich nicht lange vor seiner Auffindung auch verfaßt gewesen ist: Dies Buch ist, nach Grafs Annahme, unser Deuteronomium gewesen. Nun wird von Graf eingehende Untersuchung angestellt: welche Gesetze werden vom Deuteronium als bestehend vorausgesetzt und welche kennt es noch nicht? Er fand, daß die Gesetzgebung von P. (namentlich also Lev.—Num.) jünger sein müsse als das Deuteronomium, also exilischen oder nachexilischen Ursprungs, wollte aber die geschichtlichen Partieen von P. immer noch als Grundschrift angesehen wissen. Nun tritt Wellhausen ein, die Grafsche Inkonsequenz einer Spaltung von P. in einen ältesten und jüngsten Bestandteil korrigierend und die ganze früher als Grundschrift angesehene Priesterschrift der nachexilischen Zeit zuweisend. Seine Ansicht über die literarische Komposition des Pentateuchs ist also kurzgefaßt folgende: Keine von den ihren Bestand bildenden Quellschriften geht in ihrem Ursprunge hinter die Königszeit zurück, da also zwischen ihrer Abfassungszeit und den in ihnen berichteten Begebenheiten Jahrhunderte, ja Jahrtausende liegen, so sind ihre Berichte sagenhaft. Zuerst sind zwei Schriften, J. und E. zu einem Geschichtsbuche J. E. verbunden worden, dessen erzählenden Inhalt nur kurze Gesetze (Exod. 20—23. 24) hinzugefügt sind. Darauf folgt das Deuteronomium, durch dessen Verfasser zugleich J. E. überarbeitet ist. Neben J. E. und D. steht als selbständiges Werk der Priestercodex P. Der letzte Redakteur des Hexateuchs R., vielleicht Ezra, der J. E. und D. mit P. zusammengearbeitet hat,

fußt auf dem Priestercodex, geht von seinen Vorstellungen aus und gebraucht seine Ausdrucksweise. J. E. weiß noch nichts von einer in einem Gesetz geforderten Einheit des Kultus, nach ihm opfern die Frommen Israels an jeder Stätte, wo Gott in besonderer Weise seines Namens Gedächtnis gestiftet hat (Exod. 20, 25), das Deuteronomium fordert die Einheit des Kultus, der Priesterkodex setzt dieselbe als von jeher bestehend voraus.

Das Geschichtsbild, das Wellhausen vom Volke des alten Bundes entwirft, ist von der Evolutionstheorie beeinflußt, eine Entwicklung von unten nach oben ist auch im religiösen Leben des Volkes Israel anzunehmen. Dasselbe ist von Haus aus götzendienerisch gewesen (Amos 5, 28 u. a.) dann ist es zum Henotheismus vorgeschritten, Jahve ist sein Nationalgott geworden, hauptsächlich als Kriegsgott aufgefaßt, gleichwie etwa Kamos der Moabiter, der ethische Monotheismus ist erst Erzeugnis der Wirksamkeit der Propheten, der Prophetismus ist älter als der sog. Mosaismus. Da nun aber so vieles im Alten Testament mit diesem der Analogie mit andern Entwicklungen entsprechenden Geschichtsbilde nicht stimmt, so ist über das erstere zu urteilen, daß seine Ueberlieferungen der Wirklichkeit nicht entsprechend teils als rein sagenhaft (J. E.), teils tendenziös (P.) entstellt anzusehen sind. Diese durch die Wellhausensche Schule inaugurierte Phase hat nun eigentlich den Streit für und wider Kritik zu einem brennenden gemacht und in seine Führung Animosität eingemischt. Im praktischen war die Folge, daß auf der einen Seite sich Zweifel erhob, ob denn überhaupt noch das Alte Testament, wenigstens seine „biblische Geschichte“ noch in der Predigt und im Jugendunterricht zu verwenden sei, während anderseits viele sich veranlaßt sahen, Kritik mit Umsturz zu identifizieren, und sich gewissermaßen moralisch verpflichtet fühlten, an den durch die Tradition von Jahrhunderten geheiligten Anschauungen über die Entstehung des Alten Testaments unbesehens festzuhalten.

Nun hat bekanntlich das Geschichtsbild, das beim Auftreten der Wellhausenschen Schule noch Anspruch auf Geltung erheben konnte, die allerbedeutendsten Korrekturen erfahren. Die Wiedererschließung des alten Orients, die Auffindung und Deutung der assyrischen, babylonischen, ägyptischen Inschriften und Literaturen, haben ein neues Licht auf die Zustände und das innere Leben auch des Volkes Israel geworfen. Einerseits hat es sich immer mehr gezeigt, daß dies Volk an einer Kultur teilgenommen hat viel viel älter, als man bei bloßer Benutzung des Alten Testaments anzunehmen gewöhnt war, daß ihm religiöse Vorstellungen zugänglich gewesen sind, deren es eine ältere Geschichtsauffassung nicht für fähig gehalten hat, man denke nur an den Parallelismus der Gesetzgebung Hamurabis mit dem mosaischen Bundesbuche. der babylonischen Bußpsalmen mit den israelitischen. Anderseits stellt es sich glänzend heraus, daß die israelitische Literatur bei aller generellen Verwandtschaft mit etwa der babylonischen doch eine individuell be-

sondere Art hat, daß mit einem Worte ein Geist in ihr waltet, wie in keiner andern Literatur in der Welt.

Die theologisch wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Alten Testament ist heute wie vor einem Jahrhundert noch im Stadium des Ueberganges und der Gärung begriffen, und es ist hier nur mit groben Strichen die Situation zu zeichnen versucht, der der Theologie Studierende konfrontiert wird, und in der er seine Stellung zu nehmen suchen muß.

So unberechtigt es nun sein würde, dem Studierenden der Theologie den Stand der Sache auf dem Gebiet eines Zweiges seiner Wissenschaft vorzuenthalten, und so wenig es sich für den Geistlichen empfehlen würde zu sagen: Der Streit der Kritik geht mich nichts an, denn Gewisses weiß man doch nicht, so sehr haben wir doch Recht und Pflicht, uns zu erinnern, daß wir als Prediger des Evangeliums eine ganz andere Stellung zum alten Testamente einnehmen, denn als Kritiker. In der Stellungnahme zu Fragen der Kritik mögen Meinungsverschiedenheiten unvermeidlich und unausrottbar sein, in Bezug auf die Verwendung des Alten Testaments zur Verkündigung des Evangeliums ist nur eine berechtigt, dieselbe die wir bei Jesu und den Aposteln finden. Christus spricht: „Wie steht im Gesetz geschrieben, wie liesest du?“ „Habt ihr nicht gelesen, was David tat?“ „Habt ihr nicht gelesen von der Toten Auferstehung?“ „Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz: ich habe gesagt, ihr seid Götter, und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden?“ „Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir, denn Moses hat von mir geschrieben.“ Er kennt allerdings auch einen Gebrauch der Schrift, der zu nichts hilft, weil man nicht die Wahrheit, sondern nur die Bestätigung eigener Meinung in ihr sucht. „Ihr durchsuchet die Schriften, denn ihr meint, ewiges Leben darin zu haben.“) Und er erklärt frei, daß die Forderungen des darin enthaltenen Gesetzes noch nicht der vollkommene Ausdruck des Willens Gottes seien, so wie er ihn selber erfaßt und erfüllt, und er setzt ihnen sein: „Ich aber sage euch“ entgegen. — Und Paulus: „Was uns zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben,“ und: „Weil du von Kind auf die Heilige Schrift weißt,“ u. s. w.

Wenn wir als Verkündiger des Wortes Gottes vor oder in der Gemeinde stehen, sei es vor den Erwachsenen oder vor den Kindern, so ist uns das Alte Testament gegeben, nicht um mit Hilfe desselben Naturgeschichte oder Weltgeschichte zu lehren, sondern um mittels desselben Evangelium zu lehren. Was zum Verständnis und zur rechten Verwendung des alten Testaments herzugebracht werden muß, ist die πίστις χριστοῦ, was ebensowohl mit Glaube an Christum als mit Glaube Christi übersetzt werden darf, sonst geht es in anderem Sinne nach dem Worte der Samariterin: Herr, hast du doch nichts, womit du schöpfest, und der Brunnen ist tief. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle, das gilt auch vom Alten Testament, aber das Gefäß, womit geschöpft werden muß, ist der evangelische Glaube. Es bleibt bei dem al-

ten Wort Augustins: novum testamentum in vetere latet, vetus in novo patet. Ein Marcion konnte einst das ganze Alte Testament beiseite schieben und behaupten, der Sohn Gottes sei plötzlich unvermittelt auf irgend eine Weise vom Himmel gekommen; wir legen heutzutage so viel Wert auf Religionsgeschichte, suchen die Spuren der Entstehung und Entwicklung religiöser Vorstellungen und Antriebe bis auf ihre Anfänge zu verfolgen. Die Religionsgeschichte oder vielmehr die Religionsstatistik und Geographie, denn von Geschichte im eigentlichen Sinn kann hier kaum die Rede sein, zeigt eine Mannigfaltigkeit religiöser Vorstellungen und Aeußerungsformen auf, die sich neben und hinter einander aufrichten lassen, so daß dadurch der Anschein erweckt werden kann, als hätte man eine Entwicklungsreihe in unmerklichen Uebergängen vom Unvollkommensten, Primitivsten bis zum Vollkommensten, Unüberbietbaren vor sich, und als ließe sich dieser geistige Entwicklungsgang von unten nach oben auch als eine Art Naturproceß ansehen, zu dessen Ingangsetzung es nur eines minimalen primum movens äußerweltlicher Natur bedurfte, während der ganze weitere Verlauf in innerweltlicher Gesetzlichkeit, ähnlich dem Prinzip des Survival of the Fittest sich vollziehen konnte. So plausibel sich diese Auffassung der Religionsschichte machen läßt, so entbehrt sie doch des Beweises und beruht auf einer petitio principii. Die Konsequenz dieser Anschauung würde sein und ist ja auch oft so gezogen, daß das Christentum, speziell die Person Christi nach ihrem inneren Wesen auch nur anzusehen sei als das Resultat vorangehender wirkender Kräfte auf dem Gebiete des menschlichen Geisteslebens, sozusagen, als die höchste oder eine der schönsten Blüten auf dem Boden der Menschheit. Daß dies nicht die Anschauung des Neuen Testaments, nicht der Inhalt des Selbstbewußtseins Jesu ist, braucht nicht gesagt zu werden. Wohl nennt sich Jesus des Menschen Sohn und hat damit auch das ausgesprochen, daß er nicht bloß ein Zugehöriger zum Volke Israel ist, aber als den Urgrund seines Wesens kennt er den Vater, den Herrn Himmels und der Erde. Nun ist ja klar, daß der Glaube an Gott den Vater die Voraussetzung alles christlichen Glaubens ist, daß man diesen Glauben in jedem Worte des Neuen Testaments vorausgesetzt und bezeugt findet, so daß man also den allmächtigen Vater nicht zu verschweigen braucht, wenn man Christum den Gekreuzigten verkündet, aber warum den Brunnen zudecken, aus welchem das Lebenswasser so reichlich sich schöpfen läßt, warum auf das Alte Testament verzichten, das doch der christlichen Predigt den unaussprechlich großen Dienst leistet, daß es auf allen seinen Blättern den fundamentalen Gedanken ausspricht, ohne den auch das Christentum nicht verständlich ist, den Gedanken des überweltlichen, frei persönlich waltenden, erziehenden, zielsetzenden Gottes, des Herrn der Natur und Leiters unserer Schicksale. Wenn es doch wohl der Endzweck aller Predigt sein wird, die Hörer in die rechte persönliche, religiös sittliche Beziehung zu Gott versetzen zu helfen, die Gesinnung des demütigen Dankes, des Vertrauens und Gehorsams zu erwecken und zu kräftigen,

so muß das doch geschehen durch den Hinweis auf die Selbstoffenbarung des unsichtbaren Gottes. In besonderen Lagen, bei Erntefeiern, Siegesfeiern, Leichenbegängnissen und dergl. mag die unmittelbar umgebende Gegenwart als Mittel solcher Selbstoffenbarung Gottes sich in den Gesichtskreis drängen, sonst sind wir auf die Vergangenheit, auf die geschichtliche Offenbarung Gottes angewiesen. „Wir schauen in einem Spiegel," die Gedanken Gottes stellen sich uns dar in den Erfahrungen der einzelnen Menschen und der Völker, und der Prediger kann des Hilfsmittels nicht wohl entbehren, Gestalten der Geschichte heraufzurufen, um an ihnen das Handeln Gottes anschaulich zu machen. Man mag dabei sagen, je mehr je besser, je mehr ihm solche Bilder zu Gebote stehen, desto vielseitiger wird er imstande sein, Gottes Tun und Wesen zur Veranschaulichung zu bringen. Damit er aber dazu imstande sei, ist nicht nur nötig, daß er selbst die Bilder der Vergangenheit reichlich und lebendig vor Augen habe, sondern auch, daß er bei den Hörern eine Vertrautheit mit denselben voraussetzen darf, ein entgegenkommendes Verständnis für das, was er oft nur andeutend erwähnen kann. Wo aber fände er eine reichere und bessere Bildergallerie als im Alten Testament, die der verhältnismäßig engen des Neuen Testaments sich an die Seite reihte? Der ästhetisch oder klassisch gebildete Prediger mag's ja wohl manchmal bedauern, daß er zur Veranschaulichung religiös sittlicher Gedanken nicht auch auf andere Bilder hinweisen kann, etwa auf die Gestalten dichtender Kunst, eines Hamlet oder einer Iphigenie, oder auf die griechische Dichtung eines Hektor, Odysseus, Jason u. dergl., oder auf den gehörnten Siegfried und den treuen Rüdiger; darauf muß er verzichten, denn man würde ihn nicht verstehen, aber er wird sich sagen: das kann man entbehren, aber die alttestamentliche Geschichte entbehrt sich schwer. Wo finden wir eine Geschichte, deren Gestalten in gleicher Weise in religiös sittliche Beleuchtung gestellt wären, so daß sich überall erkennen läßt, wie das Auge Gottes auf jedem ruht, warnend, strafend, vergebend und segnend. Wie übel ist namentlich im Konfirmandenunterricht der Prediger daran, wenn er religiös sittliche Lehren nicht bloß dem Gedächtnisse einprägen, sondern lebendig dem Verständnis nahebringen und dadurch ins Herz legen will, wenn er bei den Kindern in Bezug auf Kenntnis biblischer Geschichte tabula rasa vorfindet, wie hemmend ist es, wenn bei den Erwachsenen nachher dieselbe Unfertigkeit vorausgesetzt werden muß. Ueber alttestamentliche Texte predigen ist ein gutes Ding, aber zu dem Zweck, die alttestamentliche Geschichte zu l e h r e n reicht die Sonntagspredigt nicht aus, deren Zweck es ja auch gar nicht ist, die Geschichte zu l e h r e n, sondern mit ihrer Hilfe zu erbauen. Als der Perikopenzwang herrschte und Predigt über alttestamentliche Texte also verboten war, konnte doch reichlicherer Gebrauch von Alten Testament gemacht werden als im ganzen heutzutage. Sozialdemokratisch und antisemitisch Beeinflußte mögen sagen: was gehen uns die alten Juden an, wir haben heute andere Interessen näher liegend; aber einmal verbirgt sich dahinter doch viel-

fach die Abneigung gegen biblisches Christentum überhaupt, und sodann wirkt dabei das Mißverständnis nach, an dem die supranaturalistische Predigt nicht schuldlos ist, als werde durch die Sanktionierung des Alten Testaments als Gottes Wort auch eine Stellung zu demselben gefordert, wie sie etwa im späteren Judentum zutage getreten ist, wo auch jeder Buchstabe als inspiriert, jede Ueberlieferung als fehllos angesehen ward. Die alten Juden gehen uns nichts an, sie verherrlichen wir nicht, aber den Gott Israels, der sich an und in ihnen bezeugt hat. An der Hand des Alten Testaments gilt es, neutestamentliches Evangelium zu verkündigen, und dazu bietet dasselbe die reichgefüllte Hand. Es ist nicht ein Herabsteigen auf ein niederes Niveau, wenn der christliche Glaube Belebung und Nahrung im Worte des Alten Testaments sucht, sondern er erfährt es: Hier ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Der Grundgedanke alttestamentlicher Frömmigkeit, wie er im ersten Psalm seinen Ausdruck findet, daß der Segen Gottes auf der Gerechtigkeit ruht, bleibt immer die Basis, der Nährboden, auf welchem die vom Geiste des neuen Bundes geforderte und ermöglichte Willigkeit erwachsen kann, auf eigenes irdisches Wohl zu verzichten, das Kreuz auf sich zu nehmen und auch im Leiden und Unterliegen der Herrlichkeit teilhaftig und gewiß zu sein.

Wenn es vorübergehend hat scheinen mögen, als sei die Wertschätzung des Alten Testaments durch die Ergebnisse und Konsequenzen der Kritik bedroht und erschüttert, so ist praktisch diese Besorgnis beseitigt durch die glänzende Rehabilitation, welche das alttestamentliche Wort in den Gottesdiensten unserer kämpfenden Heere erfahren hat. Da ist kein „Zusammenbruch des Christentums," sondern ein Zurückgehen auf die aktuellen Wurzeln desselben, wenn die tiefsten Empfindungen des Herzens im alttestamentlichen Worte ihren Ausdruck erhalten und wenn die Ueberzeugungen ausgesprochen und Empfindungen aufgelöst werden, die auch dem Juden und dem Mohammedaner mit dem Christen gemein sein können. Wenn noch einmal kurz zusammengefaßt werden darf, was diese Aphorismen über die Bedeutung des Alten Testaments haben sagen *wollen*, so sind es insonderheit drei Gesichtspunkte, von denen aus es als eine Selbstberaubung angesehen werden müßte, wenn die Kirche auf den Gebrauch des Alten Testaments in Predigt und Unterricht verzichten wollte:

Dasselbe ist zum ersten das kräftigste und edelste Zeugnis des ethischen Monotheismus, es bezeugt allem Monismus und Pantheismus gegenüber den überweltlichen frei persönlich waltenden Gott, der die Entwicklung wohl veranlaßt und leitet, aber nicht in ihr aufgeht.

Es bietet in der reichen Auswahl seiner Geschichtsbilder den Spiegel des menschlichen Seelenlebens sowohl als der göttlichen Reaktion auf die Aeußerungen desselben.

Der alttestamentliche Grundgedanke von der sich schon in diesem Leben manifestierenden vergeltenden Gerechtigkeit Gottes löst nicht alle Rätsel, welche die Vorsehung in ihren dunkeln Wegen den Menschen

aufgibt, aber doch sehr viele, um nicht zu sagen die meisten, und indem auch beim Ausbleiben der Vergeltung in diesem Leben der Bund des Frommen mit Gott unverbrüchlich fortbestehend gedacht wird, so erscheint das, was das Neue Testament als Enthüllung zeigt, als Postulat des alten, die Realität eines überweltlichen Lebens.

Die hauptsächlichsten indischen Sekten in Chattisgarh.*)

Von Missionar K. W. Nottrott.

IV. Das Leben von Kabir.

Kabir, wohl einer der interessantesten Erscheinungen in der nichtchristlichen Religionsgeschichte, hat einen sehr großen Einfluß auf das religiöse Denken Nordindiens ausgeübt, auch sehr weit über seine direkten Anhänger hinaus. Der Zweck seines Lebens war, den Brahmaismus mit dem Muhammedanismus zu vereinigen und die Bewohner Indiens von der geistlichen Herrschaft der Brahminen und dem Zeremoniendienst ihrer Religion zu befreien. Da er ein Zeitgenosse des großen deutschen Reformators war, so hat man ihn nicht mit Unrecht den Luther Indiens genannt.

Kabir soll nach der Angabe seiner Anhänger von 1398—1518 gelebt haben. Die Jahreszahl seines Todes ist jedenfalls richtig, aber bei der Zahl seines Geburtsjahres wird wohl der Wunsch mitgeholfen haben, ihn zum Zeitgenossen des großen Bhaktilehrers Ramananda zu machen, um die jedenfalls richtige Tatsache zu beweisen, daß er geistig von demselben sehr stark beeinflußt worden ist.

Leider haben wir fast gar keine historisch wirklich nachweisbaren Daten und Tatsachen über sein Leben, sondern alles: seine Geburt, sein Leben und Wandern und sein Tod sind so sehr von Sagen umhüllt, daß man nur diese wiedergeben kann. Nichts wäre für einen Kritiker leichter, als auf Grund dieser Sagen überhaupt die Existenz von Kabir zu leugnen, aber in Indien, im Land der Märchen und Sagen, kann man nicht anders. als historische Tatsachen in dieser poetischen Weise darzustellen.

Von der Herkunft Kabirs kann man wohl ziemlich sicher annehmen, daß seine Eltern muhammedanische Weber waren. Von den verschiedenen Sagen über seine Geburt birgt wohl die folgende den meisten Kern der Wahrheit in sich. Darnach soll er auf einem Teiche in der Nähe von Benares vom Himmel auf die Erde gekommen sein. Die Lotusblumen blühten auf dem Laharteiche, als er sich auf denselben niederließ, die Bienen summten, Pfauen, Lerchen und andere Singvögel erfüllten die Luft mit ihrem Gesang. Auch Donner und Blitze zeigten die Ankunft des göttlichen Knaben an. Bald darauf kamen die mohammedanischen Weberleute Niru und Nima, von ihrer Hochzeit auf

*) Dieses Stück ist die Fortsetzung des im Juliheft erschienenen Aufsatzes von Pastor Karl Nottrott, „Die hauptsächlichsten Sekten in Chattisgarh."

dem Heimwege sich befindend, in die Nähe des Teiches. Um ihren Durst zu stillen, ging die junge Braut Nima in den Teich hinein, und da sah sie auf einer Lotusblume den schönen Knaben. Ihr junger Gatte Niru machte ihr den Vorschlag, das Kind mit nach Hause zu nehmen, um es als ihr Kind aufzuziehen. Im Anfang allerdings protestierte Nima aus leicht verständlichen Gründen, aber das weibliche Mitgefühl mit dem hilflosen Kinde überwand doch alle Bedenken.

In ihrem Heime angekommen, rief Niru bald einen Qazi, einen mohammedanischen Richter, um dem Kinde durch den Koran einen Namen zu geben. Der Qazi tat es, aber zu seinem Erstaunen und Entsetzen konnte er keinen andern Namen finden, als nur solche, welche Gott zukamen. Er rief andere Kollegen zur Hilfe, aber immer wieder führte der Koran sie zu dem Namen Kabir (der Heilige), und wie konnte man einem armen Weberknaben solch einen Namen geben. Die Qazis rieten Niru, das Kind auf irgend eine Weise zu töten, denn er müsse sicher Unheil über seine Pflegeeltern bringen. Aber jetzt widersetzte sich Nima dem Ansinnen der Qazis. Plötzlich kam der Knabe selbst ihr zu Hilfe, er begann zu sprechen und setzte die Anwesenden mit folgenden Worten in Erstaunen: „Ich bin von einem unbekannten Ort gekommen. Die durch die Maya (Einbildung) betrogene Welt kennt mich nicht. Ich bin nicht vom Weibe geboren, sondern als Knabe in Erscheinung getreten. Mein Wohnort war ein einsamer Platz in der Nähe von Benares, und da hat mich der Weber gefunden. Ich bestehe weder aus der Luft, noch der Erde, sondern nur von Weisheit. Ich bin in geistiger Form auf die Erde gekommen, und eine geistige Bedeutung hat mein Name. Ich habe weder Knochen, noch Blut, noch Haut. Ich offenbare der Menschheit das Shabda (Wort). Mein Leib ist ewig. Ich bin das höchste Wesen. So sagt der unzerstörbare Kabir." Darnach konnten die Qazis nicht mehr hindern, daß der Knabe diesen göttlichen Namen erhielt.

Um seine Beeinflussung durch Ramananda darzustellen, wird folgende Geschichte erzählt. Schon im Spiel mit seinen Gefährten zeigte er seinen späteren Beruf. Wenn er die indischen Gottesnamen „Ram" oder „Hari "aussprach, so nannten ihn die Mohammedaner einen Ungläubigen, und die Hindus ärgerten sich, wenn er die Janeo (heilige Schnur der Brahminen) anlegte. Aber für beide Vorwürfe hatte er eine Antwort, nämlich, daß ein Ungläubiger nur der sein könne, der Böses tue, und da er ein Weber sei, so habe er ein Recht, das Werk seiner Hände zu tragen. Aber einen Vorwurf erkannte er doch an, daß er nämlich keinen Guru (religiösen Führer) habe. Nun wollte er aber niemand Geringeren, als Ramananda zum Guru haben, fürchtete aber ganz richtig, daß dieser niemals einen mohammedanischen Weberknaben zum Jünger annehmen würde. Deshalb gebrauchte er eine List. Er legte sich auf den Weg, den Ramananda am Morgen, ehe es hell wurde, zum Bade ging, damit er über ihn stolpern müsse. Dies geschah, und im Schrecken über die unerwartete Berührung eines menschlichen Körpers, sprach Ramananda seinen Mantra (religiöse Formel, auch Zau-

derspruch) aus, diesen Mantra teilt ein Guru seinem Schüler mit, wenn er ihn als solchen anerkennt. Nun erklärte Kabir sich öffentlich als einen Schüler des allgemein geachteten Guru, was natürlich ein großes Entsetzen und viel Widerspruch hervorrief. Auch Ramananda leugnete im Anfang, daß er einen mohammedanischen Weberknaben zu seinem Schüler gemacht habe. Aber Kabir erinnerte ihn an das Ereignis und teilte ihm den Mantra mit. Das erkannte der Guru als richtig an und nahm ihn unter die Zahl seiner Schüler auf.

Da Kabir beide Religionen vereinigen wollte, so wurde er natürlich von beiden Seiten verfolgt. Darüber erzählt man sich folgende Legende: Der Shaikh Taqqi hatte Kabir beim Kaiser Sikander Lodi verklagt. Dieser ließ ihn durch Trabanten holen, aber erst am Abend konnten sie ihn bewegen, zum Kaiser zu kommen. Derselbe stellte ihn zur Rede, warum er seinem Befehl nicht sofort gefolgt sei. Kabir gab zu seiner Entschuldigung an, daß ein außerordentliches Schauspiel ihn gefesselt habe. Eine lange Reihe von Kamelen sei nämlich durch ein Loch, das kleiner als ein Nadelöhr sei, gegangen. Als der Kaiser dies bezweifelte, erwiderte Kabir, ob es denn etwas kleineres als eine Pupille gebe? Dem Kaiser gefiel die Antwort und er wollte ihn loslossen, doch der Shaikh protestierte, und ihn unterstützten auch die Brahminen, die klagten, daß Kabir ein Mann ohne Gerechtigkeit sei, weil er mit einem Chamar (Reidas) Geselligkeit gepflegt habe. Kabir suchte sich auch diesmal zu verteidigen, aber der Einfluß seiner vereinten Gegner war zu groß. Der Kaiser verurteilte ihn zum Tode. Kabir wurde nun gefesselt und auf ein mit Steinen beschwertes Boot gelegt. Dasselbe sank unter, aber Kabir tauchte auf einem Panterfell schwimmend wieder auf. Das Feuer verzehrte die Hütte, aber Kabir ging aus den Flammen in noch größerer Schönheit hervor. Dann wurde er gefesselt, einem wilden Elephanten vorgeworfen, aber ein Löwe erschien, und das Rüsseltier entfloh. Diese Wunder alle machten einen tiefen Eindruck auf den Kaiser, und er erbot sich irgend einer von Kabir zu bestimmenden Buße sich zu unterziehen. Doch dieser antwortete, daß der Mensch denen, die ihm Dornen säen, Blumen säen solle.

Ueber sein Eheleben wird folgendes erzählt. Eines Tages wandelte er am Ufer des Ganges und kam zu der Hütte eines Bankhandi Bairagi (in der Wildnis lebenden Heiligen). Er ließ sich vor der Tür nieder, und bald kam ein circa 20jähriges Mädchen heraus. Diese frug Kabir nach seinem Namen, Kaste und Sekte. Auf alle drei Fragen antwortete er mit „Kabir.“ Das Mädchen war darüber sehr erstaunt, weil noch keiner der häufig hier einkehrenden Sadhus (Heilige) ihr diese Antwort gegeben hatte. Unterdessen waren noch fünf andere Sadhus herbeigekommen und das Mädchen brachte einen Topf voll Milch und teilte es in sieben Teile, je einen für die fünf Sadhus, Kabir und sich selbst. Alle tranken ihr Teil, nur Kabir setzte das Seine auf den Boden. Das Mädchen ermunterte ihn zu trinken, aber Kabir sagte, er hebe seinen Teil für einen andern noch kommenden Sadhu auf. Als

das Mädchen ihm sagte, er solle nur trinken, denn sie habe noch genug Milch, erwiderte Kabir: „Meine Speise ist das Wort Gottes. (Ham Shabda ahari hain.) Als die Sadhus das Mädchen nach ihren Eltern und Herkunft frugen, sagte sie, daß ein Sadhu sie beim Baden als kleines Kind im Wasser gefunden habe, und weil sie in ein Tuch gewickelt gewesen sei, Loi genannt habe. Dieser Sadhu, der nur von Milch gelebt habe, habe sie aufgezogen.

Auf Loi hatte Kabir so tiefen Eindruck gemacht, daß sie ihn nach einer Lehre frug, wodurch sie den Frieden ihrer Seele finden könne. Kabir antwortete ihr stets Satya Nam (wahren Namen) auszusprechen und den Heiligen zu dienen. Im Gehorsam dieser Lehre legte Loi alle weltlichen Gedanken beiseite und folgte Kabir nach Benares. Seine Mutter Nima frug ihn, warum er sich denn eine Frau ins Haus genommen hätte, wenn sie nicht als Ehegatten zusammen lebten? Eines Tages ging er mit Shaikh Taqqi am Gangesufer spazieren, als sie die Leiche eines Kindes auf den Fluten schwimmen sahen. Der Shaikh forderte von Kabir, er solle das Kind rufen. Kabir neigte sich zu ihm nieder und sagte ein Wort (Shabda) in sein Ohr. Sofort fing das Kind an zu schreien. Er nahm es heim, und Loi erzog es. Kurz darauf starb ein kleines Mädchen im Nachbarhause. Die Mutter desselben hatte gehört, wie Kabir den toten Knaben zum Leben gebracht habe, übergab die Leiche Kabir, der durch die Macht des Wortes (Shabda) es wieder ins Leben zurückrief. Er nannte es Kamali und den Knaben Kamal (Vollkommenheit). Viele betrachten Kamal und Kamali als Kabir und Lois Kinder.

Die bisherigen Legenden zeigen trotz der Person des Shaikh Taqqi mehr den Charakter des Hinduismus, aber auch die Mohammedaner haben den von ihnen verehrten Mann mit Sagen umwoben, in denen er uns allerdings in einer etwas anderen Gestalt erscheint. Außer Ramananda wollte er auch einen mohammedanischen Pir (Heiligen) als seinen Lehrer haben. Deshalb wurde er Schüler von dem berühmten Shaikh Taqqi von Jhasi. (Nicht mit dem schon erwähnten Shaikh gleichen Namens zu verwechseln.) Dieser Shaikh Taqqi ist ein Sohn von Shaban-ul-Millat und gehörte zu dem Soharwardazweig der mohammedanischen Sufisekte. Kabir hat ihn zu seinem Pir gewählt, weil er von ihm erwartete, daß er ihn auf all seinen Wanderungen beschützen könnte. Er hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn selbst in den wildesten Gegenden konnte er seinen wunderbaren Schutz verspüren. Als Kabir von seiner langen Wanderung hungrig zurückkehrte, bat er seinen Pir um eine Mahlzeit, und erhielt Reis, Gemüse und saure Milch, die mit Kümmel gewürzt war. Dies schien ihm eine ärmliche Mahlzeit zu sein, und er beschwerte sich mit dem Verse:

Sag, bhat, jirwana matha
Hamre Pir ke yehi hata.

„Gemüse, Reis und mit Kümmel gewürzte saure Milch ist das einzige,

was man im Markt meines Pir erhalten kann.“ Derselbe, ärgerlich über diese Kritik erwiderte:

Yih chhor aur kya khah hai mati,
Toh upar pare che mas ki tati.

„Was willst du außer diesem essen, etwa Erde? Möge sechs Monate Krankheit über dich kommen.“ Die Folgen dieser Worte blieben nicht lange aus. Für sechs Monate hatte Kabir an Durchfall zu leiden und mußte sich oft in seinen Schmerzen auf der Erde wälzen. Erst als er seinen Pir um Verzeihung gebeten hatte, wurde er von der Krankheit geheilt.

Auf seinen vielen Wanderungen soll Kabir auch nach den Zentral Provinzen gekommen sein, wo er ja später den größten Einfluß hatte. Doch würde es uns zu weit führen, wenn wir hier auf alle seine Reisen, die zur Ausbreitung seiner Lehre unternommen wurden, eingehen wollten.

Nach allen Ueberlieferungen soll er in Maghar, im Gorakhpur Distrikt der Nord West Provinzen, gestorben sein. Seine Schüler suchten ihn zu überreden, da er alt und schwach geworden sei, nach Benares zu gehen, um dort zu sterben, denn wer in Maghar sterbe, würde als Esel wiedergeboren, wer aber in Benares sterbe, erlange Erlösung und Eingehen in Brahm. Kabir aber folgte ihnen nicht und sagte: „Was ist Benares, was ist Maghar? Wenn Ram (Gott) in mir lebt, dann bin ich nicht tot, wenn ich auch in Maghar sterbe. Wer wo anders (also in Benares stirbt), verachtet die Macht Rams.

Mohammedaner und Hindus stritten sich um seine Beerdigung. Die ersteren wollten ihn beisetzen, die andern ihrer Sitte gemäß verbrennen. Als sie darüber zankten, erschien ihnen Kabir selbst und forderte sie auf, das Leichentuch aufzuheben. Als sie dies taten war seine Leiche in Blumen verwandelt, von denen die Mohammedaner die eine Hälfte beerdigten und die Hindus die andere verbrannten. Diese Erzählungen mögen uns lächerlich erscheinen, aber wir müssen bedenken, daß die Hindus sie glauben und an ihrer Möglichkeit nicht zweifeln. Besonders wenn wir Missionare ihnen die Wunder Jesu predigen, kommen sie mit diesen und anderen Wundererzählungen und wollen uns zeigen, daß ihre Gurus mindestens ebensoviel und so großes getan haben. Das Verständnis für den sittlichen Unterschied der Wunder ist bei einem Volke schwer zu finden, das nur in der Macht die Göttlichkeit erkennt.

V. Die Lehre Kabirs.

Es sind vor allem zwei Bücher, aus denen wir Kabirs Lehre entnehmen können, der Bijak und Adi Granth. Letzteres wird auch von der Sikhsekte, welche durch Kabirs Schüler Nanak gegründet wurde, in Anspruch genommen. Der Bijak ist in die englische Sprache übersetzt.

Beide Bücher sind nicht früher als 50 Jahre nach Kabirs Tode geschrieben worden. Auch müssen wir annehmen, daß die Verfasser

die Lehre von Kabir sehr hinduisiert haben. Es ist schon bemerkt worden, daß Kabir Hinduismus und Mohammedanismus mit einander vereinigen wollte. Von mohammedanischer Seite war er vor allen durch die Sufisekte dieser Religion beeinflußt, welche ja mehr als die orthodoxen Mohammedaner geneigt sind, das Gute in andern Religionen anzuerkennen und an die Liebe Gottes zu allen Menschen zu glauben. Von der Hinduseite hat ja die Bhaktibewegung ihn vor allem beeinflußt, welche auch weniger exklusiv, als der orthodoxe Brahmaismus ist.

Kabir lehrte vor allem die Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, und deshalb die Vergänglichkeit der Welt. Auch daß die Welt der Seele nichts bieten kann, sondern daß diese nur Frieden und Glück in Gott finden könne. Dies zeigen uns folgende Stellen aus dem Bijak: „Der Mensch ist in der Welt von seiner Geburt an sündig, und viele sind bereit, welche Anspruch auf ihn erheben. Zuerst sind es die Eltern, sie sagen: „Er ist unser Kind und wir haben ihn für unsern eigenen Vorteil ernährt." Die Frau sagt: „Er ist mein Gatte," und wie eine Tigerin wünscht sie ihn zu ergreifen. Die Kinder schauen zu ihm auf und wie der Gott des Todes halten sie ihren Mund weit offen für ihren Unterhalt. Krähen und Aasgeier warten auf seinen Tod. Schweine und Hunde lauern auf der Straße, daß seine Todesbahre zum Verbrennungsplatz gebracht werde. Das Feuer sagt: „Mir wird er nicht entrinnen, bis ich ihn völlig verzehrt habe." Die Erde sagt: „Ich werde ihn in meine Mitte aufnehmen." Der Wind denkt daran, ihn in alle Welt zu zerstreuen. O unwissendes Volk, du sprichst von deinem Leibe als deinem Eigentum, siehst du nicht, daß hundert Feinde dir am Halse hängen. Betrogen durch die Maya (Einbildung) der Welt, betrachtest du deinen Leib als dein Eigentum. So viele wollen sich in denselben teilen, daß du nur in Not und Mühe leben kannst. O Irrsinniger, wache auf zu dieser Erkenntnis. Und doch wiederholt er immer wieder: „Er ist mein, er ist mein."

An einer andern Stelle heißt es: „Ungeheure Reichtümer und ein Königreich, das sich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang erstreckt, können nicht diese Freuden bieten, welche die Anbetung Gottes hervorrufen. Welchen Nutzen hat daher der Reichtum?"

Dem Adi Granth gemäß hat Kabir gesagt: „Für Gold kann man Gott nicht gewinnen. Ram kann man nur durch die Hingabe des Herzens erlangen."

Oder wieder im Bijak: „Der Diamant liegt mit Asche beschmutzt auf der Straße, viele gehen in ihrer Unwissenheit vorbei, aber der Kenner hebt ihn auf."

Weiter lehrt er, daß Gott nur einer sei, daher kann kein Unterschied zwischen Mohammedanern und Hindus oder bei letzteren durch Kasten bestehen. Wie alle Unterschiede in der Farbe nur durch die Brechung der Strahlen des Lichtes entstehen, so sind alle Unterschiede in der menschlichen Natur nur Teile der wahren Menschheit. Auch keine äußeren Taten, wie Baden in heiligen Flüssen oder andere religiöse Ze-

remonien, können die Menschen zu Gott führen, sondern nur der Glaube. Ebenso haben die Brahminen nicht das Monopol, sich Gott zu nähern, sondern jeder, der ein aufrichtiges Herz hat, darf sich Gott nahen. Vor allen sollen die Menschen die Wahrheit reden und üben, keine Sklaven der Ueberlieferung sein und sich nicht fürchten, unbekannte Pfade zu wandeln. Die Menschen werden nicht durch Werke, sondern durch den Glauben erlöst. Niemand versteht den Geist Gottes. Vertraue ihm und laß dich führen, wie es ihm gut dünkt. Wer Gott vertraut, hat keine Furcht mehr. Völlige Liebe treibt die Furcht aus. Gott nennt Kabir „Ram," aber er meint damit nicht den Sohn des Königs Dasrat, den Helden des Ramainepos, noch die siebente Inkarnation von Vishnu, sondern er hat diesen Namen für Gott erwählt, weil er der kürzeste, nur aus zwei Buchstaben bestehende ist. In Hindi werden die kurzen Vokale nicht geschrieben. Ueberhaupt spielt das „Wort" eine große Bedeutung in Kabirs Lehre. Diese Lehre von der Göttlichkeit des Wortes (Shabda) ist ja nicht neu bei Kabir. Wir haben sie schon bei Reidas erwähnt, und sie ist auch schon im älteren Hinduismus zu finden. Die Gründe, warum es göttlich zu verehren ist, sind verschieden. In Kabirs Schriften zeigen sich vor allen drei Gründe:

1. Alle Gedanken sind in der Sprache ausgedrückt.
2. Jeder Buchstabe des Alphabets als Bestandteil der Sprache hat seine Bedeutung.
3. Die Verschiedenheit und die Mehrheit von Buchstaben und Worten, welche jetzt gebraucht werden, werden später als eins erscheinen. Sobald nur die jetzt die Welt beherrschende Maya (Einbildung) besiegt ist. Deswegen erscheint für Kabir das Wort von zwei Buchstaben „RM" die größte Aehnlichkeit in dieser Welt für die Einheit der Wahrheit zu sein und für den, welchen man nicht aussprechen und beschreiben kann.

Um auch hierzu einige dem Kabir zugeschriebene Aussprüche zu bieten, seien folgende ausgewählt. Der Raum verbietet eine zu große Anzahl derselben zu geben. Im Bijak schreibt er: „So lange die Sonne nicht aufgeht, scheinen die Sterne, so lange man nicht die völlige Erkenntnis Gottes erlangt hat, üben die Menschen die Zeremonien." Oder im Adi Granth heißt es: „Wo die Furcht Gottes entsteht, hört die Furcht auf; dann hat sich die Furcht in der Furcht Gottes aufgelöst."

Mit aller Kraft kämpft Kabir gegen den Götzendienst und den Glauben der Hindus durch äußere Reinlichkeit die der Seele zu erhalten. Davon geben folgende Aussprüche Kabirs Zeugnis: „O Heilige, die Welt ist irrsinnig geworden, wenn ich ihr die Wahrheit sage, will sie mich töten, aber glaubt der Lüge. Ich habe die Andächtigen und Frommen gesehen, wie sie Morgens regelmäßig ihr Bad nehmen. Sie haben Gott aufgegeben und beten die Steine an; in ihnen ist keine Weisheit. — Sie haben angefangen, Metall und Steine anzubeten und sind stolz auf ihre Pilgerfahrten. Sie tragen Blumenkränze, Kappen und Zeichen an ihren Stirnen und an ihren Armen Amulette und singen

das Lob ihrer Götzen; sie alle haben Gott verleugnet." (Bijak.) Oder im Adi Granth lesen wir: „Durch die Berührung mit anderen glaubt ihr Brahminen euch verunreinigt. Laß mich euch fragen, wer ist gemeiner als ihr? Ihr seid aufgeblasen mit Stolz. Großer Stolz kann niemals Gutes hervorbringen. Wie wird der, welcher der Vernichter des Stolzes genannt wird, euren Stolz ertragen? Unreinigkeit findet man im Wasser, in der Erde, in der Geburt, im Tode, in der Zerstörung des Leichnams, im Auge, im Munde, im Ohr, im sich Niedersetzen und im Aufstehen. Unreinigkeit fällt in alle Speisen. Den Weg sich verstricken zu lassen, kennen wir, aber nur wenige den Weg der Befreiung. Kabir sagt, wer in seinem Herzen über Ram nachdenkt, in dem ist keine Unreinlichkeit zu finden."

Den Weg zu Gott kann nach Kabirs Ansicht die große Masse der Menschen nicht finden, sondern sie müssen sich der Leitung derjenigen anvertrauen, welchen Gott sich offenbart hat. Solch ein wahrer Führer (Guru) ist derjenige, welcher Gott von ganzem Herzen liebt und der seine eigene Sündhaftigkeit und Nichtigkeit eingesehen hat. Der für andere lebet. Für solch einen hat der Tod seine Schrecken verloren. Er ist der wahre Asket und geht den Weg des Lebens.

„Was kann der tun, dessen Lehrer blind ist. Der Blinde führt den Blinden, und beide fallen in den Brunnen." (Bijak.) „Wie ist es möglich, die Stadt zu finden, wenn der Führer die Straße nicht zeigt. Wenn das Boot verrückt ist, wie kann der Passagier vom Ufer abfahren." (Adi Granth.) Den Tod fürchtet die ganze Welt, dieser Tod ist durch das Wort des Guru erhellt." (Adi Granth.) „Wer seine Liebe auf einen wahren Guru (Lehrer(konzentriert, der ist eins mit ihm. Sie können nicht getrennt werden, da sie zwei Leiber und ein Geist sind." (Bijak.) „Ich bin der schlimmste von allen Sündern, jeder ist gut außer mir; wer sich in diesem Lichte betrachtet, der ist mein Freund." (Adi Granth.) Außer den in den beiden erwähnten Büchern niedergeschriebenen Sprüchen, werden noch viele dem Kabir zugeschriebene Aussprüche von seinen Anhängern in mündlicher Tradition überliefert. Einige Proben sollen hier gegeben werden. Leider können einige der interessantesten nicht dargeboten werden, weil sie zu viel von den indischen Sitten und Gebräuchen enthalten und fast jedes Wort einer längeren Erklärung bedarf.

„Betrachte deinen Guru als einen Messerschleifer, laß ihn dein Herz schleifen. Indem er das Herz von aller Unreinigkeit befreit, laß es ihn so glänzend wie einen Spiegel machen." „Einer stiehlt einen Amboß und gibt eine Nadel aus Barmherzigkeit, dann besteigt er die Spitze seines Hauses, um nach dem für ihn gesandten himmlischen Wagen auszuschauen." „Eng ist die Tür der Bhakti (Anbetung), wie der zehnte Teil eines Senfkorns. Das Herz des Menschen aber ist mit Hochmut zu der Größe eines Elephanten aufgeschwollen, wie kann er hindurchgehen?" „Der mag den Becher der Liebe trinken, der seinen Kopf (alles) für Gott hingibt; der Habsüchtige kann nicht alles hin-

geben, er kennt nur den Namen der Liebe." Oder: „Der trinkt den Becher der Liebe, welcher sein Leben für andere hingibt; wer für Belohnung arbeitet, spricht nur von Liebe." „Alle sagen sie Herr, Herr, aber meine Frucht ist von einer andern Art; wenn ich Gott nicht von Angesicht kenne." „Sorge dich nicht; sei frei von aller Sorge; der Geber ist mächtig; das Vieh des Feldes, die Vögel und die Insekten haben weder Eigentum noch Vorratshäuser."

Viele dieser Aussprüche klingen an allbekannte Bibelverse an, wie weit da ein direkter oder indirekter Einfluß des Christentums vorliegt, ist schwer zu sagen, besonders da Kabir alle Buchreligionen, wie Mohammedanismus und Christum verwirft, und doch ist seine von ihm gestiftete Religion, der Kabirpanth, zu einer Buchreligion im vollen Sinne des Wortes geworden. Sie hat zwei von einander unabhängige Teile, den beiden Schülern Kabirs gemäß. Diese waren Surat Gopal und Dharmdas. Ersterer gründete einen Panth (Religion) in der Nähe von Benares, letzterer in den Zentral Provinzen, und seine Nachfolger leben jetzt in Damakera, drei Meilen von unserer Missionsstation Bisrampur entfernt. Da hatte ich ja reichlich Gelegenheit, den jetzigen Guru (eine Art Papst) und seine Gläubigen kennen zu lernen. Ihre Gottesdienste sind reich an Zeremonien, besonders nehmen zeremonielle Mahlzeiten einen großen Platz ein. In den reichlich verbreiteten Schriften (außer den schon erwähnten heiligen Büchern) lehren sie liebende und gläubige Hingabe an die Gottheit (Kabir), die sich ja in dem gerade lebenden Guru verkörpert. Die Guruwürde ist erblich. Jeden Morgen und Abend läßt sich der Guru durch Anbetung und Küssen der Füße resp. des großen Zehs, die Verehrung darbringen, die er ziemlich gleichgültig über sich ergehen läßt. Ich habe oft bei dieser Gelegenheit neben ihm gesessen und mich mit ihm über allerhand gleichgültige Dinge unterhalten. Er entspricht ihrem eigenen Sittlichkeitsideal nicht, sondern verletzt einige ihrer besonders betonten Regeln ganz öffentlich, was aber seinem Ansehen keinen Abbruch tut, auch scheint er sich deswegen wenig zu schämen, da ich mit ihm über diese Punkte ganz frei gesprochen habe, ohne daß er es irgend wie übel nahm. Eine Hauptsache für ihn ist, daß seine Schüler ihre Verehrung in klingender Münze zeigen. Wenn zu dem jährlichen Hauptfeste die Gläubigen von nah und fern kommen, muß jeder zuerst seine Rupien bezahlen, und wenn die von den einen oder andern angebotene Summe den Beamten nicht hoch genug erscheint, wird ihm der Fuß zum Kuß verweigert. Hilft dies noch nicht, oder glaubt man es mit einem besonders obstinaten Manne zu tun zu haben, der wohl Geld hat, aber es nicht herausrücken will, dann legt man ihn unter den Fuß des Elephanten und droht, daß dieser ihn erdrücken werde.

Trotz alledem ist der Einfluß des Gurus gerade unter den gebildeten Indiern sehr groß. Die phantastischen Erzählungen über Kabirs Leben, von denen ich nur eine kleine Auswahl gegeben habe, entsprechen dem indischen Geschmack. Die Verwerfung der Anbetung Got-

tes in den Götzen, die Lehre von dem einen Gott, dem alle Menschen ohne Unterschied der Kaste nahen dürfen, und die in Liebe und Hingabe an ihn besteht, gefällt ihnen sehr gut. Daß diese Gottheit in der Person des Gurus verkörpert ist, entspricht wiederum dem Bedürfnis des Indiers (oder der Menschen im allgemeinen) neben dem Unsichtbaren und Geistigen auch etwas Sichtbares zu haben. Der Unterschied zwischen Lehre und Leben wird übersehen.

Unter den Ungebildeten, welche in großer Zahl zu dem Panth gehören, ist weniger Begeisterung zu finden. Auf die Frage: „Welche Hoffnung auf Erlösung habt ihr im Kabirpanth?" weisen sie auf ihren Guru hin, der sorge dafür. Frägt man sie: „Glaubt ihr denn, daß er sündlos ist?" da erhält man Antworten, die ausdrücken sollen, daß dies eine sehr dumme Frage sei, denn wie könne ein Mensch sündlos sein. Forscht man dann weiter und frägt: „Ob sie denn meinten, daß ein sündiger Mensch sie zur Erlösung führen könne?" erhält man zur Antwort: „Was wissen wir darüber, unsere Vorfahren haben den Guru verehrt, so tun wir es auch."

Auch der Kabirpanth zeigt uns, daß die schönsten Lehren ohne die Erlösung durch Jesus Christus nicht zum ewigen Leben führen können.

Los von Rom.

Von Pastor H. Kamphausen.

Der gewählte Titel möchte den Eindruck erwecken, als sollte im Nachstehenden Bericht gegeben werden über die sog. „Los von Rom" Bewegung. Das ist aber nicht der Fall. Es ist mir völlig unbekannt, wie es damit augenblicklich steht. Wir vermuten aber, daß der furchtbare Krieg sie zum Stocken gebracht hat; wie weit aber nach Schluß desselben die gewaltigen Zeitereignisse diese Bewegung beeinflussen werden, ob sie ihr günstig sein werden oder nicht, das vermag wohl niemand zu sagen, wenigstens niemand auf dieser Seite des Ozeans.

Daran schließt sich ungesucht die Frage, wie weit überhaupt der Krieg auf die Stellung der Konfessionen zu einander von Einfluß sein wird. Es ist doch anzunehmen, daß der gemeinsame Kampf um die größten Güter im Leben der Völker, wie er während seiner Dauer politische und religiöse Schranken niedergelegt hat, so auch nachher eine Annäherung möglich machen wird. Man kann die Katholiken (wie die Sozialdemokraten) nicht mehr als Bürger 2. Klasse ansehen. Sie haben gleichen Patriotismus und gleiche Opferwilligkeit wie die Evangelischen dargelegt. Gleich im Anfang des Krieges wurde erzählt, daß ein katholisches Dienstmädchen von Köln ihre ganzen sauren Ersparnisse, 2000 Mark, auf den Altar des Vaterlandes gelegt habe. Der preußische Staat wird dann gewiß sehr bereit sein, dies anzuerkennen und den Katholiken gegebenen Falles aufs weiteste entgegenkommen.

Die Gefahr ist, daß die katholische Kirche aus dem Kriege mit bedeutend erhöhtem Prestige und größerer Macht hervorgeht. Das Papst=

tum hat durch den Krieg erheblich an Einfluß gewonnen, besonders in Deutschland. Der Papst ist den Zentralmächten günstig gesinnt, das wird ihm hoch angerechnet werden. Zudem ist sein Einfluß auch von anderen Seiten stark umworben worden. England schickte beim Ausbruch des Kampfes sofort einen Vertreter an die Kurie. In Frankreich haben die katholischen Geistlichen und Parteien hervorragenden Patriotismus dargetan; auch das muß die Stellung des Staates nach dem Kriege zur Kirche und zum Papsttum beeinflussen. Die Belgier sind zwar unzufrieden, aber sie sind treue Katholiken. Auch die Italiener, obwohl sie die versöhnliche Stellung des Papstes irritiert hat, müssen doch anerkennen, daß die Anhänger der Kirche loyal und hingebend ihre Pflicht getan. Kürzlich haben selbst die Juden sich an das Papsttum gewandt und gebeten, daß es seinen Einfluß für eine Milderung der Lage ihrer Glaubensgenossen im Osten geltend mache. Der Papst hat das sehr gerne gesehen und mit Vergnügen Akt genommen von dieser Anerkennung des Papsttums als eines natürlichen Beschützers der Menschlichkeit.

Bei all diesem kann man sich der Sorge nicht erwehren, daß die katholische Kirche versuchen wird, aus diesen Ereignissen ungebührlich Kapital zu schlagen. Sie wird in der Lage sein ihre politische Macht zu stärken, und die Regierungen werden geneigt sein, sich der großen Verdienste zu erinnern, welche die Kirche sich während des Krieges erworben hat. Da heißt es also Fuß beim Mal halten und zu bedenken, daß, was Rom auch an Patriotismus geleistet, es der Lehre und Praxis nach noch dasselbe ist wie zuvor. Während des Kampfes ist der „Burgfrieden" zu beachten, aber wie die Sozialdemokraten angesagt haben, daß sie nach dem Kriege die andern Parteien bekämpfen würden wie zuvor (wenn auch vielleicht mehr mit gegenseitiger Achtung), so muß sich auch der Protestantismus bewußt bleiben und darauf gefaßt machen, daß es mit Rom auf ewig keinen Frieden gibt, denn Rom bleibt immer dasselbe. Wie jener Jesuitengeneral, als er vor die Alternative gestellt war, entweder Lehre und Praxis des Ordens zu ändern oder aufgelöst zu werden, sagte: Sint ut sunt, aut non sint (Sie sollen bleiben wie sie sind oder aufhören zu existieren), so bleibt auch Rom die in der Flucht der Erscheinungen ewig gleiche Größe.

Damit sind wir bei unserm eigentlichen Thema angelangt. Es liegt uns nämlich eine Schrift vor betitelt: „Ist die katholische Kirche unfehlbar?" von Otto Feuerstein, ehemaligem katholischen Geistlichen. Dieselbe ist geeignet, uns an die Pflicht ewiger Wachsamkeit gegen Rom zu erinnern. Der Verfasser trat nach 11jähriger Amtstätigkeit, durch das Lesen der Schrift und anderer Bücher veranlaßt, aus der katholischen Kirche aus und gab im darauffolgenden Jahr dies Buch heraus. Das Buch ist deshalb interessant, weil Konvertiten aus dem deutschen Priesterstand nicht allzu häufig sind, und weil es uns nicht nur die Lehre der Kirche, sondern auch ihren Religionsbetrieb aus eigener Erfahrung lebhaft schildert. Wer das Buch gelesen, der wird sich von neuem be=

wußt werden, daß wir mit dieser Kirche auch nach dem Kriege keinen Frieden halten können, und daß Rom auch dann seine verderblichen Ziele nicht aufgeben wird. Zu gleicher Zeit wird er auch einsehen, daß katholische und evangelische Religions- und Frömmigkeitsansichten so weit auseinander sind wie Ost und West und, menschlich gesprochen, nie zusammen kommen können.

Der Verfasser stellt den Grundsatz auf, daß die Unfehlbarkeit der Kirche ihr Hauptdogma sei. Sie berufe sich darauf, daß Christus gesagt: „Wer euch höret, der höret mich," daß Paulus sie genannt habe „eine Säule und Grundfeste der Wahrheit," 1. Tim. 3, 15. Cyprian schon sagt (de unitate eccles): Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat, und Augustin sagt (Epist. 118): „Demjenigen widerstreben, was die katholische Kirche denkt oder gut heißt, ist der verwegenste Unsinn."

Demgegenüber sagt F., daß es gar nicht in der Absicht des Herrn gelegen, seine Kirche unfehlbar zu machen. Er habe ihr den Geist verheißen und der sei ein sicherer Führer, aber die Möglichkeit des Irrtums sei bei der menschlichen Schwäche immer vorhanden. Es sei möglich, die Wahrheit zu erkennen, aber das sei nicht an den Amtscharakter gebunden. Ebenso wie Priester und Hohenpriester im Alten Testament, könnten auch ihre Nachfolger im Neuen Testament irren. Die Meinung unfehlbar zu sein, sei erst im Laufe der Zeit in den Kirchenhäuptern erwachsen. Augustin sagt: „Wer wüßte nicht, daß die Heilige Schrift allen Schriften der Bischöfe vorzuziehen ist, daß über jene gar nicht gezweifelt werden kann, daß aber die Schriften der Bischöfe durch ein etwa weiseres Wort eines in der Sache kundigeren Mannes und durch Konzilien korrigiert werden dürfen, daß Provinzialkonzilien dem Ansehen der ökumenischen Synoden ohne alle Widerrede weichen, und daß selbst diese, die früheren, oft durch die späteren verbessert werden, wenn durch irgend eine Erfahrung eröffnet ist, was verborgen war. (De bapt. c. Monatum II, 3.) Wie wenig Konzilien unfehlbar waren, zeigt am besten die Tatsache, daß das Konzil von Konstanz dogmatisch festgelegt hat, das allgemeine Konzil stehe über dem Papst und ein Jahrhundert später ein anderes allgemeines Konzil, das 5. Laterankonzil, erklärt hat, der Papst stehe über dem Konzil. Wer hat nun Recht gehabt?

Jedoch der Glaubensatz behielt das Feld: Die Kirche ist unfehlbar, und diese unfehlbare Kirche hat ihren Glauben in Dogmen niedergelegt. Das Haupt-Dogma ist das des Altars. Dort schafft der Priester seinen eigenen Schöpfer und dann ißt er ihn, so daß der arabische Philosoph Awerroes spöttisch sagte: „Die Christen beten an, was sie essen." Wir brauchen uns hier nicht weiter aufzuhalten, wollen uns aber von F. sagen lassen, daß die katholischen Priester durch die Verwandlungslehre oft in die absurdesten Konsequenzen und Schwierigkeiten geraten. Wenn eine Maus die konsekrierten Hostien benagt und so den Gottmenschen in ihre Eingeweide bekommt, was soll mit ihr geschehen, soll

sie verehrt oder getötet werden? Oder wenn einer gleich nach der Kommunion sich erbricht, was soll mit dem Erbrochenen geschehen? Diese appetitliche Frage wollen wir aber nicht weiter verfolgen. F. zeigt, daß der Gedanke der Verwandlung den ersten fünf Jahrhunderten ganz fremd war. Ihm ist das Abendmahl gedächtnisvolle und sinnbildliche Darstellung dessen, daß Christus unsere geistliche Speise ist. Auch die Taufe ist ihm wesentlich Sinnbild. Man kann sich dem abgöttischen Zuviel der katholischen Sakramentslehre gegenüber nicht wundern, wenn F. hier in ein Zuwenig sich drängen läßt.

Bei der Besprechung der Sakramente werden uns manche interessante Einzelheiten mitgeteilt, die wahrscheinlich den meisten von uns unbekannt sind. Wenn ein Sakrament richtig gespendet wird, so fließt in die Seele des Empfängers eine bestimmte Anzahl Gnaden hinein, vorausgesetzt daß er keine Riegel vorschiebt. Ebenso wie die Heilkräfte der Pflanzen, wenn richtig gebraucht, auf den Leib wirken, so die Heilkräfte des Sakraments auf die Seele, wenn der genannte Riegel nicht hindernd sich geltend macht. Das Taufwasser ist gesättigt mit dem Heiligen Geist, der Priester sagt: Descendat in hanc plenitudinem fontis virtus Spiritus Sancti. Noch heiliger als das Taufwasser sind der Kirche die heiligen Oele, die am Gründonnerstag in jeder Bischofskäthedrale geweiht werden. Wenn sie geweiht sind, so beugen der Bischof und die übrigen Priester vor ihnen die Kniee und grüßen sie mit den Worten: Ave Sanctum Chrisma, ave Sanctum Oleum! Das Weihwasser dient zur Erweckung von Reue und Andacht, zur Vertreibung der bösen Geister, zur Abwendung von Krankheiten und andern Uebeln. Ein guter Katholik hat immer einen geweihten Rosenkranz in der Tasche, dem Toten legt man ihn noch in die starren Hände, denn zahlreich sind die Gnaden, die mit seinem Tragen verbunden sind. Aehnlich ist es, dies fügen wir selbst hinzu, mit dem Tragen von Medaillen oder ähnlichen Dingen, die das Bild des heiligen Herzens Jesu in sich tragen. Will man sich einen Begriff davon machen, was für wunderbare Segnungen, Heilungen, Glücksfälle das mit sich bringt, so lese man in einer Nummer des "Messenger of the Sacred Heart" die zahlreichen testimonials, die aus allen Teilen des Landes seine Heil- und Helfkraft bezeugen, und der gute Katholik setzt sein Hauptvertrauen nicht auf die Macht des Gebets, auf Gottes Barmherzigkeit, Christi Verheißungen, sondern auf Brot und Wein, Oel, Wasser, Tuch (Skapulier und Gürtel), Blech (Benediktusmedaille), Holz und Knochen (Reliquien).

In dem Kapitel „Frömmigkeit" gibt der Verfasser besonders wertvollen Aufschluß über den katholischen Begriff vom Frommsein. Natürlich im Wesentlichen ist uns das bekannt, aber er liefert die Belege und Einzelheiten. Nachdem er den biblischen Begriff der Herzensfrömmigkeit und des Anbetens im Geiste und in der Wahrheit geschildert, sagt er: Hat die Kirche ihre Gläubigen also belehrt und geleitet? Nein, sagt er. Die offizielle Kirche hat durch alle ihre Anordnungen

das Volk zu der Meinung geführt, die äußeren Frömmigkeitsübungen seien bedeutend wichtiger als ein gutes Leben. Den Namen Gottes eitel nennen, so sagen die Lehrer, Eltern nicht ehren, neidisch, zornig, lieblos, geizig sein, in seinem Beruf träge sein, stehlen, lügen ist hier gewöhnlich eine leichte, läßliche Sünde. Aber die gebotenen Feiertage nicht halten, an Sonn- und Feiertagen nicht in die Messe gehen, am Freitag eine Wurst essen, an den gebotenen Fasttagen sich abends satt essen, die Kommunion nicht nüchtern empfangen, an Ostern nicht zur Beichte und Kommunion gehen, das sind grobe, schwere Sünden. Wer diese begeht, kommt, wenn er so wegstirbt, auf ewig in die Hölle, die katholische Moraltheologie lehrt: Wer an einem Freitag über 60 Gr. Fleischspeisen ißt begeht eine schwere Sünde. An Freitagen darf man unter schwerer Sünde keine rohe Wurst, die vielleicht aus Roßfleisch gemacht ist und 10 Pf. kostet, essen, wohl aber leckere Fische und Süßigkeiten die Menge, so man das Geld dazu hat.

Sich über Charakterfehler schwere Vorwürfe zu machen, darin werden die Gewissen nicht geschult, wer aber erst nach der Opferung in die Sonntagsmesse kommt, dem gilt es als schwere Sünde. Die Beichtenden zeigen sich am meisten bedrückt von der Uebertretung der Kirchengebote. Daß er Weib und Kinder roh behandelt, sich öfters berauscht, fast immer in unreinen Phantasiebildern sich belustigt, fällt dem Durchschnittsbeichter lange nicht so arg aufs Gewissen, als wenn er einmal nicht in die Sonntagsbeichte gegangen. Die Beichte helfe zur Selbsterkenntnis, hört man oft sagen. O nein! Ein jeder Beichtende klagt sich bloß dessen als Sünde an, was er für Sünde hält. Wer ein pharisäisches Gewissen hat — und ein solches muß er bekommen, wenn er der Kirche folgt — dann klagt er sich wegen Bagatellen an, die wirklichen Sünden aber nimmt er nicht für so wichtig. Die Beichte hat deswegen wenig Wert für die Erlangung wahrer Sittlichkeit. Die Kirche ist durch den übertriebenen Wert, den sie den äußerlichen Frömmigkeitsübungen beilegt, schuld, daß die Masse des Volkes bloß äußerlich fromm ist.

Statt das Lippengebet zu bekämpfen, befördert es die Kirche. Sie empfiehlt aufs dringendste den in der dunkelsten Zeit des Mittelalters entstandenen Rosenkranz. 53 Mal wird das „Gegrüßet seist du Maria!" wiederholt. Noch kein Mensch hat denselben andächtig zum Schluß gebracht. Die Ewige Anbetung wird als ganz besonders wertvoll und gottgefällig angesehen. Zwölf Stunden lang werden Gebete abgebetet, meistens Rosenkränze. Wie eine Gebetsmühle hört sich diese klappernde Anbeterei an. Die Geistlichen müssen täglich das Brevier abbeten, es muß ausdrücklich mit den Lippen gebetet werden. Wenn man es langsam betet, braucht man ca. 1¼ Stunden, die meisten werden in ¾ Stunden fertig. Wenn man ein Siebtel desselben ausläßt, begeht man eine schwere Sünde. Alfons Liguori sagt in seiner „Wahren Braut Christi, I, 101: Jede Silbe beim Breviergebet, die die Priester nicht aussprechen, sondern hinunterschlucken, sammeln die Teufel, die immer auf sie aufpassen, und legen sie in einen großen Sack, den

sie am jüngsten Gericht vor Gott ausschütten, um sie damit anzuklagen. Die Anzahl der abgelegten Beichten, der Kommunionen, die Teilnahme an Brüderschaften, Wallfahrten, Prozessionen — lauter Dinge, die man routinenmäßig abmachen kann, gelten als Gradmesser des religiösen Lebens und werden demgemäß gepflegt. Am jüngsten Gericht, meint Dekan Wetzel, werde Christus fragen: Bist du dabei gewesen an der Kommunionbank, bei der Sonntagsmesse, der Predigt, dem Fastentisch, bei der Prozession, der Wahlurne, bei der Katholikenversammlung? Mögen dann alle Katholiken sagen können: Dabei gewesen!

Wir haben absichtlich diesem Abschnitt einen breiteren Raum gegeben, weil er so lehrreich ist und anschaulich zeigt, daß die ideale katholische Frömmigkeit der pharisäischen zur Zeit Jesu so ähnlich ist wie ein Ei dem andern.

Der Geist, der die katholische Kirche erfüllt, ist nicht nur nicht der rechte, sondern ein positiv falscher, der Geist der Herrschsucht, Habsucht, Lieblosigkeit, Lüge. Das beweist er in vier kräftigen Kapiteln. Wir beschränken uns auf einige Anführungen.

Auf Weltherrschaft geht die Kirche aus. Nachdem er gezeigt, wie die ersten Jahrhunderte davon nichts wissen, daß z. B. noch Gregor I. (590—604) den Kaiser seinen erhabenen Herrn nannte, dessen Herrschaft er unterworfen ist ausgenommen in geistlichen Dingen, sagt bereits Gregor IV. (827—844): „Die Regierung der Seele sei größer als die der zeitlichen Dinge, größer die päpstliche Gewalt als die kaiserliche.“ Und von da an haben die Päpste zäh den Anspruch erhoben und durchzusetzen sich bemüht, daß ihnen auch auf dem weltlichen Gebiete die höchste Herrschaft zukomme. Gregor VII. nennt die päpstliche Herrschaft universale regimen. Petrus ist der Fürst über alle Reiche der Welt. Die ganze Welt ist ihm Lehen des päpstlichen Stuhles, alle Fürsten bloß Lehensmänner des Staates. Alle diese Ansprüche auf Universalherrschaft hat dann Bonifacius VIII. (1294—1303) in seiner berühmten Bulle Unam Sanctam definiert: „Wir erklären und verkünden, daß es für jede menschliche Kreatur, um das Heil zu erlangen, notwendig ist, dem römischen Papste unterworfen zu sein.“ Freilich war es auch Bonifacius VIII., der den größten Fall von seiner Macht erlebte. Philipp der Schöne von Frankreich ließ sich den päpstlichen Einspruch nicht gefallen. Er schrieb: „Du sollst wissen, du Einfaltspinsel, daß wir in weltlichen Dingen niemand unterworfen sind. Anders Denkende halten wir für Pinsel und Wahnsinnige.“ Er ließ ihn dann auf ein Pferd setzen mit dem Kopf dem Schwanze zugekehrt, was den Hochmutsmann so angriff, daß er sich in ein Zimmer einschloß und am andern Morgen tot aufgefunden wurde.

Nichtsdestoweniger haben die Päpste sich dadurch nicht warnen lassen. Es ist noch heute, wie Napoleon I. sagte: „Die Päpste können ihre empörenden Ansprüche, die früher das Unglück der Völker und die Schande der Kirche waren, nicht mehr betreiben, doch im Grunde haben sie nicht davon abgelassen und noch heute betrachten sie sich als die Her=

ren der Welt.“ Sagt doch der Jesuitengeneral Wernz, erst kürzlich verstorben: Der Staat ist der Jurisdiktionsgewalt der Kirche unterworfen, kraft welcher die Zivilgewalt der kirchlichen wahrhaft untertan und zum Gehorsam verpflichtet ist.

Zu der Herrschsucht hat sich schon bald die Habsucht, ihre Schwester, gesellt. Luther bemerkte bei der Uebersetzung von 1. Tim. 6, 10: R(adix) o(mnium) m(alorum) a(varitia), = der Geiz ist die Wurzel aller Uebel: Siehe, ob nicht nur Schickung Gottes diese vier lateinischen Worte mit ihren ersten Buchstaben den Namen Roma ergeben. Rom macht Geld aus vielen Quellen: Abläßen, Jubiläen, Taxen für Sündenvergebungen, Dispensen, Befreiung von Kirchenstrafen, päpstlichen Orden und Titeln, päpstlichen Segen, Uebertragung von Aemtern, Anfragen in Rom wegen Glaubenssachen etc., Selig- und Heiligpreisungen, Peterspfennig. Lammenais, früher von Rom hoch gefeiert, sagt: Man würde in Rom die Völker, das menschliche Geschlecht verkaufen, die drei Personen der Dreieinigkeit, eine nach der andern oder alle zusammen, für ein Stück Land oder Gold.

Schlimmer aber noch als die Habsucht ist die Mordgier der Kirche. Kaum hörten die Christenverfolgungen auf, so fing die Kirche an zu verfolgen. Bereits 70 Jahre nach Konstantin wurde die Todesstrafe über Heiden und Ketzer verhängt. Nachdem Augustin, dem die Kirche nach F. ebenso viel Schlimmes wie Gutes verdankte, geschrieben hatte: „Es ist besser, daß etliche in ihrem eigenen Feuer umkommen, als daß die ganze Gemeinde im Feuer der Hölle brenne,“ war kein Halten mehr. Bereits Leo I. verlangte den Feuertod für Ketzer. System wurde in das Morden gebracht durch die Inquisition unter Innocenz III. (1198 bis 1216). Ja, sagt man, die Zahl der Opfer war nicht so groß, wie man tut. Nein, der einzige Großinquisititor Torquemada hat in 15 Jahren 8850 Menschen lebendig verbrennen lassen! Und wie war es mit dem Gerichtswesen der Inquisition? Die heil. Mutter, die Kirche, führte die Folter wieder ins Gerichtswesen ein!! Feuer, Messer, Seil, das Streckbrett, die Streckleiter, Daumschraube, glühende Eisenstiefel u. s. w. wurden angewandt, um ein Geständnis zu erzwingen. Man goß geschmolzenes Blei in die Ohren oder in den Mund, man riß Zungen aus; Augen drückte man mit dem Daumen aus; Fingernägel riß man mit heißen Eisen ab; Löcher bohrte man durch die Fersen der Opfer und hing sie daran auf, und wie der ganze satanische Katalog der Folterqualen noch heißen mochte. Dabei will die Kirche dann noch mit frommem Augenaufschlag sich reinigen: die weltliche Obrigkeit tat dies, die Kirche dürstete nicht nach Blut. Allerdings führte die Obrigkeit die Befehle der Kirche aus, aber sollte sie dieses nicht getan haben, so wäre sie der Exkommunikation verfallen. Und dabei beschreibt die unter päpstlichen Auspizien erscheinende Monatsschrift Analetta Ecclesiastica 1895: „Welche, die mit Schafskleidern angetan, kommen, um die Lämmer zu zerreißen, sollen mit Feuer und Schwert aus dem Schafstall vertrieben werden. Ferne sei es von uns, schwächliche

Gründe aufzusuchen, um die hl. Inquisition zu verteidigen. Fort mit den Redensarten von der damaligen Zeit, von der Härte der Sitten, von übertriebenem Eifer, als ob unsere hl. Mutter, die Kirche, sei es in Spanien, so es anderswo, entschuldigt werden müßte wegen der Taten der hl. Inquisition. O, ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! O erlauchtes und ehrwürdiges Andenken Thomas Torquemadas!" So geschrieben im Jahre 1895! Ja, wenn Rom nur die Macht hätte!

In einem folgenden Kapitel zeigt F., durch welche Lügenmittel dieser Bau der päpstlichen Allgewalt zustande gekommen ist, die Glieder sind: Die Worte des Herrn: Du bist Petrus . . . und andere! die Beihilfe der Kaiser, Valentinian 378, Valentinian IV. 445, Justinian 533 (Rom sei das Haupt aller heil. Kirchen und aller heiligen Priester Gottes), Phokas, der 607 Bonifacius III. zum Universalbischof erklärte; die pseudoisidorischen Dekretalien: Pseudo — Cyrill (die griechische Kirche habe sich zu allen Zeiten unter den Primat des Papstes gebeugt).

Vom Haupt ist das Gift der Lüge allmählich auch in den Leib geflossen. Rom hat eine förmliche Angst vor der Wahrheit. Daher wurde die Bibel dem Volk entzogen, aus 100 Katholiken hat kaum einer eine (selbst vom Papst approbierte) Bibel. Auch der ganze Wissenschaftsbetrieb ist unter Aufsicht und Knechtung der Kirche gestellt, der Modernisteneid verbietet u. a. „daß man die Schriften der Kirchenväter unter Beiseitesetzen jeder geheiligten Autorität nach den Prinzipien der Wissenschaft allein und mit jener Unabhängigkeit des Urteils auslege, die man beim Studium irgend eines Profawerkes anzuwenden gewohnt ist." Da ist also alle Möglichkeit zu einer freieren Auffassung zu kommen, alle Möglichkeit von dem Licht fortschreitender Erkenntnis noch Besserung zu erhoffen, ausgeschlossen. So beschlossen unter dem Papst Pius X., der im Anfang des Krieges das Zeitliche segnete. So steht die römische Kirche heute, wie kann man von ihr den guten Willen zur Verständigung erwarten, wie kann man ihr gegenüber eine andere Stellung als der behutsamsten, ständigen Wachsamkeit und des Gefühls völliger geistiger Geschiedenheit einnehmen?

Eins haben wir in F.'s Buch, das sonst das unbiblische Wesen der Papstkirche so rücksichtslos bloßstellt, vermißt, er berührt fast kaum das Hauptmoment des katholischen Glaubens, den Marienkultus. Es ist für uns Protestanten einfach unmöglich zu begreifen, wie eine Kirche, die sich christlich nennt, in einen solchen Abweg der krassesten Menschenvergötterung verfallen kann. Es wäre eine interessante Sache, dem Ursprung dieses Aberglaubens und dieses Götzendienstes nachzugehen. Wir würden sehen, wie er zunächst aus christologischem Interesse entstanden, (s. Zöckler u. S. A. in der Realenz.), dann aus Vorliebe für die Asketik stark gepflegt wurde, wie Maria hauptsächlich durch Kyrills Mitwirkung 431 zu Ephesus zur Gottesmutter erhoben wird. Dann wird ihre Verehrung allgemein. In der germanischen Welt kam dem Glauben die hohe Verehrung vor dem weiblichen Geschlecht zu

Hilfe. Bernhard von Clairvaux sagt: „Willst du einen Fürsprecher vor dem Herrn haben? Nimm deine Zuflucht zu Maria, rein ist in ihr die Menschheit, es wird die Mutter der Sohn, den Sohn der Vater erhören." So wächst sich dieser Kultus im Mittelalter ins Ungemessene aus. Die Geschichte der Marienfeste stellt seinen Entwicklungsgang dar von der „Verkündigung" bis zur „Unbefleckten Empfängnis." Pius IX., der Romantiker unter den Päpsten, dessen fromme Gefühle sich alle in der Marienverehrung konzentrierten, erhebt die letztere, die sog. unbefleckte Empfängnis, i. J. 1854 zum Dogma. Der heutige Katholik kann nicht umhin, die Maria sich als auf den Thron der Dreieinigkeit erhöht zu denken, die Trinität wird ihm tatsächlich zu einer Quartenität. Leo XIII. erklärt in seiner Enzyklica zum Rosenkranzgebet am 5. Sept. 1895: Bis zum letztem Atemzug werde ich Maria anflehen und rufen: Zeige, daß du Mutter bist.

Unter Pusey hat der englische Ritualismus Annäherung an den Mariendienst versucht, wenn nur der Papst Konzessionen machen wollte. Pius IX. hat sie nicht gemacht. Eine Annäherung ist nicht möglich, wenn sich der Protestantismus nicht selbst aufgeben will. Zwar Rosegger, der bekannte evangelisch gewordene tyroler Dichter läßt sich in „Mein Himmelreich," S. 182—200 also vernehmen: Er ist sich bei seinem Eintreten für die Andachten zu „Unserer lieben Frau" wohl bewußt, sich vom Grunde streng biblischer Wahrheitserkenntnis weg zu begeben. Er nennt die Gottesmutter und Himmelskönigin „eine Offenbarung, die wir weniger der Evangelischen, als der päpstlichen Kirche verdanken." Er sagt: „Im Prinzip möchte es mir noch besser gefallen, wenn alle Andacht und Herzensinnigkeit, die man der Mutter Gottes spendet, unmittelbar an den Erlöser gerichtet würde." Aber nichtsdestoweniger redet er im Tone religiöser Schwärmerei vom Glauben an die Wundermacht dieser Gottesmutter als von einem Jahrtausend „an unzähligen Millionen Menschen geschehenen Wunder," welches an und für sich für die Wahrheit jenes Glaubens Zeugnis ablege. „Nicht zu messen in seiner Weite und Tiefe ist das Meer von Seligkeit, welches der Mariaglaube in die Herzen der katholischen Menschheit gebracht hat." „Mit der Führung des Mariakultus hat die Kirche manches wett gemacht, was durch zu geringe Pflege des Evangeliums verfehlt wurde." So spricht Rosegger, und wir verstehen, daß ein Glaube, der so tief wurzelte, ihm auch noch nach seinem Eintritt in die evangelische Kirche tief im Blut lag. Aber wir würden niemals auch nur einen Schritt auf dieser Bahn ihm entgegenkommen können, und wir wissen nicht, warum F. diesem Aberglauben nicht ebenso entschieden und ausdrücklich wie der Messe entgegen getreten ist.

Es scheint hier am Platz zu sein, ein Wort über Konvertiten zu sagen, die zu uns kommen von der Romkirche. Sie vermissen manches bei uns. Der Gottesdienst kommt ihnen kahl vor. Es fehlt der Nimbus der katholischen Mysterien, vielfach die ästhetisch schöne Gestaltung des Gotteshauses. Es fehlt die äußere Ehrfurcht, die der Katholik

seinem Gotteshaus und Gottesdienst darbringt. Die Leute sprechen und unterhalten sich in der Kirche. Sie besuchen die Kirche oder sie besuchen sie nicht. Sie scheinen ihre Vorrechte, wenn sie wirklich solche haben, schlecht zu würdigen. Alles ist so verstandesgemäß nüchtern und so wenig für das Gefühl, so wenig, das sich durch die Sinne an das Gefühl wendet. Da stellt sich ein Gefühl der Enttäuschung ein. Was ist da zu tun? Wir können das Aeußere nicht ändern, es liegt nicht in unserer Macht. Es empfiehlt sich stets, wenn irgend möglich, einen Unterrichtskursus vorhergehen zu lassen und den Kandidaten nach Kräften in die Schrift und das persönliche Christentum einzuführen, daß er nach und nach lernt, sein eigener Priester zu sein. Ist er innerlich erweckt, so wird ihm Gottes Wort ein Ersatz werden für vieles, was ihm fehlt. Ist er nur aus äußerlichen Gründen übergetreten, so sollte ihm die größere Freiheit und Selbständigkeit, die der Laie in der evangelischen Kirche genießt, dargelegt werden und so viel als möglich seine geistlichen Vorrechte. Wird das geistliche Leben nicht bei ihm geweckt, so ist ein solcher Konvertit kein Gewinn für die Kirche, doch könnte ev. an seinen Kindern (wenn er solche mitbringt), hoffnungsvollere Arbeit getan werden.

Ob F. selber Glied der evangelischen Kirche geworden ist, erhellt aus dem Buche nicht. Er sagt, er ist Mitglied der wahren Kirche, der Gläubigen. Politisch scheint er Sozialdemokrat zu sein.

Er wendet sich zum Schlusse an die katholische Kirche. Er sagt: „Darum, katholisches Volk, brich die Bande deiner geistigen Zwingherrn. Wage es, dem Worte Gottes zu folgen, deinem an Gottes Wort gebundenen Gewissen zu folgen. Er stellt ihm nochmals vor, daß Petrus von Christus nicht zum Papst gemacht worden ist, weder Matth. 16, 18, noch V. 19, noch Joh. 21: „Weide (nicht herrsche über) meine Schafe!", noch Luk. 22, 31 ff.: „Bekehre deine Brüder," noch Joh. 20, 23: „Welchen ihr die Sünden erlasset" . . . „Katholisches Volk," sagt er, „mach dich frei von der Romkirche und ihren Menschensatzungen." Dann fügt er merkwürdigerweise hinzu: „Formeller Austritt aus ihr ist nicht unbedingt nötig, da sie ohnehin in spätestens 12 Jahren auf immer und ewig abgetan sein wird (nach den Weissagungen des Buches Daniel). Alleluia, und ihr Rauch (ihr schauriges Ende) steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Wir sehen also, er hat sehr bestimmte eschalogische Ansichten und fürchten, daß er dieselben bald gezwungen sein wird einer Revision zu unterziehen. Hoffentlich wird sein evangelischer Glaube diesen Stoß überstehen. Sein Buch und seine Persönlichkeit sind aufmerksamer und herzlicher Berücksichtigung wert.

Die Beurteilung des Krieges auf der Kanzel.

Von Pastor M. Weber.

Die gewaltigen Ereignisse, welche seit unserer letzten Konferenz sich jenseits des Ozeans zugetragen, sind uns allen wohlbekannt. Es war im August des vorletzten Jahres 1914, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die verschiedenen Kriegserklärungen bekannt gegeben wurden, es folgten dann in dem ungleichen Kampfe nach zwei, bez. drei Fronten hin die blutigsten Schlachten mit den Siegen für Deutschland und Oestreich, die Schulter an Schulter in diesem gigantischen Kriege treu zu einander standen. Die Art und Weise aber, wie dieser größte der bisherigen Kriege zur Wirklichkeit wurde und die Motive, die dabei obwalteten, erinnerten lebhaft an die Begebenheiten vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, nur mit dem Unterschied, daß England diesmal die führende feindliche Macht war im Bund mit Frankreich und Rußland, die sich lediglich für einen solchen Kampf, der die Niederringung der Zentralmächte bezweckte, verbunden hatten. Wie nun nach der Kriegserklärung im Jahre 1870 ein geeinigtes Deutschland von Nord und Süd in den Krieg zog, empört über die Anmaßung Napoleon 3., so in noch viel tiefer empfundener Weise diesmal. Denn als es offenbar wurde, in welch tückischer Weise es sich jetzt um einen Vernichtungskampf gegen das deutsche Reich und seine Interessen handelte, da durchbrach der “furor teutonicus” die deutsche Volksseele und hob wie mit einem Schlage alle bestehenden Parteiunterschiede. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche,“ lautete des Kaisers Parole. In nie dagewesener Begeisterung und voll hohem Mut zog das allezeit schlagfertige deutsche Heer in gewohnter Schnelle, den Kampf in Feindesland zu tragen, nach Belgien und Frankreich hinein und vollbrachte trotz der Uebermacht der Feinde und ungeachtet der schwersten Verluste, Taten beispielloser Tapferkeit, getragen von dem Vertrauen, daß Gott der gerechten Sache den Sieg zuneigen werde in diesem dem deutschen Volke aufgezwungenen Kriege. Und wie im Westen, so führte es auch im Osten mit seinem Verbündeten einen erfolgreichen Krieg. Niemand im Reiche zweifelte am Siege der deutschen Waffen. Was aber die wunderbar geschlossene Einheit des Volkes herbeiführte und diese ausnahmslose Begeisterung des deutschen Volkes für das heilige Recht entflammte, war die volle Ueberzeugung, daß von der Regierung, besonders vom deutschen Kaiser, alles versucht worden war, um dem Reich und der Welt diesen Krieg zu ersparen. Diese herzerhebende Einmütigkeit des deutschen Volkes auf politischem, sozialem und konfessionellem Gebiet war sicher eine starke Bürgschaft für den endlichen Sieg, und sie war auch ohne Zweifel ein unwiderlegbarer Beweis für die Gerechtigkeit und Reinheit der Kriegsmotive. Wahrlich, die weltgeschichtliche Stunde hatte in Deutschland ein einig Volk von Brüdern gefunden, über Bitten und Verstehen! Und es war sein gutes Gewissen, daß es den Krieg nicht gesucht, sondern viel lieber den Frieden gehalten

hätte. Was nun im alten Vaterlande von dem deutschen Volke so unmittelbar empfunden ward, es hat seine Schlagwelle auch herüber zu uns Deutsch-Amerikanern in dieses Land getragen und hat uns zum Gebet und Taten werktätiger Liebe für unser und unserer Väter hartbedrängtes Vaterland bewegt. Wir haben aber auch in mehr als einer Beziehung die Entrüstung des deutschen Volkes und seines gerechten Zorns über seine tückischen und gehässigen Feinde mitempfunden, d. h. über jene, die den Krieg in intriganter Weise herbeigeführt, und doch alle Schuld an demselben Deutschland zuzuweisen suchten. Besonders war es eine gewisse englische Presse, die es sich angelegen sein ließ, überall im Auslande, nicht bloß hier, eine feindselige Stimmung gegen Deutschland herbeizuführen. Dieses ebenso sensationelle, wie heuchlerische — und sagen wir auch gottlose Machwerk — forderte aber bald die energischen Proteste vonseiten der deutschen Presse in diesem Lande heraus, die für Wahrheit und Gerechtigkeit eintrat.

Das sind im allgemeinen die Umrisse, die wir unserer eigentlichen Aufgabe voranstellen möchten.

In einer solchen Zeit, wie die verflossene, mit bewegtem Gemüt vor die Gemeinde zu treten und von den Ursachen der Bewegung zu schweigen, wer vermöchte das? Ueberhaupt wäre es unnatürlich und bewiese nur den unpraktischen Wert der Predigt für die Praxis, wollte sie nicht die gewaltigen Schicksale widerspiegeln, die über irgend ein Land herein brechen, besonders wenn es das alte Vaterland ist, das einer ganzen Welt gegenüber verleumdet worden ist. Da wir nun in einem neutralen Lande leben, d. h. nicht in direkter Berührung mit dem Kriege stehen, so kann es sich bei Behandlung des Themas nicht etwa um Richtlinien für die Predigt und Seelsorge handeln, inbetreff der Aufgaben, die der Krieg speziell an Prediger und Seelsorger stellt, sondern nur um allgemeine Gesichtspunkte, wie wir den Krieg auf der Kanzel zu beurteilen haben. Das schließt aber keineswegs aus, gegen Unwahrheit und Ungerechtigkeit Zeugnis abzulegen, wenn unser Thema lautet:

Die Beurteilung des Krieges auf der Kanzel und zwar geschehe es:

I. In der Darlegung seines Rechts und
II. In der Wertung seines Zweckes.

I.

Den Krieg in Verbindung mit der Predigt zu bringen, wer könnte und dürfte das, ohne das Wort Gottes in diese Bewegung hineinbringen zu lassen! Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß man sich aufgrund der Schrift über den Krieg zu verständigen habe. Es ist jedenfalls eine heilsame Frucht für uns, sich an das ordnungsgemäße Wort zu halten und zu beachten, was unsere Bekenntnisschriften über den Krieg zu sagen haben, um ihn richtig beurteilen zu können. Ehe wir aber vom Rechte des Krieges vom christlichen Standpunkte aus reden wollen, den wir vor allen Dingen auf der Kanzel vertreten, müssen wir zunächst auf eine extreme Anschauung verweisen, welche dahin gehend, daß der

Krieg unter allen Umständen zu verwerfen sei, und nach welchem auch der Beruf eines Kriegers als unvereinbar erachtet wird mit dem Berufe eines Christen, womit auch die Weigerung gegeben ist, Kriegsdienste zu leisten. Freilich müssen wir hier gleich konstatieren, daß auch deutsche Mennoniten in den Waffen stehen, die sich sonst im Frieden weigerten, Waffen zu tragen und deswegen manche Strafen zu erleiden hatten. Somit ist ihr Patriotismus doch stärker gewesen als ihr religiöses Gefühl. Jedenfalls ist es aber auch in der Bibel, besonders im Neuen Testament, mit keiner Silbe angedeutet, daß der Beruf eines Kriegsmannes unverträglich sei mit dem Stande eines Jüngers Jesu. Darin, daß Kornelius nicht vom Soldatenstand schied, trotzdem er ein Christ geworden, sah man einen deutlichen Wink, daß es keine Sünde sein könne für einen Christen, Kriegsdienste zu leisten. Gerade Tertullian hatte sich seinerzeit, als er als Montanist die Unvereinbarkeit des Kriegsdienstes mit ernstem Christentum gegen Einwände zu verteidigen hatte, sich auf dieses Beweismoment seiner Gegner einlassen müssen. Eben das, was Tertullian forderte, ein Christ gewordener Soldat sollte seinen Stand verlassen, als mit dem Glauben unvereinbar, ist sicher mit keiner Silbe in der Apostelgeschichte angedeutet. Die Frage nun, ob das Christentum den Krieg billige, läßt sich nicht so ohne weiteres mit Ja beantworten. Aber so viel ist gewiß, daß der Geist des Christentums überall Frieden atmet und der Christ nicht anders als wünschen kann, daß statt des verderblichen Krieges überall auf Erden ein allgemeiner, ständiger Friede herrschen möge. Die Religion als solche ist der flammende Protest gegen den Krieg, und der Krieg ist der schmähliche Bankrott der Religion. Man möchte wohl daran zweifeln, daß Gott als ein Gott der Liebe und des Friedens die Menschen unmöglich geschaffen hat, daß sie sich unter einander auf die entsetzlichste Weise töten und verstümmeln sollen. Zum Schutz des Lebens gab er das Gebot: „Du sollst nicht töten." Gewiß sollte auch das Christentum ein wirksames Mittel sein, die Ursachen des Krieges zu vermeiden und einen allgemeinen Frieden zu bewirken; aber dennoch hören wir von Krieg und Kriegsgeschrei. Das Problem „Krieg und Religion" in seiner ganzen Tragweite in einem Referat durchzuarbeiten, bietet beträchtliche Schwierigkeiten und erfordert eine Arbeit, die ungemein in die Länge und Breite greifen würde. Wir beschränken uns darum auf das geringste Maß.

Bei einem Artikel, den wir vor einigen Monaten irgendwo lasen, überschrieben „Der Krieg und die Profetie," wurde die Frage aufgeworfen: Will Gott den Krieg? Der abstrakt urteilende Referent kennzeichnet in seinem Artikel den Krieg als eitel Blutvergießen, somit könne Gott den Krieg nicht wollen. Gewiß ist der Krieg, das wird ihm jeder zugestehen, ein schreckliches Uebel, besonders schrecklich in seinen Wirkungen. Die Frage aber, ob Gott den Krieg will, bz. warum er ihn zuläßt, müssen wir vorläufig dahingestellt lassen. Aber das müssen wir gleich im voraus sagen, daß Gott an keinem Uebel in der

Welt die Schuld trägt, somit auch nicht an dem Uebel des Krieges. Die Ursachen aller Kriege und auch die des letzten Krieges liegen einzig bei den Menschen und zwar in ihren Leidenschaften. Wären diese nicht, dann würde es sicher keine Kriege geben. Aber so lange und so oft menschliche Leidenschaften die Oberhand gewinnen, wird es trotz des Christentums auch Kriege geben. Darum sagt Christus: Ihr werdet hören von Krieg und Kriegsgeschrei. Man hört und sieht es oft, daß der Krieg so alt als die Welt sei und Gott selbst habe in gewissen Fällen den Krieg befohlen. Es läßt sich auch nachweisen, daß für die Zeit des Alten Testaments das sittliche Recht des Krieges außer Zweifel steht. So führte Abraham einen rechtmäßigen Krieg, um den gefangenen Lot zu befreien. Und von Israel wissen wir, daß es von Gott befohlene Kriege führte, das beweist uns seine ganze Geschichte. Im Neuen Testament ist zwar von der Rechtmäßigkeit des Krieges nirgends eine Andeutung gemacht, doch wird sie auch nirgends bestritten. Wenn aber der Stifter des Christentums seinen Jüngern unmittelbare Belehrungen über den Krieg gegeben und geboten hätte, so würden sie uns sicherlich überliefert worden sein. Es macht das den Eindruck, daß das Problem des Krieges zu den mancherlei allgemeinen menschlichen und kosmischen Angelegenheiten gehört, denen gegenüber Christus und die älteste Christenheit eine gewisse Zurückhaltung bewahrten. Nur einmal hat sich Christus ausdrücklich über den Krieg geäußert. Er klärte seine Jünger darüber auf, daß, solange der gegenwärtige Weltstand bestehe, es neben andern Uebeln auch das des Krieges geben werde. Daher können wir den Krieg als eine aus der Unvollkommenheit aller menschlicher Verhältnisse hervorgehende Notwendigkeit gelten lassen. Wir werden diesen Punkt später wieder berühren müssen. Nur sei noch bemerkt, daß unter diesem Gesichtspunkte auch die evangelischen Bekenntnisschriften in Uebereinstimmung mit der Bibel die Kriegführung auffassen. Um nun von einem Rechte des Krieges reden zu können, müssen wir auf die geschichtliche Tatsache hinweisen, daß sich unter den Einwirkungen des Christentums ein Völkerrecht gebildet hat, welches verlangt, daß das gegenseitige Verhältnis der Völker nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der christlichen Humanität bestimmt werde. Besonders haben sich seit der Reformation die Bestrebungen der Völker auf die Ausbildung des Völkerrechts gerichtet. Nichts desto weniger zeigt uns die Welt bis in unsere Zeit herein eine fortgesetzte Reihe von Rechtskränkungen, die das eine Volk an dem andern begeht. Mitten in der Christenheit hört man darum von Krieg und Kriegsgeschrei. Haben wir den Staat als das Reich der äußeren Gerechtigkeit zu betrachten, so muß er nach göttlichem Willen zur Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit das Schwert handhaben. Besonders hebt es Luther hervor, daß der Krieg das letzte Mittel der staatlichen Gewalt sein sollte innerhalb des Verkehrs der Völker die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten. Die Kriegsführung soll also im Dienste des Rechtes stehen, womit der Gedanke der Vergeltung ohne weiteres gegeben ist. Will man nun die

Gültigkeit des Krieges leugnen, so muß man auch die des Staates leugnen. Der Staat kann aber nicht aufhören, so lange wir auf Erden sind. Die Apologie sagt in ihrem 16. Artikel, daß die staatliche Vergeltung nicht nur geboten ist und geschieht, um Uebeltäter zu bestrafen, sondern auch Krieg zu führen. Aehnlich spricht sich die Konfessio Augustana in ihrem 16. Artikel aus, wenn sie erklärt, daß dem Christen gestattet sei, gerechte Kriege zu führen. Daraus ist ersichtlich, daß die wahre Bestimmung des Krieges die ist, als Mittel zur dienen, um Ungerechtigkeit und Gewalt durch physische Mittel abzuwehren und das zu erzwingen, was Gerechtigkeit fordert. Demnach kann nur der Krieg in Uebereinstimmung mit der göttlichen Ordnung sein, welcher im Dienst der Gerechtigkeit steht und mit den Waffen der Gerechtigkeit geführt wird. Aber alle persönlichen und dynastischen Kriege sind verwerflich. Denn der nackte Egoismus mit seiner berechnenden Klugheit ist niemals gerecht. Daraus folgt, daß ein christliches Volk niemals um selbstsüchtiger Zwecke willen, um ein anderes Volk zur Erfüllung seiner eigenen Willkür zu zwingen, einen Krieg beginnen darf. Im entgegengesetzten Falle ist aber ein Volk, das auf diese Weise angegriffen wird, berechtigt und verpflichtet, sich und die sittliche Ordnung gegen unrechtmäßigen Angriff mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen. Daraus resultiert ferner, daß ein gerechter Krieg aus objektiven Rechtsgründen hervorgehen muß. Und ein solcher ist immer nur derjenige, der für die höchsten und wichtigsten Güter der Nation geführt wird, für Altar und Herd, für dasjenige, was zum Fortbestand der Nation, sowohl in geistiger als in nationaler Hinsicht notwendig ist. So bemerkte Bismarck seiner Zeit in einem gelegentlichen Schreiben an die Militärverwaltung: Ein großer deutscher Krieg müsse aus der Tiefe des Volksgemüts geboren sein, mit dem Bewußtsein, daß es sich um die Verteidigung der heiligsten Güter der Nation handle. Von diesem Standpunkte aus möchten wir sogar den Religionskriegen das Recht zusprechen, geführt zu werden. Nicht etwa in dem Sinne, den Glauben vermittelst des Schwertes zu verbreiten, wohl aber um die Rechte einer unterdrückten religiösen Gemeinschaft zu schützen. Man denke nur an den Schwedenkönig Gustav Adolph im 30jährigen Kriege. Dieser Kampf um der Religion willen zeugt dafür, daß eben die Religion den Völkern die tiefste, heiligste und innerste Angelegenheit war, wofür sie Gut und Blut einzusetzen vermochten. Bei dieser Art von Kriegen möchten wir auf des Herrn Wort Luk. 12, 49 verweisen: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden." Das Feuer möchten wir als den Trieb bezeichnen alles einzusetzen für das köstlichste, für eine gerechte und heilige Sache. Es könnte bei Anführung dieses Schriftwortes die Frage erhoben werden, was denn erwähntes Wort mit den nationalen Dingen zu tun habe, da der Herr doch dieses Wort, wie sein Zusammenhang ergibt, auf die persönlichen, bez. die Familienverhältnisse anwendet? Man vergegenwärtige sich aber, daß der Christ sowohl als Glied seines Volkes wie als Glied der großen

Völkerfamilie ein Jünger Jesu ist. Die Grundgedanken, welche nun die Beziehungen im engen, intimen Kreise ordnen, ordnen auch die Beziehungen der Menschen im Ganzen, im Gesamtleben. Es ist der Geist, der da will, daß wir kämpfen für Recht und Gerechtigkeit, für unsere Stellung, die Gott uns angewiesen hat. Unser Recht sollen wir vertreten. Das ist christlicher Geist.

Hinsichtlich des Rechtes unter den Nationen ist zu bemerken, daß jede Nation ihr besonderes Lebensrecht hat, ihre Aufgabe, ihre innere Wahrheit. Wenn nun irgend eine Nation der andern dieses Lebensrecht streitig macht, so befindet sich diese in der Notwehr und Abwehr im vollen Rechte. Denn nach unsern heutigen Anschauungen hat kein Volk das Recht einem andern Volk die Berechtigung zum Dasein und zur Entfaltung seiner Kulturquellen streitig zu machen. Ein Volk, das sich eben seit Jahrhunderten schon gegen diesen elementaren Grundsatz der Völkerbetätigung vergangen hat, darf sich nicht wundern, wenn sein brutales Lügenspiel an den Pranger gestellt und ihm das Handwerk gelegt wird mit allen zu Gebot stehenden Mitteln. Es ist zwar wahr, daß jedes Volk in jedem Kriege die Gerechtigkeit für sich in Anspruch nimmt und zwar oft die am meisten, welche am allerwenigsten Beweise von Gerechtigkeit beibringen können, wie wir später Gelegenheit finden werden, zu bemerken. Es wird viel von Weltschiedsgerichten geredet, aber wenn es sich um eine das ganze Volk in tiefster Seele packende und erschütternde Lebensfrage, wie bei dem jetzigen Krieg, handelt, da hilft kein Schiedsgericht. Es mag vielleicht nach diesem Kriege dahin kommen. Doch wir verzichten darauf jetzt auf diese Frage einzugehen, behaupten aber, daß so lange der Krieg sittlich möglich ist, er auch ein gewisses Recht hat. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß der Krieg eine absolute Notwendigkeit ist, denn dann würde man jeden Krieg an sich zu etwas Gutem stempeln und zugleich wäre damit auch dem Christentum das Urteil gesprochen. In diesem Fall müßten wir auch dem Kulturhistoriker Hellwald beistimmen, wenn er erklärt, daß nüchterne kulturhistorische Studien die Trugbilder von einem ewigen Frieden verscheuchen. Dann ist es auch unbestreibar, daß der Krieg als eine der ältesten Naturerscheinungen, für dessen Berechtigung die ganze Natur in Schranken tritt, als einer der wichtigsten Kulturhebel und zivilisatorischen Faktoren bezeichnet werden kann. Es liegt sicher Wahrheit darin, und wer wollte es verkennen, daß, seitdem Menschen auf Erden wohnen, der Krieg in gewissem Sinne mit zur Staatenbildung beigetragen hat und so verstanden eine elementare Erscheinung der Weltgeschichte ist. Aber doch muß sich von christlichem Standpunkt aus unser Urteil anders gestalten als das des Kulturhistorikers, weil er den Hauptfaktor, Gott, auszuschalten scheint. Es bleibt für uns bei dem Axiom: Wenn der Friede Christi, der höher ist, denn alle menschliche Vernunft, wahrhaft in den Herzen der Völker waltet, dann werden sie auch nach der prophetischen Weissagung ihre Schwerter zu Sicheln machen. So lange dies noch nicht der Fall ist, wird es Kriege geben,

und die Völkergeschichte eine Kriegsgeschichte sein. Erinnern wir uns des Volkes Israel und seiner Geschichte. Bald war Israel Vollstrecker des götttlichen Willens an andern Völkern, bald vollstreckten andere Völker, freilich ohne es zu wissen, den Willen Gottes an dem ungehorsamen Israel. Hier möchten wir wiederum auf ein bekanntes Herrnwort, Matth. 26, 52, verweisen, das bei Gelegenheit der Gefangennahme dem dreinschlagenden Petrus vorgehalten wurde und ihm den Gebrauch des Schwertes untersagte. Da man dieses Wort auch gegen die Berechtigung des Krieges, aber höchst einseitig zitiert, müssen wir daran erinnern, daß der Herr dem Petrus wehrte, weil seine Bemühungen, den Herrn schützen zu wollen, eine ungläubige Auflehnung gegen Gott bekundete, und außerdem der zuständigen Obrigkeit widerstrebte. Aber der Nachsatz: Wer zum Schwert greift, soll durchs Schwert umkommen, dürfte hier am Platze sein. Dieses Wort enthält, wie Lange kommentiert, einen Rechssatz und zugleich eine drohende Warnung. Der Rechtssatz hat sogar zur Basis ein Prinzip, einen ganz allgemeinen Grundsatz. Dem Schwert stellt sich das Schwert gegenüber (im Krieg), dem eigenmächtig ergriffenen Schwert das Schwert der Vergeltung. Es läßt sich aus dem jetzigen Kriege nachweisen, in wessen Hand sich das eigenmächtig ergriffene Schwert befindet und von wessen Hand das Schwert der Vergeltung mit wuchtigen Streichen geführt wird. Wir ergreifen die Gelegenheit geschichtliche Belege des Rechts wie des Unrechts zum Kriege aus dem gegenwärtig tobenden Weltkampf beizubringen. Wer sehen will, der kann es sehen, daß Deutschlands europäische Sendung immer klarer zu Tage tritt. Deutschland ist das sittliche Gewissen, der Schirmherr und Verteidiger des Rechts. Es führt einen Vergeltungskrieg mit aller Macht und ihm zu Gebot stehenden Mitteln gegen Völker, die ihm in gewissenloser Weise den Krieg aufgezwungen haben. Und wer wollte es dem deutschen Volk verdenken, wenn es in diesen furchtbaren Krieg eintrat im harten Zwange der Notwehr und der Selbsterhaltung? Und wer könnte es unberechtigt finden, daß es den Fehdehandschuh aufnahm in der sittlichen Empörung eines gerechten Zornes? Deutschlands geschworene Feinde waren es, die den Frieden gebrochen und es in ganz rechtloser Weise zum Krieg herausforderten, obwohl sie das Gegenteil zu behaupten wagen. Sie beneideten seinen handelsgeschäftlichen Aufschwung, seinen technischen Erfolg und fürchteten seine wachsende politische Macht. Wenn Haß, Neid, Eifersucht und Ehrgeiz die Motive eines ungerechten Krieges sind, der darauf ausgeht andere zu fällen und sich zu bereichern, so kennzeichnet uns dieser Krieg die Mächte mit dem Malzeichen, die kein Recht auf ihrer Seite haben. Gerade sie waren es, die am lautesten vom Frieden redeten, Friedenspaläste bauten, Friedenskongresse einberiefen, Schiedsrichter einsetzten und sogar — welch ein Hohn — den Kaiser von Rußland als Friedenszaren proklamierten. Aber das geschah nur alles zum Schein, denn im Geheimen war der Krieg bei ihnen eine beschlossene Sache. Darauf hin hatte der Mephisto unter den Feinden Deutschlands, der verstorbene König

Eduard 7. von England, seine Einkreisungspolitik des deutschen Reiches schon vor Jahren in Szene gesetzt, die nun den Schlußakt bringen sollte. Deutschlands Feinde hatten es auf seine Vernichtung abgesehen, planvoll, ränkevoll, rücksichtslos. Aber was sie im Geheimen geplant, es ist ans Licht der Sonne gekommen und hat ihre wahre Gestalt erkennen lassen und ihr ganzes Tun charakterisiert als Heuchelei und Lüge, Grausamkeit und Tücke. Und solchen Heuchlern und Ruchlosen gegenüber, die auf eine so hinterlistig geplante Weise den Krieg herbeiführten, sollte Deutschland sich im Unrecht befinden? Gewiß nicht! Und solche Staaten, deren Regierungen das Völkerrecht prahlerisch im Munde führten mit hohen salbungsvollen Worten, aber das Völkerrecht auf die schnödeste Weise mit Füßen traten und solches noch tun, die sollten das Recht auf ihrer Seite haben? Nun und nimmermehr! England, welches sich immer, wie auch bei Ausbruch dieses Krieges, als Beschützerin der kleinen Staaten aufspielte, war fast nie im Rechte, wohl aber hat es immer darauf gesehen, daß es gute Geschäfte machte. England belog andere Völker mit der Einkreisungspolitik gegen Deutschland. Seit Kriegsausbruch belügt es fortgesetzt die Welt mit den Behauptungen von der Gefährlichkeit des deutschen Militarismus, von den Mißerfolgen der deutschen Waffen, seinem bevorstehenden Staatsbankerott und anderem mehr. Fast jeder Tag bringt neue englische Lügen. Aber Lüge ist vornehmlich die Waffe der Schwachen. Je größer die Schwäche, desto berechneter, listiger und tückischer das Lügen. Ein deutlicheres Beispiel als England für diese Behauptung kann es nicht geben. Längst ist dieses Inselvolk zu schwach, seine Weltmachtstellung durch Einsatz von Gewalt zu behaupten, darum hat es frühzeitig seine Zuflucht zur Lüge genommen und hat es darin zur Meisterschaft gebracht. Alle Formen der Verstellung und Heuchelei, der Lüge und Verleumdung sind ihm geläufig. Deutschland benutzt keine solchen Schleichwege. Sein Streben nach Gerechtigkeit hat man ihm aber als Schwäche ausgelegt und glaubte es schlagen zu können. Das ist Englands Plan gewesen und mit großer Klugheit hat es denselben zu verwirklichen gewußt durch die Verbündung der bekannten Mächte gegen Deutschland. Italiens Eintritt in den Kampf ist vornehmlich sein Werk. Ein Staat aber, der in verzweifelter Gewissenlosigkeit Flaggenbetrug betreibt, welcher die Flagge, die doch ein Rechtsheiligtum sein soll, fälscht und sie gebraucht, andere zu täuschen, zu betrügen, hat keine Rechtsansprüche mehr und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Flagge der Verachtung anheimfällt. England achtet das Völkerrecht nur so weit, wie es für seinen Vorteil paßt; anderweitig schreckt es vor keiner Verletzung desselben zurück. Es hat darum wenig Wert, England gegenüber völkerrechtliche Regeln zu beobachten. Die „Times" sagt: Im Kriege gelte nur Gewalt, und jede Mäßigung sei Dummheit. Wer so das Recht hohnlachend unter die Füße tritt, hat das Recht verwirkt, als geordneter und gesitteter Staat zu gelten und wird die Folgen dafür zu tragen haben. Denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der

Leute Verderben. So haben sich die Verbündeten, England in seinen Weltherrschaftsgelüsten, Rußland mit seiner schnöden und gewinnsüchtigen Regierung, nebst Frankreich, dem Lande der Revancheidee und der eitlen Selbstberäucherung, wie das in seinem Hochmutsdünkel nichtswürdige Japan und zuletzt auch noch das bundesbrüchige Italien versündigt gegen das Recht. Das hat unser Schiller so klar in den klassischen Worten ausgesprochen: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht alles einsetzt für ihre Ehre. Sollten nun diese alle, die ihre Ehre aufs Spiel setzen, siegen über eine Nation, die alles einsetzte für ihre Ehre, für das Recht? Die bisherigen Erfolge haben das Wort erhärtet und der endliche Sieg wird es krönen: Recht muß doch Recht bleiben. Denn das Ende des gerechten Krieges ist der Sieg. Vom Siege zu reden ist der Glaube an das Recht, ist die Gewißheit des Vertrauens zum Vaterlande. Getrost und voller Zuversicht können die für das Recht tapfer kämpfenden Deutschen beten:

Du weiser Gott in Gnaden
Schau her vom Himmelszelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
In diesem größten Krieg;
Die Heeresbanner wehen:
Gib du dem Recht den Sieg!

Damit glauben wir die Darlegung des Rechts zum Kriege in geeigneter Weise abschließen zu können und gehen über zur Wertung seines Zweckes nach verschiedenen Gesichtspunkten.

II.

Wenn wir von dem Zweck des Krieges reden sollen, so gedenken wir zunächst, was Menschen durch diesen Krieg bezwecken wollten und zu erreichen beabsichtigen. Zweifellos ist, daß jene, die Böses im Sinne hatten, dem dienstbar sein mußten, der als der allmächtige Gott alle Dinge in seinen Händen hat und ohne dessen Zulassung nichts geschehen kann. Er hat das Steuer des Weltregiments machtvoll als der Allweise in seinen Händen. Und er fügt es so, daß die Weltgeschichte zum Weltgericht wird. Denn Gott ist es, der den Krieg bei der den Menschen gegebenen freien Willenentscheidung zuläßt und doch dabei seine höheren Heilsabsichten im Auge behält und zur Verwirklichung zu bringen weiß. Besteht doch das für unser Verständnis unbegreifliche Geheimnis der Weltregierung darin, daß er das, was Menschen gedenken, böse zu machen, doch weiß zum Guten zu lenken. Er nimmt die bösen Taten, wozu die Menschen wohl frei, aber ihm dafür verantwortlich sind, in den Gang der Entwicklung seines Reiches auf, der in der Erfüllung seiner Gnadenabsichten endigt. Gott ist es, der den Krieg ruft und den Frieden schafft. Seine Allmacht setzt dem verderbenbringenden Kriege seine Zeit, wann er ausbrechen darf und wann er

aufhören soll. Es würde keine Kriege geben, wenn dies Gottes weisem Plane gemäß wäre. Jedes unvermeidliche Uebel in der Welt, folglich auch der Krieg, muß nach der Absicht Gottes in seinen Folgen Wohltat für die Menschen und Beförderungsmittel zu größerer Glückseligkeit sein. Wie kleinlich erscheint uns da die Aeußerung eines ehemaligen Präsidenten der Harvard Universität, wenn er sagt, daß, obwohl die Ethik von Jesu 1900 Jahre verkündigt worden ist, sie doch bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, den Krieg, das größte unter den Uebeln, von welchem die Menschheit heimgesucht werde, zu verhindern, oder auch nur zu mildern. Mit Recht hat man darin, daß die intelligentesten Männer der Gegenwart, wenn auch in der Weise vom Krieg bez. der Religion urteilend, wie erwähnt, den Beweis gesehen für die Wirkung der christlichen Ethik auf die moderne Gesinnung. Leider ist es aber vielen gelehrten und ungelehrten Menschen verborgen, daß unter den mancherlei Kriegsproblemen keine andere als Gott und der Krieg als Hauptproblem zu nennen sind. Obwohl nun viele Menschen zu diesem Problem nicht vordringen können, vermögen wir an demselben doch nicht vorbei zu kommen. Es gibt überall Leute, nach deren Logik ein Krieg unmöglich sein müßte, wenn es einen Gott gibt. Es ist keine leichte Aufgabe, solche atheistisch angehauchte Geister eines besseren zu überzeugen. Ihnen gegenüber dürfte jedoch der Hinweis genügen, daß Gott ein starker und eifriger Gott ist, der uns seine letzten Pläne nicht verrät und uns in die tiefsten Geheimnisse seiner Weltregierung nicht hineinschauen läßt. Denn unbegreiflich sind seine Wege. An diesem Moment dürfen wir bei der Wertung des Zweckes des Krieges nun und nimmer vorübergehen. Ein eigenartiges Streiflicht wurde bei einem in Cincinnati abgehaltenen Vortrag über die Bedeutung des europäischen Krieges für die Zukunft geworfen. Der Vortragende machte geltend, daß die große Ueberbevölkerung der Staaten draußen eine vorher nur schwach erkannte Ursache des Krieges sei. Diese Behauptung belegte er dann zahlenmäßig mit einem Nachweis der dichten Bevölkerung der europäischen Staaten im Vergleich mit anderen Weltteilen. Gegen die Richtigkeit dieser Beweisführung, was die Zahlen betrifft, ist sicher nichts einzuwenden. Aber wir beanstanden es, daß die große Ueberbevölkerung der europäischen Staaten als eine vorher nur schwach erkannte Ursache des Krieges hingestellt wird. Daraus könnte dann auch der Schluß gezogen werden, daß der Zweck des Krieges der einer Dezimierung der Bevölkerung sei.*) Wir gestehen ein gewisses Wahr-

*) Dieser Absatz ist durchaus irreführend. Daß übergroße Bevölkerungszahlen zu ernsten Reibungen und Zusammenstößen Anlaß geben, ist klar und nicht zu bestreiten. Daß Deutschland mit seiner Bevölkerungszunahme sich nach Kolonien und überseeischem Besitz umschauen mußte, um seine Kinder zu ernähren, und dafür auch ein eben so gutes Recht hatte, wie seine Feinde, ist eben so klar und wahr. Aber gerade diese Kolonialbestrebungen Deutschlands gaben seinen Feinden den Anlaß zum Krieg. Vom Zweck des Krieges ist oben in unklarer Weise die Rede. Wenn von dem Zweck Gottes die Rede ist, den er bei diesem Krieg im Auge hat, so kann ja nie gesagt werden, sein Zweck sei die Dezimierung Deutschlands oder die

heitsmoment darin zu, aber eine solche Massenabschlachtung als Zweck des Krieges zu betrachten, vermögen wir nicht. Wenn aber jener Referent des weiteren sagt, daß eine Nation zur Entwicklung ihres wirtschaftlichen Lebens Mittel und Wege finden müsse zur Ausdehnung ihres Handels, so hat er, ohne es zu wollen, dennoch der Raubpolitik Englands das Wort geredet. (Auch dieser Satz muß beanstandet werden, man sehe die Note.) Weder die tiefe Betrübnis der Tausende von Englands Protestanten über die Haltung ihres Landes ändert etwas an dem Uebel über Englands Politik, noch können die in diesem Vortrag erwähnten Beispiele von Feindesliebe Seitens englischer Soldaten, das verloren gegangene Prestige Englands in der Welt wieder heben. Anderswo ist dagegen gesagt worden, daß die große Aufgabe des Krieges darin liege, daß dem verblendeten, sich selbst überhebenden Inselvolk der Star gestochen werden müsse, damit die Möglichkeit solcher Selbstüberhebung und der darauf gegründeten ständigen Bedrohung des friedlichen Aufstrebens anderer Nationen, besonders der deutschen, ein für allemal aufhöre. Dies kann aber nur durch tiefe Demütigung geschehen, bis ein solches Volk zur Erkenntnis seiner Verblendung kommt. Damit ist aber nicht gesagt, daß nur dies eine Volk der Heimsuchung bedürfe. Denn Gott läßt das furchtbare Uebel des Krieges über die Völker kommen, daß sie reicher und reifer an innerem Gehalt werden. Der Krieg ist ein Erzieher der Menschen, freilich ein harter und grausamer. Und wir zweifeln nicht daran, daß der Krieg in der Hand der göttlichen Vorsehung ein Mittel ist, um irgend ein Volk nach innen zu führen und im Feuer der Trübsal zu läutern von so vielen Schlacken, die allmählig im Laufe der Zeit sich seinem Wesen angesetzt haben. Den Krieg sollen die Völker als ein Gericht Gottes, als Folge ihrer Sünden erkennen und sich zu Gott zurückführen lassen. Wohl ist der Krieg sicherlich die schwerste Zuchtrute Gottes, aber in all seinen Gerichten waltet Gnade, wie auch bei aller Gnade Gericht waltet. Allein aus solch innerer Anerkennung kann die Wiedergeburt eines Volkes hervorgehen und heilsame Frucht bringen. Wenn man daher die politische Wiedergeburt eines Volkes erhofft, so kann dieselbe nur gegründet sein auf seiner religiösen Wiedergeburt. Wer die eine erwartet ohne die andere, der kennt die Natur der Völker nicht. Alle Heere der Welt sind nicht imstande ein einziges mathematisches Gesetz umzuwerfen, geschweige denn, daß sie ein sittliches Gesetz zu erschüttern vermögen. Wer daher die Freiheit auf dem Gebiete des Staates will ohne innere Wiedergeburt aus dem Glauben, der begeht einen Verrat an der Freiheit. Daß aber des Herrn heilsame Wege sich durch viel Trübsal verwirklichen, ist auch ein Problem des Krieges. Gott findet die Sünde irgend eines Volkes und stellt sie ins Licht vor seinem An-

Massenabschlachtung der Menschen. Ist aber der Zweck der Feinde Deutschlands gemeint, so wollen sie nicht nur die Dezimierung, sondern die Vertilgung des deutschen Volkes. Daher die ruchlose Aushungerungspolitik Englands. Einen Zweck verfolgen kann nur wer absichtsvoll etwas unternimmt oder beginnt.

gesicht. Wenn wir aber der Sünde erwähnen, die Gott findet, so wollen wir hier nicht von besonderen Sünden reden und wollen auch nicht dem einen Volk mehr zur Last legen, wie dem andern, aber im allgemeinen sei es ausgesprochen, daß der Krieg aus der Sünde, aus der Eitelkeit, aus dem Dienste des Vergänglichen herzuleiten ist, aus welchem Paulus alles Seufzen der Kreatur herleitet. Es gab vielleicht kein Mittel mehr, die Einzelnen zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen als schwere Leiden, als der Krieg. Dafür sprechen viele Beispiele von den Schlachtfeldern, die hier veröffentlicht worden sind. Eins davon wollen wir hier erwähnen: „Es ist doch wunderbar," heißt es da in einem Schreiben, „wie in dieser herrischen Zeit der Not, in der das deutsche Volk wieder lernt, wie theologische und religiöse Unterschiede in den Hintergrund gedrängt werden und das Gemeinsame, das wir noch besitzen, auf den Leuchter gestellt wird." Und hinsichtlich eines von uns allen sicher gewünschten Endzweckes dieses großen Krieges, äußerte sich in seinem Vortrage ein Leipziger Professor dahin, daß die Einigkeit der Völker möchte in Zukunft darin bestehen, zu verhindern, daß durch Gewinnsucht und diplomatische Intriguen ganze Völker in solch blutige Kriege gehetzt werden können. Heute sei doch in jedem das Bewußtsein lebendig, daß der einzelne nicht nur Staatsbürger, sondern zugleich Weltbürger ist, freilich ein Weltbürger, der vor allem in der eigenen Erde fest gegründet sein muß, wenn er in der Welt und für die Welt dauernde Werte schaffen will."

Der Rezensent dieser im Druck erschienenen Rede bemerkte hierzu in seiner realistisch urteilenden Weise: „Solcher Optimismus sei doppelt sympathisch bei einem Mann wie der greise Professor der Philosophie, aber es sei leider die Gewohnheit der meisten sympathischen Dinge, in der Phantasie hängen zu bleiben und nie Wirklichkeit zu werden. So leichthin sei es doch wohl nicht zu erwarten, daß die Angehörigen all der Völker, die sich jetzt in so blutiger Weise bekämpfen, gleich nachdem ihnen, vielleicht nur in Erschöpfung der Kräfte, die Waffen entsinken, sich zu einem idealen Weltbürgertum bekehren würden. Daß dem größten der Kriege eine lange Periode des Friedens folgen werde, sei zwar durchaus wahrscheinlich, aber sich diesen Frieden als den sittlichen Triumph einer Menschheit auszumalen, die sich bis dahin zerfleischt, ist etwas zu viel verlangt. Wie viel näher liege doch da der Gedanke, daß man aus Angst vor einer Wiederholung dieser Kriegsgreuel und ihrer noch nicht auszudenkenden Folgen, Frieden halten wird." Wir können diesen Ausführungen nur teilweise zustimmen. Es ist menschlich geredet, aber nicht göttlich gedacht. Gott kann machen, daß die Sachen gehen wie es heilsam ist. Warum sollte nicht aus den Greueln dieses Weltbrandes eine reinere und höher gesinnte Menschheit und ein idealeres Weltbürgertum hervorgehen können? Das braucht noch längst nicht der sympathische Traum eines deutschen Professors zu sein! Wir hoffen, daß nach Beendigung dieses Krieges das Ideal des Rechtes in Zukunft höher stehen wird als das Ideal der Macht.

Der deutsche Pfarrer G. Naumann gab seiner Hoffnung dahin Ausdruck, indem er hervorhob, „daß wir es noch erleben würden, daß dieser Krieg eine bessere Welt herbeiführen werde, als die jetzige ist. Denn Gottes Kraft ist stärker als alle Bosheit der Menschen, die jetzt riesengroß in die Höhe wächst. Der Krieg wird zu einer Versöhnung der sich jetzt bekämpfenden Völker führen, die der Größe der Kämpfe entsprechen wird." Und gewiß stimmen wir alle auch dem bei, was ein anderer christlicher Schriftsteller geschrieben, wenn er bekennt: „Das ist unsere Hoffnung zu Gott, daß das Leben aus den Todesschauern hervorgehen möchte, nicht allein ein vaterländisches, sondern auch ein christliches, nicht allein ein zeitliches, sondern auch ein ewiges." Ohne Zweifel wird der Krieg auch innerhalb eines jeden kriegführenden Landes seine besonderen Wirkungen hervorrufen, was wir hier nur von ferne andeuten können. So lesen wir in einem Heft des Türmer den Satz: „Wir werden nach dem Kriege anders sein und mit uns wird die Welt ein anderes Gesicht empfangen haben." Besonders wollen wir es aber hervorheben, daß er auch Früchte zeitigen wird hinsichtlich der Mission. Und das ist doch aller gläubigen Christen Wunsch und Gebet in allen Landen, daß er, der der Retter seiner Kirche auf Erden ist, sie heilen möge von den schweren Schäden, die der Krieg ihr zweifellos geschlagen hat. Sicher ist viel, viel Missionsarbeit unterbrochen worden durch Verhinderung des Verkehrs mit den verschiedenen Missionsgebieten, wie auch durch Unterbindung der finanziellen Zuflüsse. Aber andererseits darf es auch ausgesprochen werden, daß der Krieg auch den Zweck erfüllt hat, gewisse Dämme gegen das Böse aufzurichten und ein Verlangen zu wecken zu einem nach dem Frieden kommenden Zusammenschluß, damit das zur Verwirklichung komme, was die Edinburger Missionskonferenz bringen sollte, aber nicht gebracht hat, nämlich eine Klärung der Missionsmotive. Wir gedenken hierbei an England, welches als anerkannte und unbestrittene Weltmacht, nicht immer aus den rechten christlichen Beweggründen die Initiative ergriffen hat. Doch hat es seine Missionspflichten in äußerlich großem Maßstabe geübt. Bei Gelegenheit einer großen Missionsversammlung in Berlin ist es von dem Oberhofprediger D. Dryander, einem der deutschen Besucher der Konferenz in Edinburg, tief beklagt worden, daß gerade England das Einigungsband zerrissen habe, wodurch der unheilige Zusammenbruch des Missionswerkes vielerorts herbeigeführt worden ist. Sogar von englischer Seite wurde bei Gelegenheit der großen Missionskonferenz in Edinburg privatim bemerkt, daß wenn die Befürchtungen eines Kampfes zwischen Deutschland und England sich erfüllen sollten, so würden dadurch alle Missionshoffnungen begraben, insbesondere würde die mohammedanische Welt auf Generationen hinaus nicht erreicht werden können. Jetzt sind wir in der Lage, gerade das Gegenteil konstatieren zu können, daß eine große Missionsmöglichkeit sich als Erfolg des Krieges herausgestellt hat. Denken wir nur daran, wie die ganze mohammedanische Welt mit einem tiefen Vertrauen an Deutschlands Seite

gerückt worden ist, also daß man sogar in den türkischen Moscheen für Deutschlands Sieg betete. Wenn nun Deutschland als Sieger aus dem großen Kampfe hervorgeht, was wir hoffen und wünschen, wie ist ihm da die Möglichkeit gegeben, mit seiner Kultur, die doch in ihrem innersten Wesen auf dem Christentum ruht, hineinbringen zu können in diese Hunderte von Millionen in vorher nie dagewesener Weise. Dann wird doch ohne Zweifel auch Rußland durch große Demütigungen geöffnet werden für den Lauf des Evangeliums. Auch China ist durch die ganze Entwicklung der Dinge als fruchtbares Missionsgebiet näher gerückt worden. Besonders haben begeisterte Missionsleute auch noch darauf hingewiesen, daß durch Besiegung Rußlands auch das jüdische Volk in Bewegung gesetzt werden wird. Man will es nicht gerade behaupten, daß solches gewiß geschehen wird, aber man gibt doch dieser Hoffnung Ausdruck und wünscht hierfür die Gebete aller Missionsfreunde. Gewiß leuchtet uns hier mitten im Weltkrieg das hehre Morgenrot eines Weltfriedens als letzter und größter zu erreichender Zweck dieses Krieges entgegen. Und wer wollte nicht hoffen und wünschen, daß der gegenwärtige Weltkrieg uns dem großen Friedensreich näher bringen möchte. Es ist durch diesen Krieg ohne Zweifel in vielen ein Erwachen zu Gott und ein Verlangen nach Gott bewirkt worden. Das gibt einen Damm ab gegen die Ueberflutung des antichristlichen Geistes und Wesens. Der Weltkrieg wirkt hier wie ein Ausschalten und gibt den Völkern noch einmal Raum zur Buße. Daß aber die Völker, und nicht nur Deutschland, aus dem gegenwärtigen Läuterungsgericht als ein gereinigtes und geheiligtes Volk hervorgehen möchten und wieder Kraft empfangen zu Gott wohlgefälligen Werken, ist gewiß einer der edelsten und erhebendsten Zwecke des Krieges. Und wie wahr ist es doch, daß das gottesfürchtigste Volk auch das stärkste, das freieste und glücklichste Volk ist. Denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. Und das hoffen und wünschen wir auch der Regierung und dem Volke dieses Landes, indem es auch durch diesen Krieg auf die eine oder die andere Weise beeinflußt worden ist. Möge es sich tief bewußt werden, welches der ihm zugewiesene Beitrag in der Gegenwart sei für den Fortschritt der Menschheitsvervollkommnung auf der Grundlage der christlichen Religionen und eines dem entsprechenden gerechten Staatswesens.

Der Herr helfe uns dienen am Worte und den Gliedern seiner Kirche betende Hände aufzuheben als Mitarbeiter und Werkzeuge seines Heilandswerkes auf Erden, daß dieser Krieg die Zwecke herbeiführen möge, die seinem Reich dienlich und förderlich sind bis zu seiner glorreichen Wiederkunft.

Unsere spezielle Aufgabe auf der Kanzel kann aber nie eine andere sein als die: Werke des Friedens zu treiben und als Botschafter an Christi Statt zu bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott!

Thesen:

1. Ohne mit den sittlichen und den religiösen Lebensfragen in Konflikt zu kommen, oder dieselben irgendwie zu umgehen, kann und

soll von der Kanzel aus, als der Hauptstätte christlicher Lehrtätigkeit, die größte der gegenwärtigen Zeitfragen, nämlich die des Krieges ihre Beantwortung finden.

2. Eine rechte Beantwortung dieser Frage kann aber nur vom Standpunkt des Christentums aus befriedigen, indem sie die allgemeinen ethischen Gesichtspunkte hervorhebt, dabei auf das Wort Gottes und die Bekenntnisschriften, sowie das bestehende Völkerrecht Bezug nehmend.

3. Wenn durch Ungerechtigkeit das Rechtsverhältnis irgendeines Volkes von einem andern Volke gestört worden ist, so wird jenes in seinem Rechte verletzte Volk, wenn ihm kein anderer Weg offen steht und alle anderen Mittel vergeblich gewesen sind, zu seiner Selbstverteidigung rechtsgemäß zu den Waffen greifen, bis die gestörte Rechtsordnung wieder hergestellt und Sühne geleistet worden ist zum Friedensschluß.

4. Der gegenwärtige Krieg läßt uns jetzt klar erkennen, von wem ein gerechter Krieg zur Selbsterhaltung geführt wird und auf wessen Seite als Angreifenden sich das Unrecht befindet. Sowohl die Art der Kriegführung, wie die Erfolge beweisen es.

5. Menschlicherseits ist der Zweck des Krieges ein sehr verschiedener bei den Kämpfenden, je nachdem wir die Motive in Erwägung ziehen, die zum Kriege führten und die auch noch die leitenden Motive sind.

6. Beide Kriegsparteien müssen aber der Verwirklichung der höheren Heilsabsichten Gottes dienstbar sein und an beiden erweist sich Gottes Gnade und Geist.

7. Freilich werden bei einem solchen Kriege, wie dem gegenwärtigen, sich des Herrn heilsame Wege nur durch viel Trübsal verwirklichen, indem sie mit ungeheuren Verlusten verbunden sind.

8. Obwohl der Krieg nicht zu Ende ist, wollen wir doch hoffen und wünschen, daß über kurz oder lang, wer will es sagen, das Ende desselben kommen und ein dauernder Friede das Ergebnis desselben sein möge zum Heil für jedes Volk!

Kirchliche Rundschau.

Ein Gottesdienst für die Besatzung des „Albatros."

Der schwedische Missionsdirektor D. Waldenström-Stockholm, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens in Schweden, von 1885—1905 Mitglied des Reichstags, veröffentlicht in „Svenska Morgenbladet" vom 27. Juli einen Bericht über einen Gottesdienst für die Besatzung des „Albatros" auf Gothland, dem wir folgendes entnehmen:

Gleich nach Mittag fuhr ich hinaus nach Roma, wo ich um 5 Uhr den deutschen Matrosen predigen sollte, welche dort im Lager sind. Zuerst besah ich jedoch das Lager, die Kaserne und das Lazarett. Es freute mich zu sehen, wie hervorragend gut es die Leute haben. Das erkannten sie auch freudig an, und ich sprach mit ihnen darüber. Aber natürlich fanden

sie es unerträglich langweilig, so beschäftigungslos dazuliegen. Sie sehnen sich wieder hinaus, um ihren Kameraden im Kriege zu helfen, und sie haben sich einhellig geweigert, irgendwie ihr Ehrenwort zu geben, nicht aus dem Lager zu flüchten. Sie stehen natürlich unter Bewachung. Aber es finden sich keine hohen Planken, noch weniger Stacheldrahtzäune, sondern sie bewegen sich ganz frei in dem Bereich. Sie haben eigene Köche, welche im Keller der Kaserne ihr Essen bereiten. Die Offiziere haben eigene Messen. Besuch hat das Lager stets und ständig von Neugierigen, „die man unmöglich fernhalten kann," sagte der Offizier. Im Lazarett lagen einige Schwerverwundete; davor im Grase lagen noch einige Leichtverwundete und sonnten sich.

Die Predigt hielt ich unter freiem Himmel bei herrlichem Wetter, selbstverständlich auf deutsch. Mannschaften und Offiziere waren so vollzählig zur Stelle, wie es die Verhältnisse mit sich brachten. Es war eine stattliche Versammlung von schönen — ungewöhnlich schönen — jungen Männern, deren ganze Haltung Zeugnis ablegte von einer Manneszucht, die den besten Eindruck machte. Es war tief ergreifend, daran zu denken, daß Hunderttausende solcher prächtigen Menschen schon in diesem fürchterlichen Kriege geopfert wurden und noch viele Tausende geopfert werden sollen. Zuerst wurde gesungen: „Ein feste Burg ist unser Gott." Dann predigte ich und wies auf Jesus Christus hin, wie Moses die von der Schlange Gebissenen in der Wüste auf die Schlange hinwies (Joh. 3, 14). Eine stillere und aufmerksamere Zuhörerschaft kann niemand haben, als ich sie hatte. Nach der Predigt forderte ich sie auf, einen Gesang zu singen, den sie auswendig konnten. Ich machte keinen besonderen Vorschlag. Da schlugen sie das deutsche Lied: „Nun danket alle Gott," auf, und die ganze Schar stimmte ein. — (Aus Kriegskorrespondenz des „Evang. Preßverbandes.")

Interessantes über das Verhältnis zwischen Deutschland und England.

Im Jahre 1906, also vor 10 Jahren, gab die „Britische Gesellschaft von Kaufleuten" ("**Merchant's Association**") ein Pamphlet heraus, in welchem es wörtlich heißt:

„Wenn Deutschland zerstört ist und sein Handel getötet, so wird jeder Engländer ein Drittel reicher sein als er jetzt ist." —

"**Issues and Events**" (New York) sagt hierzu mit Recht: „Diese Aussage gibt die eigentliche Ursache des gegenwärtigen europäischen Krieges in einer Summa an. Sie spricht die sehr einfache und primitive Idee aus: den Rivalen, der einen in friedlichem Handelsbetrieb überflügelt — zu töten." — Wie edel und schön (?) doch diese Gesinnung der Briten — nein, wie gemein und verachtenswürdig! —

Deutschland sollte zwischen den zwei Mühlsteinen, Frankreich und Rußland, zermalmt werden. Das war der Plan der gewissenlosen englischen Politiker! — Doch: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt."

England hat sich stark verrechnet. — So wie es jetzt aussieht, wird Deutschland aus dem schrecklichen Ringen doch noch siegreich hervorgehen — hat es doch große Eroberungen gemacht in Belgien und Frankreich, Polen, Serbien und Albanien.

Uns Amerikanern deutscher Abkunft tut es wehe, daß wir an unserer gegenwärtigen Regierung (Präsident Wilson und Sekretär Lansing) dieselbe Heuchelei und Scheinheiligkeit entdecken müssen, welche England seit Jahren gezeigt hat. Hier sind hierfür fünf Beispiele:

1. Bezüglich Belgien wird Deutschland immer noch vorgeworfen, daß es einen Vertrag (treaty) gebrochen habe, obwohl Deutschland bewiesen, daß Belgien selbst seine Neutralität gebrochen. — Amerikanische Politiker vergessen dabei, daß Amerika gegen 100 Verträge mit den mißhandelten Indianern hierzulande gebrochen hat (violated).

2. Ueber deutsche Seeleute, welche aus lauter Heimweh und Langeweile zu entkommen suchten, wurde gar sehr losgezogen. Sie waren auf deutschen Schiffen in Norfolk, Baltimore und andern amerikanischen Häfen interniert, d. i. fast so streng gehalten, wie Kriegsgefangene. Von „Wortbruch“ wurde mit heiliger Entrüstung hier geredet. Es wurde aber wiederum ganz „vergessen,“ daß es hier in Amerika in Armee und Marine (Navy) jährlich Tausende von Deserteuren gibt, welche sich also des Wortbruchs teilhaftig machen — diese jungen Amerikaner. —

3. Wenn Deutschland siegreich, manchmal wuchtige Hiebe seinen Feinden erteilen muß, so wird wiederum in heiliger Entrüstung von deutschen Greueln (atrocities) berichtet. — Es wird wiederum „vergessen,“ daß unser amerikanischer General Sherman in unserm schrecklichen amerikanischen Bürgerkrieg ebenso unbarmherzig vorging, als er durch South Carolina und Georgia zog, sengend und brennend, Columbia, S. C., und andere Städte und Dörfer ohne Not einäscherte.

Also könnte noch mancherlei angeführt werden, um zu zeigen, daß unsere amerikanische Nation ebenso und noch mehr in Bedrängnissen und Kriegen sich Uebergriffe erlaubt hat, als jetzt Deutschland und die ihm verbündeten Zentralmächte. — Daher scheint die gar scharfe Kritik heuchlerisch und ungerecht.

4. Als ein britisches Fräulein Cavell in Belgien, unter dem Deckmantel des „Roten Kreuzes,“ an Deutschland Verrat übte, und deshalb den Lohn einer Verräterin empfing, da wurde hier wiederum von Deutschlands Härte gefaselt und behauptet, daß Amerika nie eine Frau in Kriegszeiten hingerichtet habe. — Wieder nicht wahr! — Es wurde bewiesen, daß unsere Nation gegen Ende des amerikanischen Bürgerkriegs eine Frau Surratt hinrichtete, nur — weil sie im Verdacht stand, mit dem Attentäter Lincolns in Sympathie gewesen zu sein. Es wurde kein Verbrechen gegen sie bewiesen.

5. Präsident Wilson selbst schilderte kürzlich in einem Vortrag, „England als die Wiege der Freiheit,“ um damit den Zentralmächten einen Seitenhieb zu versetzen. — Hat er, der frühere Universitätsprofessor, ganz „vergessen,“ wie unser Amerika (1776) um seine Freiheit gegen England blutig kämpfen mußte; wie England die armen Hindus (1838) in Indien behandelte, als es sie an die Kanonenmündungen band und zu Stücken zerriß? Wie England die holländischen Buren in Süd-Afrika (1899) ihrer Freiheit beraubte? Hatte er „vergessen,“ wie England seit über 100 Jahren das arme Irland knechtete und mißhandelte? Seit Irland sich kürzlich wieder er-

hoben hat, in seinem leider nur kurzen und erfolglosen Kampfe, um Freiheit, unter Mitwirkung des irischen Helden, Sir Roger Casement, hat Wilson sehr wenig zu sagen gehabt über die „Wiege der Freiheit," England. Ob er sich wohl seiner früheren Aussage geschämt hat? — Alles dieses nennen ehrliche und wahrhaftige Deutsche mit Recht Heuchelei und Scheinheiligkeit auffeiten tonangebender Amerikaner.

Noch ein Schlußwort über englische und deutsche Christen. — Vergessen wir nicht, daß englische, gewissenlose Politiker und Handelsleute den Krieg vorbereitet haben — nicht englische, wahre Christen. — Als man vor einigen Jahren merkte, daß der Riß zwischen England und Deutschland immer größer wurde, da haben 100 deutsche und 100 englische Geistliche sich gegenseitig besucht, um ein besseres Verhältnis zwischen den beiden Nationen herbeizuführn. Das war wirklich edel und schön. Leider hat es wenig gefruchtet. Gott aber sei Dank, daß hierin auch das wahre Christentum zu Wort kam und den tötlichen Haß nicht teilte!

Paul H. Schnatz, P., in „K. Ztg."

Englands Schmach.

Sven Hedin, der bekannte Forschungsreisende, hat mehrere Monate auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugebracht. Seine Eindrücke hat er aufrichtig und charaktervoll in einem Buche niedergelegt unter dem Titel: „Ein Volk in Waffen." Das Buch ist in einer kleinen Feldausgabe mit stark verkürztem Text zu haben zu 1 Mark, und jetzt auch in einer großen Ausgabe, mit vielen von Sven Hedin selbst gezeichneten oder photographierten Bildern,, gebunden zu 10 Mark, geheftet in drei Teilen fürs Feld versendbar, zu 8 Mark. In dem schweren Ringen, das uns auch innerlich immer wieder vor Fragen stellt, bedeutet uns Sven Hedins Buch Aufmunterung und Erfrischung. Außerdem kann nicht jeder ins Feld und zusehen, wie es da zugeht; er hat es bequemer: er wende 10 Mark dran und lese Sven Hedins Buch mit Bedacht. Sven Hedin war im Hauptquartier, bei der fünften und bei der vierten Armee, in Belgien (Antwerpen, Gent, Brügge, Ostend), an der Front bei Lille. Unter den vielen Büchern zum Weltkrieg nimmt Sven Hedins Buch seine ganz besondere Stelle ein. Mit dem souveränen Rundblick, den Hedin durch seine weiten Reisen bekommen hat, überschaut er das Ringen der Völker und hat dabei stets das Ziel im Auge. Deutschland muß siegen, das ist so der Unterton jeder Seite dieses bedeutenden und erfreuenden Buchs.

Eine Probe aus dem Buch, weniger Erlebnis als Ueberlegung, Anschauung und Urteil:

Es wirkt beklemmend und erschütternd, zu sehen, wie zwei der vornehmsten und größten Kulturnationen der Welt mit allen erdenklichen Lockmitteln die Japaner zu veranlassen suchen, ihre Heere nach Europa zu schicken, um die Germanen und ihre Kultur zu vernichten. Was würde das Ergebnis gewesen sein, wenn dieser Anschlag gegen die weiße Rasse gelungen wäre? Man denkt am liebsten nicht daran. Die weiße Rasse wäre auf alle Fälle, gegenüber der gelben, geschwächt worden. Was wird die Zukunft von einer Diplomatie sagen, die ihr Amt so verwaltet? Zum Glück hat das Land der aufgehenden Sonne klügere und klarersehende Staatsmänner als die Westmächte. Die Japaner sehen ein, daß, wenn die Europäer fortfahren einander zu schwächen, die Gegenden im äußersten

Osten, die für sie schon jetzt Bedeutung haben und noch größere bekommen werden, seinerzeit ihnen wie reife Früchte zufallen werden, ohne daß nur ein einziger japanischer Soldat sein Blut im Lande der Weißen zu vergießen braucht. Und im übrigen, hat Japan nicht unübersehbare Probleme an den Küsten und auf den Inseln des Stillen Ozeans zu lösen? Liegt es nicht vielmehr in Japans Nutzen, daß Deutschlands Feinde so geschwächt als möglich aus diesem Krieg hervorgehen? Je schwächer sie nach dem Kriege dastehen, desto größere Aussicht hat Japan, hier und dort als ihr Erbe im äußersten Osten aufzutreten. Aber auch zur Lösung dieser, einer nahen Zukunft vorbehaltenen Aufgaben, brauchen die Japaner bedeutende Machtmittel. Im eigenen, wohlverstandenen Interesse schonen sie in dem jetzt schwebenden Weltkampf ihre Kraft und warten geduldig ihre Zeit ab. Und außerdem haben sie, weit weg von den europäischen Schlachtfeldern, ein politisches Problem, und das heißt — Amerika.

Die Presse berichtete auch, die Engländer hätten eine Einfuhr von Indern nach Europa angeordnet. Es fiel mir schwer, das zu glauben, aber an der Front erfuhr ich, es sei wahr. Ich darf wohl behaupten, daß Lord Beresford eine siebenfache Dummheit beging, als er die Hoffnung aussprach, „indische Lanzenreiter die Berliner Straßen räumen, und die kleinen braunen Gurkhas es sich im Park von Sansfouci bequem machen zu sehen.“ Aber diese Einfuhr ist mehr als eine Dummheit — sie ist ein Verbrechen!

Großbritannien hat bald hundertundfünfzig Jahre glänzend seine Mission erfüllt, Indiens Vormund zu sein; einem andern Volk wäre diese Riesenaufgabe kaum so gelungen. Indische Truppen haben mit Ehren gegen ihre Nachbarn gekämpft und dazu beigetragen, die Ordnung unter 300 Millionen aufrechtzuerhalten. Aber niemals ist es einer englischen Regierung eingefallen — „vor dem jetzigen Liberal Government“ — farbige Heiden gegen christliche Europäer zu verwenden! Das ist ein Verbrechen an Kultur, Zivilisation und Christentum. Indiens englische Herren verachten mit Recht alle ehelichen Verbindungen zwischen Weißen und Hindus; die Kinder aus solchen Ehen werden wie Maulesel betrachtet, oft auch so genannt; sie sind weder Pferd noch Esel, sie sind halfcast. In Calcutta haben sie ihre eigenen Viertel und dürfen in keinem andern Stadtteil wohnen. Aber — wenn es sich darum handelt, die „deutschen Barbaren“ niederzuwerfen, dann ist eine Verbindung mit den bronzefarbigen Völkern Indiens für den Engländer gut genug!

Ist es ein des zwanzigsten Jahrhunderts würdiger Fortschritt in Kultur und Zivilisation, daß man die ahnungslosen Indier Hunderte von Meilen über Meer und Land schleppt, um sie auf den Schlachtfeldern Europas gegen die ersten Soldaten der Welt, die deutsche Armee, ins Feuer zu treiben? Wenn diese Frage mit Ja beantwortet werden kann, bleibe ich doch unerschütterlich bei meiner Auffassung, daß eine solche Handlungsweise der Gipfel der Grausamkeit ist. Grausam nicht gegen die deutschen Soldaten, denn ich weiß, was für Empfindungen die indischen Gegner ihnen einflößen: Verachtung und Mitleid. Auch geht es nicht recht vorwärts mit der „Räumung der Berliner Straßen,“ und die Linden von Sansfouci werden wohl kaum über den Kriegerstämmen von den Abhängen des Himalaja rauschen. Die Gurkhas mögen noch so vortrefflich in Feldzügen gegen Tibeter und andere Grenzvölker sein — in Europa taugen sie gar nichts. Des-

halb ist es eine Grausamkeit gegen sie selber, sie in die Heimat der Weißen hinüberzuschleppen, nur damit sie hier unnütz sterben!

Was mögen diese indischen Truppen von ihren weißen Herren denken! Das wird die Zukunft zeigen. Wer etwas von dem Land der tausend Sagen gesehen hat, wer über die Kämme des Himalaja geritten ist, wer im Mondschein beim Tadsch Mahal träumte, wer den heiligen Ganges in grauen Ringen leise an den Kais von Benares vorübergleiten sah, wer entzückt war von dem Zug der Elefanten unter den Mangobäumen in Dekhan, mit einem Wort, wer Indien liebt und die Ordnung und Sicherheit bewundert, die unter der englischen Verwaltung dort herrscht, der bedarf keiner starken Einbildungskraft, um zu begreifen, mit welchen Gedanken die indischen Soldaten zurückkehren werden, und mit welchen Gefühlen ihre Familien und Landsleute in den kleinen engen Hütten in den Tälern des Himalaja ihren Berichten lauschen werden. Er kann nur mit Schaudern daran denken, denn er muß sich sagen, daß hier im Namen der Zivilisation ein Verbrechen an Zivilisation und Christentum begangen wird.

Die Frage läßt sich nicht unterdrücken: Werden diese indischen Kontingente wirklich gebraucht? Reichen die weißen Millionen Großbritanniens, Canadas und Australiens nicht zu, von Franzosen, Belgiern, Russen, Serben, Montenegrinern, Portugiesen, Japanern, Turkos und Senegalnegern nicht zu reden? Es scheint wirklich so. In den „Times“ vom 5. September liest man in den fettesten Lettern die Ueberschrift: “The need for more men” (Leutemangel). Schon damals brauchte man mehr Leute, um die „Kultur“ der „deutschen Barbaren“ auszurotten! In dem Artikel selber heißt es: “The educational campaign undertaken by the Prime Minister, as to the origin and purpose of the war, had a splendid opening in the Guild Hall yesterday.” Also ein Erziehungsfeldzug! Das englische Volk muß mit besonderen Mitteln dazu erzogen werden, Anlaß und Zweck des Krieges zu begreifen! Sonst bleiben die Engländer zuhause und spielen Fußball und Cricket.

Und wie steht es nun um diese neue Volkserziehung? Darüber unterrichtet uns die englische Presse täglich. Sie ist eine systematische Unterdrückung der Wahrheit! Die verhängnisvolle Wirklichkeit, die England langsam einer Katastrophe zuführt, muß durch eine strenge Preß- und Telegrammzensur verheimlicht werden. Von Hindenburgs Siegen hat das englische Volk keine Ahnung. Die Entwicklung der deutschen Operationen in Polen wird als mißglückte Versuche, das siegreiche Vorrücken der Russen auf Berlin aufzuhalten, umgedeutet! Ueber den deutschen Kaiser verbreitet man die schändlichsten Verleumdungen! Die Germanen sind Barbaren, die zerschmettert werden müssen, und an diesem preiswürdigen Unternehmen müssen die zivilisierten Völker Serbiens, Montenegros, Senegambiens und Portugals teilnehmen! England führt den Krieg durch durchgeführte Fälschung der Wahrheit, die in der englischen Presse so selten ist wie in der deutschen die Lüge.

Aber glaubt denn das Volk wirklich alles, was in den englischen Zeitungen steht? Ja, ganz blind! Davon habe ich mich durch Briefe aus England überzeugen können.

Fragt man englische Gefangene, weshalb sie in den Krieg gezogen sind, so antworten sie konsequent: “We must obey orders, you know.” (Wir mußten einfach gehorchen.) Geht man weiter und sucht man herauszu-

bringen, warum England überhaupt eingegriffen habe, so erhält man unsichere Antworten: „Wir müssen uns in der Konkurrenz mit Deutschland behaupten — wir müssen Belgien verteidigen, dessen Neutralität wir verbürgt haben — England war durch Verträge gebunden und mußte sein Wort halten." In der Presse wird außerdem die Notwendigkeit hervorgehoben, den „deutschen Militarismus" auszurotten! Ein mir zugeschickter Aufruf, der von vielen Gelehrten — darunter mehreren Trägern des Nobelpreises! — unterzeichnet ist, schließt mit den Worten: „Wir beklagen tief, daß unter dem unheilvollen Einfluß eines militaristischen Systems und seiner zügellosen Eroberungsträume der Staat, den wir einmal geehrt haben, jetzt als Europas gemeinsamer Feind und Feind aller Völker, die die Rechte der Nationen achten, entlarvt ist. Wir müssen den Krieg, in den wir uns eingelassen haben, zu Ende führen. Für uns wie für Belgien ist er ein Verteidigungskrieg, der für Freiheit und Frieden durchgekämpft wird."

Das Gerede von dem deutschen Militarismus erinnert an die alte Geschichte vom Splitter und Balken! Ist denn Englands Weltmeerherrschaft kein militaristisches System? Läßt sich ein ausgedehnterer Militarismus denken als der, der seine Werbungen über fünf Weltteile ausdehnt?

Wenn die englische Bildung und Gelehrsamkeit den deutschen Militarismus beschuldigt, zügellose Eroberungsträume zu pflegen, so muß man fragen: Was war denn der Burenkrieg? Vielleicht eine Aeußerung derselben menschenfreundlichen „Fürsorge für die kleinen Staaten," die jetzt England eine Lanze für Belgiens Selbständigkeit brechen läßt?

Es wäre nutzlos, jetzt, wo es zu spät ist, ergründen zu wollen, wie sich der große Krieg würde entwickelt haben, wenn England ruhig geblieben wäre. So viel aber ist sicher, daß Belgien dann seine Selbständigkeit nicht länger eingebüßt hätte als bis zum Friedensschluß. Der Krieg wäre dann auch nicht zu einem Weltkrieg angewachsen wie jetzt — zu der größten und tragischsten Katastrophe, die je das Menschengeschlecht heimgesucht hat. Keine Nation hat je eine größere, weltumfassendere Verantwortung getroffen als England! (Aus: „Licht und Leben.")

Am Feindesgrab.

(Aus „Kriegskorrespondenz des Evang. Preßverbandes."

Auf einer Höhe dicht beim Gefangenenlager in Döberitz liegt der Friedhof, auf dem die ihre letzte Ruhe finden, die hier in der Gefangenschaft sterben. Wenn man dort oben steht, dann hat man zur Linken niedrigen Wald, zur Rechten den Weg, der zum Dorfe Döberitz hinführt, nach vorn sieht man weit hinein ins märkische Land über Kornfelder und grüne Wiesen hinweg, bis eine leichte Hügelwelle dem Blick in die Ferne ein Halt gebietet.

Wenige Tage sind es her, da stand ich dort oben am Grabe eines schottischen Soldaten. Ich hatte ihn nie gesehen, aber ich war gekommen, als man mich rief, um zu seinen Kameraden am Grabe zu sprechen.

Ich wollte mehr von ihm wissen, als mir der Feldwebel sagen konnte, der mich am Bahnhof empfing. So rief man einen zu mir heran, von dem man wußte, daß er mit dem Toten befreundet gewesen. Stramm salutierend trat er vor mich. "He was a Glasgow man," war das erste, was er mir über den Kameraden sagte. „Unverheiratet, ein Eisenbahnarbeiter, der bei seiner Schwester in Wolseley Street gewohnt. Man hat hier alles ge-

tan, um ihn zu retten. Ihm war auch schon ziemlich wieder besser. Da kam ein Rückfall und raffte ihn in wenigen Tagen hinweg."

"**A Glasgow man!**" Wie bewegte mich dieser kurze Bescheid. Knapp vor Jahresfrist war ich ja selber noch als Pfarrer dort an der deutschen Gemeinde.*) Wie oft bin ich die Straße entlang gegangen, in der dieser Tote gewohnt, wenn ich die deutschen Gemeindeglieder im Süden dieser großen Stadt besuchen wollte! Ich kannte den Bahnhof, wo er gearbeitet hatte, die Kaserne, in der er ausgebildet war. Und nun stand ich an seinem Grabe, „ein Unbekannter und doch bekannt," ein „Feind" und doch durch manches unsichtbare Band mit ihm verbunden. Vor meinem inneren Auge stieg das Bild des Kirchleins auf, in dem ich in Friedenszeit meines Amtes gewaltet habe, und das viele von seinen Kameraden, die meist auch von Glasgow kamen, aus eigener Anschauung kannten. So war's mir ums Herz, als ich an das offene Grab trat, über dem der schlichte, schwarze Holzsarg stand. Mit kühlem, verschlossenem Gesicht sahen mich, den fremden, deutschen Pfarrer, die Schotten am Grabe ihres Kameraden stehen. Aber ich fühlte doch in tiefster Seele mit ihnen das harte Schicksal, das sie zu tragen hatten. Der Druck, den die schwere Aufgabe auf mich gelegt, wich auf einmal, und mir war's, als höbe eine starke Hand mich innerlich darüber hinweg, daß ich vor Gliedern des Volkes stand, an das wir nur mit bitterem Zorne denken können. Mich durchzuckte der Gedanke: Du mußt sie tief hineinsehen lassen in das deutsche Herz. Dann ringst du diesen paar vielleicht für alle Zeit das Eingeständnis ab: Sie sind doch anders, diese Deutschen, als wie der Haß sie uns gezeichnet hat.

Ich las die alten, feierlichen Bibelworte, die das „Common Prayer Book" für die Bestattung der Toten zusammengestellt hat, den 90. Psalm und die Worte von der Auferstehung aus dem Johannesevangelium. Prüfend glitt mein Auge über die Gesichter. Sie waren kühl und ruhig, wie sonst. So hörte ich auf zu lesen. „Es ist hart für euch," begann ich, „daß ihr einen eurer Kameraden hier in Feindesland in fremde Erde betten müßt. Ihr steht hier an Stelle eures Lands, für das euer Kamerad in den Tod gegangen ist. Ihr steht hier als Glieder der britischen Armee. Ihr habt mit ihm vereint gekämpft und könnt ihm jetzt nur noch die letzte Ehre erweisen. Ihr steht hier an Stelle der Schwester, die wohl niemals das Grab ihres Bruders mit Blumen schmücken kann und doch immer wieder herüber denken wird.

Ich fühle mit euch, wie euch in dieser Stunde ums Herz sein mag. Ihr denkt heim an Frau und Kind, an eure Stadt und euer Land, und wünscht die Zeit herbei, daß ihr zurückgehen könnt, dorthin, wohin ihr gehört.

Ich bitte euch, seht in mir nicht nur den Feind! Vor einem Jahre noch lebte ich in eurer Mitte als Pfarrer einer kleinen Auslandsgemeinde. Manch einer von euch mag die kleine Kirche in Renfrew Street kennen, an der ich

---

*) Die Seelsorge an den evangelischen Engländern im Gefangenenlager in Döberitz wird von dem an der amerikanischen Gemeinde in Berlin tätigen Reverend Williams und dem Missionar Gemsky von der Goßnerschen Mission versehen, die auf Meldung der Lagerkommandantur an den Schriftführer des Hilfsausschusses für Gefangenen-Seelsorge, Direktor Schreiber, auch die Beerdigungen vollziehen. In vorliegendem Falle waren beide Herren verhindert und wurden durch den bis vor kurzem an der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Glasgow tätigen Pfarrer Zuckschwerdt vertreten.

gewirkt, wie ich die Straße kenne, in der unser toter Kamerad mit seiner Schwester gewohnt hat. Laßt das euch ein Zeichen sein, daß ich als Bruder, als mitfühlender Mensch zu euch rede. Und wenn wir auch auf dem Schlachtfelde gegeneinander stehen, hier am Grabe schweigt der Kampf. Wenige Wochen sind es her, da wurde im Norden Frankreichs ein Stein zum Gedächtnis der Toten enthüllt. (Vorn stand geschrieben: „Für uns!" und auf der Rückseite: "Pour la patrie!" Vertretungen der deutschen Regimenter, die dort gekämpft und geblutet hatten, die Führer und Generale, die die Leitung gehabt, waren dort vereint mit den Bürgermeistern der französischen Städte und Dörfer. Französische Kinder schmückten mit Blumen die Gräber, und deutscher Künstlersinn im Soldatenkleid hatte den Denkstein errichtet zu Ehren der Toten. Darin sind auch wir einig in dieser Stunde, ihr schottischen Soldaten, und ich, der deutsche Pfarrer, und die deutschen Soldaten, die zugegen sind: In der Ehrfurcht vor unsern Toten, in dem tiefen, ernsten Gefühl, daß vor dem Tode eines Tapferen die Stimme des Kampfes und der Feindschaft schweigen muß.

Aber noch in einem andern sind wir eins: In dem Glauben an das unsichtbare Reich Gottes, das über allen irdischen Streit erhaben ist, in das uns der Mann, mit dessen Namen wir uns alle nennen, den Zugang durch seinen Tod erkämpft. Hier, am Grabe euers Kameraden, wage ich die Hoffnung auszusprechen, daß der Tod so vieler braver Soldaten, hüben wie drüben, unsere beiden Völker doch noch einmal innerlich zusammen führen möge.

Ihr werdet diesen Friedhof im Herzen Deutschlands, ihr werdet das Grab euers Kameraden und diese Stunde wohl nicht vergessen. Auch ich vergesse es nicht, wie ich, der Glasgower Pfarrer, hier am Grabe eines Glasgower Soldaten gestanden und zu euch gesprochen habe. Zum Zeichen dessen, was uns in dieser Stunde doch geeint hat, trotz allem, was sonst zwischen uns steht, möchte ich einem von euch die Hand geben, und euch alle bitten, daß ihr mit mir an diese bessere Zukunft glaubt und dafür arbeitet."

Wir senkten den Toten in die Gruft, beteten gemeinsam das Vaterunser, und warfen als letzten Gruß drei Hände voll Erde auf den Sarg. Dann trat ich vor die Front der kleinen Schar und gab dem schottischen Feldwebel die Hand. Ein kurzes, englisches Kommando, sie salutierten, und still sahen wir uns für eine Sekunde in die Augen. Dann legte der Freund des Toten einen Kranz zu Füßen des Grabes nieder, wo schon das schlichte Holzkreuz lehnte, auf dem der Name des stillen Schläfers eingebrannt war. Ein zweites Kommando, die Schar setzte sich in Gruppen und marschierte den schmalen Feldweg hinunter, der sie zurück zum Lager führte.

Der deutschen Zeitschrift „Licht und Leben" entnehmen wir folgende Stücke:

Aus Welt und Zeit.

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" schrieen die Juden vor Pilatus als er sich anschickte, Jesum frei zu lassen, indem er sagte: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; sehet ihr zu!" Nun kommt dieser Fluch über die Kinder der Mörder Jesu. Das Blut Jesu kommt zum Segen über alle, die an ihn glauben, und kommt zum Fluch über alle, die ihm fluchen.

Ruhelos irrt das Volk der Juden durch die Welt; von jedem Volk wird es als Fremdkörper gefühlt. In einem Volk ist es eine Plage,

von einem andern Volk wird es geplagt. Jetzt wird dieses Volk der Verheißung, das nicht leben und nicht sterben kann, von den Russen, unter deren Knute es keine freundlichen Tage gesehen hat, verfolgt und mißhandelt, daß es einen Stein erbarmen möchte.

In den russischen Gouvernements Kowno, Kurland, Suwalki wurden 280,000 Juden aus ihren Heimstätten weggerissen und verschickt!

Die jüdische Rundschau berichtet: „Mitte Mai erging der Befehl, vermutlich auf Veranlassung der russischen Armeeleitung, die Gouvernements Kowno, Kurland und einen Teil des Gouvernements Suwalki „von Juden zu räumen." Die Frist bis zum Wegzug schwankte zwischen 8 Stunden, wie in Szwale, und 30 Stunden, wie in Kowno.

Im Gouvernement Kowno allein wurden etwa 180,000 Seelen von der Ausweisung betroffen. Ausgewiesen wurden auch Greise und Kinder, Frauen, die im Wochenbett lagen oder ihrer Niederkunft unmittelbar entgegensahen, Schwerkranke, Wahnsinnige, Krüppel, Blinde, ferner die Familien der eingezogenen Reservisten und alle jüdischen Soldaten, die sich mit Erholungsurlaub in ihrer Heimat aufhielten oder sich in den Lazaretten befanden. Mit den Ausgewiesenen mußten die jüdischen Militärärzte und Sanitätspersonen die Orte verlassen. Alle jüdischen Krankenhäuser wurden von den Behörden geschlossen. Die ausgewiesenen Juden erhielten Befehl, nach den östlichen Provinzen des Ansiedlungsraums (Tzrnigow und Poltawa) auszuwandern. Trotz der ungeheuern technischen Schwierigkeiten, die der Auswanderung entgegenstanden, gab es weder Rücksicht noch Aufschub. 35 bis 40,000 Personen wurden am 18. und 19. Mai innerhalb von 30 Stunden in sogenannten „Extrazügen" abtransportiert. Jeder dieser Züge bestand aus 40 bis 70 Güterwagen, in die man Männer, Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke, Menschen, Vieh und Mobiliar wahllos zusammengepfercht hatte. Den Zügen war es verboten, auf den Stationen zu halten. Ein großer Teil der Ausgewiesenen fand in diesen „Extrazügen" keinen Platz mehr. Zehntausende fuhren auf Bauernwagen hinaus, für die ungeheure Preise (50, 80, 100 Rubel) gefordert wurden. Zehntausende gingen zu Fuß. Als die Räumung vollzogen war, begannen einzelne Handels- und Industriekorporationen, die russischen Minister der Finanzen und des Handels telegraphisch mit der Bitte zu bestürmen, daß wenigstens das Eigentum der Ausgewiesenen bewacht werden möge. Jüdische Abordnungen begaben sich zu dem Premierminister Goremykin, sowie dem Minister des Innern Maklakow, um die Katastrophe abzuwenden. Jedoch erst nach vollbrachter Tat kam am 22. Mai der Befehl, wonach die ganze Maßregel rückgängig gemacht werden sollte. Der militärische Generalgouverneur, Fürst Tumanow, erklärte aber, daß die Juden nur dann zurückkehren dürften, wenn sie aus den Reihen der Rabbiner und der wohlhabenden und einflußreichen Juden Geiseln stellten, die „in Fällen des kleinsten Verrates von Juden gehängt werden würden." Auf Grund dieser Erklärung beschloß man, von der Erlaubnis, in die alten Heimstätten zurückzukehren, keinen Gebrauch zu machen. Seit Mitte Mai sind also, außer den durch die früheren Ausweisungen Betroffenen, weitere 280,000 Juden vertrieben worden."

Näheres darüber, wie erbarmungslos gegen die unglücklichen Juden verfahren wurde, sagt die Anfrage, die die äußerste Linke der Duma an den russischen Erstminister Goremykin wegen der Lage der Juden gerichtet hat.

Bezeichnend ist schon gleich, daß die restlose Veröffentlichung in der russischen Presse verboten wurde. In der Anfrage wurden folgende Tatsachen angeführt:

„Die Räumung mußte in der Regel innerhalb 24 Stunden erfolgen, so daß die Ausgewiesenen fast ihr gesamtes Gut zurücklassen mußten, das dann unter Duldung oder auch Mitwirkung der Polizei und Militärbehörden ausgeraubt wurde. Die Ausgewiesenen wurden in Güterwagen gesperrt, deren Türen plombiert wurden. Die sogenannten Judenzüge hielten auf manchen Durchgangsstationen mehrere Tage, ohne daß man den eingesperrten Männern, Frauen und Kindern erlaubt hätte, die Wagen zu verlassen, um auch nur etwas ihren Hunger zu stillen. Auf der Station Unetscha hielt ein derartiger Zug volle zehn Tage, und als man dann die Wagen öffnete, fand man darin 16 Scharlachkranke und 8 Flecktyphuskranke. Auf der Station Homel wollten Einwohner den in den Viehwagen tagelang Eingesperrten, die wie wahnsinnig nach Brot und Wasser schrien, solches reichen, aber die den Zug bewachenden Gendarmen drohten, auf die Helfenden zu schießen, die mit Wasserkübeln herbeigeeilt waren. Dasselbe geschah auch auf der Station Velitza. In Nowo Sybkow wollten sich die dortigen Stadtangesehenen telegraphisch an die höheren Behörden für die verschmachtenden Kranken und Sterbenden wenden. Das Telegramm wurde jedoch zurückgehalten und sämtliche Unterzeichner verhaftet. In vielen Städten wurden die vornehmsten Juden als Geiseln ins Gefängnis gesperrt, wo sie noch heute schmachten. Es sind zahlreiche Fälle vorgekommen, daß der sogenannte Judenzug nach wochenlanger qualvoller Fahrt am Bestimmungsort angelangt, aber die ebenso qualvolle Rückreise antreten mußte, weil der örtliche Gouverneur die Aufnahme verweigerte. Mehrere jüdische Frauen waren während dieser Höllenfahrt niedergekommen in verschlossnen und plombierten Wagen, wo Männer, Frauen und Kinder ohne Speise und Trank tagelang zusammengepfercht waren. Das Schreien um ärztliche Hilfe nutzte nichts, und männliche und weibliche Leidensgenossen mußten helfen. Unter den Ausgewiesenen und in den Viehwagen befanden sich viele Schwerkranke und Greise, die ächzend und stöhnend in die bereitstehenden Züge geschleppt wurden. Selbst diejenigen, die sich in Krankenhäusern und Irrenanstalten bei Veröffentlichung der Ausweisungserlasse befanden, wurden von dort in die Judenzüge verladen mit den Gesunden. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man die von Hunderten christlichen, unverdächtigen Zeugen erhaltenen Angaben der entsetzlichen Duma-Anfrage liest."

Ueber die Schandtaten russischer Soldaten gegen die Juden in Polen berichtet die „Vossische Zeitung":

„Aus der Tiefe des Jammers und ihrer Not haben die von den Russen verfolgten russisch-polnischen Juden einen herzzerreißenden Hilferuf an ihre Glaubensgenossen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gerichtet. Sie klagen in ihrem Schreiben über die Barbarei der Russen und führten eine Reihe von Greueltaten an, die ihre Gewalthaber gegen sie begangen haben. So zerrten die Russen am Versöhnungstage bei Staszow zwölf Juden aus dem Bethaus heraus und hängten sie auf. In Zamoszа beschossen sie eine jüdische Abordnung, die zu ihrem Empfang erschien, mit Maschinengewehren. Die Gemeinde Opola bei Josefow wurde von ihnen vernichtet. In Senna haben sie alle jüdischen Männer und kleinen Kinder zusammen-

getrieben, gebunden, geschlagen, eingesperrt, die Frauen geschändet und alles ausgeraubt. . . .

In Lopuszno beschimpften und mißhandelten die Kosaken Ende Oktober 1914 die jüdischen Einwohner, vertrieben sie und plünderten ihre Läden und Häuser aus, wobei sie einen Teil ihrer Beute der polnischen Bevölkerung überließen. Ebenso verfuhren sie im November 1914 in Janow. In Krasocin nahmen Kosaken im November 1914 alle Juden fest, beraubten sie ihrer Habe, schlugen sie mit ihren Nagaiken und schleppten sie gefesselt nach Wloszczowa und von dort nach Krasocin zurück, wo sie die Unglücklichen zwei Wochen lang in das Gefängnis sperrten. Während dieser Zeit raubten sie die Läden und Wohnungen der Juden aus. In Oleszno trieben die Kosaken Mitte November 1914 alle männlichen Juden zusammen, prügelten sie und hielten sie eine Nacht auf dem katholischen Kirchhof gefangen. Wähenddessen plünderten sie deren Häuser aus. Den jüdischen Frauen und Mädchen gelang es, auf dem Gutshof Schutz vor den Nachstellungen der Kosaken zu finden. In Drochlin beraubten Kosaken im November 1914 unter Todesandrohungen die jüdischen Einwohner. In Przytyk drangen plündernde Kosaken Ende Dezember 1914 in das Haus des 60 Jahre alten Rabbiners Schulem Spiro ein und richteten den alten Mann durch brutale Schläge derart zu, daß er an den Folgen der Mißhandlung starb. In Skorkow plünderten russische Soldaten das Haus des Itzig Brzusky aus und schändeten dessen Ehefrau vor den Augen ihrer Kinder. In Bodzientin schlugen Kosaken im November 1914 die jüdischen Einwohner mit ihren Nagaiken und mit Eisenstangen und plünderten die Läden aus.

Erst durch das Vordringen des deutschen Heeres sind die russisch-polnischen Juden, wie sie dankbar anerkennen, von diesen Verfolgungen befreit worden.

In der zweiten Sitzung der russischen Duma sagte der jüdische Abgeordnete Friedenau:

Die Juden zeigten sich ungeachtet aller Verfolgungen und Unterdrückungen, sowie der Rechtlosmachung im Kriege dennoch als wahre Patrioten. Zahlreiche jüdische Studenten kamen aus dem Ausland und gingen an die Front. Die Juden bauten Lazarette, spendeten viel Geld und brachten verhältnismäßig weit größere Opfer als andere Nationen. So war die Stimmung der Juden bei Kriegsausbruch. Ursprünglich schien es, als ob man mit dieser Stimmung und mit dem Gefühl von Hunderttausenden von Juden, die ihr Blut fürs Vaterland vergießen, rechnen würde. Aber es kam anders. Juden und Jüdinnen, deren Männer, Söhne und Brüder ihr Blut fürs Vaterland vergossen haben, wurden überall verfolgt und ausgewiesen. Diese durch den Krieg zu Krüppeln gewordene jüdische Soldaten wurden, als sie aus dem Lazarett entlassen waren, ins Ansiedlungsgebiet geschickt. Zuerst wurden alle Juden aus Polen und Litauen ausgewiesen. Ueber eine Million Menschen mußte den Bettelstab ergreifen. Wer gesehen hat, wie diese Ausweisung vollzogen wurde, wird sie sein Leben lang nicht vergessen. Die Ausweisung vollzog sich an einem Tage. Ich sah unter den Verbannten Aristokratinnen und junge Mädchen, die noch gestern zusammen mit russischen Damen Wäsche für unsere Soldaten nähten und Sammlungen veranstalteten, unter freiem Himmel mit zerrissenen Kleidern auf Eisenbahngeleisen liegen. Verwundete jüdische Soldaten, auch solche mit dem Georgskreuz wurden in Viehwagen und wirklich wie Vieh mit einem

Frachtschein abtransportiert. Auf dem Frachtschein unter der Rubrik „Art der Ware“ standen: 450 oder 600 oder 1000 ausgewiesene Juden. Eine andere harte Maßnahme war das Geißeln nehmen. Man nahm Juden als Geißeln, also Staatsangehörige des eigenen Landes. Wenn man alle Verfolgungen und Beleidigungen aufzählen sollte, denen die Juden jetzt während des Krieges ausgesetzt sind, so müssen wir uns in die Zeiten Ferdinands und Isabellas versetzen.

Dann erwähnte Friedenau die Beschuldigung, daß die Juden des Ortes Kuzy ein Regiment deutscher Soldaten in den Kellern ihrer Wohnungen versteckten und dadurch den Ueberfall auf die anrückenden Russen ermöglichten. Diese glatt erfundene, auf nachweisbaren Fälschungen beruhende Beschuldigung ist im offiziellen Organ des Kriegsministeriums erschienen, in allen amtlichen Blättern der Provinzbehörden nachgedruckt und in allen Städten des russischen Reiches öffentlich angeschlagen worden. Wir wissen, daß der Kriegsminister von der Fälschung in Kenntnis gesetzt wurde; dennoch hat er bisher diese Beschuldigung nicht widerrufen.

Papier und Druckerschwärze sind uns nicht zu schade, damit auch wir das Unsrige tun, um die Erinnerung an folgende Verbrechen an der Menschlichkeit festzuhalten, das gebildete Vertreter der „Grande Nation“ begangen haben. Natürlich ist solche Behandlung wehrloser und hilfloser Deutscher nicht R e g e l in Frankreich; aber wenn auch nur e i n solcher Fall in Deutschland vorkäme, so würden wir uns vor der ganzen Welt schämen, daß wir Deutsche sind. Am 10. August brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ folgenden Bericht über die Leiden von schwerverwundeten Deutschen in Frankreich:

Ein ausgetauschter deutscher schwerverwundeter Reservegefreiter des Kaiser Alexander-Gardegrenadier-Regiments No. 1, Wilhelm Geldbüttel, schildert seine Erlebnisse in Frankreich unter Eid: Er wurde am 3. September 1914 bei Chalons durch einen Granatsplitter am Unterarm so schwer verwundet, daß der Arm am folgenden Tage in einem deutschen Feldlazarett abgenommen werden mußte. Drei Tage später nahmen die Franzosen das ganze Lazarett gefangen. Geldbüttel wurde mit elf andern Schwerverwundeten nach Ile de Ré transportiert. Die Fahrt dauerte 48 Stunden. Die zwölf hilflosen, schwerverletzten Leute hatten furchtbare Leiden auszustehen. Das Abteil dritter Klasse, in dem sie sich befanden, hatte nur acht Sitzplätze, so daß immer vier der Unglücklichen stehen mußten. Weder ein Arzt noch Krankenpfleger waren zugegen. Die Nahrung bestand aus wenig trockenem Brot und Wasser, das im ganzen zweimal gereicht wurde. Mehrere der stark fiebernden Schwerverwundeten wurden in Zwischenstationen ausgeladen, zwei der übrigen starben hilflos im Abteil. Am 14. September kam der Transport in Ile de Ré an. Nun setzte sich das begonnene Leiden in grauenhafter Weise fort. Kalte, zugige Unterkunftsräume, ungenügende Bekleidung, schlechtes Essen, mangelhafte ärztliche Behandlung — das waren die Segnungen der französischen Kultur, die die Unglücklichen kennen lernten. In den ersten drei Wochen wurde ihnen morgens überhaupt keine Nahrung gereicht, und auch in der Folgezeit war sie gänzlich unzureichend. Von Abwechslung war keine Rede. Bohnensuppe wechselte mit Kartoffelsuppe. Die Würze bestand aus zähem Rindfleisch, das die Zähne kaum zerreißen konnten, und aus Maden, die in der Suppe herumschwammen. Die Bohnen waren hart und ungenießbar. Löffel und Teller wurden erst nach mehr als

sechs Wochen zur Verfügung gestellt. Bis dahin mußte eine alte Konservenbüchse aushelfen, die auf dem Kasernenhofe aufgefunden wurde. In den ersten vier Wochen durften sich die Gefangenen nicht einmal waschen, obgleich in unmittelbarer Nähe ein Brunnen stand. Eine französische Krankenschwester, die, entgegen dem Verbot, von dort einmal Wasser für die Verwundeten zur Reinigung holte, wurde streng verwarnt und nicht wieder zu ihnen gelassen. Und die „ärztliche Behandlung?" In den ersten vier Tagen war überhaupt kein Arzt vorhanden. Die Wunden eiterten weiter und wurden nicht verbunden. Die bedauernswürdigen Opfer französischer Rachsucht mußten sich die Maden selbst aus den Wunden herausziehen, um nicht bei lebendigem Leibe zerfressen zu werden. Eine bösartige Verschlimmerung der Wunden war die unausbleibliche Folge. Aber die Verhältnisse besserten sich auch kaum, als endlich einige Aerzte eintrafen. Sie bemühten sich nicht zu den Kranken, sondern ließen diese trotz der schweren Verwundung auf dem Kasernenhofe antreten und warten. Mancher der Verwundeten wurde ohne jede Untersuchung wieder fortgeschickt, andere nur oberflächlich besichtigt. Meist zogen die französischen Aerzte es vor, Zigaretten zu rauchen und sich zu unterhalten. Roheit und Unfähigkeit machten sich geltend: Ein Mann, der einen Fußschuß hatte und um Behandlung bat, wurde von einem französischen Marinearzt mit dem Fuß getreten und aus dem Verbandzimmer mit Stößen herausgeworfen. Ein anderer hatte einen Armbruch und klagte dies den Aerzten, die aber bei der Untersuchung angeblich nichts feststellen konnten; er wurde erst später von einem Krankenpfleger geschient. Für die besonders schwer verwundeten Leute diente als Unterkunft ein Pferdestall, in dem es von Ratten wimmelte und ein unerträglicher Gestank herrschte; die französischen Aerzte hielten sich die Nase zu, wenn sie den Raum betraten, und eilten schleunigst wieder hinaus. Alles dies ereignete sich trotz des Vorhandenseins reichlicher Mengen von Verbandmaterial. Auch sechs hilfsbereite deutsche Sanitätspersonen waren im Lager, aber sie durften sich um die Kranken nach den ausdrücklichen Anordnungen der französischen Aerzte nicht kümmern, und auch ihr Verbandzeug nicht zur Verfügung stellen."

Nun stelle dir vor, mein Lieber, daß dies dein Gatte, dein Bruder, dein Sohn wäre, der so behandelt würde. Die „Nordd. Allg. Zeitung" sagt richtig: „Es war eben nichts anders als niedrige Rachsucht und kleinliche, menschenunwürdige Gemeinheit, die den Grundzug für die Behandlung der Verwundeten gab. Bestätigt wird diese Aussage durch gleichlautende, eidliche Bekundungen anderer Gefangenen, die in demselben Lager in ebenso schamloser Weise behandelt wurden."

Nicht wahr, nun wissen wir die Rachepsalmen zu verstehen? Dennoch freuen wir uns, daß die „Nordd. Allg. Zeitung" schließt: „Wenngleich diese empörende Behandlung unserer verwundeten Kriegsgefangenen Vergeltungsmaßregeln nahelegt, wird die deutsche Regierung doch darauf verzichten, für diese Verhöhnung allgemeiner Menschenrechte an den französischen Kriegsgefangenen in Deutschland Vergeltung zu üben."

Ein wahres, aber doch beklagenswertes Wort.

Goethe sagte einmal, daß „die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt, wie sie."

Daraus stammt denn auch der Fanatismus, der immer gleich bereit ist,

sein **damnamus** auszusprechen über jede abweichende Meinung. Ein nobler, freier Geist kann auch andere neben sich anerkennen und gelten lassen. Aber ein vom eigenen Ich aufgeblähter Geist kann keinen Raum lassen für anderes Denken, Tun und Handeln, er will selbst das Muster sein für alle andern.

Deutschlands angeblicher Pangermanismus und Nietzschekult in englisch-amerikanischer Beleuchtung.*)

Von Geheimrat Ed. König (Bonn).

Die schon im Novemberheft 1915 teilweise beurteilte englisch-amerikanische Anklage gegen Deutschland **) strebt in ihrem II. Hauptteile danach, das angeblich zum Kriege herausfordernde Verhalten des deutschen Volkes auf zwei Hauptfehler desselben, die auf dem allgemein geistigen Gebiete liegen sollen, zurückzuführen. Dies versucht sie zunächst in den folgenden Sätzen.

Nachdem eine Betrachtung des deutschen Verhaltens stattgefunden hat, ist es unerläßlich, zur Beantwortung der Frage überzugehen, ob die deutsche (? Theorie) überhaupt für diesen Zustand der Dinge verantwortlich (oder an ihm schuld) ist. Es ist ja wohlbekannt, daß die Deutschen lange Zeit besonders in dem Gebiete der Philosophie hervorgeragt haben. Wie weit, wenn überhaupt, hat der deutsche Gedanke das deutsche Verhalten beeinflußt?

In der deutschen Presse ist seit mehreren Jahren der Pangermanismus empfohlen worden. Dies ist die Idee von einer auserwählten Rasse, welche die Lehrer der Menschheit werden und die Welt durch Umbildung aller Nationalitäten in ihre Art retten soll. Bei dieser Ansicht gibt es keine Hoffnung für die Menschheit, außer wenn sie die teutonische Kultur und Philosophie übernimmt und widerspiegelt. Alles dies und noch vieles, was hinzugefügt werden könnte, ist dem (angeblich) dummen (**stolid**) Briten entweder als Aeußerung von Verrücktheit oder eines bloßen aufgeregten Traumzustandes erschienen, und als so etwas ist es für eine Erscheinung gehalten die mehr verlacht, als sonstwie beachtet zu werden verdient. Indes die gekennzeichnete Idee (des Pangermanismus) hat die ganze Nation erfaßt und ist eine wirksame Ueberzeugung bei vielen der besten Denker und Wortführer geworden. Deutsche Bücher können zum Beweis dafür zitiert werden, daß diese Lehre in Schulen und Universitäten angenommen und gelehrt wird. Ein englischer Geistlicher erzählte vor nicht langer Zeit folgendes: Als er vor drei Jahren in Deutschland gewesen sei und einige Schulen inspiziert habe, habe er einen aufgeweckten deutschen Jungen gefragt, was er gern unternehmen wolle, wenn er erwachsen sei. Sofort folgte die Antwort, während seine Hand zu militärischem Gruß an den Kopf flog: „London für den Kaiser erobern.“ Es muß doch ziemlich weit gekommen sein, wenn ein Knabe ein solches Ideal aussprechen konnte.

Diese Anschauung erfüllt auch den jetzt wohlbekannten Militärschrift-

---

*) Dieser Aufsatz ist der bekannten Zeitschrift „Geisteskampf der Gegenwart,“ Januarheft 1916 entnommen. Wir haben an die Verlagshandlung von Bertelsmann uns gewandt um die Erlaubnis zum Abdruck, aber die Schandbriten haben ja die Post gestohlen, so haben wir keine Antwort bekommen.

) Vgl. den Aufsatz: “Germany and the Bible,**” in der weitverbreiteten nord-amerikanischen Zeitschrift: “**Bibliotheca Sacra,**” 1. Vierteljahrsheft 1915.

steller General von Bernhardi, welcher lehrt, daß „der Krieg eine biologische Notwendigkeit von der größten Wichtigkeit sei." Er sagt auch, daß „Kriege, die von weitblickenden Staatsmännern mit Absicht veranlaßt worden seien, die besten Wirkungen gehabt hätten," und behauptet, daß „Schiedsgerichtshöfe verderbliche Blendwerke" seien.

Eine ähnliche Theorie wurde vor zwanzig Jahren von Treitschke vorgetragen. Sein Hauptgedanke war die Größe Preußens, das zuerst Deutschland und dann die Welt beherrschen sollte. Für ihn war Britannien eine verächtliche Größe und mußte vernichtet werden, und nach seiner Ansicht „ging Gewalt vor Recht."

Für die fehlerhaften Handlungsweisen (Verachtung alles Englischen u. s. w.), die man gemäß der obigen Auseinandersetzung dem neueren deutschen Volke angedichtet hat, galt es nun, einen geistigen Wurzelboden zu entdecken. Nach einem solchen meint man auch nicht vergebens gesucht zu haben. Man fand ihn in einem sogenannten Pangermanismus. Dieser soll die Anschauung und Bestrebung sein, daß das Deutschtum erst das Vorbild und dann der Eroberer der ganzen Welt sein müsse.

So sehr nun unser amerikanischer Freund nach einem inneren Zusammenhange der Erscheinungen sucht, ebenso sehr folgen wir prüfend seinen Spuren. Hat er nun zunächst die Möglichkeit der Entstehung eines solchen Pangermanismus nachgewiesen?

Daß das Deutschtum in der einen oder andern Beziehung ein Musterbild und deshalb der Lehrer für andere Völker sein könne, dies wurde nicht ganz ohne Berechtigung in den neueren Zeiten manchmal gedacht und ausgesprochen. Diese Berechtigung erkennt ja auch jener amerikanische Schriftsteller an. Oder schreibt er nicht selbst ausdrücklich im Anfang des oben zuletzt übersetzten Abschnitts, daß die Deutschen für lange Zeit besonders im Gebiete der Philosophie hervorgeragt haben? Bei diesen Worten denkt er natürlich an die Stellung Immanuel Kants in der Geschichte der Philosophie und an die ganze idealistische Philosophie bis zum Hegelianismus. Diese Worte sind freilich nur ein unzeitgemäßes Kompliment in seinem Munde. Denn er bezweifelt ja gleich im nächsten Satze, daß die Gedanken jener philosophischen Epoche Deutschlands einen Einfluß auf das praktische Verhalten der Deutschen ausgeübt haben, und wenn er nur den „kategorischen Imperativ" Kants erwähnt hätte, würde er freilich nicht sofort zu seinen Sätzen von dem angeblichen Pangermanismus der neueren Deutschen haben fortschreiten können. Denn der kategorische Imperativ Kants lautet ja: „Handle so, daß die Maxime deines Wollens das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein kann!" In jener Forderung von Kant lag also der Ausdruck der weitesten Rücksichtnahme auf alle Mitmenschen, die Pflicht der Einschränkung der Bestrebungen des Individuums zugunsten der Allgemeinheit. Von Kant mußte der Deutsche des 19. Jahrhunderts also das Gegenteil des Pangermanismus lernen, den der amerikanische Schriftsteller den neueren Deutschen zugeschrieben hat. Folglich sind seine Worte über die Hervorragendheit der neueren Deutschen im Gebiete der Philosophie eine deplazierte Bemerkung. Sie hat nichts dafür geleistet, den Wurzelboden für die Geistesrichtung aufzuzeigen, aus dem jene Untugenden der Deutschen erwachsen sein sollen, die den Engländern den gerechten Anlaß zur Kriegserklärung gegen Deutschland gegeben haben sollen.

In der Tat springt der amerikanische Kritikus, wie die obige Uebersetzung zeigt, einfach mit neuem Zeilenanfang zu der Behauptung hinüber, daß in der deutschen Presse mehrere Jahre vorher (for several years past) die Doktrin vom Pangermanismus gepredigt worden sei. Aber hat er nun wenigstens die wirkliche Existenz dieser Theorie bewiesen?

Hat er Belege dafür beigebracht, daß neuerdings in Deutschland die Idee, Deutschland müsse zunächst das Musterbild der ganzen Welt werden, eine beherrschende Macht gewesen ist?

Gegen die wirkliche Verbreitung einer solchen Idee unter den Deutschen der neueren Zeit soll zwar nicht eingewandt werden, daß dieselbe dann auch uns bekannt gewesen sein müßte, auch uns in der Literatur hätte begegnet sein müssen. Aber auf jeden Fall hat jener Artikel nicht belegt, was er behauptet, daß jene Idee die „ganze" (entire) Nation erfaßt habe, und daß sie in Schulen und Universitäten gelehrt werde. Aber auch wenn er wirklich Belege dafür beigebracht hätte, würde er doch folgendes vergessen haben: Welche größere oder fortgeschrittenere Nation der modernen Kulturwelt besitzt nicht mehr oder weniger das Bewußtsein, daß sie zur Lehrerin und Führerin der Welt berufen sei? Die Franzosen nennen sich ja die "grande nation" und meinen, daß sie z. B. in der Eleganz ihrer Darstellungsart, in dem prickelnden Geistesreichtum ihrer klassischen Schriftsteller, in der Freiheit ihrer staatlichen Einrichtung und in der Trennung von Kirche und Staat die Musterbilder für andere Völker seien. Sodann die Engländer halten nicht bloß ihren Parlamentarismus, ihr Seewesen und ihre Kolonialverwaltung für mustergültig, sondern sie sprechen auch oft aus, wie ich selbst gehört habe, daß nur das Englische die Weltsprache werden könne. Die Nord-Amerikaner nehmen doch ebenfalls einen Teil dieser Bewußtseinsmomente für sich in Anspruch, und so könnte Aehnliches inbezug auf die Holländer, die Schweizer u. s. w. behauptet werden. Welches Verbrechen begingen also die Deutschen, wenn und soweit sie neuerdings die Meinung hegten, daß sie z. B. durch ihre idealistische Philosophie mit dem oben erwähnten „kategorischen Imperativ" oder durch ihre besondere Fähigkeit zur Assimilation an andere Nationen, die von ihnen in allen Himmelsstrichen bestätigt worden ist, oder durch ihre militärische Einrichtung andern Völkern zum Wegweiser dienen könnten? Wegen einer solchen Meinung könnten die Deutschen nur von ganz einseitigen Kritikern getadelt werden.

Aber nach jenem angeblichen Pangermanismus soll der neuere Deutsche sich nicht nur als den Lehrer der ganzen Welt, sondern auch als deren Eroberer gefühlt haben. Dies will jener Amerikaner durch folgende Belege beweisen:

In erster Linie soll ein Beweis dafür in jenem Geschichtchen liegen, daß ein englischer Geistlicher beim Besuche einer deutschen Schule die Aeußerung erhascht hat, wonach ein lebhafter Junge als sein Ideal bezeichnete, einst für den Kaiser London zu erobern. Aber wie? Aus dieser Aeußerung, die wir wieder (1915, S. 418) als eine richtig gehörte annehmen, soll sich ergeben, daß Deutschland im Schulunterricht als der Eroberer der Welt oder auch nur Englands hingestellt wurde? Nein, die wahrscheinlichere Annahme ist diese: Jener Junge wollte einstmals zur Marine gehen, und da stieg nun sein Wünschen bis zu der Höhe, daß die deutsche Flotte einmal auch Lon-

don mit Erfolg beschießen könne. Ein solcher Wunsch eines deutschen Knaben war keineswegs verwunderlich in einer Zeit, wo Deutschlands Recht zum Bau einer Kriegsflotte von den Engländern so willkürlich, wie 1915 S. 419 angedeutet worden ist, bekämpft wurde. Würden der Engländer und andere Leute auch darin eine bösartige Verderbnis des englischen Volkes gefunden haben, wenn unter den gleichen Umständen ein englischer Junge die Bombardierung von Hamburg als den Gegenstand seiner Wünsche hingestellt hätte?

In zweiter Linie werden als Zeugnisse für die Eroberungslust des neueren Deutschland Aeußerungen des Generals von Bernhardi angeführt. Solche sind aber neuestens von England aus in so vielen Tausenden von Publikationen in die Welt, und hauptsächlich auch in die Länder der Neutralen, versendet worden, daß es nötig ist, darauf etwas näher einzugehen. Man schöpft jene Aeußerungen nämlich aus Friedrich von Bernhardis Buch: „Deutschland und der nächste Krieg." Nun, gewiß hat er die daraus oben zitierten Worte*) und noch viele andere Sätze geschrieben, welche eine mächtige Freude an der Verteidigung des Vaterlandes atmen, welche den Wunsch, die Gegner desselben niederzuwerfen, nicht oft genug ausdrücken können, welche immer wieder, gegenüber der sparsamen deutschen Volksvertretung, die Notwendigkeit betonen, daß die deutsche Armee so weit vermehrt werden müsse, daß sie allen Eventualitäten eines künftigen Krieges gewachsen sein könne. Ist alles das aber bei einem General etwas Unnatürliches?

Einem solchen Manne würde es im Gegenteil schlecht anstehen, die Verkleinerung der Armee zu befürworten, seine Landsleute im Kampfe für das Vaterland zu entmutigen und überhaupt gegen den Krieg Propaganda zu machen. Hat jemals z. B. ein amerikanischer General dies getan? Und dennoch wird niemand die Bürger der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als ein kriegslüsternes Volk bezeichnen.**) Man höre doch auch, was in dem Kursus der Kriegsgeschichte, gelesen 1882 an der Pariser Ecole militaire supérieure vorgetragen wurde: „Wenn also der Krieg in Wirklichkeit auf dem Streben der Menschheit zu moralischem und materiellem Fortschritt beruht, so ist es sehr wichtig, daß jede Generation den stärkenden Einfluß des Krieges erfährt." Der vortragende Professor erklärte auch ferner, daß die Erzielung des von ihm behaupteten Glückes der Menschheit und die Verhütung einer allzu langen Friedensperiode keine besonderen Schwierigkeiten bereiten könne. Denn „die Staatsoberhäupter, welche den Krieg brauchen, müssen sich nicht besonders um die Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit des begonnenen Krieges sorgen. Es genügt, den Krieg zu erklären, und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten liegt die Pflicht ob, seine Berechtigung nachträglich nachzuweisen." Wenn das in Berlin gelehrt worden wäre, welches Anklagegeschrei würde sich dagegen in England und anderwärts erheben! Außerdem ist gegenüber den Anklagen, die in Hunderttausenden von englischen Broschüren gegen Bernhardis Urteil über die guten Wirkungen des Krieges geschleudert

*) Die erste von den zitierten Aeußerungen steht in der 6. Aufl. (1913) auf S. 11 und lautet vollständiger: „Der Krieg ist in erster Linie eine biologische Notwendigkeit, ein Regulator im Leben der Menschheit."

**) B. Segel a. a. O., S. 62. An sein Buch (S. 62 f.) lehnen sich auch die weiter folgenden Bemerkungen an. Er zitiert sie nach dem Werke des russischen Staatsrats Johann von Bloch, „Der zukünftige Krieg," Band V der deutschen Ausgabe, S. 60 f.

worden sind, auch die Tatsache nicht immer zu ignorieren, daß England fast jedes Jahr in der neueren Zeit einen Krieg geführt hat (Ed. Meyer a. a. O., S. 102), um seine Herrschaft zu erweitern.

Ein Hauptmangel an der Ausnützung der Aeußerungen des Generals von Bernhardi betreffs des Krieges, die in dem amerikanischen Artikel getrieben wird, liegt aber noch in folgendem: Er sieht es nicht für seine Pflicht an, sich auch nach den Autoren Deutschlands umzusehen, welche gegen die Notwendigkeit der Kriege und gegen die etwaige Hinneigung zum Kriege sich ausgesprochen haben. Unter ihnen darf aber zunächst nicht die Baronin von Suttner vergessen werden, die fast ihr ganzes Leben hindurch gegen den Krieg als letztes Mittel, Streitigkeiten zu entscheiden, in die Schranken getreten ist. Ihr Buch: „Die Waffen nieder!" hat in Deutschland eine Verbreitung von mehr als einer halben Million Exemplaren gefunden, während das Buch von v. Bernhardi nur wenige Auflagen erlebt hat. Ferner, Tausende und aber Tausende von Zuhörern jubelten ihr zu, wenn sie in deutschen Städten ihre Reden für den Weltfrieden hielt. Sodann der Reichskanzler von Caprivi betonte in einer wichtigen Rede zu Danzig, daß der deutsche Kaiser die Hoffnung hege, im zwanzigsten Jahrhundert werde ein friedlicher Zusammenschluß der europäischen Staaten zur Vermeidung des Krieges erfolgen. Endlich sei nur noch auf von Moltke hingewiesen, der folgende Sätze schrieb: „Wir bekennen uns offen zu den Anhängern der so häufig verspotteten Idee des ewigen Friedens, nicht in dem Sinne natürlich, daß die langen, blutigen Zusammenstöße aufhören, die Heere aufgelöst und die Kanonen eingeschmolzen werden müssen, nein, aber scheint nicht der ganze Gang der Geschichte ein Fortschritt zu sein, der dem Frieden zustrebt? Ist etwa in unserer Zeit ein Krieg wegen eines spanischen Botschafters oder wegen der schönen Augen einer Dame möglich?" Also, der berühmte Generalstabchef von Preußen sprach ganz wie einer aus dem Kreise der Pacifisten. Er trug kein Verlangen nach ruhmvollen Feldzügen. Sein oberstes Ideal war das Blühen der Kultur des Friedens.

Nur den einen von Bernhardi zitieren und die vielen andern, die in Deutschland neuerdings die Friedensidee pflegten, verschweigen, das ist keine Objektivität der Betrachtung. Aber an diesem Maße der Einseitigkeit hat jener Artikel noch nicht einmal genug. Anstatt einen von den deutschen Herolden des Friedens zu erwähnen, wird von den Kriegsfreunden, zu denen der General von Bernhardi nur von Berufs wegen und in der Gefahr der Angriffe, die Deutschland wegen seiner zentralen Lage und inmitten unruhiger Nachbarn bedrohten, gehörte, sogar noch einer genannt. Das ist Heinrich von Treitschke. Auch er wird aus dem Grabe zitiert, um die deutsche Generation zu charakterisieren, die vor dem Ausbruch des Krieges von 1914 lebte. Auch seine Worte sollen diese Deutschen so beherrscht haben, daß England ihnen deshalb den Krieg erklären mußte! Aber jener Satz von Treitschkes: „Macht geht vor Recht," war auch schon einstmals keineswegs der Wahlspruch der Majorität des deutschen Volkes, und jener Satz war in den letzten Jahrzehnten, nach meiner Kenntnis der geistigen Strömungen Deutschlands, kaum noch ein Moment des deutschen Bewußtseins. Aber schadet nichts, die Erinnerung an jenen alten Satz hilft doch dem Amerikaner, den Deutschen zu verdächtigen.

Also ist das Saatfeld, aus dem die den Deutschen vorgeworfenen Hand-

lungsweisen emporgesproßt sein sollen, vergeblich in einem sogenannten Pangermanismus gesucht worden. Vergeblich ist dieser als ein Seitenstück zu dem wirklich existierenden Panslawismus hingestellt worden, der schon manches Jahr seine Kongresse gefeiert, die slawischen Völkerschaften zum gemeinsamen Ansturm gegen die Nachbarn aufgereizt, in letzter Instanz die Ermordung des energischen östreichischen Thronfolgers zu Serajewo angestiftet und so den letzten Funken an die Zündschnur gebracht hat, welche die Explosion des gegenwärtigen Krieges verursachen mußte. Uebrigens auch von diesem Panslawismus schweigt jener Artikel wieder vollständig!

Aber wenn nicht die geistige Strömung eines angeblichen Pangermanismus die Deutschen zu dem Verhalten verleitet hat, welches England mit Recht zur Kriegserklärung getrieben haben soll, ist dieses angebliche Verhalten des neueren deutschen Volkes etwa durch die Herrschaft der Philosophie Nietzsches angeregt worden?

Vielleicht das Allerwichtigste ist die Philosophie Nietzsches, der jetzt in Verbindung mit seiner Lehre vom Uebermenschen allbekannt ist. Er war ein Pole, der aber an einer deutschen Universität Professor wurde.*) Sein seelisches Gleichgewicht war zweifelhaft, und nach mehreren Perioden von Geisteskrankheit hatte er zuletzt in ein Irrenhaus gebracht werden müssen, wo er zwölf Jahre blieb und im Jahre 1900 starb. Niemand bezweifelt die glänzende Art seiner Schriftstellerei, aber viele sind ebenso fest von ihrer teuflischen Leichtfertigkeit überzeugt. Er übertrug die Entwicklungslehre Darwins auf die Sittenlehre und erklärte, das Ziel des Menschengeschlechtes sei dies, daß eine höhere Art von Menschheit emportauche, die so hoch stünde, daß sie sogar über die Sittlichkeit erhaben wäre. Nietzsche besaß die äußerste Verachtung für Mittelmäßigkeit und Tugendhaftigkeit. Für ihn war das Verbrechen keine Pflichtverletzung, und Liebe sowie Mitleid waren nur die Tugenden von Sklaven. Religion war für ihn nur eine Erscheinung menschlichen Verfalles. Fast alles an Nietzsche bekundet seinen leidenschaftlichen Haß gegen das Christentum und dessen Ideal. Nach ihm ist das Christentum eine Religion für den „Herdenmenschen." „Gewissensangst in einem Menschen ist ein Zeichen davon, daß sein Charakter noch nicht seinen Bedürfnissen entspricht." Der Gedanke an gegenseitigen Beistand in der Meinung, dem Schwachen zu helfen, war ihm unerträglich, und man erinnert sich, daß er einmal zu einer zarten Dame gesagt hat: „Ein schwaches Weib wie Sie, hat kein Recht zu leben." Er behauptete, das Bestehen der Art fordere „die Unterdrückung des physiologisch Verhunzten, des Schwachen und des Entarteten." Für ihn war das Leben der Wille zur Macht, und da das Christentum dem widersprach, sagte er: „Das Kreuz ist ein Sammelpunkt für eine Verschwörung gegen sich selbst." Und doch war es wahrscheinlich das Verdienst des wahren Christentums, daß Nietzsche selbst nicht beseitigt, sondern ihm erlaubt wurde, jahrelang in einem Irrenhause zu bleiben, bis der Tod ihn hinwegnahm.

Es ist natürlich leicht zu sagen, daß seine Schriften die Tollheiten eines Betrunkenen sind. Aber er war ein Genie, das eine bemerkenswerte Fähigkeit besaß, und auf viele in Deutschland machten seine Worte einen starken Eindruck, besonders auf Leute aus dem Militärstande und auf viele, die,

---

*) Er wurde 1869 Professor an der Universität Basel (Ed. König).

weil sie allen Glauben an die christliche Lehre verloren haben, infolgedessen um so mehr bereit waren, die christliche Sittlichkeit aufzugeben. Nietzsche hebt als eine besondere Schmach den Fehler hervor, der vom deutschen Volke im fünften Jahrhundert dadurch begangen worden sei, daß es die alten Götter seiner Väter verlassen und statt derselben die christliche Religion des verfallenen Kaiserreichs angenommen habe.

Während niemand der Ansicht ist, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes sich in dieser Hinsicht auf Nietzsches Seite stellt, ist es sicher, daß viele von seinen Führern Nietzsches Anschauung begünstigt haben, und deren Einfluß ist zur Volksmasse in der Form hinabgedrungen, daß man sich lebhafte Bilder von der Bestimmung der deutschen Rasse entworfen hat.

Die folgende Stelle aus Professor Crambs Buch wird uns in den Stand setzen, den Umfang zu verstehen und zu ermessen, bis zu welchem Nietzsche dazu bereit war, seinen bösartigen Haß gegen das Christentum zu zeigen: „Ihr habt gehört, daß in alten Zeiten gesagt wurde: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie sollen das Erdreich besitzen; ich aber sage euch: Selig sind die Tapferen, denn sie werden die Erde zu ihrem Throne machen. Ihr habt weiter jemanden sagen hören: Selig sind die Armen an Geist; ich aber sage euch: Selig sind die, die Seelengröße haben und frei im Geiste sind, denn sie sollen in die Walhalla eintreten. Ferner habt ihr gehört, daß man sagte: Selig sind die Friedfertigen; ich aber sage euch: Selig sind die Kriegmacher, denn sie sollen zwar nicht Kinder Jahves, aber Kinder Odins genannt werden, der größer als Jahve ist.“

Aber man muß doch fragen, warum die christliche Religion so unfähig in Deutschland gewesen ist, den Strom einer so beklagenswerten Lehre aufzuhalten. Der eine Grund möchte wohl darin liegen, daß es keinen Zusammenhalt zwischen religiösen Personen gegeben hat, die jener Lehre hätten entgegentreten und einem Druck auf eine maßgebende Stelle hätten ausüben können, wenn die betreffende Lehre die Gewissen vergewaltigte. In England würde, wie schon hervorgehoben worden ist, eine solche Lehre rasch auf den aufgebrachten Widerstand christlicher Gemeinschaften stoßen. Sodann zweitens muß auch dies zugegeben werden, daß man in Deutschland der Religion nicht erlaubt hat, in die Politik einzugreifen. Die Moral ist auf das persönliche und soziale Leben eingeschränkt worden, und Bernhardi sagt, daß die christliche Moral nicht politisch sein kann. Weiterhin drittens hat es (in Deutschland) eine sehr ernste Trennung zwischen persönlicher Religion und der theologischen Wissenschaft gegeben. Es ist ja fast unglaublich, wenn man folgendes liest: Als Harnack es unternahm, seine religiösen Ueberzeugungen in seinem Buche: „Das Wesen des Christentums,“ darzustellen, verurteilte das ein wohlbekannter Theologe, Jülicher, als eine Sache, die sich nicht für einen Professor schicke. Vielleicht das Allerwichtigste ist aber die Tatsache, daß Christus als Darstellung Gottes in beklagenswerter Weise in Deutschland ignoriert und vernachlässigt worden ist.

Freilich hat der Kaiser sich auf Gott in mannigfachen Wendungen fast ad nauseam („bis zum Ueberdruß“) bezogen, und die Aufschrift auf den Gürteln der Soldaten lautet: „Gott mit uns“; aber niemand kann zweifeln, daß die Vorstellung von Gott mehr die des Deismus, als die des Satzes: „Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi,“ ist.

Der echte christliche Standpunkt wurde gut und nachdrücklich in dem Buche eines Cambridger Gelehrten festgestellt, das über ein Jahr vor dem

Kriege erschienen ist, aber es möchte einem vorkommen, als wenn die darin beschriebene Haltung weithin in Deutschland ignoriert worden ist. Seine Worte lauten: „Wo Christus einen menschlichen Charakter ernsthaft berührt hat, sind die Bismarckischen Ideale sofort als parteiisch verworfen, und die Schule Bismarcks hat stets die freie Predigt und Wirksamkeit des Evangeliums in Gefahr gebracht. Eine zahme Geistlichkeit mit einem Evangelium der gepanzerten Faust mag (für Bismarckische Anschauungen) erträglich sein, aber Männer, in denen Christus lebendig ist, Männer, die bereit sind, ihre Gemeindeglieder im Geiste Christi zum Kampfe herauszufordern — die können nicht in einer Gemeinde geduldet werden, die von den Idealen Bismarcks beherrscht wird." (Glover, The Christian Tradition, p. 159.)

Daher ist es nicht überaschend, daß das Lehren in Deutschland, sei es in der Presse oder auf dem Professorenkatheder oder bei den Philosophen, eine so außerordentliche und ausschweifende Abweichung erlaubt bekommen hat.

Bei der Beurteilung dieser Auslassung über Nietzsches Philosophie und ihren Einfluß auf die Gesinnung des jetzigen deutschen Volkes kann

1. nichts darauf ankommen, daß die aus Nietzsches Schriften gegebenen Sätze seinen philosophischen, sittlichen und religiösen Standpunkt richtig charakterisieren, und wir nicht in der Lage sind, als seine Verteidiger aufzutreten.

2. Auch darauf kann nichts ankommen, daß die Behauptungen des amerikanischen Artikels über Nietzsches Einfluß auf das deutsche Volk sich, wie der aufmerksame Leser selbst gesehen haben wird, zum Teil mehrfach wiederholen und ohne logische Ordnung aneindergereiht sind.

3. Vielmehr kommt es zunächst nur auf die Behauptungen an, die jener Amerikaner inbezug auf die Herrschaft der Nietzscheschen Gedanken über den deutschen Geist ausgesprochen hat.

Für die Begründetheit dieser seiner Behauptungen ist es aber vor allem gleichgültig, daß sie im wesentlichen mit Sätzen zusammenstimmen, die neuestens auch von Gliedern anderer Völker, die Deutschland mit Krieg überzogen haben, geäußert worden sind. Nämlich von englischer Seite her ist die Welt weithin mit einer Sammlung von Aussprüchen Treitschkes, Nietzsches und anderer deutscher Autoren überschwemmt worden, um zu beweisen, wie schwarz die deutsche Seele sei (B. Segel a. a. O. S. 68). Bei diesem Unternehmen haben sich hauptsächlich der Prediger P. Vaughan und der Schriftsteller Nothomb bekannt gemacht. Auch mehrere Franzosen haben kräftig in dieselbe Kerbe gehauen. Denn in der "Revue des deux Mondes" vom 15. Oktober 1914 hat Emile Boutroux die Deutschen als „Wilde, Primitive, Hunnen oder Barbaren" tituliert, indem er Aussagen deutschen Stolzes, wie sie auch z. B. in Fichtes „Reden an die Deutsche Nation" (1807—8) vorkommen, herbeizieht, obgleich sie nur das damals geknickte Selbstbewußtsein der Deutschen wieder emporheben sollten und gegen das französische Reden von der Gloire der Grande nation ein bloßes Kinderlallen sind. Ferner auch Louis Bertrand hat in der "Revue des deux Mondes" vom 1. Januar 1915 den gegenwärtigen Krieg als ein mittelbares Werk Nietzsches und seines "prussianisme moral" hingestellt. Aus diesem Zusammenklingen englischer und französischer Stimmen ergibt sich aber keineswegs die Richtigkeit ihrer Töne. Oder sind nicht diese Stim-

men alle nur Vertreter einer und derselben Partei? Weiß man ferner nicht, welche gemeinsamen Angriffe auch sonst schon in der Weltgeschichte durch gemeinsamen Neid und Haß hervorgerufen worden sind? Ganz mit Recht ist zum Beweis dafür schon an die antisemitischen Angriffe erinnert worden, wie sie zusammenstimmend in Eisenmengers „Entdecktem Judentum," Rohlings „Talmudjuden," Drummonts "La France juive" und Niemojowskis „Judenseele" gemacht worden sind. Also das Zusammenstimmen der Feinde Deutschlands in einer Anklage macht diese bei weitem noch nicht zu einer Wahrheit, und wenn ein amerikanischer Schriftsteller sich an dieser Anklage beteiligt, so gewinnt sie auch dadurch nicht an innerer Begründetheit. Nein, sie muß erst durch feststehende Tatsachen der neueren Geistesgeschichte Deutschlands bewiesen werden.

Der Einfluß der Gedanken Nietzsches auf die Anschauungen und Bestrebungen des deutschen Volkes soll anderseits auch nicht durch den Hinweis darauf bestritten werden, daß er von Haus aus ein Pole war, und daß der angeblich „teutonische Uebermensch" Nietzsches „in Wirklichkeit dem Lebensideal der romanischen Renaissance abgelauscht wäre, daß sein Urbild recht eigentlich Cesare Borgia, ein italienischer Spanier, gewesen sei, daß Nietzsche das Muster des hemmungslosen Sichauslebens bei dem italienischen Menschen des 15. und 16. Jahrhunderts gefunden habe" (B. Segel a. a. O., S. 69).

Die behauptete Herrschaft der Ideen Nietzsches über den neueren deutschen Geist müßte aber erst durch zweifellose Belege nachgewiesen sein, ehe sie zugegeben werden könnte.

Diese Herrschaft will man schlauerweise erst nicht inbezug auf die große Mehrheit des neueren deutschen Volkes behaupten, aber dann doch indirekt dies tun, indem man den Einfluß derer, die von Nietzsches Gedanken beherrscht sein sollen, zu der Volksmasse in Gestalt von lebhaften Bildern von der Bestimmung der deutschen Rasse hindurchdringen läßt.

Aber direkt behauptet man die Herrschaft Nietzsches über das neuere Deutschtum zunächst inbezug auf „viele der führenden" Geister Deutschlands. Indes wie beweislos wird diese Behauptung hingestellt! Anstatt Belege für die Wahrheit jener Behauptung zu bringen, springt der amerikanische Artikel zu dem Zitat aus Crambs Buch, worin die Verdrehung erwähnt wird, die Nietzsche sich inbezug auf einige Sätze der Bergpredigt erlaubt hat! Einen Beweis für die jetzt besprochene Behauptung beizubringen, würde freilich dem Amerikaner auch zu schwer gefallen sein. Oder können unter den führenden Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte solche genannt werden, die den hierhergehörigen Hauptgedanken Nietzsches Beifall gezollt hätten) Wer denn hat seine hierhergehörigen Schlagwörter vom „Uebermenschen" und der „blonden Bestie," die der Deutsche wieder werden solle, vertreten und in die weiten Kreise des deutschen Volkes hineingetragen? Sind Nietzsches Gedanken in der deutschen Philosophie oder überhaupt Wissenschaft gebilligt und weitergetragen worden? „Nietzsche ist ein Dichter, kein Philosoph," das ist die Ueberzeugung vieler unserer ersten Denker, wie z. B. Oswald Külpe.*) „Nietzsches Weltanschauung ist anthropozentrisch geraten und gehört damit eigentlich in die

---

*) Osw. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland (Leipzig 1914), S. 63—74.

vorkopernikanische Aera." *) „Ein Idealist, wie wir in Deutschland von Idealismus sprechen, kann nichts anders tun, als Nietzsche von Anfang an abweisen." *) Oder wie viele Autoren auf dem Gebiete der Literatur überhaupt sind als Herolde der Gedanken Nietzsches aufgetreten? Natürlich haben manche Dichter seine Sprache nachgeahmt und der oder jener, wie Ossip Schubin, hat Gedankenmotive aus dem „Zarathustra" in eigene Dichtungen einfließen lassen. Aber auch da wird kein unverfälschter Kult des Uebermenschen getrieben, wie ja Schubin Nachdruck auf die innere Selbstheiligung des Herrenmenschen legt. Die hervorragenden deutschen Dichter der Gegenwart, wie z. B. Gerhart Hauptmann, haben mit Nietzsche wenig Gemeinschaft. Auch von Richard Dehmel kann das Gegenteil nicht deshalb behauptet werden, weil er dem Spinozistischen Pantheismus nahe steht. Ein lautes Zeugnis gegen Nietzsche als Lehrer der Deutschen legt aber z. B. Otto Ernst ab, und ihm wird man gewiß nicht streitig machen wollen, daß er die Seele seines deutschen Volkes kennt.*) Während demnach die etwaigen Schüler Nietzsches eine ganz dünne Reihe bilden, ist die Zahl der neueren deutschen Schriftsteller, die gegen ihn aufgetreten sind, eine viel größere.*)

Jedenfalls kann auch das nicht bewiesen werden, daß durch den Einfluß der führenden Geister Deutschlands der breiten Schicht des deutschen Volkes „lebhafte Bilder von der Bestimmung der deutschen Rasse" vorgezeichnet worden wären. Gerade die Lehre vom „Uebermenschn" und von dr „blonden Bestie" sind ja in Deutschland am heftigsten bekämpft worden (B. Segel a. a. O., S. 69). Wie oft ist die Warnung von Vätern und Müttern, die gegenüber dem neuen Propheten auszusprechen war, auch in der Literatur lautgeworden. Man hört sie ja in besonders eindringlichen Darlegungen bei einem im übrigen bekanntlich so modern gerichteten Manne, wie der Bremenser A. Kalthoff war.*) Und wie oft haben gerade in Deutschland auch Nervenärzte die Lektüre von Nietzsches Schriften als aufregend charakterisiert! *)

Insbesondere aber wird in jenem Artikel ein beherrschender Einfluß der Nietzscheschen Gedanken auf den Militärstand behauptet.*) Indes welcher Beweis ist dafür gegeben? Auch nicht eine Spur davon. Wenn aber hinterher geltend gemacht werden sollte, daß in dem obenerwähnten

---

*) Alois Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart (Leipzig 1913), S. 228.

*) Ad. Dyroff, Was bedeutet „Kulturvolk?" Nietzsche und der deutsche Geist (Bonn 1915), S. 31, der das Zeugenverhör mit großer Gelehrsamkeit noch weiter fortsetzt.

*) Otto Ernst, Nietzsche, der falsche Prophet (Leipzig 1914).

*) Vgl. noch Hans Weichelt, Friedrich Nietzsche! Also sprach Zarathustra (Leipzig 1910), S. V2 „Der moderne Mensch kann recht gut an Nietzsche vorübergehen und doch seiner Seele täglich neuen Reichtum schenken." Er verwirft (S. 304) ausdrücklich den Uebermenschen und dessen Wiederkunft (bei Ad. Dyroff a. a. O., S. 48).

*) A. Kalthoff, Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit (1900).

*) Karl Pelman, Psychische Grenzzustände (Bonn 1909), S. 223 f., oder der bekannte Leipziger Psychiater P. J. Möbius (1912, erwähnt bei Dyroff, S. 29), oder der Arzt Jos. Spindler, Nietzsches Persönlichkeit und Lehre im Lichte seines "Ecce Homo" (Stuttgart 1913), S. 5.

*) "Especially to the military class " (p. 58).

Werke von Bernhardis auf dem Titelblatte aus Nietzsches Buch, „Also sprach Zarathustra," folgende Worte zitiert sind: „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe u. s. w.," was würde dadurch für die Herrschaft Nietzschescher Gedanken im deutschen Militär bewiesen sein? Jene Worte von Nietzsche loben nur die Tapferkeit. Dies aber ist nichts, was ihm speziell eigentümlich wäre. Eben dasselbe Lob ist auch von hundert andern gesungen worden, wie z. B. von dem auch bei von Bernhardi zitierten Schiller. In seinem Buche sind ja auch aus Byron, The Giaur, folgende Zeilen angeführt:

„Wenn der Kampf der Freiheit lodernd erwacht,
Vom sterbenden Helden dem Sohne vermacht" u. s. w.

Ferner wird der Kaiser auch wieder in diesem Zusammenhange direkt angegriffen. Sehr geschmackvoll — um mich nicht anders auszudrücken — wird erstens seinen Reden vorgeworfen, daß sie „bis zum Erbrechen" was der angewendete lateinische Ausdruck eigentlich bedeutet, sich auf Gott bezögen. Aber sollte ein Schriftsteller, der doch für Religiosität eintreten will, sich nicht vielmehr darüber freuen, daß eine Persönlichkeit in solcher hohen Stellung noch den Namen Gottes gern in den Mund nimmt? Wird der Amerikaner ferner auch inbezug auf den russischen Kaiser, in dessen Kundgebungen ebenso regelmäßig die Gottheit erwähnt ist,*) dieselbe gemeine Ausdrucksweise sich gestatten? Weiß er endlich, daß der deutsche Kaiser nicht wirklich ein so religiöses Herz besitzt, wie nach seinen Worten zu urteilen ist? Da er aber keinen Grund hat, dem deutschen Kaiser die tiefste Religiosität abzusprechen, so schließt sein erster Angriff auf ihn eine niederträchtige Ueberhebung in sich. Aber bei dem besprochenen ersten Angriff konnte sich der Eifer jenes Amerikaners noch nicht beruhigen, sondern er mußte dem Beherrscher Deutschlands zweitens auch die Gottesvorstellung der bekannten dogmatischen Anschauung vorwerfen, die man Deismus zu nennen pflegt, und nach der Gott die geschaffene Welt allein bestehen und diese selbtätig sich regeln lassen soll, wie ein Uhrmacher ein von ihm aufgezogenes Uhrwerk. Doch welcher Schimmer von Beweis soll dafür vorgebracht werden können, daß der deutsche Kaiser sich Gott in solcher Weise vorstellt? Mit welchem Recht wagt der Amerikaner zu bezweifeln, daß der deutsche Kaiser sich Gott nicht als „den Vater unsers Herrn Jesu Christi" denkt? Wie darf dies einer Persönlichkeit vorgeworfen werden, die wohl in mehr wichtigen Momenten, als sonst ein Herrscher, den biblisch-kirchlichen Glauben als den seinigen betont hat) Wenn solche aus der Luft gegriffene Anklagen Mode werden sollen, dann ist es allerdings zu einem tiefen Verfall der Moral gekommen. Und warum drittens wird der deutsche Kaiser auch überhaupt wieder in diesem Zusammenhang, wo es sich um Nietzsches Einfluß handelt, in die Debatte gezerrt? Schreibt der amerikanische Professor der Theologie etwa Nietzsche den Standpunkt des Deismus zu? Ohne einen Schatten von Beweis wird also der deutsche Kaiser in einen Zusammenhang hineingeschoben, in welchem von Nietzsches Einfluß die Rede ist. Um so mehr freut es mich, Sätze des Kaisers anführen zu können, die

*) Z. B. in der Mitteilung nach England vom 14. Sept. 1915, daß der Zar selbst den Oberbefehl übernommen habe, „äußert er die Ueberzeugung, daß mit Gottes Hilfe durch die vereinigten Versuche der endliche Sieg diesen blutigen Krieg krönen werde." Ebenso spricht der englische König in seiner Antwort darauf von „Gottes Hilfe."

er erst neuestens ausgesprochen hat und in denen er von einem ganz andern Willen, als von Nietzsches „Willen zur Macht" redet: „Wir sind alle nicht gut,*) aber wir haben den Willen zur Güte, und den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen." *)

Auch bei Bismarck wird eine Herrschaft der Philosophie Nietzsches keineswegs nachgewiesen, und ist sie auch keineswegs nachweisbar. Trotzdem wird auch er, wie oben gegen Ende des zuletzt übersetzten Abschnittes gelesen worden ist, in diesem Zusammenhang zu einem Gegenstand des Angriffs gemacht. Seine Ideale sollen erstens nicht von einem ernsten Christen erstrebt werden können. Nun stand aber Bismarck in so ernster Verbindung mit Christus, als seinem Heiland, wie wenige Männer. Viele seiner Briefe belegen das, und das Gegenteil kann durchaus nicht bewiesen werden. Folglich ist jener erste Angriff unbegründet. Zweitens sollen sogenannte Bismarck-Ideale nicht mit einem frei herrschenden Evangelium vereinbar sein. Was aber sollen denn überhaupt „Bismarck-Ideale" sein? Anerkannt werden können als solche nur diese: der treueste Gehorsam gegen seinen königlichen Herrn, die Pflichterfüllung bis zum Tode, das Streben nach der Einigung des so lange zerrissenen deutschen Volkes und die Unabhängigkeit des endlich gegründeten Deutschen Reiches. Daß der Weg zur Begründung dieses Reiches durch Krieg hindurchgehen mußte, das hat nicht Bismarck verschuldet, sondern das lag in der geschichtlichen Vergangenheit der deutschen Nation.*) Für die Erhaltung des Deutschen Reiches hat er aber keinen Krieg angeraten. Und wie? Ist endlich das Kriegführen überhaupt nicht mit dem echten und unbedrückten Christentum der Bibel verträglich? Wenn das der Fall wäre, da müßte jedenfalls England ein sehr unchristliches Land sein oder ein ganz bedrücktes und beschnittenes Christentum pflegen. Denn, wie schon oben einmal gesagt wurde, England hat mehr Kriege geführt, als viele andere Staaten. Aber es ist auch keineswegs so, daß das Kriegführen mit dem echten und ungehemmten Christentum der Bibel unvereinbar sei.

Freilich haben schon in der alten Kirche Gegner des Kriegsdienstes ihre Ansicht auf neutestamentliche Aussprüche stützen wollen. Denn die Heilsbotschaft Jesu und seiner Apostel verkündige ein Reich, das nicht von dieser Welt sei, und in dem nicht Streit und Leid, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist herrschen sollen. Gleichwohl liegen die Dinge keineswegs so einfach, wie es bei einem flüchtigen Hinblicken erscheinen mag.

Denn zunächst der Geschichtsstufe des Alten Testamentes*) gegenüber hat Christus zwar einmal (Luk. 9, 55) seine Jünger gefragt: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" Aber auch er hat die Händler

---

*) Vgl. Nietzsches Standpunkt „Jenseits von gut und böse!"

*) So sagte Kaiser Wilhelm II. erst neulich in einem Gespräch mit dem sozialdemokratisch und doch höchst patriotisch gesinnten Badenser Anton Fendrich, wie dieser in seinem Buche: „Mit dem Auto zur Front," berichtet.

*) Der gründlich belesene Professor Ad. Dyroff bemerkt a. a. O., S. 33: „Nur ein einziger, soweit ich sehen kann, hat es fertig gebracht, die Erneuerung des Deutschen Reiches und Friedr. Nietzsche als die zwei großen Ereignisse seines Daseins in einem Atemzug zu verhimmeln, jedoch ohne sie in inneren Zusammenhang zu bringen. Das ist Richard M. Meyer in seinem Werke: „Die Literatur des 19. Jahrhunderts."

*) Vgl. meine Geschichte der alttestamentl. Religion kritisch dargestellt (1915) am Schluß.

und Geldwechsler aus dem Heiligtum getrieben (Matth. 21, 12 u. s. w.), also Gewalt im Kampfe angewendet und nicht bloß mit Worten gestritten. Ferner ist es bemerkenswert, daß sich im Evangelium keine Aeußerung findet, die den Krieg ausdrücklich als mit dem Willen Gottes unvereinbar bezeichnet und den Waffendienst als ein schlechtes, unchristliches Handwerk den Gläubigen verbietet. Um nicht auf Johannes den Täufer (Luk. 3, 14' hinzuweisen, so hat Jesus von dem Hauptmann zu Kapernaum nicht verlangt, daß er vor allen Dingen seinen Beruf, den Kriegsdienst, aufgeben solle. Ebensowenig tat dies Petrus gegenüber dem Hauptmann zu Cäsarea, der überdies als ein gottesfürchtiger Mann bezeichnet ist. Sodann ist von Jesus allerdings die Nächstenliebe auf die eindringlichste Weise gefordert worden (Matth. 22, 39), aber als unsern Nächsten hat er in jenem bekannten Gleichnis (Luk. 10, 25 ff.) denjenigen Menschen kennen gelehrt, der im betreffenden Zeitpunkte unserer Hilfe bedarf. Nun solche Leute sind, wenn feindliche Heere an den Grenzen des Vaterlandes zusammengezogen werden und auf dessen Grenzstrich losstürzen, unsere eigenen Volksgenossen, und ihnen muß also durch kriegerische Abwehr des Angriffes geholfen werden. Weiterhin hat Christus allerdings auch das Gebot der Feindesliebe gegeben und gesagt, daß wir nicht widerstreben sollen dem Uebel (Matth. 5, 39—44; Luk. 6, 27 ff.). Darauf hat sich ja auch Tolstoi gegenüber dem Kriege berufen, aber auch diese Frage ist verwickelter, als man zunächst denkt. Denn die erwähnten Stellen beschreiben einen Vollkommenheitszustand der Gemeinschaft von Christi Anhängern, der damals noch nicht bestand und jetzt noch nicht da ist, wie überhaupt zu bedenken ist, daß das Reich Christi nach dessen eigenen Gleichnissen dem Weizensamen gleicht, der mit Unkraut vermischt emporwächst (Matth. 13, 24—30). Ferner sah Christus für seine Anhängerschaft eine Zeit der Verfolgung voraus (5, 10—12 u. s. w.), und darauf wollte er die Gläubigen vorbereiten, indem er sie auf den Weg des stillen, vielduldenden Heldenmuts hinweist, der sie durch Kreuz zur Krone führen werde (Luk. 6, 20 ff.). Endlich ist noch dies zu bedenken. Wollten die Christen jetzt, wo das wahre Gottesreich sich noch auf dem Wege zu seiner Vollendung befindet und sich in der Welt erst noch zur Geltung bringen soll, alles Schlimme über sich ergehen lassen, das ihnen ein Bösewicht zufügt, so würden die Schlechten in der Welt triumphieren und die Dulder zu ihren rechtlosen Sklaven werden. Die sittlich tieferstehenden Menschheitsteile würden die Oberhand gewinnen und die Christen würden in ihren sittlichen Grundsätzen das Beste preisgeben, das Gott durch Christus zu ihrem Eigentum hat werden lassen.*)

Folglich darf es keineswegs als die richtige Auffassung des Neuen Testaments hingestellt werden, daß das Kriegführen eine gottwidrige und christus-

---

*) Mehrere der vorstehenden Gedanken sind auch schon von F. Wilke in seinem reichhaltigen Buche: „Ist der Krieg sittlich berechtigt?" (Leipzig 1915) vorgetragen. — Uebrigens auch Martin Luther urteilte in seiner Schrift: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können," so: „Daß man so viel schreibt und sagt, welch eine große Plage Krieg sei, das ist alles wahr. Aber man sollte auch daneben ansehen, wie vielmal größer die Plage ist, der man mit Kriegen abwehrt." „Man muß dem Kriegs- oder Schwertamt zusehen mit männlichen Augen, warum es würget und Greuliches tut. So wird sich selbst beweisen, daß es ein Amt ist, an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich, wie Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk."

feindliche Handlung sei. Demnach ist in jenen englischen Aeußerungen auch Bismarck mit Unrecht angeschuldigt worden, als wenn seine Ideale den wahren christlichen Standpunkt verleugneten. Mag sich jener Engländer und der ihm beistimmende Amerikaner um die Christlichkeit der englischen Kriege und die Munitionssendungen Nord-Amerikas kümmern!

Also ist die Herrschaft von Nietzsches Gedankenwelt über die Geister des neueren deutschen Volkes ohne Grund behauptet worden. Diese Herrschaft ist übrigens vom deutschen Volke abgewendet worden, ohne daß die Ratschläge in Deutschland hätten befolgt werden müssen, die in dem zuletzt übersetzten Abschnitt von England und Amerika her empfohlen werden, daß nämlich in Deutschland die Kirchengemeinschaften sich gegen Nietzsches Einfluß hätten offiziell erklären sollen. Dieser Einfluß ist in Deutschland zurückgedämmt worden, ohne daß solche mechanische Maßnahmen angewendet worden wären, wie sie in jenem Artikel an England gerühmt werden. Deutschland ist das Land der freien Diskussion. Auch der freie wissenschaftliche Gedankenaustausch hat es aber zuwege gebracht, daß, wie oben nachgewiesen worden ist, die extremen Vorstellungen Nietzsches vom „Uebermenschen" u. s. w. auch in den Kreisen Deutschlands, in denen sie überhaupt Momente des Volksbewußtseins geworden sind, bald wieder in dessen Hintergrund zurücktraten.

4. Während jener Artikel vieles von der Herrschaft Nietzsches über den modernen Geist Deutschlands sagen zu können meinte, hat er aber wieder gar nicht gefragt, wie weit der Einfluß Nietzsches außerhalb Deutschlands gegangen ist. Dies ist aber nun z. B. in den Ländern englischer Zunge weithin geschehen. Das wird ja in einem Artikel bezeugt, der in ebendemselben Hefte der "Bibliotheca Sacra" (1915, S. 67 ff.) erschienen ist. Denn da heißt es: „Der Einfluß Nietzsches nicht nur in Deutschland und Frankreich, sondern auch in England und Amerika ist so groß geworden, daß er Beachtung verlangt." Dieser Einfluß Nietzsches speziell auf England ist ja auch um so begreiflicher, als ein Zusammenhang von Nietzsches Philosophie mit dem von England ausgegangenen Darwinismus unbestreitbar ist.

5. Ebensowenig hat jener Artikel Zeit gehabt, die Frage aufzuwerfen, warum außerhalb Deutschlands der christliche Glaube „so schwach gewesen ist, daß er den Strom einer so beklagenswerten Lehre nicht aufzuhalten vermochte," wie er naserümpfend über die Christlichkeit des deutschen Volkes bemerkt. Ueber die Ausdehnung des Abfalls vom christlichen Glauben in England hätte der Artikel freilich vieles zu sagen gehabt. Ich kenne diese Ausdehnung z. B. aus dem Buche Frank Ballards: "The Miracles of Unbelief" (1901 ff.).*) Ich kenne diese Ausdehnung des englischen Unglaubens auch aus einem ergreifenden Aufsatz, den Rev. D. S. Cairns 1901 im Februarheft von "The Expository Times" hat erscheinen lassen. Also soll man sich dort nicht über Deutschland erheben und ihm einen speziellen Makel anheften wollen, weil es eine — angebliche — Herrschaft Nietzsches über den deutschen Geist nicht habe abwenden können. Das, worin man einen besonderen Mangel Deutschlands sehen will, das ist ein mehr oder weniger allgemeiner Zug der Geistesstimmung moderner Völker überhaupt. Aber weithin im Ausland ist man geneigt, die Deutschen und die anderen Nationen

*) Unter dem Titel: „Die Wunder des Unglaubens," von mir deutsch bearbeitet (erschienen bei Edwin Runge 1907).

mit zweierlei Maß zu messen.*) Das zeigt sich ja z. B. auch inbezug auf folgende äußerliche Sache: Wenn Franzosen oder Italiener sich beim Essen dann und wann der Finger bedienen, so findet man das volkstümlich. Wenn aber ebendieselbe kindische Gewohnheit bei einem Deutschen beobachtet wird, bezeichnet man ihn als unfein.

Demnach ist auch Nietzsches Philosophie ohne Grund als der Mutterschoß für die Handlungen bezeichnet worden, durch die das deutsche Volk England zum Kriege herausgefordert haben soll.

Literatur.

Die schändlichen Posträuber haben keine europäischen Blätter durchgelassen, nur die nachfolgenden zwei sind angekommen, und unsere „forsche," „neutrale" Regierung läßt sich diese Schändlichkeiten des lieben Vetters geduldig gefallen und schimpft über die amerikanischen Bürger, die mit der Regierung nicht zufrieden sind.

„Neue Kirchliche Zeitschrift," in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons.-Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München herausgegeben von Prof. D. Engelhhardt in München. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1916.

Inhalt des 3. Heftes: Lehre und Leben. Von Professor D. Ph. Bachmann in Erlangen. III. — Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland. Von Prof. D. Dunkmann in Greifswald. — Kritische Theologie. Von Lic. Dr. Vollrath in Darmstadt. — Die Musik in Deutschland am Ausgang des Mittelalters. Von Pfarrer D. Gustav Bossert in Stuttgart.

„Die Theologie der Gegenwart," herausgegeben von Professor D. R. H. Grützmacher in Erlangen. Prof. D. Dr. G. Grützmacher in Münster, Prof. D H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Dr. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley, in Königsberg, Prof. D. Wilke in Wien, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — Durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen. Preis pro Jahr M. 3.50 franko oder für Bezieher der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift," M. 2.80 franko.

Inhalt von Jahrgang 1916. Heft 2: Praktische Theologie von Prof. D. Alfred Uckeley in Königsberg. Mit einem Anhang: Nordische Theologie von Oberlehrer E. Dymling, Sundsvall (Nordschweden). 59 Seiten. Preis besonders M. 1.

Das Heft behandelt in 8 Abschnitten die wichtigsten und bedeutsamsten Neuerscheinungen des Jahres 1915 auf dem Gebiete der Praktischen Theologie. Nachdem im vorigen Jahrgang die homiletische und erbauliche Kriegsliteratur besonders eingehend besprochen war, hat das diesjährige Heft mit Recht von nochmaliger Charakterisierung der in Fortsetzungen ihrer Publikationen hervorgetretenen Autoren abgesehen und nur das jetzt wirklich Neue, Eigenartige in den Kreis der Erörterung gezogen. Den Nachdruck legt das Heft diesmal auf die Katechetik und weiß eine Reihe sehr interessanter Förderungen auf diesem Gebiete aufzuführen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Liturgik und Geschichte der Frömmigkeit, Kirchenkunde und vor allem die Praktische Exegese wird eingehend und umfassend in allem, was das letzte Jahr hier an wissenschaftlicher Förderung gebracht hat, behandelt. Der Verfasser ist in seiner streng-objektiven Darstellungsmethode sowie auch in seiner vornehm-milden Kritik bekannt, die weitgehend anerkennt, was wirklich wissenschaftliche Bereicherung bedeutet, und auch dort, wo sie ablehnen muß, nie verletzende Schärfe annimmt. So dürfte auch das diesmalige Heft sehr weiten Kreisen unserer Geistlichkeit eine willkommene Orientierung und ein zuverlässiger Berater sein.

*) Dies wird auch bei Ad. Dyroff a. a. O., S. 27 bemerkt.

❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 18. Band. St. Louis, Mo. November 1916

Das Verhalten der evangelischen Geistlichen bei der Beerdigung der Selbstmörder.

Referat erstattet von Pastor P. Wendt bei der Distriktskonferenz des Süd-Illinois-Distrikts.

Ueber dieses Thema ist in Pastorenkreisen schon des öfteren geredet, verhandelt und geschrieben worden. Und es tut auch not, daß die Träger des heiligen Amtes sich darüber klar und dessen bewußt werden, was für eine Stellung sie einzunehmen haben, wenn ihre Dienste in solch traurigen Fällen gewünscht und gefordert werden. Die nachstehenden Ausführungen machen allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie werden auch nicht den Beifall aller finden. Daß sie aber zu weiterem Nachdenken veranlassen und, wenn möglich, den Weg zu einer einheitlichen Praxis in unserer Kirche öffnen möchten, ist der bescheidene Wunsch ihres Verfassers.

Es ist wohl außer Frage, daß unter allen geistlichen Amtshandlungen die Leichenrede schon an und für sich das allerschwierigste Stück der geistlichen Amtstätigkeit ist. Wir sind auch der Meinung, daß auf keinem andern Gebiet so viel von den Pastoren amtlich gesündigt wird wie auf diesem. „Leichenreden — Leigenreden, d. h. Lügenreden" und „Leichenpredigten leichte (leves) Predigten" — so urteilt bez. spottet das Volk über manche Grabrede. Und mit solchem Urteile des Volkes stimmt das Urteil unteilsfähiger Theologen. So sagt der selige Hengstenberg: „Wer die Kirche in ihrer tiefsten Erniedrigung sehen will, der trete an die Gräber"; und Krauß bekennt in seinem Lehrbuch der Homiletik, daß er nur sehr wenigen Gedächtnisreden, wozu die meisten Leichenreden heutzutage geworden, beigewohnt habe, ohne entweder entrüstet oder betrübt aus der Kirche gegangen zu sein. Und in der Tat! Von mancher Leichenrede muß man urteilen, daß sie jeder Rabbiner, oder wer es sonst sein mag, ebenso gut hätte gehalten haben können, wie ein evangelischer Geistlicher. Von Christlichem war aus leicht erklärlichen Gründen nichts zu finden; denn das Leben und Sterben des Verewigten bot dafür eben keine Anknüpfungspunkte. Statt dessen wird dann in seiner Lebensgeschichte danach herum gesucht, was etwa an Gutem und Edlem von ihm gesagt werden könne, und war der Verstorbene ein

Mensch von großem Einfluß und hoher Bedeutung, so werden seine Tugenden und Verdienste um die Mit- und Nachwelt gebührend beleuchtet und gerühmt. „Will einer wissen, wie gut er ist, braucht er sich nur begraben zu lassen," hat einmal jemand gesagt, und wer wollte ihm darin unrecht geben? Sehr bezeichnend ist auch, was Otto Funcke, der bekannte evangelische Geistliche und gesegnete Schriftsteller, von seinem Vater erzählt, nämlich, daß dieser in seinem Testament folgende Bestimmung getroffen habe: „Eine Leichenrede verbitte ich mir. Der verfluchten Lobhudeleien an den Gräbern habe ich mein Lebelang zum Uebelwerden genug gehört!"

Gilt das schon von der Leichenrede im allgemeinen, wie viel mehr Ursache zu tiefer Entrüstung haben dann ernste Christenleute erst, wenn sie's beinahe täglich sehen und hören, wie manche Geistliche bei der kirchlichen Beerdigung so gar keinen Unterschied machen zwischen denen, die nach Gottes Willen dahinfahren und nach langem oder kurzem Krankenlager gläubig in dem Herrn entschlafen, und denen, die eben nicht nach Gottes Willen und Gebot das Leben verlassen, sondern die selbst Hand an sich legen und kalten Blutes und ohne Barmherzigkeit mit ihren Angehörigen ihrem Leben ein jähes Ende bereiten, wenn ungeahnte Schwierigkeiten ihnen in den Weg treten.

Es war sonst nicht der Kirche Brauch, Selbstmördern die Ehre eines öffentlichen kirchlichen Begräbnisses zu gewähren. Ja, man scheute sich sogar, sie in der Reihe der ehrlich Verstorbenen zu beerdigen und wies ihnen eine entlegene Ecke des Kirchhofs zum Begräbnisplatze an. Und dies Verfahren hat auch seine tiefe Berechtigung, denn der Selbstmord ist ein schweres Verbrechen, die schroffste Uebertretung des Gebotes: „Du sollst nicht töten!" ein frevelhafter Eingriff in das Recht, das dem Schöpfer allein gebührt, eine Verachtung Gottes, dem der Selbstmörder sein bestes Geschenk gleichsam höhnend vor die Füße wirft, eine schnöde Verletzung der obersten Pflicht des Menschen, sein Leben dem Dienste dessen zu weihen, der es ihm verliehen hat, ein offenbarer Aufruhr und eine freche Empörung gegen den Herrn unseres Lebens, und — was das Entscheidende ist — eine wenigstens hienieden nicht mehr zu sühnende Sünde, eine Sünde, durch welche der Sünder die Brücke der Buße und Umkehr hinter sich abbricht. Mit Recht sagt Salomo: „Wer ihm selbst Schaden tut, den heißt man billig einen Erzbösewicht." Spr. 24, 8.

Nun sind wir allerdings vollständig darauf gefaßt, daß hier nicht wenige diesen Sätzen aufs heftigste widersprechen werden. „Wie?" sagen sie, "der Selbstmord sollte die schwärzeste Sünde sein? Das ist doch eine übertriebene Rede oder gar die Ausgeburt eines gefühllosen Herzens." Es besteht gewiß ein Unterschied zwischen Selbstmördern und Selbstmördern. Ein anderes ist es um diejenigen, welche diese grauenhafte Tat bei vollem Verstand und mit klarem Bewußtsein verüben, und ein anderes um solche, welche in trauriger Umnachtung des Geistes, also in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit sich in die schauerliche

Nacht des Selbstmords stürzen. Diese letzteren unterliegen doch einem beklagenswerten Geschick; sie verdienen deshalb auch im vollsten Maße unser Mitleid, unsere Teilnahme, und die Kirche würde gewiß nicht im Sinne ihres milden, barmherzigen Stifters handeln, sondern ihre Abstammung verleugnen und zeigen, daß sie nicht wisse, wes Geistes Kind sie ist, wenn sie solchen Unglücklichen die ehrliche Bestattung in der Reihe der übrigen Christengräber verweigern wollte. Ja, solche Fälle können eintreten. Uns selbst ist ein solcher Fall bekannt, da ein ernster Christ, der Christum ergriffen hatte, nachdem er von Christo ergriffen war, und der in jahrelangem Leiden seine Seele zu behüten suchte, dennoch in dunkler Stunde Hand an sich legte und sein Leben endigte. Er war ein Mann, dessen zu tiefem Nachdenken und Forschen, zu begriffsmäßigem Erkennen von vornherein geneigter Geist sich in Grübeleien über die Geheimnisse der Schrift, der Geschichte und der Natur verloren hatte und dessen zart besaitetes Gemüt darüber wund und krank geworden war. Eine Stunde vor seinem Tode saß er noch am Harmonium und sang mit den Seinen das wehmutsvolle Lied der Sehnsucht: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, Wollt Gott ich wär in dir.“ Bald darauf fand man ihn als Leiche. Er hatte sich selbst aus Schwermut entleibt. — Wer stände da nicht tief erschüttert ob solchem Ausgang und Ende! Wer hätte da nicht Ursache zu der Bitte: „Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, Mach's nur mit meinem Ende gut!“ Und welcher Geistliche würde solch einem Unglücklichen das kirchliche Geleit versagen und in diesem Fall den Trauernden keinen Trost zu bieten haben aus dem Worte, das da ewiglich bleibet!

Es gibt gewiß geheimnisvolle Wege unseres Gottes. Aber die Regel in solchen Fällen sind sie nicht, denn nicht jeder Selbstmord wird in einem unzurechnungsfähigen Zustande ausgeführt. Das kann zuweilen bei altersschwachen Greisen der Fall sein, bei der Jugend aber, wie das heutzutage auch geschieht, bei Schulkindern, die etwa ein schlechtes Zeugnis empfangen haben oder die eine Strafe antreten sollen, oder denen ein Vergnügen verweigert wird, — bei jungen blühenden Mädchen, die vielleicht nur auf einem Ball von ihrem Liebhaber vernachlässigt wurden,— bei Männern in voller Lebenskraft — ist dies doch äußerst selten der Fall. Die Welt ist freilich schnell bei der Hand mit der landläufigen Bemerkung, daß jeder Selbstmörder geistesgestört sei. Sollte aber der Diener am Wort nicht ein schärferes, vom Geiste Gottes erleuchtetes Auge haben? Sollte er nicht wissen, daß diese so weit verbreitete düstere Stimmung unserer Zeit, diese so allgemeine Lebensmüdigkeit, wovon der Selbstmord nur die letzte Konsequenz ist, einzig und allein aus dem Unglauben fließt, der einen großen Teil der Menschheit unserer Tage bannt?

Leider machen sich manche Geistliche keinerlei Qualen und Bedenken darüber. Sie geben jedem das kirchliche Geleit, selbst wenn er als offenbarer Freigeist, sogar als Gottes- und Ewigkeitsleugner stadtbekannt ist. Ja, da kommen geradezu haarsträubende Dinge vor. In meiner

ersten Gemeinde wohnte da in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses eine englische Familie, die aus Hauseltern und mehreren erwachsenen Kindern bestand. Eine Tochter, ein junges blühendes Mädchen, war auf den Ball gegangen und fühlte sich dort von ihrem Liebhaber zurückgesetzt. Nach ihrer Rückkehr ins elterliche Haus nahm sie sich in derselben Nacht aus Gram das Leben. Der Seelsorger der Familie, ein Geistlicher der Kongregationalisten, kam bald darauf zu mir und bat, weil seine Gemeinde gerade im Kirchbau begriffen war, um Ueberlassung unserer Kirche für die Leichenfeier, welche der Selbstmörderin zu Ehren sollte veranstaltet werden. Selbstverständlich schlug ich ihm sein Gesuch rundweg ab. So wurde denn der Leichengottesdienst in der Kirche der Presbyterianer abgehalten. Zum teil aus Rücksicht auf die mir bekannte Familie, aber auch zum teil aus Neugier wohnte ich als stiller Zuhörer der Leichenfeier bei. Wie erstaunte ich aber, ich will mehr sagen, mit welch tiefer Entrüstung hörte ich beim Einzug des Leichengefolges in die Kirche das Läuten der Glocken, die Klänge der Orgel, die Gesänge des Chors, unter denen mir die Auswahl der Lieder: "Asleep in Jesus" und "Jesus, Lover of my soul, Let me to Thy bosom fly," besonders auffielen. Ich mußte mir sagen: Wenn die Kirche sich in dieser Weise geradezu wegwirft, dann ist's kein Wunder, daß sie ein gut Teil ihrer Achtung und Würde verliert. — Und dazu noch ein Beispiel, das mir erst kürzlich aus authentischer Quelle zufloß. Ein Mann, der seit seiner Konfirmation nur selten seinen Fuß in die Kirche gesetzt hatte und dessen Kinder über Kirche und Christentum ebenso dachten, wie der Vater, beging Selbstmord, angeblich zerrütteter Familienverhältnisse wegen. Der Ortsgeistliche, dem über die unselige Tat zuerst gar keine und dann auf sein Drängen nur sehr verschwommene Mitteilungen gemacht worden waren, versprach zu kommen und die Beerdigung zu halten. Die Familie hatte aber inzwischen noch einen andern evangelischen Pastor zu einer Rede eingeladen, und der „liebe" Amtsnachbar und Amtsbruder hatte auch diese Einladung, trotzdem er die traurigen Umstände kannte, bereitwilligst angenommen. Also zwei Geistliche und in einem solchen Fall! Wer wollte leugnen, daß in einem solchen Verhalten nicht eine tiefe Erniedrigung des geistlichen Standes, ja, der Kirche selber liege? Wenn ein Pastor für jeden, der nicht in aller Form aus der Kirche ausgetreten ist, sich aber ablehnend gegen dieselbe verhält, eine "solemna sepultura" veranstaltet, dann braucht man sich nicht verwundern, daß der geistliche Stand in Verruf kommt und die Leute sagen, daß es den Herren vom schwarzen Rock nur um schnöden Gewinnes willen zu tun sei. Da kann also einer nach einem wüsten Leben sich töten, oder ein anderer nach einem Diebstahl, da man ihm auf der Spur ist, dasselbe tun, oder ein dritter Hand an sich legen, nachdem er all das Seine mit Prassen umgebracht, in jedem Falle wird das kirchliche Geleit gewährt, vielleicht mit der Motivierung: „Das mag alles sein, wie es will, sich selbst töten kann nur ein geisteskranker Mensch."

Aber wer so denkt, bezeichne doch nicht nur Selbstmord, sondern

überhaupt den Mord als einen Ausfluß der Geistesstörung. Daß das tatsächlich geschieht, dafür gibt die Gerichtspraxis in unserm Lande recht traurige Belege. Wie mancher Mörder ist da schon nach einer recht schaurigen Tat freigesprochen worden, wie mancher Unmensch kam mit einer nur sehr gelinden Strafe weg, weil schlaue Advokatenkniffe es verstanden, die verbrecherische Tat einfach als „moralischen Irrsinn" hinzustellen und zu bezeichnen. Wird aber auf dieser Bahn fortgeschritten, dann behalten die Materialisten und Naturalisten schließlich recht mit der Behauptung, daß es keine Sünde, kein Unrecht (ἀδικία) sondern nur mehr Krankheit gebe, und daß man darum am besten tue, die Gefängnisse allmählich in Krankenhäuser umzuwandeln, in welchen alle Diebe und Mörder und Räuber und andere verkommene Subjekte, denen eben das freie Selbstbewußtsein und daher die Verantwortlichkeit fehlt, zur Beobachtung ihres geistigen Zustandes unter ärztliche Aufsicht und Behandlung gestellt werden.

Es ist nicht schwer, aus solchen verderblichen Lehren die Konsequenzen zu ziehen. Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn solche Grundsätze zur Herrschaft gelangten und zu Recht beständen! Müßte da nicht mit der Zeit alles zusammenbrechen, was einem Menschen noch heilig ist: Staat, Kirche, Schule und Familie? Und würde dann nicht die in Wahrheit gezüchtete Roheit und Gemeinheit in ihrem ganzen Umfange zutage treten?

Aber nicht wahr, gegen eine solche Auffassung protestiert unser christliches Gewissen! Auch jeder wahre Menschenfreund erkennt, daß hier der Zeitgeist auf schlimmen Wegen ist. Das wäre nun nicht so schlimm, wenn nur die Welt, die bekanntlich im Argen liegt, nach solchen Grundsätzen verführe. Aber wie oben schon gezeigt, und dies nimmt gerade hier unser Interesse in Anspruch, lassen sich eben viele Diener am Wort und in der Lehre, die Männer, die doch des Heilandes Zeugen sein sollen bis an der Welt Ende, von dem ungöttlichen und unchristlichen Geiste unserer Zeit leiten und ihr Verhalten bestimmen hinsichtlich der Beerdigung der Selbstmörder. Sie gebärden sich, als müsse man überhaupt noch froh sein, wenn die Leute die Dienste der Kirche in Anspruch nehmen und ihre Toten kirchlich beerdigen lassen. Da soll man denn womöglich den Leuten noch Geld und gute Worte geben, daß sie doch so gut sein möchten, ihre Begräbnisse nicht von irgend einem Charlatan, sondern von den dazu bestellten Dienern der Kirche vollziehen zu lassen. Und wie manche Geistliche dabei ihr Gewissen zu beruhigen verstehen, das ihnen doch gewiß zu einem Ankläger werden muß, weil sie eben nicht Gottes, sondern ihre eigene Ehre und Vorteil suchen, dafür ist ein Lied im Gothaischen Gesangbuch recht charakteristisch. Es beginnt: „O richtet nicht, wenn Sünder sterben" und in der dritten Strophe und ff. heißt es: „Auch sollst du die nie lieblos richten, die in der Angst und Fieberglut Durch Mord ihr Leben hier vernichten. Weiß wohl ein solcher, was er tut? Nur Gott kennt ihn und seine Pein! Sollt er nicht ihm auch Vater sein? — Schlag an dein Herz, und schließ vor Sündern

vermessen nicht den Himmel zu! Wir sind erkauft zu Gotteskindern,
Der Irrende wie ich und du."

Nach diesen Grundgedanken: Der Selbstmörder weiß nicht, was er tut; wir alle sind zu Gottes Kindern erkauft und sind Gottes liebe Kinder, ob wir glauben oder nicht, der Unglaube ist höchstens ein Irrtum — ist man denn durchaus nicht abgeneigt, dem Selbstmörder das kirchliche Geleit zu gewähren .

Der gewissenhafte Geistliche aber findet darin keine Beruhigung und Ermutigung. Er sucht nach andern, besseren Grundsätzen. Welche sind sie?

Man hat schon gemeint, das Beste wäre, wenn der Geistliche in solchen Fällen sein Verhalten abhängig mache von dem Gutachten des den Fall untersuchenden Arztes und der ihm unterstellten zeitlichen Kommission (coroner's jury). Diese Maßregel haben auch manche Geistliche mit Freuden begrüßt, weil dadurch die Verantwortlichkeit wesentlich auf die Schultern jener Kommission gelegt wird. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß sie damit durchaus nicht aus der Schwierigkeit herauskommen. Denn wo ist eine Garantie dafür, daß die Männer, welche die Untersuchung eines solchen Falles vorzunehmen haben, auch immer nach bestem Wissen und Gewissen handeln? Und selbst dann, wenn der untersuchende Arzt erklären sollte, daß die Tat offenbar in einem Anfall von Geistesstörung geschah, sollte der Geistliche solch eine Erklärung mit der größten Vorsicht hinnehmen. Sind denn nicht viele Aerzte der Gegenwart durch und durch Materialisten und Naturalisten, für die es keine Sünde, keine fluchwürdige Tat wider Gott, überhaupt keinen Gott und deshalb auch keine Schuld und Verantwortung gibt? Wollte man da in jedem Fall die Gewährung des kirchlichen Begräbnisses von dem Befunde der gerichtlichen Kommission abhängig machen, so würde man damit wohl den Schein des Rechtes vor der Welt bewahren, keineswegs aber sein Gewissen entlasten.

Wo der Fall darum nicht ganz klar liegt, werden wir besonders das Vorleben des Verstorbenen zu berücksichtigen haben und es nicht versäumen, uns dabei von unsern Kirchenvorstehern beraten zu lassen. Die Entscheidung aber können wir nicht in ihre Hand legen, sondern die müssen wir selbst nach bestem Wissen und Gewissen treffen und die Verantwortlichkeit vor Gott, dem höchsten Richter, haben wir auch selbst zu tragen. Wir werden uns indessen die Entscheidung um ein gut Teil leichter machen, wenn wir in jedem Falle die frühere Stellung des Selbstmörders zur Kirche und zu seiner Gemeinde prüfen und unser Verhalten von solchem Befunde abhängig machen. Es sollte in unserer Evang. Kirche eine feststehende Regel sein, und zu einer solchen Verständigung möchten auch diese Ausführungen ein wenig beitragen, daß keinem Selbstmörder die kirchlichen Ehren erteilt werden, der stets die Kirche und ihre Institutionen verachtet und zurückgewiesen hat. In diese Klasse nehmen wir auch alle diejenigen, welche einen anstößigen Lebenswandel geführt oder gar notorisch lasterhafte und leichtsinnige

Menschen gewesen waren. Auch da sollte die Kirche nach den Worten ihres göttlichen Stifters handeln: „Laß die Toten ihre Toten begraben!" Wir sind uns freilich dessen wohl bewußt, daß solche Maßnahmen in vielen Gemeinden auf große Schwierigkeiten stoßen und sich nicht immer durchführen lassen; Regel aber sollte es sein wenigstens bei denen, die vor Gottes Thron hintreten, ehe er sie gerufen. Ob vielleicht andere, welche nicht durch eigene Hand aus dem Leben scheiden, menschlich zu reden, noch weit schlechter sind, da haben wir nicht eine so sichere Waffe in der Hand und können oft nicht so bestimmt begründet vorgehen wie bei den Selbstmördern. Es wird dabei freilich nicht ganz ohne Tadel seitens der Kinder dieser Welt abgehen; sogar auf Haß und Feindschaft und unseligen Zwiespalt in den eigenen Gemeinden werden die gewissenhaften Knechte des Herrn sich müssen gefaßt machen. Aber lassen wir uns das nicht befremden. Das ist ja gerade die Trübsal, welche der Gläubige tragen soll in Gemeinschaft mit seinem Herrn um seines Herrn willen; das Kreuz, welches auch der Diener Gottes um des Bekenntnisses und der Nachfolge Christi willen auf sich zu nehmen hat, und das auf dem schmalen Wege der Selbst- und Weltverleugnung seiner wartet.

Mancher wird hier einwenden: „Was wird denn aber in solch traurigen Fällen aus den Angehörigen des Selbstmörders? Hat denn die Kirche so gar keine Pflicht gegen sie, kein Wort des Trostes für die, deren Herzen so tief niedergebeugt und so schmerzlich verwundet wurden? Gewiß wird der Diener am Wort immer bereit sein, sein Seelsorgeramt auszuüben und Trost zu spenden, vorausgesetzt, daß es den Angehörigen um Trost auch wirklich zu tun ist. Nur geschehe es dann nicht öffentlich, sondern im engsten Familienkreise; es geschehe nicht, um Aufsehen zu machen oder gar die Tat zu verdecken, sondern lediglich in der Absicht, den Trauernden einen geistlichen Segen zuzuwenden, damit sie in ihrem Glaubensleben gestärkt und in ihrem Wandel nach oben gefördert werden.

Wir haben es uns zur Regel gemacht, bei der Beerdigung von Selbstmördern keine Rede zu halten, sondern bescheiden uns mit einem kurzen Gebet und dem einfachen Bibelworte, das zumeist den Bußpsalmen entnommen ist. In außerordentlichen Fällen verfahren wir auch da, wo unsere Grabbegleitung gewünscht wird, in derselben Weise. In jedem Falle aber nehmen wir davon Abstand, einen Selbstmörder mit Glockengeläut und den sonst üblichen Grabliedern zu beerdigen. Auch der Gebrauch der Bestattungsformel am Grabe ist bei uns nur dann statthaft wenn die unselige Tat des Selbstmörderns wirklich in einem Anfalle von Geistesstörung vollbracht wurde und sein christlicher Wandel solches zuläßt.

Wir sind mit unsern Darlegungen am Ende. Doch ehe wir schließen, möchten wir noch ein Zwiefaches zu ernstem Nachdenken nahelegen. Zunächst ein Wort aus dem Munde eines großen Seelenforschers, ein Wort, welches um so mehr Beachtung verdient, als es gerade

ein Wort eines Theologen und Seelsorgers von Gottes Gnaden ist, nämlich das Wort eines Mannes, der in seiner Sturm- und Drangperiode auch verschiedentliche Selbstmordversuche gemacht hat. Es ist kein Geringerer als der gottbegnadete Tholuk. Oftmals hat er als akademischer Prediger traurigen Anlaß gehabt, über den Selbstmord zu predigen. In einer derartigen Predigt unterscheidet er drei Klassen des Selbstmordes, die gewiß auch einmal mit verschiedenen Maßen gemessen würden: Selbstmord des Lasters, sodann des Leichtsinns, drittens der Schwermut. „Beim Selbstmord des Lasters," führt er aus, „ist der Selbstmord nichts anderes als die Verzweiflung der Sünde. Von Stufe zu Stufe war der freche Sünder die furchtbare Leiter hinangeklommen, und als er oben keinen Weg mehr sah, stürzte er sich hinab und zerschmetterte. Der Selbstmord des Lasters weckt Schauder vor der Tat und vor dem Täter. — Der Selbstmord des Leichtsinns ist der verzweiflungsvolle Abschluß eines Lebens, welches weder den Schmerz kannte, noch die Trostquelle des Schmerzes und das daher hoffnungslos zusammenbrach, als sich zum erstenmale das Gewicht des Schmerzes in seiner ganzen Größe über dasselbe legte. Hier fühlen wir Schauder vor der Tat, aber Mitleid mit dem Täter. — Der Selbstmord der Schwermut ist der verzweiflungsvolle Ausgang eines Lebens, welches das Gewicht des Schmerzes gefühlt hat, solange es dauerte, und zuletzt zusammengebrochen ist unter der Last, die es glaubte, nicht mehr tragen zu können. Zu dem zartesten Mitgefühl kann unter Umständen (auch nicht immer) der Selbstmord dieser Art uns aufrichten; steht er, wie es fast immer der Fall ist, mit großen oft tief verborgenen körperlichen Leiden in Verbindung, so wird er unfreiwillig, unfreiwillig bis zu einem Grade, wo das fürchterliche Wort Mord kaum noch seine Anwendung findet! Es sind dunkle Wege Gottes, auf denen solche Jammervolle gehen, aber die Hoffnung auf ein gnädiges Herz Gottes ist dabei nicht abgeschnitten." Soweit Tholuck. Wir lassen ihn, den tiefen Seelenkenner, reden ohne weiteren Kommentar. Möge jeder sich daraus nehmen, was er braucht und was seiner Gemeinde zum Segen ist!

Und nun noch ein anderes, ein wertvoller Wink für alle Mitbrüder im Amte. Es ist an der Zeit, daß wir evangelische Pastoren hinsichtlich der Beerdigung von Selbstmördern nicht nur einen Standpunkt einnehmen, welcher der Ehre und dem Ansehen unserer Kirche angemessen ist, sondern auch eine Stellung, die davon zeugt, daß wir als Glieder der Kirche des lauteren Gotteswortes auch eintreten und einstehen für gleiche feststehende Grundsätze. Eine Kirche, in welcher jeder eine andere Praxis hat, wird und muß auf die Dauer ein gut Teil ihrer Achtung und Würde einbüßen. Aber gerade dadurch, und zu einer Zeit, wo Millionen getaufter Christen mit einem Leichtsinn von dem Selbstmord sprechen, der uns schaudern macht, und jede Zeitung eine Reihe neuer wirklicher Fälle registriert, wir sagen: gerade dadurch, daß wir wie eine geschlossene Phalanx mit aller Entschiedenheit gegen diese Sünde auftreten, wird vielleicht mancher, dem eine böse Stunde solche finsteren Ge-

danken eingibt, noch zu rechter Zeit gewarnt und vor einem Schritt zurückgeschreckt, der ihm und den Seinen unsäglichen Jammer spart. Vor allem aber sollten wir es nicht versäumen, durch die Predigt und in der seelsorgerlichen Unterredung wider diese Sünde zu zeugen, die so recht ein Bild unserer Zeit ist.

Haben wir, so oft solche traurige Fälle in unseren Gemeinden eintreten, stets ein gutes Gewissen, so daß wir uns sagen können, wir sind diesen unglücklichen und bedauernswerten Menschen in ihren Lebetagen nachgegangen und haben mit aller Liebe und allem Ernste durch alle Kraft unserer Fürbitte um ihre Seele geworben, so haben wir uns dann auch ein Recht erworben, darüber zu klagen, daß, soweit Menschenaugen sehen können, unsere Arbeit vergeblich gewesen sei. Ist aber das Gegenteil der Fall, so haben wir selbst nur Ursache zur Buße um unserer Versäumnisse willen, daß wir unser Wächteramt nicht treuer verwalteten und den Gottlosen in seinen Sünden sterben ließen (Hes. 3, 17—19) und eben deshalb kein Recht, über dieser Art Toten ein Gericht zu halten. Dazu nur ein Beleg. Ein Mann, der die Kirche sehr selten besuchte, nie zur Beichte und zum Abendmahl kam, dazu dem Trunke ergeben war und auch sonst unzüchtig lebte, legte Hand an sich und starb unter entsetzlichen Qualen. Die Kinder bestellten das Begräbnis und forderten eine Leichenpredigt. Nachdem der Geistliche vergeblich versucht hatte, sie zu einem stillen Begräbnisse zu bewegen, rügte er in der Predigt ohne Rückhalt die Sünde des Verstorbenen, wie er es ihnen vorher gesagt hatte. Die Folge war, daß die Angehörigen darüber sehr erbittert wurden und sich von der Gemeinde zurückzogen. Ein kirchlich gesinnter alter Mann aber, der alle Leute mit Du anredete, sagte darauf, als der Pastor mit ihm vom Friedhof ging: „Das hättest du ihm sagen sollen, als er noch lebte, jetzt hilft's ihm nicht mehr."

O daß wir wirkten, so lange es Tag ist! Ein Wort der Liebe, eine Tat der Liebe können wahre Wunder bewirken, selbst bei solchen, die wir längst verloren gegeben hatten. Es kommt nur immer darauf an, ob sich in dem Wort oder Händedruck, ob sich in der Träne des Mitleids, ob sich in dem Besuche oder in der Gabe auch eine teilnehmende Persönlichkeit offenbart. „Auf der großen London-Brücke stand ein verzweifelter Mann. Er war im Begriff, sich das Leben zu nehmen. Er wartete nur auf einen Augenblick, wo keine Menschen in der Nähe waren. Dann wollte er sich in die Themse stürzen. Aber ein kleines fünfjähriges Mädchen, die an der Hand ihres Vaters stand, während dieser mit einem andern Herrn redete, hatte ihn scharf beobachtet. Und jetzt konnte sie's nicht mehr aushalten; sie riß sich von dem Vater los, ergriff beide Hände des Verzweifelten und fragte ihn aus tief mitleidigem Herzen: „O Mann, warum bist du so traurig?" — „Kannst du verstehen," so fügt Otto Funcke, der uns diese Geschichte aufbewahrt hat, hinzu, „daß dieser Mann durch des Kindes Worte in seinem tiefsten Innersten erschüttert wurde, daß er sich seiner Selbstmordgedanken schämte und — im besten Sinne des Wortes — das Leben und die Welt wieder lieb

gewann? Ich kann es begreifen. Er hatte jetzt einen Menschen. Er hatte gesehen, daß er nicht ganz verlassen und vergessen war im großen Universum."

O solcher Vereinsamten und Kummervollen gibt es in Gottes weiter Welt gar viele! Laßt uns in Liebe und Treue um ihre Seelen werben und mit allem Fleiße mit dem Worte des ewigen Lebens ihnen dienen! So wird der Segen nicht ausbleiben.

Exegetischer Beitrag zu Philipper 2, 1—18.

Von Pastor Th. Kugler.

In unseren Kreisen wird wohl der Palmsonntag am häufigsten als Konfirmationssonntag benutzt. An demselben mögen auf Grund der Epistel etwa ebensoviel Konfirmationsreden gehalten werden, als über das Evangelium. Aber auch dort, wo bei dieser Gelegenheit aus lokalen oder technischen Gründen von einer längeren Predigt oder Rede Abstand genommen wird, mag schwerlich auch nur ein einziger evang. Geistlicher es über sich gewinnen, auf jene Epistel als Predigttext vollständig zu verzichten. Er wird dieselbe vielmehr geflissentlich bei anderer Gelegenheit dazu wählen — und zwar aus recht triftigen Gründen. In derselben ist bekanntlich, wie ja auch unser Katechismus es in der betreffenden Frage bekundet, der Stand der Erniederung und derjenige der Erhöhung Christi — in so trefflicher Kürze — zusammengefaßt, daß keine christozentrischere zu finden ist.

So dürfte auch die im Folgenden dargebotene Exegese des betr. epistolischen Textes, sowie der unmittelbar vorausgehenden und der sich anschließenden Verse, manchem Bruder auch darin einen Dienst erweisen, als sie ihm die Vorarbeit auf eine Predigt über den Text der Verse 5—11 erleichtern möchte.

Um im rechten Zusammenhang zu bleiben, sei zunächst ein nur ganz kurzer Ueberblick des im ersten Kapitel Enthaltenen erlaubt. —

Mit der opferwilligen Gemeinde zu Philippi stand Paulus bekanntlich im herzlichsten Verhältnis. Demgemäß äußerte er bereits im ersten Kapitel — in gehobener Stimmung — seine Freude wie seinen Dank gegen Gott über ihr treues Festhalten an der Glaubensgemeinschaft; welcher Umstand ihn auch für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigt. Ja, der Gedanke an seine Philipper ist dem zu Rom gefangenen Apostel überaus tröstlich. Wohl bedeutet ihm: zu leben Christus, und das Sterben Gewinn — doch um ihretwillen hofft er freizukommen, um sie noch einmal zu besuchen. Nur eines betont er noch, daß sie nämlich des Evangeliums würdig wandeln sollen; denn daß die Anfechtung durch Widersacher zu ihrer Errettung und Seligkeit ausschlagen wird, ist ihm gewiß. „Denn," so schließt er im ersten Kapitel — „euch ist durch Gnade verliehen dieses für Christum, nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden, so daß ihr denselben Kampf habt, den ihr an mir gesehen habt und nun von mir höret."

Kapitel 2, 1—18.

V. 1. Das οὖν knüpft die Ermahnung dieses Verses an das im vorhergehenden Kap. V. 27 Gesagte an. Der Apostel fordert hier weiter zu der dort betonten Einmütigkeit auf, deren Notwendigkeit er in jenem Verse aus der Tatsache begründete und folgerte, daß sie ja mit dem Apostel denselben Kampf haben, also auch desselben Sinnes mit ihm sein müssen. Das neue Kapitel beginnt in einer echt paulinischen Redeweise. Zu den ersten kurzen, rhetorischen Fragesätzen wird nur ἐστίν zu ergänzen sein.

V. 1. Findet noch eine Ermahnung in Christo Statt, gilt ein Zuspruch der Liebe, gibt's noch Geistesgemeinschaft, gilt noch Herz und Erbarmen etwas,

V. 2. So machet meine Freude damit vollkommen, daß ihr gleichgesinnet seid, indem ihr dieselbe Liebe heget, einmütig und eines Sinnes seid.

Man beachte, mit welch hohem Lob und festem Zutrauen — „macht meine Freude zu einer vollkommenen" — der Apostel seinen Zuspruch einkleidet. Die gewählte Form der Ermahnung beweist, daß Paulus alles, woran er hier erinnert, bei den Philippern voraussetzt. Denn alle Beweggründe zu herzlicher und liebevoller Eintracht im Geiste sind ja bereits bei ihnen wirksam, so daß er die Befolgung seiner Mahnung zuversichtlich erwarten darf.

Statt des letzten τις findet sich — außer bei Clemens und Chrysostomus — nur noch in etlichen Minuskeln τινα. Westcott und Hort, deren Text hier hauptsächlich zu Grunde liegt, lesen ohne Weiteres τίς. Eine zweite vorliegende Ausgabe — W. Hassel, Köln — hat in derselben Weise τίνα. Was ist nun vorzuziehen? — Wie gewöhnlich, die besser bezeugte Lesart mit τις. Denn diese, obwohl ungrammatikalisch, dürfte doch die ursprüngliche Fassung der Worte sein. Es wäre dann entweder κοινωνία aus dem Vordersatz zu ergänzen — wobei aber doch die Härte des Ausdrucks, durch eine entstehende Lücke, verbliebe und danach zu übersetzen wäre: „ist eine Gemeinschaft (in, an, von oder voll) Herzlichkeit und Erbarmen," — oder aber — und zwar am wahrscheinlichsten — ist das letzte εἴ τις, ohne diese Ergänzung im Sinne zu haben, ganz einfach in — gleichmachendem Anklang an das vorausgehende — von Paulus unwillkürlich gewählt worden. So aber, wie hier, ist noch öfter — unter mehreren vorhandenen die schlechtere oder ungeschicktere Lesart — beim Nachforschen nach dem ursprünglichen Text — vorzuziehen; zumal wenn dieselbe sich in zeitlich älteren Handschriften findet, da in so manchen Fällen die glattere, grammatikalisch richtige, als eine nachträgliche Verbesserung oder Ergänzung bei Herstellung späterer Abschriften sich unwiderleglich erwiesen hat.

Der Apostel mahnt also in V. 1 u. 2 zur Einmütigkeit, die darin ihre reine Quelle hat, daß seine Leser dieselbe Liebe hegen; nämlich, von Gottes Liebe beseelt, in Bruderliebe miteinander verbunden sind. Das erweist sich näher in Einmütigkeit und Gleichgesinntheit, welche letztere

nähere Bestimmungen fest verbunden sind, indem die zweite die erstere womöglich noch genauer beschreibt.

In den Versen 3 und 4 warnt dann Paulus vor allem, was die rechte Eintracht stören könnte. Zum μηδέν ist φρονοῦντες aus V. 2 zu ergänzen. Also weder zänkische Parteisucht noch Ehrgeiz dürfen irgendwie zu Triebfedern werden. Denn durch diese wird das Gemeinwohl selbstsüchtigen Absichten nachgestellt. Dem gegenüber muß vielmehr diejenige Gesinnung gestärkt werden, die allein Eintracht und Gemeindewohl fördert; nämlich die Demut oder Dienstwilligkeit, die sich gerne andern unterordnet, ja freudigen Mutes bereit ist, sich ans Ganze hinzugeben, indem sie alle eigenen Pläne und Sonderabsichten vergißt im unentwegten Sinnen und Streben zum Besten des Ganzen. — Welche stets zeitgemäße und bleibend notwendige Mahnung! Mit grellen Schlaglichtern illustrieren unsere jammervollen Parteizustände die Wahrheit der apostolischen Worte. Welch nichtswürdiges Betragen legen schon gleich die politischen Gegenkandidaten und deren Rotten an den Tag, wie so ganz unwürdig der zukünftigen Führer und Beamten eines zahlreichen Volkes. Welch frevelhaftes Gaukelspiel wird mit heiligen Namen und Worten und erhabenen Ausdrücken getrieben; wie werden sie doch zu niedrigen, parteigierigen Zwecken geschändet. Ja, wie schamlos selbstsüchtig und rücksichtslos opfern doch die einander stets um die Führerschaft neidenden politischen Parteien ihrer Beutepolitik jedes Gemeinwohl. Und die erwählten Beamten beweisen sich nur zu oft als eid- und treubrüchige ungerechte Haushalter schlimmster Art. Wie rastlos eifern sie doch, die von ihnen für unerschöpflich erklärten natürlichen reichen, aber auch die sonstigen Hilfsquellen des Landes bis zur Neige auszuschöpfen, um sie ihrem unersättlichen Geiz und Ehrgeiz dienstbar zu machen. So treiben sie — obwohl Diener des Volkes — innere wie äußere Politik nach ureigenster Willkür und wollen — zumal wenn es gerade selbst echte Lakaiennaturen sind, auch nur blindlings folgende Sklaven um sich sehen. Kriegssteuern mitten im sog. Frieden, werden auferlegt unter fortwährendem, unerhört verlogenem Prahlen ob „niedagewesener" Prosperität — um nur ja die langmütige Geduld des Volkes auf die äußerste Probe zu stellen, oder dieselbe in dreister Weise der endlichen Erschöpfung zuzupeitschen. So bildet also unser Land das Spiegelbild eines Gemeinwesens, wo zänkische Parteisucht und Ehrgeiz, nebst ihren Trabanten, die selbstsüchtigen Triebfedern sind, denen das Gemeinwohl zum Opfer fällt.

V. 3. Indem ihr bei nichts euch vom Parteigeist oder durch Ehrsucht leiten lasset, sondern in Demut andere höher haltet, als euch selber,

V. 4. Und keiner den eigenen Vorteil im Sinne hat, sondern jeder auch den der anderen.

Daß von den beiden, dem Schreiber dieser Zeilen vorliegenden Texten, der eine in V. 4 das „Jeder" in der Einzahl, der W. u. Hortsche Text es aber in der Mehrzahl hat — doch mit unten empfohlenem Ein-

gular — gibt keinen Anlaß der ursprünglichen Lesart nachzuforschen; da ja beide doch ganz denselben Sinn ergeben, wie etwa im Deutschen für: ein jeglicher, auch: alle einzelnen" gesagt werden könnte. W. und Hort schlagen vor, mit dem ἕκαστοι den fünften Vers zu beginnen, während die Kölner Ausgabe es noch zu V. 4 hinzunimmt. Erstere Lesart ist vorzuziehen, da letztere einen Pleonasmus ergäbe durch zu baldige Wiederholung desselben Wortes im selben kurzen Satze in V. 4.

V. 5 ff. Für die hier geforderte Gesinnung selbstverleugnender Demut, wie auch des willigen Selbstverzichtens auf irgend welche eigene Geltung, weist nun der Apostel im Folgenden auf das vollkommenste Vorbild hin, das dafür in Christo vorliegt. Dieser hat zum Besten anderer, in unvergleichlicher Weise demütige Selbstverleugnung geübt, so wie sie überhaupt kein anderer hat üben können. Denn Christus hatte auf mehr und Höheres zu verzichten, wie je ein Mensch, und er hat diesen Verzicht in einer selbstloseren Weise geleistet, als das wohl je seine Jünger können oder auch nur wollen werden.

Da neuerdings, nach jahrzehntelanger Unterbrechung, — die wahrscheinlich nach einem erstmaligen, gleich wieder aufgegebenen Versuch eintrat — unter uns wieder einmal die Frage kirchlicher Visitation angeregt wurde, sei es gestattet, gerade hier, angesichts des vorliegenden Abschnitts, wo Christi Nachfolgern das Verhalten des sich selbst Entäußernden als ihnen vorbildlich gezeichnet wird — dieselbe kurz zu berühren. Sollten wohl nicht vor allem diejenigen, die infolge ihrer Botschafterstellung insonderheit vorbildliche Abbilder Christi darzustellen haben, durchaus willens sein, einer gewissen brüderlichen Beaufsichtigung, die nicht Lob, sondern auch Mahnung und Tadel brächte, sich zu unterstellen? Oder haben wir nicht von amtswegen — an Christi Statt — zur Versühnung mit Gott einzuladen, sowie zur demütigen Dienstbereitschaft immer wieder neu zu mahnen? Wünschen wir nicht von ganzem Herzen, daß auch unsere Mahn- und Strafworte mit sanftmütigem Geiste, also demütig und bußwillig aufgenommen werden? Sollten nur wir allein die unrühmliche Ausnahme bilden und uns über Lob und Tadel erhaben dünken? Widerspricht unser eigenes Verhalten unseren Worten, so wird auch unser Wirken sich nur zu leicht als Fehlschlag erweisen — wir werden wunderbare Luftstreiche führen und eitel Spiegelfechterei treiben. Gottes Wort soll und muß zweischneidig sein und auch den, der des Geistes Schwert führt, soll dasselbige treffen. So wollen wir uns auch unter des Bruders Wort beugen. Geschieht die sog. Visitation in evang.-brüderlichem Geist, so wird uns allen damit eine Gelegenheit geboten, die uns in dieser Weise sonst fehlte und ein Liebesdienst erwiesen, für den wir von Herzen danken sollten. Den einzelnen wieder brächte diese Einrichtung einen besonderen Segen. Solche unter uns, die — vielleicht ihnen allein unbewußt — von allzu selbstherrischem Geiste beseelt sind und sich Widerspruch nie gefallen ließen — dürften dadurch angeleitet werden, brüderlichem Zuspruch und auch derartiger Zurechtweisung sich willig zu fügen. Es stünde gar

schlimm mit uns und den uns anvertrauten Seelen, wenn wir arme Sünder, uns vorgehaltenes Unrecht nicht willens wären einzugestehen und abzutun. Wollen wir selbst nur die Mahnung des 3. Verses im eigenen Leben verwirklichen, so bietet auch hierzu wieder die Visitation einen vorzüglichen Prüfstein für Visitator wie Visitandus.

Wer dem Urteil seines wach erhaltenen, nichts beschönigenden Gewissens Folge zu leisten pflegt, dem vermag auch der gewissenhafte Visitator in brüderlicher Offenheit nicht so Kränkendes zu sagen, als die innere Stimme ihm — als Bußbereitung — an tiefschmerzlichem Leid, bitterster Reue, erschütterndster Selbstanklage und aufrichtigem Gnadenverlangen auszulösen vermochte. Dürften wir aber wohl noch länger gegen den hermetischen Abschluß katholischer Anstalten unseres Landes, staatlicher Inspektion gegenüber, protestieren, wenn wir im eigenen Kreise auf unsere Art ähnlich zu verfahren wünschen! Oder was nützte uns der meist schon hierin mißglückte Versuch, vor Menschenaugen Dinge oder Zustände zu verbergen, die dem Allwissenden, den wir glauben und fürchten, offenbar sind? Und leider ist es doch auch unter uns nicht immer und überall gerade so, wie es sein sollte, ja sein könnte! Eine weise geübte Visitation aber könnte wohl so manchem zeitweilig verborgenen Uebel begegnen und dem vorbeugen, daß es nicht zum öffentlichen Aergernis auswüchse. Welch ein Segen erblühte uns, wenn auch auf diese Weise unserem Synodalgericht langandauernde Vakanzen zuteil würden!

Es wäre unbillig, die neugeplante Visitation deshalb abzuweisen, weil sie stellenweise taktlos ausgeübt worden sei. Hebt etwa der verkehrte Gebrauch einer Sache oder Einrichtung deren rechte Handhabung so ohne weiteres auf? Wer waren wohl jene ἐπίσκοποι in den apostolischen Gemeinden? Sinekuren und Ehrenstellen gab es in ihnen nicht. Somit werden auch jene schon — wie auch ihr Name besagt — ein Aufseher- und Visitationsamt versehen haben, kraft dessen sie auch Gemeinden zu besuchen, dort zu untersuchen und je nach Stand und Befund zu loben oder tadeln, anerkennen oder strafen und zur Besserung anzuweisen hatten. An so manchem Ort wäre eine rechtgeübte Visitation gar sehr notwendig. Eine solche könnte gar segensreich wirken und das Band der Zusammengehörigkeit festigen. Dabei vorgekommene und erkannte Mißgriffe können ja künftighin vermieden werden; um ihretwillen sollte man aber doch nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgießen. —

In V. 4 ist nach Ἰησοῦ ein ἦν zu ergänzen, falls man in V. 5 φρονεῖτε liest. Läse man dafür wie auch in der Kölner Ausgabe φρονείσθω, so wäre oben statt ἦν, — ἐφρονήθη zu ergänzen. Gerade weil diese Passivform sonst nicht gebräuchlich, dürfte man in ihr den Urtext annehmen, — wenn nicht das Aktiv so gut bezeugt wäre, daß es schwerlich eine andere Wahl gestattet.

> V. 5. Ein jeder soll diejenige Gesinnung in sich hegen, welche auch Christum Jesum beseelte,

V. 6. Welcher, als er in göttlicher Gestalt sich befand, das Gottegleichsein nicht ansah als ein Mittel, Beute zu machen.

V. 7. Sondern sich selbst entäußerte, indem er die Gestalt eines Dieners annahm und den Menschen ähnlich geworden ist.

Wir übersetzen in V. 6 absichtlich „als er" und nicht: obgleich er u. s. w. Denn sonst ergäbe sich ja der ungeheuerliche Gedanke, daß für gewöhnlich von einem „in göttlicher Gestalt sich Befindenden" das Gottegleichsein angesehen — oder benutzt — wird als ein Mittel, Beute zu machen. Die vorliegende Stelle, an der auch die Paulo eigentümliche Benennung „Christus Jesus" sich findet, wurde s. Z. für eine solche von höchster Bedeutung angesehen und hat daher auch in der dogmengeschichtlichen Entwicklung innerhalb der Kirche eine Rolle gespielt. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Frage, wer Subjekt in dieser Aussage sei, der präexistente oder der menschgewordene (geschichtliche) Christus. Uns scheint es nun außer Frage zu stehen, daß es sich hier nur um den Präexistenten — vor seiner Menschwerdung und z. T. bei dieser — handeln kann. Denn nicht erst der ein armes Menschenkindlein Gewordene, sondern schon jener gab sein Gottegleichsein daran, um als „der Menschensohn," also in Knechtsgestalt uns als seinen Brüdern durch seine sündlose erlösende Stellvertretung einen ewig unvergleichlichen Dienst zu erweisen. Mithin werden auch solche Schriftstellen, die nach Art der unsrigen, seine Gottheit betonen, der Zeit vor seiner Menschwerdung gelten müssen. Eine enge Parallele zu unserer Stelle bildet z. B. 2. Kor. 8, 9, wo von Jesu Christo gesagt wird, daß, obwohl er reich ist, er doch arm ward für uns. Das kann nur auf den präexistenten gehen, der 1. Kor. 8, 6 der eine Herr genannt wird, durch den die ganze Schöpfung vermittelt wird, während Kol. 1, 15—17 das alles und noch mehr ausgesagt wird, was auch nur auf Christum vor seiner Menschwerdung sich beziehen kann.

Der Einwand aber ist durchaus unberechtigt, es müsse sich hier trotz alledem um den menschgewordenen Christus handeln, da der präexistente uns doch nicht zum Vorbild für unsere Gesinnung könne vorgehalten werden! Denn dann könnte der ewige Gott uns gewiß auch nicht als sittliches Vorbild hingestellt werden, wie doch tatsächlich öfter geschieht, z. B. Eph. 5, 1, wo wir ermahnt werden, als liebe Kinder Gott nachzufolgen, oder Matth. 5, 48, wo der Heiland uns gar gebietet, der Vollkommenheit des Vaters nachzustreben.

Dem μορφή in V. 5 folgt V. 7 der synonyme Begriff σχῆμα, der aber ersterem nicht durchaus gleichzusetzen ist. Denn erstgenannter Ausdruck bezeichnet nur die Existenzform; nicht das Wesen selbst, das mit οὐσία oder φύσις wiederzugeben wäre, wohl aber diejenige Daseinsweise, die dem Wesen entspricht. Im Unterschied dazu ist σχῆμα die uns offen entgegentretende äußere Erscheinungsform, vergl. 1. Kor. 7, 31: Die Erscheinungsform dieser Welt vergeht — nicht die Welt selbst. Darum bedeutet auch das Wort μετασχηματίζειν in 2. Kor. 11, 14 nur eine Verwandlung der Erscheinungsweise. Es ist nicht richtig, wenn behauptet

wird, μορφή bedeute stets die für die Wahrnehmung äußerlich faßbare Gestalt. Wohl trifft diese Bedeutung gewöhnlich zu — sofern es sich nämlich um menschliche Wahrnehmung handelt — doch nicht immer. „In der μορφή Gottes sein" wird aber bedeuten, in derjenigen Existenzform sich befinden, wie sie Gott eignet. Denn ὑπάρχων geht auf das Sichbefinden, auf den Zustand, diesen deutlicher zeichnend.

Daß er aber in göttlicher Daseinsform war, gilt nur vom Präexistenten, und zwar im Gegensatz zu der neuen Darstellungsform, die er erlangte, als er, der Logos, Fleisch wurde. Dabei ist zu beachten, daß das Gottgleichsein, V. 6, nicht wesentlich verschieden sein kann von dem „in göttlicher Gestalt sich Befinden." Denn wenn es hier heißt: als er in göttlicher Gestalt sich befand, achtete er nicht für ein ἁρπαγμ. u. s. w., so liegt der Nachdruck auf letzterem, das durch das τὸ εἶναι ἴσα θεῷ wieder aufgenommen wird. Dieses aber darf nicht etwa einem ἴσον θεῷ — ihm gleichgeartet — als gleichbedeutend aufgefaßt werden, denn das wäre mißverständlich. Vielmehr ist ἴσα adverbiell gebraucht, im Sinne von pari vel eodem modo. Also ist zu übersetzen: „Als er in gottgleicher Existenzweise sich befand, hielt er dieselbe nicht für ein Mittel, Beute zu erwerben." Letzterer Umstand wird durch die Satzstellung, die dem ἁρπ. angewiesen, stark betont. Denn eben darin, daß der Präexistente sich seiner Gottgleichheit entäußerte, liegt ja die vorzügliche Vorbildlichkeit der Gesinnung Jesu. Und so sollen die Philipper auch gesinnet sein.

Meist wird wohl — nach lutherischem Vorgang — ἁρπαγμός so übersetzt, als ob ἁρπάσμα = das Geraubte, die Beute — dastünde. Dann erklärt man, Christus gedachte nicht, den gottgleichen Zustand als einen Raub festhalten zu müssen — wie etwa ein Räuber freiwillig seine Beute nicht aufgibt; — oder auch: Er meinte nicht, das Gottgleichsein als eine Beute an sich zu reißen zu müssen. Doch, das betr. Wort hat ja aktive Bedeutung, während mehrere andere für Beute oder Raub, in passivem Sinn, vorhanden sind, z. B. auch ἁρπαγή oder τὰ σκῦλα, Lukas 11, 22. So wird also unserem, übrigens außerordentlich seltenen Ausdruck, die aktive Bedeutung gewahrt bleiben müssen. Also Jesus Christus war nicht der Meinung, seine Gottgleichheit als Mittel oder Gelegenheit zu benutzen, auf Erden Beute zu machen, d. h. sie beizubehalten, um dort Ehre an sich zu raffen.

Zwar ist ja diese Auslegung nicht streng logisch, denn man kann nicht sagen, daß er jenes Sein für ein Tun erachtete. Doch die Sache liegt nicht ganz so schlimm, da an solchen Stellen eben immer eine Metonymie vorliegt, wonach der Begriff der Handlung übergeht in die Bedeutung und das Mittel der Handlung; wie auch 1. Tim. 6, 5, wo von Menschen die Rede ist, welche dafür halten, daß die Frömmigkeit angesehen werden dürfe für ein πορισμός = Handeltreiben. Auch hier kann nur metonymisch gemeint sein, für ein Mittel, Geld zu erwerben. Darum übersetzen wir unsere Stelle: Christus sah das Gottgleichsein nicht für ein Mittel an, sich gewaltsam selbst zu bereichern, d. h. Ehre und Ansehen unter den Menschen dadurch — gleichsam unwiderstehlich

— an sich zu reißen. Das wäre nämlich dann geschehen, wenn er sich seiner göttlichen Herrlichkeit nicht entäußert hätte, sondern vielmehr in derselben auf Erden erschienen wäre. Dadurch würde er das, was er erst durch seine nachherige Erhöhung erhalten sollte, damit vorweggenommen haben, weil dann alle Welt ihn gleich als Herrn hätte anerkennen müssen.

Nun verstehen wir, warum gerade der Präexistente den Christen als Vorbild hingemalt werden kann. Denn schier alle Welt weiß ja bereits, daß Christus nicht in göttlicher Herrlichkeit auf Erden gewandelt, sondern als armer, heimatloser Wanderer, der eben darum auch verworfen wurde und so verachtet ward, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. An ihm, der allerdings fast unvergleichbar Hohes, ja überirdische Erhabenheit aus göttlichem Erbarmen gegen uns darangab, sollen die Christen lernen, daß ihnen nichts an ihrem bevorzugten Gnadenstand verloren geht, wenn sie in dienender Liebe sich einander unterordnen und nicht im voraus an sich reißen wollen, was doch erst für die Zeit der Vollendung vorbehalten ist. Dann erst sollen sie als Herrscher und mit Herrlichkeit bekleidet, hoch über andere erhaben werden, weil sie ja dann mit Christo den Thron der göttlichen Herrlichkeit teilen werden. Hier aber haben sie ihm nachzufolgen auf dem Wege der Selbstverleugnung und des Dienstes an den Brüdern, den er ihnen so vorbildlich voranging. Vor allem dürfen sie auch etwaige Ehrenstellungen oder irdischen Vorrang nicht etwa als ein Mittel ansehen, über andere sich zu überheben oder diese gar gewaltsam zu unterdrücken.

Diese Auslegung erweist sich weiter als richtig durch den Gegensatz, der nun folgt. Wenn nämlich V. 6 aussagt, was Christus hätte tun können, so zeigt V. 7 das, was er wirklich getan hat; da er eben jene Selbstentäußerung vollzog, indem er ja mit Darangabe des Gottgleichseins menschliche Knechtsgestalt annahm. Während er, statt dessen, sich als Herrn der Herrlichkeit hätte können anbeten lassen, wenn er seine göttliche Majestät der Welt geoffenbaret hätte. Doch diesen schroffen Gegensatz der erhabensten Selbständigkeit und menschlicher Abhängigkeit hat er aufgehoben, indem er, der Herr aller war, seinen Willen aufgehen ließ in den eines andern, wie das einem Menschen geziemt; denn in menschliches Dasein ging er ein.

Das Partizip λαβών in V. 7 sagt aus, wie sich Christi Entäußerung vollzog. Nämlich dadurch, daß er, statt in göttlicher, in Dienstgestalt kam. Diese selbst aber ist näher erläutert durch den Zusatz ἐν ὁμ. ἀνθρ. γεν. γίγνεσθαι ἐν heißt in eine Lage, Zustand oder Dasein kommen. Es bezeichnet dabei nicht etwa die Selbsttätigkeit dessen, der in diesen Stand kommt, sondern nur die Tatsache, daß er sich in ihn versetzen läßt oder in denselben eingeht. Der Satz, der mit dem γεν. endet, beschreibt also, in welche neue Lage Christus kam. Es gab ja mindestens noch eine andere μορφὴ δούλου, nämlich die der Engel. Wenn nun aber in unserm Vers betont wird, daß Christus in ein menschen ä h n l i c h e s Dasein einging, soll damit durchaus nicht geleugnet werden, daß er ein völliger

Mensch gewesen sei und als solcher auftrat. Vielmehr steht das dort nur deshalb, um der etwaigen Annahme vorzubeugen, daß er n u r oder nichts weiter als ein Mensch war. Denn noch im selben Satze wird ja sein menschliches Dasein ausdrücklich bestätigt. West. und H. setzen nun hinter γεν. mit Recht ein Semikolon und lassen mit καί einen neuen Satz anfangen, welcher zum folgenden ὡς ἄνθρ; ἐτ. ἑ. gehört. Wir übersetzen demgemäß:

> V. 8. Und nachdem er nun einem Menschen gleich erfunden wurde, hat er sich selbst geniedrigt, dadurch, daß er gehorsam wurde bis zum Tode, nämlich zum Kreuzestod.

Begönnen wir mit dem καί keinen neuen Satz, so würde es das Partizip εὑρεθ. mit dem vorangehenden Partizip γεν. verbinden und dadurch eine Tautologie verursachen. So aber verbindet das καί die beiden Hauptverba ἐκέν. und ἐταπ. Aus Christi Vorbild sollen nun die Christen ein Beispiel entnehmen für ihr eigenes selbstverleugnendes Verhalten innerhalb der Gemeinde. Sachlich ist es durchaus angemessener, die beiden Hauptverba durch jenes καί verbinden zu lassen, weil dadurch die zwei Hauptgedanken besser hervortreten. Mit ἐκέν. wird dann die eine Aussage eingeleitet über den λόγος ἄσαρκος, und mit dem ἐταπ. die andern über den λόγος ἔνσαρκος. Letztere beschreibt dann kurz sein ganzes Erdenleben, in dem Sinne: Als er als Mensch aufgetreten war, da tat er Folgendes, u. s. w.

Manche haben nun das ἐν. ὁμ. zum zweiten Satz ziehen wollen; dann aber fehlt die Ergänzung und Erklärung im ersten, und im zweiten entsteht eine Tautologie. Die beiden Aoriste unterscheiden sich wesentlich. Der eine geht auf die einmalige Handlung, als er Mensch wurde; der andere aber erzählt schildernd, was er als Mensch tat, nachdem er Menschengestalt angenommen. Er hat sich nämlich auch als Mensch noch geniedrigt. Dann auch als solcher hätte ihm eine Hoheitsstellung gebührt, etwa derjenigen ähnlich, die ihm Satan in jener dreifachen Versuchung anbot: Er aber hat sich geniedrigt. Die folgenden Worte geben dann die Leistung seiner Selbstniedrigung an: Er ist gehorsam geworden — während er hätte herrschen sollen. Das μέχρι θαν. aber bedeutet nicht, bis zu welchem Zeitpunkte, sondern bis zu welchem Grade seine Selbstentäußerung ging.

Der Tod wird also als vollendender Höhepunkt des Gehorsams Christi angesehen, dessen hohe Stufe eben der Zusatz „Kreuzestod" noch hervorhebt. Christi Kreuzestod wird uns damit vor Augen gestellt mehr als ein Akt gehorsamster Selbstaufopferung Jesu, wie das ähnlich noch geschieht Gal. 1, 4 .2, 20 oder 1. Kor. 8, 11. Bekanntlich wird er ja auch von anderm Gesichtspunkt aus, als eine Veranstaltung angesehen, welche die göttliche Gnade zum Heil der Sünder getroffen; wobei dann gewöhnlich von einem Dahingeben des Sohnes vonseiten des Vaters die Rede ist. Außer andern, bekannten Stellen betont das ja auch besonders Röm. 4, 25 und 8, 32. Während also jene ersteren Stellen mehr das ethische, heben letztere mehr das religiöse Moment hervor.

Aus dem Zusammenhang erhält nun die Tatsache, daß Christus gehorsam wurde bis zum Tode, noch ein bedeutsames Licht dadurch, daß sich der Gedanke ergibt: Angesichts des metaphysischen Verhältnisses des Sohnes zum Vater, konnte der Tod für Jesum keine physische Notwendigkeit sein, sowenig als er für den Sündlosen eine moralische war. Er war also auf keinerlei Weise und in keiner Beziehung der Notwendigkeit des Sterbens unterworfen. Um wie viel tiefer war also doch seine Selbstniedrigung, vergl. 2. Kor. 5, 22.

Das δέ am Schluß von V. 8 wird häufig beigefügt, um die nähere Erläuterung zu einem bestimmten Begriff anzudeuten, wie es auch, neben anderen Stellen, Röm. 8, 30 sich findet. So wird also in unserm Vers Christi Tod erst allgemein ausgesagt, um dann näher präzisiert zu werden als Kreuzestod, der als denkbar „höchste Erniedrigung" des Gottessohnes hingestellt wird; wie ja das Kreuz auch ausdrücklich Fluchholz genannt wird, vergl. Gal. 3, 13.

Im Folgenden weist der Apostel nun auf das hin, was die Christen, analog dem Vorbilde Christi, zu erwarten haben, wenn auch sie sich demütigen, wie er getan:

> V. 9. Darum hat ihn auch Gott so hoch erhöht und hat ihm den Namen geschenkt, welcher über alle Namen ist,
>
> V. 10. Damit in dem Namen Jesu sich jedes Knie beugen soll der Himmlischen, Irdischen und Unterweltlichen,
>
> V. 11. Und jede Zunge bekennen soll, daß Jesus Christus Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters.

Also Gott hat Jesum so erhöht, daß er ihm den Namen über alle Namen gab. Da hat man gemeint, der Artikel τό vor ὄνομα weise auf den bekannten Jesusnamen hin; doch dieser ward Christo ja schon bei seiner Beschneidung zuteil, und nicht erst nach seinem Kreuzestod zum Lohn für seinen Gehorsam. Deshalb haben wieder andere, wie wohl zuerst schon Pelagius, angenommen, mit dem Namen über alle Namen sei der Name: Sohn Gottes gemeint. Wieder andere endlich, so schon Ambrosius, erklärten, gemeint sei der Name G o t t, was jedoch außer dem Zusammenhang läge.

Aber diese Namensfrage ist bereits dadurch gelöst, daß der betreffende Name hier ausdrücklich selbst genannt wird, in jenem Bekenntniswort nämlich: Daß Jesus Christus H e r r ist. Also der Name κύριος = Herr, ist gemeint, da dieser allein in den ganzen Zusammenhang hineinpaßt. Für den Gehorsam, den er durch völligen Verzicht leistete, ist ihm dieser Name zuteil geworden; welcher ja auch im Neuen Testament sonst ihm spezifisch zukommt. Hier sei auch daran erinnert, daß man schon das alttestamentliche Jahveh auf Jesum gedeutet und übertragen hat.

Jesus Christus, der Herr — das in diesen Worten enthaltene, älteste und kürzeste Bekenntnis, war sicher schon zu des Apostels Zeit zu einer gewissen stehenden Formel geworden; die nach 1. Kor. 12, 3 zuweilen noch kürzer, durch ΚΥΡΙΟΣ ΙΗΣΟΥΣ wiedergegeben wurde. Dem gegenüber steht das, auch schon im genannten Verse sich findende

ΑΝΑΘΕΜΑ ΙΗΣΟΥΣ, welches wohl der von manchen gefangenen Christen abverlangte Fluch war, falls sie ihr irdisches Dasein länger erhalten wollten. Jene obengenannte kurze Bekenntnisformel barg aber doch — trotz und in ihrer Knappheit — schon einen ewigreichen, köstlichen und tröstlichen wie bedeutungsvollen Inhalt in Zeit und Ewigkeit für jeden rechten Jünger.

Das Ἰησοῦ in V. 10 ist als possessiver Genitiv zu fassen, denn Jesus ist der Name dessen, der am Kreuze starb. Und in diesem Namen, d. h. eingedenk dessen, der ihn trägt, soll sich jedes Knie beugen. Wir haben mithin an dieser Stelle einen sicheren Beleg dafür, daß Jesu, in gleicher Weise, wie dem Vater, volle göttliche Anbetung schon in der urapostolischen Gemeinde erwiesen wurde. Das Zeichen der Anbetung, das Kniebeugen, soll aber hier nicht nur, wie auch sonst üblich, der allgemeinen göttlichen Verehrung dienen, sondern in dem völligen Bewußtsein, daß er der Herr ist und ihm als solchem Anbetung zukommt. Daher nennt Paulus die Christen auch, nach 1. Kor. 1, 2 diejenigen, die den Namen unseres Herrn Jesu Christi anrufen, d. h. eben, daß sie diesen Namen im Sinn der Anbetung nennen. Da ausdrücklich beigefügt ist, daß solche Anbetung des Herrn „zur Ehre Gottes, des Vaters“ geschehen soll, so kann auch dessen Ehre dadurch nicht verkürzt werden.

Die nun Christum also anbeten sollen, werden hier nur nach ihrem Aufenthaltsort unterschieden und nicht ausdrücklich genannt; da selbstredend nur persönliche Kreaturen, also Engel und Menschen gemeint sind. Unter diesen Anbetenden werden auch die Unterweltlichen genannt, die also im Hades weilen. Das hat seinen Grund in dem, was Paulus selbst Eph. 4, 9 u. 10 sagt, und nimmt vielleicht auch Bezug auf das, was 1. Petri 3, 19 u. 20 berichtet wird. Daß nämlich Christus hinuntergefahren ist in die untersten Oerter der Erde, wohin er ging, um den Geistern im Gefängnis zu predigen. Wie die letztgenannten Stellen, so hat auch unser Passus, von der Anbetung Christi durch die Unterweltlichen, von jeher eine doppelte Auslegung erfahren, je nachdem die Ausleger Christi Selbstentäußerung schon dem präexistenten oder aber erst dem menschgewordenen Logos zuschrieben. Auf ersteren haben das Ausgesagte schon die meisten Kirchenväter und die Mehrzahl der katholischen und reformierten Ausleger gedeutet, sowie unter den neueren gleichfalls viele der verschiedensten Richtungen. Allein, schon in der alten Kirche haben z. B. Novatian, Ambrosius und Pelagius Christi Selbstentäußerung auf den Menschgewordenen bezogen. Desgleichen in der Reformationszeit, außer Erasmus, auch Luther und Calvin, wie ja die ganze orthodox-lutherische Exegese bis auf Bengel und Philippi daran festhielt, noch ganz abgesehen von Auslegern anderer Richtungen, wie selbst ein Ritschl. Daß die allermeisten luth. Exegeten aber diese Auslegung verfechten, erklärt sich wohl hauptsächlich aus dogmatischen Gründen, eben wegen ihrer Auffassung des Dogmas von den beiden Ständen Jesu. Um nämlich ihre Lehre von der Communicatio idiomatum zu stützen, schrieben sie die in unserm Text aus-

gesagte Selbstentäußerung — und mithin auch die daraufbezüglichen Aussagen — dem menschgewordenen Christus zu. Dagegen spricht aber eben gerade unsere betreffende Stelle; da es ja ausdrücklich von dem, welcher Gottgleichheit besaß, V. 6 und 7, heißt, daß er sich selbst entäußerte.

Wie aber ist wohl zu deuten: Jedes Knie und jede Zunge — einerlei, wo solche, in den genannten drei Regionen, bei geistbeseelten Kreaturen sich finden? Meint Paulus mit diesen, gleichsam allumfassenden Ausdrücken wirklich, wie manche Ausleger es deuten, daß nämlich im Himmel Engel und Vollendete, auf Erden gläubige Christen, und in der Unterwelt noch unentschiedene oder unvollendete Seelen ihn anbeten sollen — mit Kniebeugen und Mund? Oder klingt nicht auch unser Passus selbst ganz danach, daß eine Zeit komme, wo alle Engel und Menschen — ob freiwillig oder nicht, ob selig oder unselig, ob nach einer sog. Apokatastase aller oder auch nicht — Christo und dem Vater die Ehre geben werden? Ja, wenn nicht ein gezwungenes, unwahres und eben darin gottwidriges Element in der Anbetung des Herrn vonseiten ungläubiger und unseliger Geschöpfe enthalten wäre, dann allerdings möchte man unsere Stelle, dem Wortlaut nach, fast so deuten. Aber eben des genannten Grundes halber wird das betr. Wort wohl nur von denen zu verstehen sein, die nicht gezwungen, sondern aus tiefstem, innersten Herzensdrange dem Vater in Christo, dem Herrn, die Ehre geben. Andernfalls würden sich ja auch in die vereinte Ehrbezeugung noch heterogenere und trübendere Elemente mischen, als jene es waren, die den hellen Freudenklang der Dankesstimmen bei der Grundsteinlegung zum zweiten Tempel so sehr beeinträchtigten, daß er dumpf und undeutlich erscholl.

Des Weiteren fordert der Apostel in Vers 12 seine Leser ernstlich auf, zu ihrem Seelenheil nichts zu versäumen. Diese Ermahnung leitet er mit ὥστε, itaque, ein. Dieses kann sich nur darauf beziehen, daß sie dann eben dem Vorbilde Christi nachfolgen werden, wenn sie solche Ermahnung erfüllen. Denn er hat ja jene Selbstentäußerung erwiesen, und brachte, dem Vater gehorsam, jenes Heilswerk zustande. So sollen nun sie, ihrerseits, in Gehorsam gegen Gott, den Weg zum Heile gehen, der ihnen durch die Predigt des Evangeliums vorgezeichnet und durch Christi Selbstentäußerung eröffnet ist. Zu ὑπηκ· ist „dem Evangelium“ oder „den Glauben“ zu ergänzen. Das μὴ ὡς u. s. w. gehört aber nicht zu ὑπηκ., sondern zu κατεργ.

> V. 12. Daher, ihr Geliebten, wie ihr stets Gehorsam geleistet habt, so erzielet angelegentlich nun, nicht nur in meiner Gegenwart, sondern auch jetzt noch vielmehr in meinem Fernesein, mit Furcht und Zittern eure Seligkeit.

An solchen Stellen, wo der Apostel von einer „Parusie“ des Herrn redet, meint er unzweifelhaft die Wiederkunft Christi. In V. 12 aber ist mit diesem Ausdruck nicht sowohl sein, nach Kap. 1, 25—27 erhofftes, nochmaliges Kommen zu ihnen verstanden, sondern seine frühere

Anwesenheit in Philippi; zumal er hier ja von dem Gehorsam schreibt, den die dortigen Christen bereits allezeit bewiesen haben. Paulus blickt also in die Vergangenheit zurück, wo sie das Evangelium gläubig annahmen und demselben bisher auch treu geblieben sind und mahnt sie demgemäß, nun sollen sie noch viel ernstlicher darauf hinwirken, daß nichts sie von ihrem seligen Ziel abbringe. Denn jetzt ist das um so nötiger, weil *sie selbst* nun das mit allem Ernst und Fleiß betreiben und ihre angelegentlichste Sorge müssen sein lassen, was er früher, während seines dortigen Wirkens, nie bei ihnen aus den Augen verlor.

Schon dem Codex B nach, wollen auch West. und H. in unserm Verse — nach dem μή — das ὡς wegfallen lassen, was sie durch die Klammer anzeigen. Die kölner Ausgabe jedoch behält es bei — und zwar mit Recht, denn es ist wahrscheinlich ursprünglich. Weil man es aber nicht verstand, wurde es mehrfach fallen gelassen. Es steht hier in Beziehung zu dem folgenden „vielmehr," um den Grad der Tätigkeit oder des Verhaltens anzudeuten: „nicht nur so, wie bei meiner Anwesenheit, sondern in noch weit höherem Grade" u. s. w. Da sollen sie ihr Heil angelegentlich erstreben (schaffen), arbeiten, erwirken oder erzielen, eigentlich sich ganz und gar auf diese Wirksamkeit verlegen, in der Besorgnis, hierin nie genug tun zu können. Daran hat man Anstoß genommen, daß der Apostel sagt: Ihr sollet euer Heil erarbeiten oder schaffen. Ja, man hat gar daraus folgern wollen, der Philipperbrief könne gar nicht von Paulus verfaßt sein, da diese Aussage all das geradezu auf den Kopf stellt, was er sonst überall von Glauben, Rechtfertigung und Heiligung lehre. Das heißt nun aber doch übereilt und vorschnell geurteilt, zumal ja unser ganzer Brief die Mitteilung der göttlichen Gnade zur Voraussetzung hat, die an sich schon alles menschliche Verdienst, also auch jede eigene Gerechtigkeit völlig ausschließt. Wohl klingt das Wort „erarbeiten" aufs erste etwas herbe, doch ist ja bei weitem nicht alle Arbeit Händewerk oder das, was man „gute Werke" zu nennen beliebt. Ist nicht Geistesarbeit, Seelenkampf und Gebetsringen ein ungleich schwereres Werk, anstrengenderes Arbeiten und aufreibenderes „Schaffen" als jede andere, fast ausschließlich leibliche Anstrengung erfordernde Tätigkeit? Wollte man trotzdem an dem einen „harten Wort" Anstoß nehmen, dann dürfte man getrost auch desselben Apostels Aeußerung 2. Kor. 7, 1 beanstanden, wo er jene Christen ernstlich mahnt, nach Heiligung in Gottesfurcht zu streben. Dort, wie hier mahnt er zur Selbstheiligung, also zur Anwendung fortgesetzter Glaubensenergie, von der das Erreichen des endgültigen Zieles doch wohl auch abhängig und bedingt ist.

Um so weniger aber lag Anlaß vor, an dem einen Wort, das gewöhnlich mit „schaffen" übersetzt wird, Anstoß zu nehmen, als sich ja daran gleich — fast wie eine verbessernde Erläuterung anmutend — V. 13 anschließt. Die darin enthaltene kurze Begründung zeigt doch deutlich, durch den in ihr ausgesprochenen Grundgedanken, daß wir es mit einem durchaus paulinischen Briefe zu tun haben. Allein, in welchem

Sinn soll nun das γάρ jenes „schaffen" begründen? Die meisten meinen, es soll, unter Hinweis auf Gottes Verhalten, der Wollen und Vollbringen verleiht, die Lage der Christen als unendlich verantwortungsvoll geschildert werden. Dann aber könnte der Apostel hier nur dünkelhafte Selbstüberhebung bekämpfen wollen. Jedoch nichts im ganzen Briefe weist darauf hin, daß der Apostel dazu veranlaßt wurde. So werden wir denn auch im Satze mit γάρ richtiger eine Ermutigung finden: — Trotz der schweren Aufgabe christlichen Lebens und Ringens dürfen sie dennoch des Erfolges sicher sein, denn nicht von ihrem — doch im besten Fall unvollkommenen — Streben und Tun hängt letztendlich das Erlangen des Zieles ab; sondern Gott selbst ist's im letzten Grunde, der alles in allem wirkt — und seiner Gnade können sie, als Christen, ja sicher sein.

V. 13. Denn Gott ist es, der in euch wirkt, wie das Wollen, so auch das Tun gemäß seinem Wohlwollen.

Also Entschluß sowohl wie Kraftentfaltung bewirkt Gott, wobei man getrost ergänzen darf: auch eure Erlösung. Und zwar tut er das „zum Besten seiner wohlgeneigten oder gnädigen Gesinnung," damit diese nämlich zur Ausführung gelange. Man wolle zu εὐδοκία Kap. 1, 15 vergleichen, wo gesagt ist, daß während etliche das Evangelium als Parteisache und Streitobjekt verkündigen, andere doch auch Christum „aus wohlmeinender Gesinnung" predigen. Auch an der wohlbekannten Stelle Luk. 2, 14 bedeutet jenes Wort Wohlwollen. Die reformierte Fassung unseres Ausdrucks als „Willkür göttlicher Allmacht" verbietet sich an unserer Stelle schon durch den Zusammenhang und würde gar, an letztgenanntem Ort, den seligsten Grundton im freudighehren und reinen Dreiklang des weihnächtlichen Engelchores in schreiender Dissonanz ersticken. Darum werden auch die Stellen, die man, als Beleg für jene „willkürliche" Auslegung, aus Röm. 9, 16 u. 18 herbeizieht, nur als morsche Stützen eines wankenden Baues sich erweisen. Denn letztere Stelle steht ja in ganz anderem Zusammenhang, aus dem man sie nicht herausreißen, sondern aus dem heraus sie ihrer besondern Erklärung bedarf.

Von Vers 14 ab folgen nun einzelne Ermahnungen:

V. 14. Alles tut ohne Murren und ohne Bedenken.

Alles, was an sittlichen Aufgaben in ihrem Christenleben ihnen obliegt, sollen sie so tun, daß ihr Wille und Ueberlegen nicht in Widerspruch tritt zu Gottes Forderungen.

In Vers 15 werden sie dann wohl noch besonders ermahnt, angesichts jener Anfechtung, die der Apostel schon Kap. 1, 27 ff. andeutete:

V. 15a. Damit ihr werdet tadellos geläutert, fehlerlose Gotteskinder mitten unter einem verkehrten und verdrehten Geschlecht.

Letztere Bezeichnung ist aus Deut. 32, 5 wörtlich entnommen. Der Apostel schildert damit hier offenbar die heidnische Umgebung der christlichen Gemeinde. Ueber diese anstößige Umgebung sollen sich die Christen als solche, sittlich einwandfrei, hoch emporheben.

V. 15b. Unter welchen ihr scheinet wie Gestirne in der Welt,
V. 16a. Als solche, die das Wort des Lebens besitzen.

Wie die Himmelskörper ringsum die Erde erleuchten, so sollen die Christen ein Licht der Welt sein. φωστ. ist nicht mit ἐν κόσμ., sondern mit φαίν. zu verbinden. κόσμ. meint hier, echt paulinisch, die Menschenwelt. Diese ist finster und bedarf der Beleuchtung vonseiten der Christen. Die Bedingung aber und Voraussetzung, unter der allein diese sittliche Selbstbetätigung der Christen innerhalb der Heidenwelt möglich ist, besagt das Partizipium: Als solche, welche — oder: Da ihr ja besitzet (fest innehabt) das Lebenswort. Das Evangelium wird als das Lebenvermittelnde, zum Leben Führende, „Wort des Lebens" genannt. Dieses Lebenswort besitzen sie aber durch die apostolische Wirksamkeit Pauli unter ihnen. Daher darf der Apostel fortfahren:

V. 16b. Mir zum Ruhme auf den Tag Christi, daß ich nämlich nicht vergeblich gelaufen bin, noch gearbeitet habe (an euch).

Der Umstand also, daß oder weil seine Arbeit an ihnen nicht vergeblich war, soll dem Apostel an jenem Tage zum Ruhme gereichen. Der Aorist καύχ. ist dadurch zu erklären, daß sich der Apostel schon an den Tag des Gerichts und der Rechenschaft versetzt. Von da zurückblickend bis auf das noch jetzt sich vollziehende Wirken, soll seine Arbeit an ihnen, weil erfolgreich, seinen Ruhm bilden.

Zwar hatte ja der Apostel noch in Kap. 1, 25 die Möglichkeit ausgesprochen, daß er wieder zu ihnen, nach Philippi, kommen würde. Von dieser Erwartung ausgehend, hatte er auch die weiteren Ermahnungen ausgesprochen. Doch eben während er dieselben niederschrieb, namentlich Kap. 2, 12, ist ihm bereits die andere Möglichkeit immer stärker zum Bewußtsein gekommen, daß er nämlich seine geliebte Gemeinde vielleicht doch nicht mehr zu sehen bekäme, da sein Prozeß in Rom nur zu leicht, statt zu seiner Befreiung, zu seinem Tode führen könnte. Diesem Bewußtsein gibt er nun auch in V. 17 den entsprechenden Ausdruck:

V. 17. Allein, wenn ich auch bei dem Opfer und Priesterdienste eures Glaubens als Trankopfer dargebracht werde, so freue ich mich doch und freue mich mit euch allen.

Falls der Apostel nun doch eines gewaltsamen Todes sterben soll, so sieht er in solchem Fall seinen Tod als eine Libation an, die zu einem anderen, von ihm selbst schon dargebrachten Opfer hinzugefügt wird. Der Apostel achtet also den Glauben der Philipper, die durch seine Predigt dem Evangelium gewonnen sind, für ein Opfer, das er selbst Gott dargebracht, indem er damit seines priesterlichen Dienstes waltete. Jenes Opfer soll aber damit seinen Abschluß finden, daß ihm noch ein Trankopfer aus Wein — nesech, Num. 15, 5— hinzugefügt wird. Diese Libation aber besteht in der Vergießung des Blutes des Apostels selbst. Doch das, sagt Paulus, will er gern dulden, ja, vielmehr noch, er will sich darüber freuen; denn durch solche, seine Selbstaufopferung, wird seine ganze apostolische Wirksamkeit würdig gekrönt: Deshalb will er sich darob freuen, ja sich auch mit ihnen

allen freuen. Denn er setzt voraus, daß sie durch sein apostolisches Wirken der rechten Freude im Herrn teilhaftig geworden sind, nämlich der Freude an ihrem Heil in Christo. Darauf begründet er denn auch noch zum Schluß die Mahnung:

V. 18. In gleicher Weise sollt ihr euch freuen und euch auch mit mir freuen.

Die Philipper sollen sich also mit Paulo freuen, daß auch sie des gleichen Heiles wie er gewürdigt sind. Freuen sollen sie sich, trotz aller etwa noch bevorstehenden Anfechtungen und Leiden, sich freuen und nicht etwa trauern. Das sollen sie selbst dann nicht, wenn der Apostel nicht mehr zu ihnen kommen kann, sondern stirbt und heimgeht, wonach ja schon länger seines Herzens Verlangen steht, vgl. Kap. 1, 23. Auch in diesem Fall sollen sie sich mitfreuen mit dem Apostel trotz des Schmerzes der Trennung, den sein Abscheiden beiden Teilen verursacht.

In den übrigen Versen unseres Kap., V. 19—30, folgt dann noch ein Abschnitt geschäftlicher Art. Paulus teilt darin mit, daß er ihnen bald den Epophroditus senden will; welchem auch Timotheus folgen soll, sobald der Apostel näheres erfahren hat über das, was man mit ihm zu Rom — betreffs der Angelegenheit seiner Gefangenschaft — beschlossen hat.

Rückblickend und abschließend möchten wir fragen: Gibt es in unseren Tagen wohl viele, zumal größere Gemeinden, wo zwischen Seelsorger und Gliedern solch ein herzlich inniges Verhältnis besteht, wie zwischen Paulo und den Christen zu Philippi es tatsächlich der Fall war? Ja, und noch vielmehr: Wo steht es so, daß für Hirte und Herde gleichsam nicht viel mehr erübrigt, als ein Abscheiden von dieser Erde — um das selige Daheimsein beim Herrn zu genießen, und wo darum der Seelsorger die ihm ans Herz gewachsenen Anvertrauten nicht etwa zur Abkehr vom breiten Wege und entschiedenen Sinnesänderung ernstlich mahnen muß — sondern dieselben vielmehr zur Freude im Herrn und herzlicher Mitfreude mit ihm auffordern darf? — Wenn jedoch zu des Apostels Zeiten die Verhältnisse zu Philippi ihn dazu berechtigen konnten — warum sollten nicht auch heute noch und immer wieder ebenso herzerfreuliche Zustände sich anbahnen und finden lassen? Oder sollte der Pfingstgeist der ganzen heutigen Christenheit entfremdet sein? Nein, fürwahr, wir haben noch stets denselben Geist und dieselbe Gnadengabe — wenn anders wir aufrichtig um ihn beten und seinem Walten willig folgen. Ja, Gott sei gedankt in Christo Jesu, wir haben noch dasselbe Evangelium der Apostel und denselben einigen Erlöser, und in ihm Weg, Wahrheit und ewiges Leben.

Als der dänische König Christian III., um Weihnachten 1558 totkrank darniederlag, freute er sich darüber, als ihm im Traume die Zusage zuteil wurde, er werde nach acht Tagen ins himmlische Reich versetzt sein. Zu Neujahr empfing er noch das hl. Abendmahl und nahm Abschied von den Seinen. Danach wünschte er, daß sein Beichtvater mit den Hofdienern ihm Grablieder sängen. Als diese sich weigerten,

sagte er: So will ich singen und ihr sollt mitsingen! So stimmte er denn außer etlichen anderen Versen auch die hoffnungsfrohen Zeilen an: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin, Ein Gotteskind ich allzeit bin. Dank hab, mein Tod, du führest mich; Ins ewge Leben wandre ich, Mit Christi Blut gereinigt fein: Herr Jesu, stärk den Glauben mein."

Zur Sprachen- und Textfrage.

Von Pastor Th. Kugler.

Bekanntlich wird im Himmel englisch gesprochen. So sagt einmal, mit feinem Humor, O. Funcke. Das verriet ihm nämlich einst ein bescheidener Sohn Albions. Der meinte ganz treuherzig, das Englische sei doch einmal die internationale Sprache und empfehle sich somit allein für den Himmel. Funcke erwiderte nur: Nun, das wird sich finden. Doch der s. Z. bekannte Dr. Talmage scheint ja bereits dieses schwierigen Problems glückliche Lösung gefunden zu haben. Denn einen seiner „Sermons" läßt er endlich in die niedliche Phrase ausklingen: Wie die Flüsse der Welt sich ins Meer ergießen, so münden schließlich alle Sprachen in den großen Ozean der englischen. Mit diesem analogischen Schluß beabsichtigte der langjährige Kanzelredner doch offenbar, in der großen Sprachenfrage das erlösende Wort zu sprechen.

Sollte er recht behalten, dann könnte allerdings niemand „klüglicher tun," als sich diese englische „Sprachensprache" möglich schnell und genau anzueignen. Denn welche verlockende Aussichten eröffneten sich doch bei einer weltweiten Herrschaft dieses Sprachenkonglomerates! Nicht nur würde ja damit der langjährige Fluch der babylonischen Sprachenverwirrung außer Wirkung gesetzt, sondern infolge der englischen Allerweltssprache erübrigte sich auch ohne weiteres für zahlreiche Millionen — zur Bereitschaft für den Weltverkehr — sowohl die mühsame Erlernung eines Volapük oder Esperanto, als auch die noch schwierigere Zusammenstellung weiterer neuer Weltsprachen, die etwa bessern Anklang, als die genannten, fänden. Und schließlich noch das Beste — falls Funckes Zweifel sich als unberechtigt erweisen sollte — wer gründlich englisch versteht, könnte dann auch einmal im Himmel gleich mitreden und brauchte nicht erst lange noch in schola aeterna die nötigen Sprachstudien nachzuholen, etwa zu Füßen derer, die es schon hienieden in der Kenner- und Meisterschaft der himmlischen und englischen Sprache mehr oder weniger herrlich weit gebracht haben.

Wohl mag mancher versucht sein, obige Aeußerungen als blöde Phantasien zurückzuweisen, allein die Sache selbst entbehrt doch, auch bei ganz nüchterner Beurteilung, nicht eines — allerdings nur diesseitigen, nichtsdestoweniger aber doch — realen Untergrundes, zumal auf unserem nord-amerikanischem Grund und Boden.

Oder macht sich auf demselben etwa nicht, bei gleichzeitig dreister, ja schamloser Anglomanie, auch die offenbare Tendenz breit, anstelle der früher sich allmählich und wie von selbst vollziehenden Amerikanisierung fremdgeborner Bürger, eine Art Zwangs-Anglisirung zu setzen, die,

wenn es unsern großprahlerischen und selbstherrlichen Elementen nach ginge, sich wahrscheinlich nach dem Muster jener Russifikation vollziehen sollte, die von dem „humanen Halbasien" geübt wurde. Dem vorherrschenden Zeitgeist entsprechend, will man demgemäß bei uns der großen englischen Sprachwalze möglichst allen Boden einräumen, wobei leider selbst deutschkirchliche Kreise und zwar ganz unmotivierter Weise mitmachen. Auch in unserer Kirche ist der Wunsch immer deutlicher laut geworden, auf Kosten der alten Sprachen, dem Englischen in unseren Lehranstalten mehr Raum zu gewähren, trotzdem das zugleich einer Vernachlässigung des Deutschen durch Verkürzung seiner Unterrichtsfächer gleichkäme. Dies Verlangen hat offenbar bereits Gehör gefunden und auch schon dementsprechende Resultate erzielt. Nur an einen jüngeren Pastor deutscher Herkunft, der auch deutsch zu predigen hat, wurde unlängst die Frage gerichtet, wie er bei der Predigtvorbereitung denke, deutsch oder englisch? Und dieser einzige Befragte erwiderte, er denke englisch und übertrage es für die Predigt ins Deutsche. Ob nun dieser eine jene oft genannte Ausnahme bildet, die die Regel bestätigt, oder nicht, das entzieht sich allerdings der Beurteilung vonseiten jemandes, der sich, wenngleich ungewarnt, doch wie der jugendliche Parzival, vor allzu vielen Fragen scheut — allerdings nicht in der Befürchtung, dann etwa zu klug zu werden.

Wie es jedoch unter solchen Umständen mit der Kenntnis der alten Sprachen, vor allem auch des Griechischen und Hebräischen stehen mag, bleibe zunächst schon darum unerörtert, als wie schon erwähnt, doch einmal die Absicht besteht, die Mitnahme dieses Ballasts, behufs erleichterter Studiumsfahrt, möglichst einzuschränken; wenn nicht gar selbiger schließlich als immer noch lästig, ganz und gar über Bord fliegt — etwa dem großen Fisch des Jona zur Beute.

Zweifellos wird ja von manchen Studenten die Absicht, das Studium der alten Sprachen auf ein Minimum zu reduzieren, mit Freuden begrüßt werden, zumal wenn die dadurch erübrigten Stunden dem vermehrten Studium oder doch Gebrauch der Landessprache zugute kommen sollen. Denn nicht nur in weiteren, auch noch in recht eigentlich deutschredenden Gemeindekreisen gilt die Fähigkeit, englisch predigen zu können als das Schibboleth der einzig Auserkorenen, sondern auch bei zahlreichen Pastoren ist besagte Fertigkeit richtig als das Sesam erkannt worden, dem allein auch die gesuchteste Tür sich öffnet. Solchen Vorzügen gegenüber lassen sich aber ganz natürlich bei einem modern und praktisch denkenden Menschen alle Bedenken leicht niederschlagen, die sonst in die Wagschale fielen, dadurch, daß nämlich jener einen erlangten Kenntnis ein mangelhaftes Deutsch oder eine gar dürftige Aneignung der alten oder der biblischen Sprachen zur Seite stünden.

So aber dürfen wir uns nicht wundern, wenn nicht nur unsere Studenten, sondern auch zahlreiche Pastoren sich vor allem angelegen sein ließen, sich möglichst bald eine, ihnen ausreichend dünkende, Kenntnis des Englischen anzueignen; letztgenannte zumal bei völliger Aus-

schaltung besagter alter und fruchtlos erachteter Sprachen. Selbstverständlich sollen weder hier noch sonstwo die erzielten Resultate unserer Lehranstalten einer unbefugten Kritik unterzogen werden. In denselben wird ganz offenbar, dem vorhandenen Schülermaterial wie den darauf verwendeten Lehrstunden gemäß, von berufenen und geschulten, zum Teil langjährig erprobten Lehrkräften, durchaus Anerkennungswertes und Großes geleistet. Nein, sondern es soll nur eine drohende Gefahr gezeigt werden, der zumal die jüngere Generation unserer Prediger gar leicht zum Opfer fallen mag. Die Gefahr nämlich, wissenschaftliche Kenntnisse, die zum richtigen Verständnis des Predigttextes unumgänglich nötig sind, zugunsten einer einsprachigen Fertigkeit zu vernachlässigen oder ganz zu versäumen. Die vorherrschende Zeitströmung aber ist es, die diese Gefahr so sehr beschleunigt und so stark vergrößert. Auch wir Pastoren sind doch Kinder unserer Zeit und als solche den Einflüssen des Zeitgeistes zugänglich. Derselbe aber macht uns weiß, man müsse vor allem recht praktisch sein und ja nicht gegen den Strom schwimmen. Sein Lieblingsstreben geht darauf, alle wahre Bildung zu verflachen und wissenschaftliche Arbeit zu verachten, da diese nur hinderlich sei zur Erlangung jener vielgerühmten „praktischen Realitäten und Erforderniſſe des Lebens." Darunter ist aber nichts weniger und nichts mehr verstanden als modernisierte aegyptische Fleischtöpfe, die noch immer in den Augen der Menge den unvergleichlichen Wert besitzen. Um jenen uralten, eingefleischten sinnlichen Neigungen fröhnen zu können, gelte es vor allem, diejenigen Mittel zu erwerben, die zur Befriedigung des animalischen Wohlbehagens dienen. Wer aber solcher Gesinnung Hausrecht gestattet, dem entwerten sich auf das Schmählichste alle wahren und bleibenden Werte wie von selbst und die auf ihren Erwerb angewandte Zeit wird verächtlich als verlorene oder als zu kostspielige Zeitvergeudung bezeichnet.

Daß diese materialistische Anschauung in unseren Tagen als innerlich unwahr und gedankenlos schon gründlich gerichtet ist durch den bisherigen Verlauf des Weltkrieges, zumal durch den unvergleichlich heldenmütigen Widerstand, den das Volk der Denker und Dichter zu leisten vermochte — einer von Satans Trabanten und Sklaven angestachelten blutgierigen und vertierten Welt gegenüber — wird kein Einsichtiger verneinen wollen. Ein solcher wird nur um so überzeugter daran festhalten, daß Wissen Macht ist und ferner, daß nicht dauernd menschliche Willkür, sondern ein gerechter Gott auch die irdischen Geschicke lenkt.

Doch auch ganze Schriftabschnitte, noch von andern Stellen und zahlreichen Psalmworten ganz abgesehen, z. B. Jesaja 53 und Philipper 2, sprechen in gar bedeutsam ernsten Worten ein richtendes Urteil aus über jene tiefgehende Zeitströmung, die bei uns je länger je stärker und unwiderstehlicher alle Stände in ihre Kreise zieht, um sie schließlich mit reißender Gewalt unrettbar dem Malstrom des anarchistischen Nihilismus zuzuwirbeln. Schon ist das Geistesauge gar zu vieler — mittelst

vergifteter Druckerschwärze — bedauerlich trübe geworden. Bereits mangelt das Vermögen, auch nur zwischen heiligem Recht im großen Ganzen und himmelschreiendem Unrecht zu unterscheiden. So manchen geht noch immer das rechte Verständnis ab für die eigentliche Bedeutung des einzigartigen Dramas, das sich doch schon über zwei Jahre lang namentlich auf der europäischen Weltbühne abspielt, — in grellen Zwischenakten jedoch auch unsere Gestade heimsucht. Die unsagbare Verschuldung auf der einen und die gerechte Sache der anderen Seite, ja sogar die untilgbare Blutschuld, welche die verantwortlichen Stellen unseres Landes der ganzen Welt gegenüber auf sich laden, ist ganzen Gruppen unter uns noch fast so wenig klar, als einst jenem Volkshaufen die Tragweite seines Rufes: Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder! Nachdem bereits zahlreiche Mundhelden in Haus und Senat und unterwegs unsere Judasrolle im Passionsspiel der Völker mit den schärfsten Worten gebrandmarkt, also Weltleute mit weltlichen Ansichten — versuchen noch immer solche, die gewiß als Christen gelten wollen, entschuldigende Vergleiche und Beschönigungsgründe für unseres Landes und seiner lieben Freunde fluchernteudes Verhalten vorzubringen. Da wolle sich ja niemand noch länger der Einsicht entziehen, daß der Zeitgeist Schule gemacht hat und seinen Schülern beigebracht, daß das meiste nicht schwarz oder weiß, sondern grau sei — zur Ueberleitung auf seinen Fundamentalsatz, daß das Böse gut und das Saure süß — und umgekehrt — sei.

Nun möge doch ja nicht all das, was bisher gesagt wurde, so aufgefaßt werden, als sei das eine dringende Aufforderung, die hiesige Landessprache wie eine giftige Schlange zu meiden, statt sie als eine solche zu bemeistern. Sie mag vielmehr in nicht allzuferner Zukunft schon leicht dem „eisernen Inventar“ der Ausrüstung jedes hiesigen Predigers angehören. Aber wirklich beherrschen sollte sie auch ein jeder, der in ihr zu reden hat, damit doch ja nicht das schon eingerissene Uebel noch weiter um sich greife, das darin besteht, daß ein deutscher Prediger in gebrochenem Englisch — behufs eigener Erbauung, nämlich Sprachübung, wie er bezweckt, — einer Gemeinde predigt, die wohl Deutsch verstünde, des Englischen aber leider nicht mächtig ist.

Aber auch ein besseres Verständnis für die biblischen Grundsprachen sollte sich doch auch erzielen lassen, bei einigem guten Willen vonseiten der Schüler und Studenten; schon selbst dann, wenn dieser Unterricht aus sachlichen Gründen in englischer Mundart gegeben würde. Vielleicht ließe sich bei einer schönen Anzahl angehender Geistlicher eine Vorliebe für besagte Sprachen wecken, die auch zum Privatstudium derselben führen dürfte, welches dann getrost auf Kosten manchen „Sports“ und ahtletischer Uebungen betrieben werden könnte.

Man wolle doch nie das Hauptziel einer theologischen Ausbildung außer acht lassen. Weder die durch übertriebene körperliche Uebungen etwa erstrebte apollinische oder herkulische Figur, noch auch die erreichte Fertigkeit, die Stellung eines Diskuswerfers oder die Statur des Fech-

ters von Rawenna einzunehmen, ersetzt jene allernotwendigste Bereitschaft durch gefestigte Sinnesänderung. Wohl wird diese nur durch den Heiligen Geist bewirkt, ihr Zustandekommen aber wird erfahrungsgemäß bei gar manchen Menschen aufs Beste gefördert durch Forschen in der Schrift, dessen Gründlichkeit durch Zurückgehen auf den Grundtext nur vertieft werden kann. Ein immer tieferes und festeres Gründen auf den Grund der Apostel und Propheten muß das vor allem zu erstrebende Ziel bleiben, damit Christi und seiner Apostel Standpunkt auch von seinen heutigen Dienern bewußt und unerschrocken auch bei ihren erlösten Mitsündern und Mitbrüdern gegründet und begründet werden könne. Ganz unmöglich aber ist es, daß etwa irgend ein äußerer, gar nur leiblicher Vorzug alloberflächlichster Art, das Gewappnetsein zum geistlichen Kampfe irgendwie ersetzen könnte. Vielmehr wird doch erst einmal uns Predigern selbst der echt evangelische Standpunkt eines Paulus vorbildlich bleiben müssen, kraft dessen er, als Christi Diener, weder Menschen gefällig sein kann, noch auch reden will, wonach ihnen die Ohren jucken; sondern vielmehr den preisen will, der den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit ist, Christum, und zwar als den Gekreuzigten und einzigen Heiland, als dessen Diener er sich in allen Stücken beweisen und allen alles sein will.

Was schließlich noch spezieller den Grundtext selbst anbetrifft, hätte man heute wohl fast ein Recht zu behaupten, man dürfe sich doch mit gutem Gewissen auf die neueren Verdeutschungen der biblischen Grundsprachen vonseiten gründlicher Fachgelehrter verlassen, zumal solche uns seit der Stierschen Uebersetzung noch mehrere ziemlich wortgetreue deutsche Texte geliefert haben. Nun steht die Sache aber damit so, daß infolge der ganz besonderen Eigenart schon z. B. des neutestamentlichen Griechisch allein, selbst sonst anerkannte Philologen bei neutestamentlich-exegetischen Arbeiten gründlich gescheitert sind und sich in diesem Stück als unbefugt erwiesen haben. Und zwar zeugen davon nicht nur verschiedene diesbezügliche Uebersetzungsversuche, sondern selbst äußerlich ganz stattliche, von ihnen verfaßte Grammatiken der neutestamentlichen Gräcität. Falls diesen philologischen Fachgelehrten nämlich eine theologische Bildung mangelte, fehlte ihnen — um nur eines zu erwähnen — den im neutestamentlich griechischen Text zahlreich sich findenden, ganz neugebildeten Worten gegenüber jedes Kriterium, und die Folge davon bestand in einer falschen Uebersetzung. Dasselbe ereignete sich dann wieder in solchen Fällen, wo der neutestamentliche Verfasser ein im damaligen Vulgärgriechisch übliches und bekanntes Wort mit einem neuen Inhalt erfüllte und ihm damit eine ganz andersartige Bedeutung gab.

Wenn nun aber ein Prediger sich wenigstens insoweit persönlich im Grundtext der Bibel zu orientieren vermag, daß er die betreffende, ihm zur Erleichterung seiner Aufgabe etwa auch vorliegende, neuere und wörtliche Verdeutschung auf ihre Genauigkeit hin zu prüfen imstande ist, dann kann ein solcher doch wohl noch in anderer Weise sagen: Es steht

geschrieben! — als wenn er sich ganz und gar auf irgend eine oder die andere Uebersetzung verlassen muß, sei dies nun eine deutsche oder englische, die ja bekanntlich unter einander wiederum z. T. ganz bedeutende Abweichungen der Uebertragung darstellen, noch ganz abgesehen von geradezu falsch übersetzten und weit irreleitenden Stellen. Er wirkt doch ganz gewiß nicht feierlich oder erbaulich, vielmehr tragisch auf jeden Wissenden ein, — und je pathetischer und gestikulierter der Vortrag dabei ausfällt, um desto mehr — wenn nämlich ein Pastor seiner Auslegung und Ausführung unglücklicherweise gerade eine solche — nach letztgenannter Art übersetzte — Stelle zu Grunde legt. Sollte man denn nicht von einer evangelischen Predigt vor allem Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit verlangen dürfen, denen also auch größtmögliche Genauigkeit des Textes zum Stabe diente?

Dagegen könnte wohl der Einwand erhoben werden, daß manchem Geistlichen, der sich wohl in der Grundsprache orientieren könnte, ob der Fülle von Amtshandlungen, Konfirmandenunterricht, Vereinsversammlungen u. a. m., die Zeit zu einer derartigen Predigtvorbereitung doch allzu knapp bemessen sei. Allein dem gegenüber wäre nur um so mehr darauf hinzuweisen, daß eben darum eine möglichst eingehende Beschäftigung und Vertiefung in die Sprachen der biblischen Grundtexte während der Studienzeit nur desto dringender geboten ist. Wer in diesem Stück treue und gewissenhafte Vorarbeit mehrere Jahr lang geleistet hat, wird wohl befähigt sein dürfen, den erwähnten Teil der Predigtvorbereitung auch in Kürze derart erledigen zu können, daß er mindestens es vermeidet, seiner Auslegung eine falsche oder ganz ungenaue Uebersetzung zu Grunde zu legen.

Daß, trotz des Gesagten, bei der kirchlichen Textverlesung — wie auch bei derjenigen der üblichen Perikopen — die in unseren Kirchen zumeist vorliegenden Bibelausgaben mit der lutherschen Uebersetzung unbeanstandet — und fast stets auch wörtlich — benutzt werden können, braucht wohl kaum noch ausdrücklich erwähnt zu werden.

Die christliche Presse im Weltkriege.

Referat von Prof. Karl Bauer, Elmhurst, Ill.

Im Anfang des Krieges konnte die befremdliche Haltung der gesamten englisch-amerikanischen Presse zum Teil auf Unkenntnis europäischer Verhältnisse zurückgeführt werden. Amerikas Unkenntnis der allgemeinen Geographie ist ja notorisch und mit der Geschichtskenntnis steht es gleichfalls schlecht; es wird ja fast nur amerikanische und britische Geschichte getrieben und beides nur von dem Standpunkt der Engländer aus, der Neuengländer und der Altengländer.

Wer die Geschichte der Welt seit 1870 verfolgt hat, der ist durch den jetzigen Krieg nicht überrascht worden. Ueberrascht hat ihn nur der Zeitpunkt, die Plötzlichkeit; überrascht hat ihn freilich auch die Ausdehnung des Krieges auf ein so ungeheures Gebiet. Wenn die Portu-

giesen sich einbilden, daß er erst mit ihrem Eintritt, mit ihrem Raub deutscher Schiffe, zum Weltkrieg geworden sei, so wollen wir nicht mit ihnen rechten, sie wären damit kaum provinzlerischer als die stolzen Yankees mit ihrem Ausblick auf die Welt.

Wer aber seine Bibel kennt, der hatte überhaupt noch kein Aufhören von Krieg und Kriegsgeschrei erwartet. Aber das britisch-amerikanische Christentum geht vielfach mit der Bibel recht eigenmächtig um. Es dekretiert einfach: Christus kann nicht Wein gemacht noch getrunken haben. So hatte man auch dekretiert: Es kann keine Kriege mehr geben; die Welt ist zu zivilisiert und zu christlich geworden. Durch eine so rosige Weltanschauung, welche weder durch den Weltlauf noch durch Gottes Wort garantiert war, hat sich die christliche Presse ein ganz unnötiges Dilemma geschaffen. Sie hatte wahrhaftig schon Verlegenheiten genug. Denn bei jedem Kriege, der den Völkern direkt oder indirekt fühlbar wird im Unterschied z. B. vom englischen Opiumkrieg, erhebt sich für die christliche Presse, als die Repräsentantin der Kirche in der großen Oeffentlichkeit ein ganzes Heer der schwersten Fragen und Probleme. Es stehen immer wieder neue Toren auf, die es laut verkünden: Es ist kein Gott, sonst könnte der Krieg und das Böse überhaupt nicht sein. Immer wieder muß die christliche Presse Stellung nehmen zu der uralten Hiobsfrage: Warum ist das Uebel? Ja warum? Eine Antwort, die alle befriedigen könnte, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gefunden. Das Argument, daß die Erlösung doch gerade die Sünde und das Uebel zur Voraussetzung hat, ist natürlich bei dem, der die christliche Weltanschauung ablehnt, vollständig verloren, und so hat die Behandlung dieses schwersten aller Probleme vor aller Welt wenig Zweck. Die Frage nach dem Urgrund und dem Endzweck des Bösen geht schließlich auch über das christliche Verständnis hinaus. So viel aber verstehen wir, daß kein Widerspruch gesetzt ist, wenn Gott selbst das Böse zuläßt und doch die Menschen zur Beseitigung des Bösen auffordert. Der freie Wille des Menschen hebt diesen scheinbaren Widerspruch auf. Damit ist nun die Frage, warum der Weltkrieg zugelassen sei, ausgeschaltet. Die beliebte Erklärung des außerordentlichen Unglücks unter dem Gesichtspunkt der außerordentlichen Gottesstrafe wird ja von Christus selbst als ungerechtfertigt abgewiesen. Auch der Weltkrieg fällt für die Völker unter den Begriff des Unglücks; nichtsdestoweniger sind die Anstifter als Verbrecher verantwortlich zu halten. Auch der neutralen Welt sind sie jetzt bekannt. In London war das große Unglück mit aller Berechnung geplant worden; nur daß es so furchtbar groß, und daß es auch für England ein Unglück werden würde, das hatte man freilich nicht geahnt. Dort hat man die Weiche absichtlich falsch gestellt, damit der Staatszug, der Europa mit dem russischen, dem französischen, dem deutschen, dem östreichischen Palastwagen entgleisen mußte, und er sollte entgleisen, damit das englische Kaufhaus mittels der verstreuten Trümmer und Wertsachen noch weiter ausgebaut und ausgeschmückt werden könnte, und

nicht nur britische, sondern auch amerikanische Ratgeber wie Mahan hatten die verantwortlichen Weichensteller immer wieder zur Herbeiführung des profitabeln Unglücks aufgefordert.

Wann ist übrigens ein Krieg ein Verbrechen und wann ist er es nicht? Im Prinzip muß die christliche Kirche und Presse den Krieg verurteilen und auf den Weltfrieden hinarbeiten; aber im gegebenen Fall wird sie den Krieg rechtfertigen und in Friedenszeit die stärkste Kriegsrüstung beantragen; sie muß einsehen, daß der einzelne Staat durch Aufgabe seiner Rüstung nicht den Weltfrieden herbeiführen kann. Nur der Böswillige oder der Denkfaule wird daraus einen unlöslichen Widerspruch konstruieren, wie auch aus den Worten Jesu vom Hinhalten der Backe und seinem Protest vor Gericht gegen den ungerechten Backenstreich. Wenn das geduldige Stillhalten unter der Mißhandlung die Aufgabe eines wesentlichen Prinzips involviert, wenn es mit der Zeugenpflicht kollidiert, dann ist es verwerflich.

Nichtsdestoweniger bleibt es für den christlichen Staatsbürger eine schreiende Dissonanz, die seinem inneren Ohre immer wieder aufs neue wehe tut: daß die Kirche in Friedenszeiten verkündet: Du sollst „nicht töten" und in Kriegszeit: Du sollst „töten." Diese Fassung des Problems ist aber irreführend. Denn auch im Kriege wird dem christlichen Soldaten nicht gesagt: Du sollst unterschiedslos töten und zwecklos töten. Das Scheibenschießen auf den unbewaffneten Feind, der sich ergeben will, scheint sich freilich mit englischem Christentum und mit der Heiligkeit der amerikanischen Flagge ganz gut zu vertragen; aber als sittliche Norm würde es selbst in London nicht aufgestellt werden, und die amerikanische Flagge mit dem deutschen Blute nicht gerade in Washington ausgestellt werden. Das unterschiedslose Töten sagt man gerne den Deutschen nach, um dem eigenen Dieb- und Mordgelüste ein moralisches Mäntelchen umzuhängen, und die neutralen Preßstimmen, namentlich die religiösen und ganz besonders in unserm Lande, reden von einem zwecklosen Töten, an dem alle kriegführenden Mächte beteiligt seien. Als unsere amerikanische Diplomatie noch mit Traubensaft verdünnt war (jetzt ist sie ja mit gärendem Drachengift verdickt), hat selbst unser oberster Diplomat mit Verwunderung konstatiert, daß der Weltkrieg absolut keinen Sinn habe. Wenn die diplomatische Heuchelei so weit geht, die christliche Presse sollte doch ehrlicher sein. Den Sinn des Krieges kann nur der leugnen, der am hellen Tage behaupten wollte, daß es Nacht sei. Wer sich auch früher nie mit Weltpolitik befaßt hätte, der kann doch jetzt die Ziele, welche die Kriegführenden verfolgen, mit aller Deutlichkeit erkennen, und sie sind alle vernünftig, und die britischen Kriegsziele sind sogar ganz verteufelt gescheit und sinnvoll. Nur durch den Krieg konnte England den unbequemen Handelskonkurrenten an die Wand drücken, nur durch Krieg konnte Rußland das von absolut gewissenloser Raubluft diktierte Testament Peters des Großen verwirklichen, nur durch Krieg konnte Frankreich das verlorene Elsaß wieder gewinnen, nur durch Krieg konnte Bulgarien sich auf Serbiens Kosten

vergrößern, nur durch Krieg konnte Italien sich den Judaslohn holen, nur durch Krieg konnten Deutschland, Oestreich-Ungarn und die Türkei ihre Existenz behaupten. Sinnlos könnte man höchstens das nennen, wenn Rußland und Frankreich, hoffnungslos zurückgeworfen und an einer bestimmten Linie festgehalten, immer noch weitere Hunderttausende ihrer Soldaten gegen die deutsche Stahlmauer in den Tod jagen. Unsinnig, wenn die Presse, ob weltlich oder kirchlich, sich so ratlos darüber verwundert, daß die angeblich christlichsten Nationen gegen einander Krieg führen, unsinnig, deshalb von einem Zusammenbruch der christlichen Zivilisation zu reden. In unserm Lande läuft dabei noch ein gut Teil Heuchelei mit unter. Da wir infolge unserer günstigen geographischen Lage keinen großen Krieg zu führen brauchen, so sollen die europäischen Nationen auch keinen führen. Der Onkel Sam, so belehrt uns sogar der Geschichtsprofessor im Weißen Haus, ist immer friedlich gesinnt und hat keine Annexionsgelüste, und wenn er sie früher gehabt hat, so war es eine Kinderkrankheit bei ihm; jetzt würde der Onkel Sam so etwas nicht mehr tun, und deshalb sollen es die bösen Deutschen auch nicht tun. Aber! Aber! Natürlich kann der Onkel Sam jetzt ruhig die Hände in die Hosentasche stecken und mit dem klimpern, was er hat, denn er hat in jüngeren Jahren fleißig drauf los annektiert, bis er das entscheidende Uebergewicht in der ganzen westlichen Hemisphäre erlangt hat; kindisch ist es, in diesem Zusammenhang von einer Kinderkrankheit des Onkel Sam zu reden.

Nur durch kleine Kriege, wie den ungerechten spanisch-amerikanischen und die schwächlichen Expeditionen nach Mexiko in seiner Ruhe gestört, war unser amerikanisches Volk kindisch, ja närrisch geworden in seiner Betrachtung des politischen Weltlaufes. Zumal das professorliche und das kirchliche Amerika hatte sich in einen hysterischen Friedensfanatismus hineingearbeitet: „Diesen Kuß der ganzen Welt! Drüben im japanischen Zelt muß ein guter Bruder wohnen." Nun brachte der Weltkrieg die furchtbare Ernüchterung. Und nun ertönt unaufhörlich das Geschrei darüber, daß die christlichen Nationen miteinander Krieg führen. Ja sollten sie denn etwa, um mit Anstand Krieg führen zu können, sich plötzlich als heidnische Nationen proklamieren, sich etwa für den Schintoismus erklären? Ist es nicht besser, sie bewahren sich auch im Kriege noch so viel Christliches wie irgend möglich? Oder sollen sie als christliche Nationen nur gegen heidnische Völker Krieg führen? Wäre das christlicher? Die christliche Entrüstung über die christlichen Nationen, die sich gegenseitig bekriegen, ist vielfach nur eine geographische und kommerzielle, eine Entrüstung der lieben Selbstsucht. Wenn das christliche England gegen das heidnische China seinen Opiumkrieg führt, oder zur Beraubung der christlichen Buren im fernen Afrika Krieg führt, so wird man in Amerika wenig davon berührt, und die christliche Entrüstung ist dementsprechend weniger intensiv.

Dieselben christlichen Zeitungen, die sich in ihrer Entrüstung über die sich gegenseitig zerfleischenden christlichen Nationen nicht genug tun

können, haben aber auch wieder genug Ueberlegung, um die Solidarität der christlichen Sache in aller Welt einzusehen. Um nun nicht von ihrem verkehrten Standpunkt aus eingestehen zu müssen, daß das Christentum im Weltkrieg ein Fiasko zu verzeichnen habe, verfällt man vielfach auf das billige Auskunftsmittel, daß man erklärt: Es gibt gar keine christlichen Nationen, folglich kann man auch keinen christlichen Nationen wegen des Krieges einen Vorwurf machen. Das ist aber eine unwürdige Spiegelfechterei. Bisher hat doch niemand unter der geläufigen Bezeichnung „christliche Nationen" solche verstanden, die aus lauter wahren Christen bestehen, sondern jeder hat damit einfach alle die Nationen gemeint, bei denen das Christentum die herrschende Religion ist, einerlei ob mit staatlichem Patent, wie in England, Rußland, Deutschland, oder ohne solches Patent wie in unserm Lande. Und die Kirchen der christlichen Nationen haben alle Ursache, mit sich selber ins Gericht zu gehen und zu fragen: Wie kommt es nur, daß der Druck der christlichen Atmosphäre nicht stark genug war, die Explosion zu verhüten? Aber durch den Krieg, so verwerflich er auch im Prinzip ist, wird eine christliche Nation, zumal in ihrer kriegsunschuldigen Hauptmasse, nicht mit einem Male eine unchristliche und heidnische. Es kommt vielmehr auf das Motiv des Krieges an, und wenn es ein schlechtes ist, dann kommt es immer noch darauf an, ob die Masse des Volkes dasselbe billigt, ob es sich mit den Veranstaltern auf den Standpunkt stellt, daß z. B. Englands Bereicherung ein genügend heiliger Zweck für das unheiligste Mittel ist.

Statt also über die angebliche Vernunftlosigkeit und Zwecklosigkeit des Völkermordens zu jammern (denn alle Krieg führenden wissen in der Hauptsache ganz genau, was sie wollen) oder darüber, daß christliche Nationen gegen christliche kämpfen, sollte die christliche Presse, wenigstens in den neutralen Ländern, den sittlichen Wert der verschiedenen Kriegsziele untersuchen und mit christlichem Maßstabe messen. Doch da hält uns die christliche amerikanische Presse entgegen: Das tun wir ja und gerade dadurch gelangen wir zu unserm Verdammungsurteil über Deutschland — und der Bischof Fallows sagt direkt: Wenn wir jetzt eine Million amerikanische Soldaten hätten, sollten wir sie sofort den lieben Engländern gegen die bösen Deutschen zur Verfügung stellen. Er sagt das freilich nicht in einer kirchlichen Zeitung, sondern in den weltlichen Blättern; aber gerade darum macht seine Aeußerung um so mehr Eindruck, erreicht einen größeren Leserkreis und wirkt um so repräsentativer. Er ist dabei der guten Zuversicht, daß die Deutschamerikaner wie ein Mann hinter dem Präsidenten stehen, wenn es zum Kriege gegen ihr altes Vaterland kommt. Aber wir werden weder unsere Vernunft noch unser Christentum gefangen nehmen lassen, weder durch Fallows und Shallows noch durch Hillis und Sillis, weder durch den jetzigen Präsidenten noch durch die beiden Expräsidenten. Haben wir schon in der Einleitung als mildernden Umstand bei der Beurteilung der Urteilslosigkeit unserer christlichen Presse die man=

gelhafte Kenntnis europäischer Dinge angeführt, so müssen wir des weiteren einräumen, daß gerade die christliche Presse unseres Landes naturgemäß zu den höchsten Vertrauensmännern des Landes mit Vertrauen aufschaut, zu einem Wilson, einem Roosevelt, einem Taft. Und alle drei sind ja probritisch und antideutsch, der heimtückische Duckmäuser Wilson ebenso wie der polternde Bramarbas Roosevelt und der gemessene Gentleman Taft. Aber gerade die christliche Presse sollte dafür auch wieder ein besonders lebhaftes Bedürfnis nach Wahrheit haben und im Widerstreit der Meinungen sich ein unabhängiges Urteil bilden nach dem Wahlspruch des Aristoteles: Amicus mihi Plato, sed magis amica veritas. Nicht nur sollte sie sich inmitten der Volksleidenschaft und des Völkerhasses die vornehme Ruhe bewahren, sondern, was noch unendlich wichtiger ist, den unbestechlichen Gewissensrat des Volkes bilden. Wären es auch nur einigermaßen vollkommene Christen, die in den christlichen Redaktionsstuben sitzen — an der nötigen Intelligenz fehlt es ja meist nicht — so müßte die christliche Presse aller, auch der kriegführenden Länder wesentlich das gleiche Urteil über Recht und Unrecht, über sittlichen Wert und Unwert im Völkerkriege fällen. Kämpft das Sammelsurium der Alliierten in seiner noch nie dagewesenen durchgreifenden Buntschedigkeit wirklich für die Sache der Zivilisation und Moral, für Freiheit und Fortschritt der Welt und damit für das Reich Gottes, so müßte die deutsche christliche Presse das anerkennen, oder aber sich in patriotisches Schweigen hüllen; kämpft aber Deutschland gegen englische Tyrannei zur See und gegen russische Ländergier, kämpft es gegen längst vollzogene Einkreisung, um seine Existenz, kämpft es als der tatsächlich angegriffene Teil, so müßte die christliche Presse der Entente-Länder durch solches Eingeständnis der Wahrheit die Ehre geben. Statt dessen machen wir die traurige Entdeckung, daß die christliche Presse aller Länder bei dem Feinde alles Unrecht findet. Es ist das reinste Schisma in der christlichen Kirche zum Gaudium für die Gottesleugner. Es ist ja nicht zu erwarten, daß die christliche Presse sich durch vollste Wahrheitsliebe mit dem eigenen Volke, das vielleicht um seine Existenz ringt, verfeindet, und die Propheten, die das getan haben, sind noch alle gesteinigt worden. Aber auf keinen Fall sollte sie sich durch direkte oder indirekte Unwahrheit erniedrigen, und das tut sie eben, indem sie sich nicht von christlichen Erwägungen, sondern von politischer Voreingenommenheit leiten läßt. Es fehlt ihr nicht nur die konsequente Wahrheitsliebe, sondern schon die gemeine Ehrlichkeit.

So hat das Kirchentum in seinem Anspruch, besser zu sein als die Welt, versagt, hat sich des führenden Einflusses auf die Gewissen begeben und sich zum Gespött gemacht. In einem Lande, in England, ist ein Teil der weltlichen Presse, nämlich die Arbeiterpresse, viel ehrlicher den wahren Ursachen des Krieges nachgegangen und hat dem Feinde viel mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als die

kirchliche Presse; die Arbeiterpresse und nicht die christliche ist dort das Gewissen des Volkes, die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Im allgemeinen ist die christliche Presse in den verschiedenen Ländern einfach das Echo der weltlichen Presse, wie diese wieder das Echo der Regierung ist. Ist die Regierung verlogen, wie in England, Frankreich, Rußland, Belgien, Serbien und sonstwo, so ist es auch die weltliche Presse, und dann ist es auch die kirchliche Presse. Ist die Regierung ehrlich und gewissenhaft wie in Deutschland, so ist es auch die Presse. In übermäßiger Gewissenhaftigkeit hat die deutsche Regierung keinen diplomatischen Gebrauch davon gemacht, daß Belgien ganz offenbar längst nicht mehr neutral gewesen war. Sie hat mit Fug und Recht und mit Englands Erlaubnis aus dem Jahre 1885 das sogenannte internationale Recht bezüglich Belgiens als einen bloßen Papierwisch beiseite geschoben, und für sich ein stärkeres Recht, das sittliche Notrecht, geltend gemacht, aber zugleich auch dem belgischen Lande das sittliche Recht auf Unverletzlichkeit zugebilligt und dessen Verletzung durch Deutschland als ein Unrecht anerkannt. Hinter der deutschen Regierung ist die kirchliche deutsche Presse an Gewissenhaftigkeit nicht zurückgeblieben. Ehrlich untersucht sie deutsche Fehler, deutsche Sünde, und mit christlicher Gewissenhaftigkeit arbeitet sie im Kriege auf spätere Aussöhnung mit den Feinden hin. Einmütig verurteilt sie Lissauers Haßgesang, der zwar mit seiner beständigen Wiederholung des Haßwortes gegen England sehr wirkungsvoll klingt, in seinem wirklichen Haß jedoch weit hinter Kiplings Haßgedichten zurücksteht, die einfach die summarische Ausrottung der deutschen Nation verlangen. Der „Daily Graphic," ein weltliches Blatt mit christlicher Tendenz, bringt ein Gedicht, welches die britischen Soldaten auffordert, den deutschen Soldaten die Zungen auszureißen und die Augen auszustechen. Die Führer des englischen Kirchentums vertreten offen die Theorie, daß der Soldat, der für das Vaterland sein Leben läßt, damit einen Freipaß für den Himmel gewinnt, während die deutsche kirchliche Presse einmütig solch oberflächliche Auffassung verwirft. Redakteure christlicher englischer Blätter antworten gewissen Fragestellern, daß man im Kampfe mit dem deutschen Heere gar keine Christen erschießen könne; denn jeder Deutsche, der gegen Englands heiliges Recht die Waffen trage, sei damit eo ipso ein Antichrist und ein Teufelssohn. Im Unterschied von der britischen Arbeiterpresse verzichtet die kirchliche Presse Englands auf die Untersuchung der wirklichen Kriegsmotive, und ein weltliches Blatt mit dem schönen Namen „John Bull" spricht jedenfalls die wahre Meinung der kirchlichen Blätter aus, wenn es sagt, das Reich Gottes sei an die englische Vorherrschaft geknüpft, daher habe Gott in seiner Weisheit beschlossen, die deutsche Nation zu vernichten. Hiermit sind wir zum Kernpunkt der ganzen Situation gekommen.

Seit vielen Jahrhunderten ist dem britischen Weltmachtsstreben alles geglückt, auch das Unehrlichste, Gewissenloseste und Gewalttätigste.

Der anhaltende Erfolg hat das nationale Gewissen, auch das der Kirche, eingeschläfert. Hatte es sich beim Burenkrieg noch ein bißchen geregt, so ist es bis zum Anfang des Weltkrieges vollends erstorben, sozusagen genau auf die Sekunde an Gottes Weltenuhr, und das Ende des Krieges mag das Erwachen bringen. Vorläufig wacht auch bei der kirchlichen Britenpresse nur der Zorn über den deutschen Michel, der nach seiner Façon und nicht nach der englischen oder russischen selig werden will und das Seligwerden zum Verdruß aller Britischgläubigen möglichst lange hinausschiebt und, obwohl von den heißen Wünschen der Alliierten am Totemannhügel eingesegnet, beharrlich am heftigsten Auferstehungsfieber leidet.

Und das ist sein großes Unrecht. Deswegen fällt er auch bei der englisch-amerikanischen Presse, der kirchlichen wie der weltlichen, unter das Verdammungsurteil. Wenn der dumme Kerl, der Michel, wenigstens so rücksichtsvoll sein wollte, tot zu bleiben, dann könnte man ihm wenigstens die Ehre eines christlichen Begräbnisses angedeihen lassen. Aber nun hat man sich vergebens auf die neuen Psalmen und Klagelieder eingeübt, die in der berühmten Musikstadt London komponiert worden sind. Doch Scherz beiseite! Die englische Vorherrschaft ist auch bei den Angloamerikanern Evangelium. Sie gab allem, was englischen Namen trug, einen Nimbus der Hoheit und stellte die Träger englischer Namen in aller Welt auf die höchste Stufe der Achtung. Kabel und Telegraph erklangen vom englischen Namen, daß die Fische im Meere und die Vögel in der Luft bewundernd aufhorchten. Und nun sollten sie den Niedergang des englischen Namens verkünden? Der Träger des englischen Namens in aller Welt soll in der internationalen Wertschätzung ein paar Zoll herabsteigen? Das darf nicht sein. Deshalb schießen wir unter feierlichen Friedensgebeten die Deutschen mit unserer Munition auf indirektem Wege tot, so viele wir ihrer treffen können; deshalb werfen wir die Stinkbomben der Verleumdung in ihr Lager; deshalb helfen wir dem frommen John Bull die verwünschte deutsche Nation mit Weib und Kind auszuhungern — alles im Namen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und des Reiches Gottes. Wir entrüsten und als amerikanische Christen über den Fall Belgien und über den Lusitania-Fall, obwohl wir einsehen, daß jede andere Nation in Deutschlands Lage geradeso gehandelt hätte wie Deutschland; und wenn wir uns auf einen Festtag einen besonderen Entrüstungsschmaus verschaffen wollen, machen wir den deutschen Kaiser noch persönlich für die Armeniergreuel verantwortlich. Wenn waschechte Amerikaner für die Ehre der Deutschen zeugen, wie hinsichtlich der belgischen Greuelbeschuldigungen, so verdienen sie keinen Glauben; wenn waschechte Amerikaner gegen die Engländer zeugen, wie im Baralong-Fall, so muß man keine Notiz davon nehmen; zeugen sie aber gegen die Deutschen, wäre es auch mit den nebelhaftesten Angaben, so müssen sie unanfechtbare Zeugen der Wahrheit sein. Die Hinrichtung der Miß Cavell löst einen einzigen Schrei christlicher Entrüstung bei uns aus; ob aber die

Alliierten, besonders Franzosen, Belgier und Russen, mit Spioninnen anders verfahren als die Deutschen, lassen wir wohlweislich ununtersucht. Probritische Bücher zeigen wir gewissenhaft an; antibritische verschweigen wir mit derselben peinlichen Gewissenhaftigkeit. Was liegt uns amerikanischen Christen an der Durchschneidung des deutschen Kabels? Was liegt uns daran, daß der Besitzer der „London Times" sich rühmt, daß er durch englisches Kapital achtzehn der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen kontrolliert? Unser christliches Wahrheitsbedürfnis wird dadurch nicht alteriert. Was liegt uns daran, daß diese achtzehn Zeitungen in unserm Verhältnis zu England selbstredend englische, nicht amerikanische Interessen vertreten? Wir erinnern uns mit Absicht nicht daran, wie schamlos uns die offiziellen Kriegsberichte der Alliierten belogen haben, z. B. bei Namur und Maubeuge. Die Alliierten kämpfen eben doch für die höhere Moral, weil sie für England kämpfen. Wie schön und edel von den Franzosen, sich andauernd für England aufzuopfern! Selbst die protestantischen Geistlichen Frankreichs haben noch ihr christliches Siegel darauf gedrückt. Wir Amerikaner haben bis jetzt den Engländern schon unsern Handel, unsere Ehre und Selbstachtung als Nation geopfert; aber das ist nicht genug; wir müssen auch noch eine Million Soldaten hinüber schicken, da unsere Munition und unser Geld den Alliierten den Sieg noch nicht gebracht hat. Und längst, ehe die ersten Soldaten drüben wären, hätten wir schon einen staunenswerten, militärischen Erfolg im eigenen Lande; wir hätten nach berühmtem portugiesischem Muster von den Deutschen gleich pränumerando eine Kriegskontribution von 180 Millionen Dollars einkassiert. Und auch damit könnten wir sofort wieder England einen Dienst erweisen. — Das alles sagen sich auch die christlichen Redakteure unseres Landes, wenn sie es auch nicht so unverblümt aussprechen, wie wir es hier für sie getan haben.

Es gibt aber noch einen andern Hauptgrund, weshalb die amerikanische Presse, weltliche und christliche, mit aller Macht für England ist. Es ist eine heilige Zweiheit von Gründen: Die Vorherrschaft des englischen Namens und die Vorherrschaft der sogenannten Demokratie. An das Britentum und an die demokratische Verfassung ist aller Fortschritt für die Welt wie für das Reich Gottes gebunden. Die Demokratie ist ein Schibboleth, ein Dogma der Intoleranz. Die Demokratie ist die allein seligmachende Regierungsform — wobei man England trotz seines Königs und seiner Adelsherrschaft als vorbildlich demokratisch orthodox anerkennt — und Präsident Wilson der unfehlbare Papst der Demokratie. Vergleicht man die modernen Demokratieen miteinander, so findet man, daß sie unter einander gerade so verschieden sind, wie die Monarchieen untereinander verschieden sind, und es bleibt als übereinstimmendes Programm, als Ideal und Quintessenz der Demokratie diese Dreiheit: 1) Breiteste Beteiligung des Volkes an den Regierungsfunktionen und an den großen nationalen Entscheidungen — und gerade dieses wesentlichste Prinzip wird in sämtlichen großen De-

mokratien nur unvollkommen durchgeführt, am unvollkommensten vielleicht bei uns. 2) Direkte Wahl der verantwortlichen Beamten durch das Volk mit lebhafter Rotation der Aemter. 3) Nichteinmischung der Regierung in die privaten Betätigungen. Das christliche Urteil sollte sich aber nicht dadurch leiten lassen, ob ein fremdes Staatswesen diesem oder einem andern Schema entspricht, sondern davon, welche Früchte dasselbe aufzuweisen hat. Die deutsche Monarchie, die viele Züge mit unserer Republik gemein hat und auch wieder viele entgegengesetzte Züge hat, erzielt auf allen Gebieten die größten Leistungen, namentlich auch auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt. Das geht freilich nicht ohne Einmischung der Behörden. Aber dafür ist eine verhältnismäßig sehr gleichmäßige Verteilung der Volksgüter erzielt, die Plutokratie ist eingedämmt, der ökonomisch Schwache geschützt und versorgt. In unserer Republik aber wird trotz der demokratischen Einrichtungen die eigentliche Macht durch das Kapital ausgeübt und die Nichteinmischung der Regierung wirkt zum Vorteil der Reichen und zum Nachteil der Armen. Aber auch gegen diese Erkenntnis verschließt sich das amerikanische Kirchentum, wenn Krieg gegen Deutschland in Sicht ist. Dem Namen nach herrscht das Volk, das ganze Volk; in Wirklichkeit haben wir drei Herren: den Präsidenten, das Kapital und Neuengland. Die karussellartige Rotation der Aemter ist eine stete Quelle der Verschwendung, Korruption und Untüchtigkeit (inefficiency), und die direkte Wahl eines Parteimannes zum Präsidenten macht es möglich, daß er zum Autokraten wird, der dem Willen der überwältigenden Volksmehrheit Hohn bietet, und macht es unmöglich, daß sich eine energische, unabhängige öffentliche Meinung bildet, und gerade auf eine starke, möglichst parteilose und daher klare öffentliche Meinung als auf einen erstklassigen sittlichen Faktor sollte das Kirchentum großes Gewicht legen. In der Parteifreiheit der öffentlichen Meinung ist uns Deutschland überlegen, im Gesetzwesen, in der Handhabung der Gesetze und in der Achtung vor dem Gesetze unübertroffen. Sollte durch solche und andere Vorzüge Deutschlands für einen christlichen Beobachter nicht das Fehlen der patentierten Demokratie einigermaßen ausgeglichen werden? Aber man will mit aller Gewalt einen Kasus gegen Deutschland finden, und wenn man weiter gar nichts mehr weiß, dann schimpft man das deutsche Staatswesen eine Autokratie, in getreuem Echoismus der weltlichen Presse.

Die amerikanische Freiheit mit ihrer theoretischen Gleichheit hat ihre Schattenseiten und die deutsche Freiheit mit Autorität hat ihre Lichtseiten.

Bei keinem Staatswesen verschwindet der Unterschied zwischen Regierenden und Regierten, und nur der demokratische Phrasenmacher kann das Gegenteil behaupten. Namentlich zwischen Demokratie und konstitutioneller Monarchie ist kein so großer Unterschied mehr. Unsere Demokratie ist einfach eine Wahlmonarchie, und sie kann auch nicht ohne Adel auskommen; sie hat davon zwei Sorten, den Geldadel und den Aemteradel, neben welchen beiden Klassen der Geistesadel gar nichts zu

bedeuten hat, und ein Volksteil, der in beiden Adelsklassen nicht vertreten ist, ist down and out. Es gibt kein System, das schon durch seinen Mechanismus eine gottgefällige praktische Staatsordnung erzeugte; es kommt überall auf den Geist und auf die Persönlichkeit an, und nur die absolute Monarchie ist prinzipiell zu verwerfen, weil ihr das Korrektiv der Publizität fehlt. Viel mehr als diese legalisierte Publizität hat schließlich die sogenannte Volksvertretung in keinem Lande und bei keinem Staatswesen zu bedeuten. Eine eigentliche Vertretung gibt es bei irgendwelchen Regierungshandlungen so wenig wie bei der Heirat. Nur der eine, der die Braut hat, ist der Bräutigam; töricht sind die anderen Bewerber, wenn sie sich einbilden, sie seien auch Bräutigam, weil der Bräutigam ihnen je ein Bild der Braut frankiert zugeschickt hat.

Ein solcher Narr war bisher der Deutschamerikaner. Jetzt wird ihm die Quittung darüber eingehändigt in dem fanatischen Deutschenhaß eines Wilson und eines Roosevelt und in dem Verlangen, das auch in der kirchlichen Presse immer wieder gestellt wird, daß der Bindestrich fallen muß, daß es nur Nuramerikaner geben darf. Der Sinn (wir haben ihn wohl verstanden) ist der, daß der Bindestrich des Deutschamerikaners fallen muß. Sie selbst, die Heuchler, die Amerikas Interessen an England verraten und preisgeben, nennen sich mit Stolz die Nuramerikaner. Aus dem gleichen Grunde, aus welchem die humanen Engländer sich rühmen können, noch keine Lusitania versenkt zu haben, haben es die Angloamerikaner nicht nötig, ihren Bindestrich zu betonen, weil sie nämlich schon alles kontrollieren. Es ergibt sich nun für den denkenden Menschen die Konsequenz, daß man, um ein Nuramerikaner zu heißen, ein Nurbritischamerikaner sein muß, daß man, um bindestrichlos zu scheinen, den britischen Bindestrich immer als Uhrkette, noch besser als Halskette mit Nasenring zur Schau tragen muß. Hätten wir im Kongreß dem Neuengland, das Neuschwaben in Michigan, Neupommern und Neumecklenburg in Illinois und Wiskonsin entgegenzusetzen, hätten wir eine unserer Zahl proportionale Anzahl chrarakterfester Deutschamerikaner (die britisch assimilierten schaden uns nur) in den wichtigeren öffentlichen Stellen, so würden wir jetzt nicht in dieser maßlosen Weise angepöbelt. Wir mit unsrer angeblich autokratisch befangenen Vorgeschichte könnten dann den patentierten Demokraten noch ein Licht über Demokratie aufstecken; wir könnten dafür eintreten, daß alle Nationalitäten in unserm Lande, und nicht nur die eine der Briten, an der Regierung sich beteiligen, nicht nur ein Stand, der Advokatenstand, sondern auch die Landwirte, die Lehrer und Geistlichen, die Arbeiter und Fabrikanten, wie es in dem verschrieenen Deutschland der Fall ist; wir könnten dafür eintreten, daß es dem Präsidenten unmöglich gemacht wird, den ganzen Kongreß und das ganze Volk auszuschalten, wir könnten dafür eintreten, daß seine Macht auf die des angeblich autokratischen deutschen Kaisers reduziert würde. Die Presse, die den Bindestrich der Gälisch-Amerikaner nicht anzutasten wagt, würde auch den unsern in Ruhe lassen, und die kirchliche Presse würde vielleicht an unserm alten Vaterlande etwas zu loben finden.

In der nationalen Politik spielen wir Deutschamerikaner absolut keine Rolle. Wir kommen für die Machthaber nur als Stimmvieh in Betracht. Der Weltkrieg wird hoffentlich den Abschluß dieser unwürdigen Periode in der Geschichte der Deutschamerikaner bezeichnen.

Für unsere bisherige Untätigkeit in der nationalen Politik gibt es viele Gründe, darunter auch partielle Entschuldigungen, zu viele, als daß wir sie hier im Zusammenhang eines Artikels über die christliche Presse alle aufzählen könnten. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß wir sogar Wilhelm den Zweiten und Dernburg zu unserer Entschuldigung anführen können, weil die in ihrer übereifrigen Verbeugung vor den Yankees uns den Bindestrich nehmen wollen, wo es doch sonnenklar ist, daß das „deutsch" in deutschamerikanisch keine politische, sondern nur eine sprachliche, ethnologische und kulturelle Bezeichnung ist. Niemand nimmt an dem Bindestrich des Deutsch-Schweizers, des Französisch-Schweizers, oder des Französisch-Kanadiers Anstoß. Warum soll allein der Deutschamerikaner auf den Bindestrich, der allein die deutliche Beschreibung vermittelt, verzichten?

Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund gibt die rechte Antwort darauf. Aber er ist noch zu jung und kann nicht mit einem Schlag die Folgen unserer langgeübten politischen Bescheidenheit und Untätigkeit auswischen. Wenn er in der Zukunft nichts Nennenswertes ausrichten sollte, so sind hauptsächlich die Kirchendeutschen daran schuld, die sich immer noch nicht in Masse dem Bund anschließen wollen. Ueber die Haltung der kirchlichen deutschamerikanischen Presse ist nur Lobenswertes zu sagen: in geschlossener Phalanx tritt sie für Wahrheit und Recht ein und gegen die angloamerikanische Heuchelei auf. Nur sollte sie noch mehr auf den Zusammenschluß aller Deutschamerikaner hinarbeiten. Auch unsere deutsche Kirche leidet unter der politischen Ohnmacht des Deutschamerikanertums, und im Falle eines Krieges zwischen Amerika und Deutschland könnte es ihr leicht passieren, daß ihr der Gebrauch der deutschen Sprache im Gottesdienst untersagt würde; von den angloamerikanischen Kirchen hätte sie keinerlei Hilfe zu erwarten; die warten schon längst ungeduldig auf die völlige Anglisierung der deutschen Kirchen. Da die Deutschamerikaner, obwohl sie das größte aller Bevölkerungselemente bilden, in der nationalen Politik entweder gar nicht vertreten oder durch wenige britisch assimilierte Renegaden zertreten sind, so können sie nur Mißachtung und gegebenenfalls Bedrückung erwarten.

Entschieden weisen wir den Vorwurf zurück, wir hätten einen Keil ins amerikanische Volksleben getrieben; das haben die nurbritischen Nuramerikaner getan. Auch in das amerikanische Kirchentum ist der Keil getrieben worden, iedem die kirchliche Presse unseres Landes in erster Linie britisch und erst in zweiter Linie christlich ist, indem sie nicht nur kein Verständnis hat für Deutschlands Notlage und keine Anerkennung für seinen beispiellosen Heldenkampf, sondern direkt unaufrichtig ist, um England zu helfen. Die amerikanische Heuchelei ist dabei viel unsinniger als die britische, da die amerikanischen Heuchler durch die

Vernichtung Deutschlands bei weitem nicht das glänzende Geschäft machen könnten wie die britischen Heuchler, und durch die den Engländern geleistete Hilfe vielmehr sich selber ins Fleisch schneiden und sich an England und Japan ausliefern. Wir nehmen es der kirchlichen Presse unseres Landes sehr übel, daß sie gegen Englands energisch betriebenen Plan, die deutsche Nation auszuhungern, nichts Ernstliches einzuwenden hat, oder wenn sie dies als ein erlaubtes Kriegsmittel gelten läßt, den Deutschen die einzig mögliche Abwehr durch den Tauchbootkrieg nicht zubilligen will. Wir müssen es ihr zum schweren Vorwurf machen, daß sie keine Anstrengungen macht, sich allseitig zu informieren und die andere Seite zu hören. Aber selbst dieser sonst unersetzliche Mangel ließe sich beim Weltkriege schon durch die bloße Anwendung von Gedächtnis, Verstand und Gerechtigkeitsgefühl bedeutend ausgleichen. Wenn unsere angloamerikanischen kirchlichen Führer sich ein ehrliches Urteil über Recht und Unrecht bilden wollen, brauchten sie sich nur daran zu erinnern, daß der englische Staatsminister das Parlament schließlich mit dem aussichtsreichen Versprechen zum Kriege willig machte: „Wenn wir in den Krieg eintreten, haben wir kaum mehr zu leiden und einzusetzen, als wenn wir neutral bleiben; aber das Geschäft, das wir dabei machen, ist ein unübersehbar großes.“ Oder sie brauchten nur an den Widerspruch zu denken. der zwischen den früheren und den späteren Auslassungen des offiziösen und offiziellen London besteht. Im Anfang des Krieges wurde die Meldung ausgegeben: „Der Kaiser ist plötzlich verrückt geworden, so hat er in einer Art Selbstmordmanie den Krieg angefangen; die Uebermacht der Alliierten ist eine so erdrückende, daß seine völlige Besiegung in kurzer Zeit sicher eintreten muß.“ In einzelnen Kirchen der englischen Staatskirche hat man aus christlichem Mitleid öffentlich für den leider verrückten deutschen Kaiser gebetet. Und nun welch große Wandlung! Als die Verrücktheit des Kaisers und der ganzen deutschen Nation zu viel Methode zeigte, als sie sich als ganz verzweifelt vernünftig erwies, als es mit der Vernichtung trotz aller Uebermacht nicht vorangehen wollte, da wurde die entgegengesetzte offiziöse und offizielle Meldung ausgegeben: „Der Kaiser ist mit voller Berechnung und mit Uebermacht gegen die nichtsahnenden Alliierten losgebrochen und zur Verknechtung der ganzen Welt ausgezogen; auch Amerikas Freiheit ist in Gefahr.“ Und mit derselben gläubigen Andacht, mit der man in Amerika das erste Orakel aus London aufgenommen hatte, wurde auch das zweite genau entgegengesetzte aufgenommen. So was nennt sich Vernunft! Und die zynische Rechtfertigung des englischen Eintritts in den Krieg durch die Aussicht auf das beispiellos glänzende Geschäft machte auf die christlichen Redakteure gar keinen peinlichen Eindruck. Und so was nennt sich christliche Presse! Die christliche Presse ist eben auch nur ein Teil der Landespresse und kann sich dem Einfluß der weltlichen Presse nicht ganz entziehen, selbst wenn sie wollte. Sie will aber gar nicht. Die durch das extreme Parteiwesen in der Politik bedingte Unklarheit und Un=

selbständigkeit, ja Hilflosigkeit der öffentlichen Meinung überträgt sich auch auf die kirchliche Presse, wird auch ihr zu einer sittlichen Gefahr. Sie sagt nicht viel dazu, daß England keine Hospitalmittel nach Deutschland und keine Lebensmittel nach Polen hineinläßt; sie findet kein großes Unrecht darin, wenn England ohne alle Not völlig unbewaffnete Handelsdampfer und Hospitalschiffe torpediert; sie findet nichts Unehrenhaftes darin, daß England durch Hunger statt durch Waffengewalt eine ganze Nation besiegen will.

Alle Redakteure müssen Diplomaten sein; das bringt ihr Beruf mit sich, und der Deutschenhaß ist nun einmal hoffähig und die wahnwitzigste Britenfreundschaft. Wir dürfen aber nicht von der Presse, ob weltlich oder kirchlich, ohne weiteres aufs Volk schließen, von den Schreiern nicht auf die Stillen im Lande. Die retten für uns die Situation. Wenn unsere Regierung sich unter den frömmsten Phrasen vor Baal beugt und im Namen der Gerechtigkeit eine Ungerechtigkeit nach der anderen begeht und die kirchliche Presse vielfach dazu Beifall klatscht, das Volk, besonders das christliche Volk, denkt vielfach anders. Die kirchliche Presse ist noch nicht die ganze Kirche. Hat das offizielle Kirchentum versagt, so ist der christliche Geist erst recht tätig geworden und in den vom Kriegssturm heimgesuchten Ländern geht ein Pfingstsäuseln durch die Herzen. Haben die kirchlichen Führer in den neutralen Ländern vielfach den christlichen Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit verraten, so haben die Geführten sich vielfach von solcher Führung innerlich emanzipiert. Ist das Kirchentum bei vielen in Mißkredit gebracht, so hat das Christentum als elementare Macht und als die Religion par excellence auch wieder seine Berechtigung erwiesen und seine weltüberwindende Kraft offenbart. In vielen Tausenden von Menschenherzen ist es wieder eine lebendige Macht geworden. Viele haben ihren Gott und Heiland wieder gefunden. Ja, mancher, der an keinen Gott mehr glaubte, ist jetzt angesichts der Macht der Lüge bereit, auch an den persönlichen Teufel zu glauben. Und trotz allem kann man sagen, daß der christliche Geist die erste Großmacht ist. Auf ihn ist auch das allgemeine Streben nach Milderung der Schrecken des Krieges zurückzuführen; hier hat der gesteigerte Wille zur Erhaltung, Schonung und Pflege des Individiums im Kriege wie im Frieden seine letzte Wurzel und nicht in den ökonomischen Rücksichten. Man schelte auch nicht den jetzigen Krieg teuflisch wegen der schrecklichen Waffen der Zerstörung; die spiegeln ja einfach die leistungsfähigere Technik wieder. Selbst die allgemeine Verwunderung darüber, daß die christlichen Nationen einander zerfleischen, bei vielen freilich ein Ausdruck des Hohnes, ist bei andern ein Ausdruck des christlichen Gefühles und eine indirekte Anerkennung des Christentums als einer sittlichen Lebensmacht, von der man freilich mehr erwartet hätte.

Erfassen wir den Sinn der außerordentlichen Zeit und schicken wir uns in die Zeit; denn es ist böse Zeit. Wo das Hinnehmen des Backenstreiches ein Bekenntnis ist, da wollen wir ihn hinnehmen; wo es aber

Verrat wäre, da wollen wir den Streich abwehren, und wo das Zeugnis den Kampf verlangt, da soll er uns gerüstet und auf dem Posten finden.

Das Unglück ungerechter Regierungen.

Für den Kenner der biblischen Geschichte ist es eine wohlbekannte Tatsache, daß gottlose und ungerechte Regenten dem Volk Unglück brachten, daß auch die sogenannten falschen Propheten das Volk in seinem sittlichen Urteil irre führten und so die Masse mit hineinverstrickten in die Ungerechtigkeit und den Abfall vom göttlichen Recht und der Wahrheit.

Der Weltkrieg hat es dem alten Mörder von Anfang (Joh. 8, 44) ermöglicht, seine höllischen Lügeneier in die Regierungskabinette großer Länder zu legen und diese Lügenbrut auszubrüten. Von diesen Kabinetten ist nun eine Lügenatmosphäre ausgegangen über das ganze Land und hat den geistigen Luftkreis des Volkes vergiftet mit höllischen Lügen und Rechtsverdrehungen. Dazu haben die falschen Propheten, die Lügenzeitungen wacker mitgeholfen, das Urteil irre zu führen und eine dicke Lügen- und Stickluft voll Haß und Ungerechtigkeit zu schaffen.

Für ein klares christliches Gewissen ist es vielfach unfaßbar, wie ein Mann, der doch ein Christ zu sein beansprucht, so frech der Wahrheit ins Gesicht schlagen und sagen kann: Wir sind neutral. Das ist eine gemeine und bewußte Verdrehung der Tatsachen und Verleugnung der Wahrheit, die sicher ein Gericht nach sich ziehen wird. Denn noch heute gilt das Wort: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Und auch das andere, das dem Rechtsverdreher Gottes Gericht androht, Jes. 5, 20. 23. Eine Nation, die von solchen Fälschern der moralischen Begriffe beherrscht wird und ihnen gar zujauchzt, wird mit vom göttlichen Gericht betroffen, das zuletzt sicher kommt, wenn das Volk nicht Buße tut. Wie falsch und verlogen unsere Regierung immer wieder ihre Neutralität verkündigt, ist zu ersehen aus folgendem Zeitungsabschnitt:

Professor Eliots Kriegslust.

Charles W. Eliot, der frühere Präsident von Harvard, erneuert in einem langen „Times“-Artikel seine Forderung, daß die Vereinigten Staaten auf der Seite von England und Frankreich sich an dem Weltkriege beteiligen müßten.

Es gibt Menschen, die nie zufrieden sind. Zu diesen gehört offenbar der alte Herr Eliot.

Die Vereinigten Staaten liefern den Alliierten Munition, Kanonen, Flugzeuge, Unterseeboote, Lebensmittel, Automobile, Geld, Pferde, Kupfer, Oel und Kohlen.

Außerdem liefern die Vereinigten Staaten den Alliierten kämpfende Männer, die in den Schützengräben Frankreichs ihr Leben einsetzen. Unsere Regierung fördert die Rekrutierung nach Kräften. Die briti-

schen Werber können hier ungehindert ihre Tätigkeit ausüben. Ein Mitglied des Wilsonschen Kabinetts ist sogar so nett gewesen, in seiner Zeitung einen fulminanten Aufruf zu veröffentlichen, in dem jedem echten Amerikaner klar gemacht wurde, daß es seine Pflicht sei, sich für die Alliierten-Armeen anwerben zu lassen.

Wenn die große Mehrheit der Amerikaner es für ihre Pflicht hält, auf Seite der Alliierten zu kämpfen, so hindert sie nichts, sich in den Krieg zu stürzen. Der britische Werber wird sie kostenfrei nach Canada befördern und unsere Regierung sorgt dafür, daß sie sicher über die Grenze kommen, wie sie auch dafür eintritt, daß sie später, wenn auch als Krüppel, ungehindert zurückkehren können, obwohl sie das amerikanische Bürgerrecht abgeschworen haben.

Man sollte glauben, mit der Hilfe, die die Vereinigten Staaten den Alliierten angedeihen lassen, könnte selbst ein so enthusiastischer Britenfreund wie Professor Eliot zufrieden sein.

(Deutsches Journal, N. Y.)

Die Lügenbrut in Washington, D. C., sollte endlich aufwachen aus dem Lügentaumel, ehe es zu spät ist und Gottes Gerichte unaufhaltsam herniederbrechen und die Lügner und Rechtsverdreher hinwegfegen. Hoffentlich wird die Novemberwahl gründlich abrechnen mit der Lügen- und Lästerbrut in Washington, die sich erfrecht hat, die Kinder einer ehrenwerten Mutter so frech zu beleidigen; ein Mann, der selbst als Hochverräter sollte unter Anklage kommen, hat es gewagt, die loyalsten Bürger des Landes, als Verräter zu verlästern. Es ist einfach eine Ehrensache, solchen Frevel mit allen legalen Mitteln, die das Gesetz uns in die Hand gibt, zurückzuweisen. Wer nichts auf seine bürgerliche Ehre hält und seine ehrenvolle Mutter von gemeinen Lästerbolden beschimpfen läßt, ohne sich für sie zu wehren, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn gemeines Lügenpack ihn der Verachtung preisgibt.

Wir waren lang genug Ambos, laßt uns die Sache endlich einmal umdrehen.

Wenn das Unglück der göttlichen Strafe über das Land hereinbricht wegen der schamlosen, ungerechten Regierung, so fällt die Verantwortung auf alle, die dem Frevel hätten wehren können und sollen, aber dafür zu indolent waren. Die Wahrheit und Gerechtigkeit über alles, nicht das widerlich heuchlerische Geschrei: America first, während derselbe Mann die besten Interessen des Landes und unbesteitbare Rechte preisgibt an seine britischen Vettern, die Allerweltsräuber.

Zur Kriegsliteratur.

Von Pastor M. Weber.

Unter der Menge der Schriften zur Kriegsliteratur dürften nachfolgende von besonderem Interesse für die Leser dieser Zeitschrift sein.

In dem Cyklus der kritischen Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Professor D. Kropatscheck, hat auch der scharfsinnige Professor D. K. Dunkmann sich vernehmen lassen. Sein Thema lautet:

Die Bibel und der Krieg. Einleitend bemerkt er, daß man die Bibel wohl unzähligemal in die Hand genommen habe, aber vielleicht nur selten und gar nicht darauf geachtet, welche große Rolle der Krieg in ihr spielt. Ist sie uns doch in erster Linie ein Buch, das den Frieden bringt, den die Welt nicht hat und nicht geben kann, der allein ihr wunderbares Eigentum ist. — Aber nicht nur die erbauliche Seite, sondern auch die Wissenschaft der protestantischen Bibelforschung hat wenig gerade die Seite der Bibel beachtet, nach der sie mit dem Krieg in besonders naher Berührung steht. Zwar hat sich der Forschung diese Tatsache in gewisser Hinsicht doch aufgedrängt; ist doch das hebräische Vokabularium überall voll von eigentümlichen Ausdrücken, die sich ausschließlich auf den Krieg beziehen und schallt uns doch fast auf allen Seiten des Alten Testaments der Krieg entgegen. Man hat sich aber vielfach nicht klar gemacht, daß dabei doch eine seltsame Frage auftaucht, die nämlich, wie sich denn die israelitische Religion zum Krieg verhält, wie sie sich damit verträgt, da sie doch eine Religion des Friedens ist und sein will. Man hat eine Entwicklung konstatiert, die von den ersten rohen kriegerischen Anfängen des Volkes Israel, als es noch ein Nomadenvolk gewesen sei, allmählich zu immer gesitteteren Formen entfaltet habe, bis sie im Christentum die rohe nationale Schale ganz abgeworfen habe und nun die Religion des Friedens geworden sei. Wie falsch und unhaltbar diese Konstruktion ist, sollen wir sehen, wenn wir die tiefen schwierigen Probleme, die mit unserm Thema enthalten sind, in aller Größe uns vergegenwärtigen, um zuletzt die so notwendige Antwort zu empfangen, die wir in den gegenwärtigen Kriegszeiten gebrauchen. Denn das ist ja keine Frage, daß wir, die wir zumal als Protestanten uns in allen Lebenslagen immer wieder an der Bibel zurechtzufinden suchen, jetzt unwillkürlich auch unsere Bibel um Antwort angehen, was sie uns vom Krieg zu sagen weiß, auf daß wir für uns und unsere Zeit wissen, was wir als Gottes Wort in diesen schweren Zeiten unserm Volk zu künden und was wir alle zu glauben haben.

Den tiefdurchforschten Inhalt seiner Schrift entfaltet er wie folgt.

I. Der Tatbestand.
   A. Das AlteTestament.
      1. Die Religion des Friedens.
         Die Schöpfung und der Krieg.
         Die Patriarchen und der Krieg.
         Die Propheten und Psalmen und der Krieg.

2. Die Religion des Friedens im Kriegszustand.
Die Entstehung des Volkes und der Krieg.
Der Gott Moses „ein Kriegsmann."
Jehovah ein Kriegsgott.
Krieg und Rachepsalmen.
Das mosaische Gesetz und der Krieg.
Die Epochen der Kriegsgeschichte Israels.

B. Das Neue Testament.
Der Messias als Friedefürst.
Jesus und die Propheten.
Jesus und das Spätjudentum.
Das Wesen der neuen Religion.
Die apostolische Verkündigung.
Das Christentum und das Nationalitätsprinzip.
Die römische Internationale und das Christentum.

II. Die Bedeutung des biblischen Tatbestandes.

Hier verweist der Verfasser zuerst auf ein 1908 erschienenes Buch, betitelt: Der Ursprung des Christentums, in welchem die These aufgestellt sei, daß Jesus von Haus aus den messianischen Krieg oder Volksaufstand gegen die römische Fremdherrschaft gepredigt habe und schließlich als Rebell den Märtyrertod gestorben sei. Demnach wäre das Christentum ursprünglich rebellische Religion der Empörung aus Motiven des religiösen Fanatismus. So verfehlt diese Darstellung vom Standpunkt einer materialistischen Geschichtsbetrachtung ist, bemerkt der Herr Professor, so ist doch die Umkehr dieser These, wie sie von anderer Seite vorgetragen wurde: „Der messianische Krieg," nicht weniger verkehrt zu nennen. An beiden Konstruktionen haftet der gleiche Fehler. Man versteht den inneren Charakter der jüdischen Religion nicht, und man versteht ihn darum nicht, weil man überhaupt die Religion nicht versteht. Des Raumes wegen müssen wir leider davon Abstand nehmen, die scharfen Gedankengänge des Herrn Verfassers weiter zu verfolgen. Doch seine Schlußsätze wollen wir noch erwähnen, da sie zusammenfassen, was uns in die Bibel tiefer einführt und sie von einer vergessenen Seite wieder ins Auge zu fassen lehrt. Sie kann uns jetzt gerade wieder ans Herz wachsen. Hätten wir die Bibel jetzt nicht, wir würden den Krieg einer Welt gegenüber hoffnungslos führen. Es ist eine unergründlich tiefe und unüberbietbar hohe Auffassung, die uns die Bibel nahe legt in diesen ernsten schicksalsschweren Zeiten! Wer sie durchdenkt, wird immer mehr staunen über die Größe und Weite, die Höhe und Tiefe der biblischen Religion. Der Krieg wird gegenwärtig zur Feuerprobe aller unserer modernen Anschauungen. Er wird dabei der Zertrümmerer aller unbiblischen Weltanschauungen, wie er selbst ein Zertrümmerer und Zerstörer alles Ungöttlichen auf Erden ist. Daß von Gott der Krieg kommt, zum Gericht und doch zum Heil, das ist biblische Anschauung, biblischer Glaube, den wir jetzt nötig haben. Diese gehalt=

volle Schrift zum Preise von 60 Pfennig ist verlegt bei Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde.

Bei C. Heymanns Verlag, Berlin, sind „Deutsche Reden in schwerer Zeit“ in Druck erschienen. Unter den zwölf Heften derselben, gegenwärtig mögen noch mehr vorhanden sein, sind uns besonders zwei von Interesse für die Leser der theologischen Zeitschrift. So die Rede des berühmten Kirchenhistorikers D. A. v. Harnack.

„Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen.“

In kurzen und schlichten Worten versucht er diese beiden Fragen zu beantworten. Indem er die erste Frage der Beantwortung unterzieht, will er nur flüchtig auf das Aeußere blicken im Hinweis auf den Weltkriegsschauplatz, da Belgien und Nordfrankreich besetzt ist. Dann richtet er das Augenmerk nach dem östlichen Kriegsschauplatz hin, wo Siege gefeiert worden sind, wie sie die Weltgeschichte seit den Tagen von Cannae nicht gesehen hat. Auch der Evangelischen Oestreich-Ungarns, des treuesten und starken Bundesgenossen, gedenkt er. Aber vor allem liegt ihm an der Beantwortung der Frage: Was haben wir im Innern bereits gewonnen, was uns unverlierbar und unentreißbar ist? Erstens: Wir haben ganz neu gewonnen unser liebes, teures, herrliches Vaterland. In der feurigen Bereitschaft: „Für das Vaterland jeden Mann und jeden Groschen,“ zerschmelz alles Eigensüchtige und Parteimäßige, und als eine große Realität stand einzig da das Vaterland. Jetzt haben wir unser Vaterland, in jedem einzelnen lebt es; es ist auf einmal die große Wirklichkeit geworden.

Das ist das erste, was uns der Krieg gebracht hat und noch weiter bringen wird. Ferner aber, was etwa seit zwei Jahrhunderten als Ziel politisch-sozialen Lebens über der westeuropäischen Menschheit geschwebt hat: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Der berühmte Historiker bezeichnet es als einen Irrtum, daß die französische Revolution diese drei großen Töne angeschlagen haben sollte. Er sagt vielmehr, daß auf dem harten Boden der Kirche Calvins sie zuerst laut geworden seien. Die frommen Puritaner, Cromwells Scharen, haben diese Ideen als die hohen Ziele und Kräfte eines Volkes herausgearbeitet, und von ihnen über Amerika sind sie dann nach Frankreich und weiter gekommen.

Wir wissen: Diese drei Worte sind entweder gar nichts, ein oberflächliches Gerede, ein leerer Schall und eine schwere Irreführung, oder aber, wenn sie im tiefsten Sinn erfaßt und auf ihre Wurzeln zurückgeführt worden, sind sie in der Tat die großen Ziele, zu denen sich zu entwickeln eines Volks und einer Menschheit würdig ist. Die wahre Freiheit hat in einem kräftigen Strahl unsere Herzen wieder berührt. Wir haben sie gewonnen. Weder Knechte des Auslandes, noch Knechte im Innern wollen wir sein. Alles Knechtigsche liegt unter unserm Fuße. Der Wille, unsere Freiheit zu halten, hat sich schon unwiderstehlich gezeigt und wird sich nicht niederwerfen lassen. Sodann Gleichheit. Wir haben einen großen Gleichmacher, das ist der Tod. Traurig aber

ist es, wenn es in der Gesellschaft, im Volke keinen andern Gleichmacher gibt als den Tod. Aber jetzt ist ein anderer Gleichmacher aufgestanden: der Krieg. Warum ist er es? Weil es in dem Kriege hervortritt für alle gleich: Du mußt unverbrüchlich gehorchen. Aber bei der Besprechung von Gleichheit, die durch den Krieg gewonnen, ist doch noch etwas Höheres gemeint.

Dabei wird zunächst auf den doppelten Beruf verwiesen, in dem wir stehen. Dem äußeren Beruf nach sind wir mehr oder weniger von einander geschieden und getrennt. Nicht aber dem zweiten verborgenen Beruf nach. Wir sollen Menschen sein, an unserm Teile die Idee des Menschen, des Gottesmenschen. In diesem zweiten Berufe sind wir alle gleich, was wir auch sonst sein mögen. Freilich in den matten Zeiten des Friedens werden wir in diesem zweiten Beruf sehr leicht matt. Aber jetzt ist es anders. Jetzt ist er hervorgebrochen und hat uns alle erfaßt, gereinigt, gleich gemacht. Wir sind uns alle viel näher gekommen und stehen alle zusammen auf einer Stufe. In dem Beruf, nun fürs Vaterland und für jeden Mitbruder das Beste zu tun, sind wir alle gleich. Damit ist dann schon das Dritte gegeben, nämlich die Brüderlichkeit und Einigkeit, was wir gewonnen haben. Opfer, Genugtuung, Stellvertretung treten jetzt wieder hervor und begründen unter uns eine neue Blutsverwandschaft und Brüderlichkeit. Wie hat doch bei denen, die zu Hause bleiben mußten, das große brüderliche Geben begonnen. Das ist noch ein anderes Geben als zu Weihnachten. Dieses Geben, dieses Opfern, diese Stellvertretung macht in neuer Weise zu Brüdern und Schwestern. Das Wort: Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Brüder, ist nun Wirklichkeit geworden, es quillt auch aus ihm im kleineren ein Strom von Herzlichkeit und Güte. Aber nicht nur die Gefallenen bringen das große Todesopfer, die durch den Tod betroffenen Gattinnen, Mütter, Brüder und Schwestern bringen es mit. Es geht ein Schwert durch ihre Seele, wie bei jeder großen Erlösungstat. Aber ihr Herz bricht nicht und stirbt nicht; denn in dem großen: „Für euch," trägt und stützt einer den andern, und der gemeinsame Schmerz eint uns alle. In ihm sind wir alle Brüder und Schwestern. So darf man sagen, haben wir im tiefsten jene herrlichen Güter gewonnen, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und in ihm lebt und strahlt unser teures Vaterland. Doch ist noch eins zu sagen, was wir gewonnen haben. Nicht das Kirchengehen, denn seit Ausbruch des Krieges füllten sich die Kirchen, sondern das entscheidende, daß wir tiefe Frömmigkeit wiedergewonnen. Und das ist doch sicher das Größte, was überhaupt zu gewinnen ist. Von diesem Standpunkt aus weiß man, daß der Tod nicht der Uebel größtes ist, denn wir schauen auf ein ewiges Reich, dessen Bürger wir sind. Die Wirklichkeit aller hohen Dinge — sie hat uns der Krieg nähergebracht und unsere Seele ist erfüllt von ihnen. Ein ganzer Chor von Kräften ist gewonnen worden, sodaß nun aus diesem reichfließenden Born geschöpft werden kann: das große Geben, das große Opfer, das große Glauben, das große Vertrauen, die

große Liebe. Weil wir alles verlieren können, setzten wir für einander auch alles ein. Auf diese Höhe hat uns der Krieg gehoben. Wie wunderbar ist das! Wie viele Stricke, die unsere wahre Freiheit zum Guten fesselten, sind gelöst. Das ist was wir gewonnen haben.

II. Was haben wir noch zu gewinnen?

Nun erstlich, wir haben das zu gewinnen, daß wir das, was wir in diesem Kriege erleben, nie wieder zu erleben brauchen, das heißt: der Friede muß so geschlossen werden, daß wir und unsere Kinder und Kindeskinder im Schatten dieses Friedens ruhig arbeiten und schaffen können. Das sind wir unsern Toten schuldig. Wie der Friede im einzelnen zu schließen ist, bleibt ganz dahingestellt. Unsere Losung muß lauten: Wir wollen und dürfen das nicht wieder erleben! Das Zweite, was wir gewinnen müssen, das ist Ausdauer und freudige Zuversicht bis zuletzt, bis zum Ende des Krieges. Das Dritte aber, was wir noch gewinnen müssen, zumal wenn der Friede kommt, ist mehr Verträglichkeit und mehr Duldung und Versöhnlichkeit unter einander. Halten wir im Krieg jetzt so einmütig zusammen, wissen wir, daß die höchsten Güter uns allen gemeinsam sind und turmhoch über den Parteien stehen, so müßte schon die leiseste Erinnerung daran im Frieden das Parteigift austreiben. Dazu möge auch die Presse helfen, die auch Schuld an der Parteivergiftung trug. Auch sie, die Presse, muß aus dem Krieg lernen.

Weiter: wie wir immer Parteien haben werden, so werden wir immer verschiedene Stände haben. Aber eins braucht nicht wiederzukommen: Der Kastengeist. Dieser Kastengeist, diese patriarchalische Begönnerung, aber auch jener unhumane Geist, der zuerst auf den Stand und dann erst auf den Menschen sieht, er muß aufhören. Wir haben zusammen gestritten und gekämpft auf einer Stufe. Also müssen wir jetzt so weit kommen, daß ein jeder in dem andern, weß Standes er auch sei und was sein Beruf sein mag, den gleichwertigen Mitbürger sieht — bis er unzweideutig vom Gegenteil überzeugt. Wir müssen gewinnen, daß wir nicht so leichtmütig und unbesorgt auf allerlei Pikanterien u. s. w. im Leben, in der Schaustellung und Lektüre und in der Mode eingehen; denn ehe wir's uns versehen, kommen wir dadurch in den Schmutz, den wir doch nicht wollen. Es sind schlimme Dinge, die man in der Oeffentlichkeit nicht gerne behandelt, die aber bekannt sind. Wir müssen uns geloben, das Gemeine nicht mehr haben zu wollen. Wir wollen aus guten und reinen Quellen Anregung, Kraft und Freude schöpfen — wenn wir das gewinnen, dann wäre es eine Lust zu leben.

Zum Schluß bemerkt der Verfasser mit großer Emphase noch: Dieser Krieg hat gezeigt und wird noch zeigen — das dürfen wir ohne Ueberhebung sagen — daß die Nation, welche die größte sittliche Kraft entwickelt und die strengste Disziplin ausgebildet hat, den Sieg behält.

3. Der Krieg und die Religion, von Prof. D. A. Deißmann ist auch eine der deutschen Reden in schwerer Zeit.

Der Krieg und die Religion in ihrer Zusammenstellung sind geeignet, auf manchen den Eindruck zu machen, wie etwa das Thema: „Der Mörser und die Kathedrale." Höchstens ein Verhältnis der beiden Größen wird zugegeben, das Verhältnis der sich ausschließenden Gegensätze: die Religion ist der flammende Protest gegen den Krieg, und der Krieg ist der schmähliche Bankerott der Religion; die Kriegsartikel und das Vaterunser stammen aus zwei unüberbrückbaren von einander geschiedenen Welten. Eine derartige Kritik seines Themas beruht keineswegs auf Empfindungen, denen er seine Achtung versagen würde, denn sie liegen im Hintergrunde der eigenen Seele. Das Problem „Krieg und Religion" in seiner ganzen Tragweite gedanklich durchzuarbeiten, bietet beträchtliche Schwierigkeiten. Es handelt sich um eins der großen Probleme der theologischen und der philosophischen Ethik, und zu den Gedankenmassen, die es in der Literatur erzeugt hat, haben die Größten ihren Beitrag gegeben. Verfasser wagt es nicht, zu diesen sich zu gesellen. Offen gesteht er: Ich für mein Teil kann jetzt nicht über den Krieg und die Religion theoretisch reden. Wenn ich den Boden unter meinen Füßen erzittern fühle, dann renne ich nicht nach den Büchern, um mich über das Wesen vulkanischer und tektonischer Erdbeben zu unterrichten und mir selbst eine haltbare wissenschaftliche Meinung über das Ereignis zu bilden, sondern ich erlebe das Ereignis mit. So schweigt bei mir, und gewiß auch bei anderen, jetzt, wo der Krieg über uns gekommen, das theoretisch-wissenschaftliche Interesse völlig. Der Krieg und die Religion schweben heute nicht im Aether der wissenschaftlichen Reflexion, sondern sind uns Komplexe ungeheurer lebendiger Energien, die bei Tag und Nacht unser Selbst als hehre Gegenwart erschüttern, aufwühlen, umgestalten.

„Der Krieg und die Religion," dieses Thema bedeutet also die Betrachtung unserer Gegenwart von 1914 (Vortrag wurde am 12. November in Berlin gehalten), die Selbstbesinnung auf das große Erlebnis unseres vaterländischen Ringens, das der Welt eine Mobilmachung nationaler und religiöser Kräfte gezeigt hat, wie sie bis dahin niemals geschaut werden konnte.

Die Aufgabe ist ihm die, die Wechselwirkung dieser jetzt eben wuchtig schwindenden Kräfte des Krieges und der Religion zu betrachten und sucht sich in der unermeßlichen Fülle der Tatsachen zurecht zu finden, in dem er zwei Fragen stellt:

I. Was leistet der Krieg der Religion? und

II. Was leistet die Religion dem Krieg?

I.

Negativ und positiv sind die Wirkungen des Krieges auf die Religion ganz beträchtliche. Zunächst sind es die negativen Wirkungen, denen wir unser Auge nicht verschließen. Der Krieg hat vieles zerstört und zwar so zerstört, daß die Frage der Möglichkeit des Wiederaufbaus von unsern blutenden Gemütern jetzt kaum gestellt werden kann. Zer-

stört ist ein großes Stück der internationalen christlichen Gemeinbürgerschaft, nicht nur dadurch, daß der Krieg ein Ringen großer christlicher Nationen gegeneinander ist, sondern besonders auch dadurch, daß die Solidarität des Christentums als einer in der Millionenmasse des primitiven Heidentums missionierenden Propagandareligion erschüttert ist . . . .

Zu den Kriegsverlusten der Religion als Macht internationaler und sozialer Gemeinschaft kommen schwere Störungen auch beim Einzelmenschen. Es ist ganz zweifellos, daß für eine nicht geringe Zahl Einzelmenschen der Krieg wie eine religiöse Katastrophe gewirkt hat. Auch auf seinem eigensten Gebiet, auf dem Kampfesfeld, ist der Krieg ein Störer der Religion. Es gibt im Ringen Mann gegen Mann selbstverständlich Momente, wo alles andere ausgeschaltet ist durch den für Nichtkämpfer unausdenkbaren Ernst der Pflicht und urtümliche Instinkte, die triumphieren und triumphieren müssen über alle, auch über die religiösen Hemmungen. Aber dennoch wäre es ganz verkehrt, nun mit pharisäischer Tugendhaftigkeit Urteile zu formulieren über die verrohende Wirkung des Krieges. Man soll da die Krieger selbst hören. Beispiele mögen dafür sprechen, aber es fragt sich, ob diese Tatsachen genügen, um die Menschen, die im Kampfe roh erscheinen, für wirklich verroht zu erklären, vor allem, ob diese einzelnen typisch sind für das gesamte kämpfende Heer. Der Verfasser muß beide Fragen verneinen. Denn an jene Kämpfer im Granatfeuer und unter explodierenden Fliegerbomben kann unmöglich derselbe Maßstab angelegt werden, den wir selbst unter normalen Verhältnissen uns anlegen. Der größte Teil der im Kampfe an den Tag kommenden Derbheit ist einfach Reflexionserscheinung und überhaupt nicht meßbare Reaktion des erschütternden Nervensystems. Kehren dieselben Menschen aus dem Feuer zurück, vielleicht als Verwundete, wie kommen da die edlen Kräfte wieder zu Worte, wie dürsten da die allmählig zur Ruhe kommenden Seelen auch nach Kraft aus der Höhe. Verschiedene Beispiele führt der geehrte Herr Verfasser dafür an, die wir des Raumes wegen nicht widergeben können. Derselbe Krieg, sagt er in der Folge, der so manchen Besitz der Religion angetastet und zerstört hat, hat die Religion doch auch gesegnet und es sind die positiven Leistungen des Krieges für die Religion doch wohl stärker als seine negativen Wirkungen. Dieselbe vulkanische Kraft, die da und dort Quellen des religiösen Lebens verschüttet hat, hat auch hundertfach neue Quellen emporsprudeln lassen. Das gilt wieder bei den einzelnen, wie insgesamt beim ganzen Volke. Viele haben neben der Neuerweckung eine wundervolle Vereinfachung ihres Glaubens erlebt, eine Konzentration auf das Wesentliche, eine Verinnerlichung und dazu eine persönliche Läuterung. Die individuelle Frömmigkeit ergoß sich mächtiger als je zuvor in die Volksgemeinde, es ward die heimliche seelische Bewegung zu einem mächtigen Strome deutscher vaterländischer Religion. Dieses Kriegsgeschenk des Gottesfriedens ist ein uns anvertrautes Pfund für die Zukunft Deutschlands. Auch von den andern kriegfüh-

tenden Ländern ist Verfasser überzeugt, daß der Krieg beides: Störer und Wecker der Religion sei. Ein ganzes großes Kapitel, das er nur nennen und nicht besprechen kann, ist die religiöse Stellung des Islam im Weltkrieg. Es verbinden sich da die beiden Größen „Krieg“ und „Religion.“ Auch jetzt haben sie sich wieder verbunden. Aber es kommt darauf an, ob dieser Krieg die latenten seelischen Kräfte der Türkei aufzurütteln imstande ist, und ob diese Kräfte stark genug sind ihrerseits wieder dem Krieg zu leisten, was er von ihnen erwartet. Möge dieser Krieg auch für dieses Volk eine religiöse Erweckung im Gefolge haben. Erwähnt sei noch, daß der Krieg die Religion nicht nur geweckt, sondern inhaltlich beeinflußt hat. Dies beweist der Verfasser ebenfalls nach Begleiterscheinungen. Negativ und positiv wirkt der Krieg auf die Religion. Er stört sie, aber er weckt sie auch und stählt die ausgeglichene müde Religion des Alltags zur Religion der weltgeschichtlichen Zeit. Das ist es, was der Krieg der Religion leistet.

II. Was leistet nun die Religion dem Krieg?

Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die Religion den Krieg nicht verhindert habe, wie sie ihn in der Vergangenheit nicht verhindert hat und wie sie vieles nicht verhindern kann, was ihr nicht entspricht. Dies bekennt der religiöse Mensch mit Schmerz. Die Frömmigkeit hat ein Grauen vor dem Kriege. Und sicher haben auch der Kaiser und der Kanzler als religiöse Männer das tiefe Grauen empfunden, darum haben sie alles getan, um den Krieg zu vermeiden. Aber durch hinterlistige Verschwörung der Feinde ward der Krieg dem deutschen Reich aufgedrängt. Als aber der Krieg ausbrach, ohne daß die Religion ihn verhinderte, da segnete sozusagen die Religion die Kriegswaffe.

Eine wundersame Wechselwirkung des Empfangens und Gebens begann. Die Religion gab dem Kriege sozusagen die Kräfte ihres ganzen Wesens zurück. Die ganze ungeheure Liebes- und Hilfsarbeit in der Heimat und im Felde trat von allen Seiten in der verschiedensten Weise in Tätigkeit. Sie betätigte sich sogar — möchten wir hinzusetzen — über den Ozean herüber. Es ist wirklich so, was ein christlicher Schriftsteller gesagt, daß das Christentum die Kraftquelle ist für die Forderungen dieser Zeit. Die christliche Religion ist ein Dennochsglaube, sie verlangt ein Einsetzen der ganzen Persönlichkeit. Indem die christliche Religion aufgerufen ist, dem Kriege etwas zu leisten, so versagt sie nicht, nicht bei den Kämpfenden, aber auch nicht bei uns. Denn die Religion setzt uns nicht nur in den Stand, die Opfer zu tragen, sondern auch den Haß und die Verlogenheit der Feinde, die uns vor der ganzen Welt verleumden. Der Krieg und die Religion scheint so ein ehrlicher und fruchtbarer Austausch von hin- und herwogenden Kräften zu sein. In dieser Zeit offenbart sich die Religion der Kraft. Diejenigen, die hineingestellt sind in den Wechselstrom solcher Kräfte, dürfen Gott für ihr Geschick preisen.

Proskynese, Proskynein.

Diese zwei Worte stammen aus dem fernen Orient und bezeichnen die dem Europäer so verächtliche Sitte, sich vor hohen Standespersonen niederzuwerfen zur Verehrung. Luther hat im Neuen Testament das Wort „proskynein" bekanntlich mit anbeten übersetzt. Etymologisch müßte es heißen „anhündeln," d. h. wie ein Hund sich niederwerfen vor einem, dessen Gunst man erstrebt.

Die „Germania" brachte unter der Ueberschrift: „Ein Maulkorbgesetz," nachfolgende Notiz.

Bekanntlich will der Krieg Englands gegen Deutschland das deutsche Volk befreien vom Kaiserismus und aus dem vor einer selbstherrlichen Autokratie in Ehrfurcht ersterbenden Lakaien-Zustand. Bekanntlich wünscht ein Teil der freigebornen amerikanischen Bürger dieserhalb und außerhalb den Sieg Englands. So lange dieser auf sich warten läßt, begnügt man sich, mit mehr giftigem Spott als gutem Witz die Zustände in Deutschland zu betrachten. Was ist nicht schon alles zum Kapitel „Majestätsbeleidigung" gesagt und geschrieben worden!

Der Bundes-Hilfsdistriktsanwalt von New York, Rodger Wood, fordert nun ein Gesetz, das den Präsidenten gegen rigorose Kritik seiner Amtsführung schützen soll, das also die Leute, die über die Amtsführung des Präsidenten eine andere Meinung haben wie er selber, daran hindern soll, diese ihre Meinung zu äußern.

In Deutschland ist es jedem Bürger erlaubt, die Amtsführung des Kaiser rigoros zu kritisieren, nur beleidigen darf er die Person des Kaisers nicht. Aber man darf überhaupt keinen Menschen beleidigen. Auch in Amerika nicht.

Nun verlangt ein amerikanischer Jurist ein Gesetz, das dem amerikanischen Bürger das Recht der Kritik an den Amtshandlungen seines ersten Dieners nimmt, ein Recht, das jeder Deutsche hat.

Zwar wird die Forderung des juristischen Demokraten oder demokratischen Juristen ein frommer Wunsch bleiben, aber, daß er überhaupt geäußert werden durfte, ist bezeichnend für die Zeit, in der wir leben, und für die „Regierung des Volkes, für das Volk und durch das Volk."

Ein rechter Byzantiner muß Herr Wood, der Anstifter des Vorschlags, sein. In Deutschland, wo der freie Bürgersinn noch lebendig ist, hat man für Byzantiner vom Schlage dieses Rodger Wood das verächtliche Wort: „Speichellecker." Darin prägt sich der freie Geist des deutschen Volkes seine Verachtung für alle „Streber" aus, die durch „Anhündeln" der Großen sich eine besondere Gunst zu erwerben streben. Daß wir in Amerika auch genug solche verächtliche „Streberseelen" haben, hat die demokratische Konvention der Welt bewiesen,

die ohne Protest sich die Plattform von ihrem Abgott einfach diktieren ließ. Ja, das „Anhündeln" ist auch dem stolzen Amerikaner keine so verächtliche Sache. Gar mancher würde gern eine Lakaienuniform mit goldenen Knöpfen tragen.

Die Bekehrung des Paulus.

Referat von W. Becker, Dir.

Es gibt, abgesehen von den Tatsachen, welche wir als Heilstatsachen bezeichnen, kein Ereignis, das für die Geschichte des Christentums eine ebensolche Bedeutung hätte, als die Bekehrung des Paulus. Es ist darum auch begreiflich, daß der Bericht der Apostelgeschichte darüber Aufnahme in manche Perikopenreihen gefunden hat.

Wir haben drei verschiedene Berichte über dieses Ereignis:

1. Der Bericht Apg. 9, 1—20 bildet z. B. eine der württembergischen Perikopen im zweiten Jahrgang.

2. Der Bericht Apg. 22, 1—16 ist die Rede, welche Paulus an die Volksmenge, gleich nach seiner Gefangennahme in Jerusalem, hielt.

3. Der Bericht Apg. 26, 2—21 wird gebildet durch den Hauptteil der Rede des Paulus vor Festus und Agrippa.

In den Briefen des Paulus ist kein Bericht über die äußeren Vorgänge, welche seine Umwandlung aus einem Verfolger in einen Apostel mitverursachten, zu finden. Nur die Tatsache selbst wird erwähnt. Am bestimmtesten geschieht dies in 1. Kor. 15, 8. 9; aber auch da nur, um seinen Lesern darzulegen, daß das Evangelium oder Christentum nicht eine bloße Theorie, sondern eine Lebenstatsache ist, daß es tatsächlich eine Auferstehung gibt, nicht bloß eine Lehre oder Theorie davon. Daß er selbst aus dem Verfolger zum Apostel wurde, ist das Resultat eines Erlebnisses, das nicht aus seinem eigenen Wollen und Denken sich entwickelte, sondern ihm gegen dasselbe widerfuhr; auf das er aber, nachdem er es erfahren hatte, mit der ganzen Energie seines Wollens und Denkens einging, Gal. 1, 17.

Das sind die Punkte, auf die es bei der Verwertung der Berichte der Apostelgeschichte für das wirkliche religiöse Leben, also auch für die Predigt ankommt.

Nicht darauf kommt es an, die äußeren Vorgänge auf Grund der Berichte einwandfrei zu konstruieren. Das ist einfach nicht mehr möglich, a) und das Mißlingen eines solchen Unternehmens macht auf auf-

---

a) Diesem Satz wird wohl von zwei Seiten her widersprochen werden, nämlich von Kritikern und Antikritikern. Die ersteren behaupten, das Ereignis lasse sich schon konstruieren, wenn man aus den Berichten darüber alle Widersprüche ausscheide. Geht man damit energisch zu Werk, so bleibt uns noch der Satz übrig, daß aus dem entschiedensten Verfolger des Christentums der eifrigste Apostel desselben wurde. Es begnügt sich aber selten einer bloß mit einer solchen Umrißlinie; er füllt sie dann doch wieder mit Material aus, das er anderswoher nimmt, um seinem Umriß mehr Form und Farbe zu geben. Namentlich ist es die Geschichte des geistigen Lebens jener Zeit

merksame und einigermaßen urteilsfähige Zuhörer einen Eindruck, der viel mehr Schaden anrichtet, als das wirkliche oder scheinbare Gelingen Nutzen schafft.

Man kann nun die Geschichte der Bekehrung des Paulus in verschiedenen Richtungen homiletisch verwerten. Zunächst dahin, daß man an der Hand derselben den allgemeinen Satz erläutert, daß die Wahrheit des Evangeliums in sich stark genug ist, um allen äußeren Mächten gegenüber siegreich zu sein. Freilich, eine so allgemeine Betrachtung wird sehr leicht bloß schulmäßig und farblos. Es wird dann diese Geschichte nur eine unter vielen, die sich als Beweise dieses Satzes verwenden lassen.

Nahe verwandt damit ist die Unterstellung dieser Geschichte unter den Begriff der größeren Lebensmacht des Christentums gegenüber dem Judentum, indem das Christentum anstatt durch die Verfolgung ausgerottet zu werden, ausgebreitet wird, und dem Unternehmen des entschiedensten Verfolgers der Christen durch den Tatbeweis der Auferstehung Christi ein plötzliches Ende bereitet wird. b) Gegen den Ein-

---

und der Kreise, in denen sich Paulus wahrscheinlich bewegt hat, die allerlei brauchbares Material liefern kann.

Der Antikritiker will keine Widersprüche beseitigen; er will vielmehr beweisen, daß keine vorhanden sind, oder, daß das in den verschiedenen Berichten Enthaltene sich zu einer geschlossenen Reihe von Gedanken zusammenfügen läßt, wobei allerdings eine Reihe von Berührungspunkten und Verbindungsstellen erst hergestellt und eine Anzahl von Ecken erst abgeschliffen werden muß, damit sich alles lückenlos zusammenschließe.

b) Dieser Satz ist so einfach und so allgemein, daß er kaum eines Beweises bedarf. Dagegen bedarf es sehr oft einer Erinnerung an derartige allgemeine und unleugbare Wahrheiten. Kein Mensch, der addieren und subtrahieren kann, wird die Richtigkeit der diesem Verfahren zugrunde liegenden Sätze anzweifeln. Aber im wirklichen Leben werden sie oft vergessen, d. h. es wird so gehandelt, als ob ihr Gegenteil richtig wäre. Gerade so geht es mit dem durch die Geschichte bewiesenen Satz, daß das Christentum dem Juden- und Heidentum gegenüber die stärkere geistige Macht war. Nicht nur die römische Kirche traut der geistigen Macht *ihres* Christentums sehr wenig mehr zu, sondern auch den protestantischen Kirchen geht es vielfach nicht anders. Daher kommt das Bestreben, dem Christentum mit allerlei Mitteln auf- und nachzuhelfen, die meist gar nicht christlich, ja oft — genau besehen — unchristlich sind. Dabei wird das eigene Christentum meist um so unkritischer behandelt, je kritischer, d. h. absprechender man dem Christentum anderer Kirchen und Persönlichkeiten gegenübersteht. In Wirklichkeit fehlt aber auf beiden Seiten ein richtiges, wahrheitsgetreues Urteil. Es wird nicht daran gedacht, daß das Christentum der eigenen Kirche auch durch geschichtliche Gestaltungen hindurch gegangen ist und noch geht, in welchen es unchristlichen Einflüssen ausgesetzt war und noch ist, oder, mit den Worten Christi zu reden, in welchen Unkraut unter den Weizen gesäet wurde. Ebenso wird oft gar nicht daran gedacht, daß das Christentum in seinen Lehr- und Lebensformen sich den Zeit- und Weltverhältnissen entsprechend gestalten muß, wenn es wirken will, oder, daß der Sauerteig sich mit dem Mehl vermischen, das Salz sich auflösen, das Weizenkorn ersterben muß.

Die Lehr- und Lebensformen, die aus einer solchen Anpassung hervorgehen, sind zwar nichts unchristliches, aber sie machen auch nicht das Wesen des Christentums aus, sie sind vorübergehende Formen seiner Erscheinung, die ganz naturgemäß und notwendig veralten, das Stroh, von dem der Weizen getrennt wird, während das Wesen des Christentums bleibt; aber nicht als etwas Totes, eine Reliquie, sondern als etwas Lebendiges, das sich

wand, daß eine derartige Darstellung die Sache nur von einer Seite auffasse, könnte man sich auf Apg. 9, 31 berufen. „Die Gemeinde hatte Frieden." Für die Judenchristen war das sicherlich die Hauptsache, der gegenüber die Tätigkeit des Paulus als Heidenapostel weit zurücktrat.

Schon mehr in die Sache eindringend ist die Betrachtung der Bekehrung des Paulus unter dem Gesichtspunkt von Röm. 11, 33. 34.

Kein Mensch hätte es erwartet oder auch nur für möglich gehalten, daß der eifrigste Verfolger, der nicht von einer Nebenrücksicht, sondern allein von der festen Ueberzeugung von der Unverträglichkeit des Christentums mit dem damaligen Judentum getrieben wurde, nicht bloß zum Ablassen von der Verfolgung gebracht, sondern sogar zum eifrigsten und erfolgreichsten Vertreter des Christentums werden würde. Gleichwohl ist es wirklich so geworden und diese Tatsache steht als ein Zeugnis für die göttliche Weisheit und Macht durch alle Zeiten da. c)

---

in weiteren neuen Erscheinungsformen darstellt, die aber nicht schon deswegen besser sind, weil sie neu sind; so wenig als eine Krankheit eine notwendige, bessere Form des Lebensverlaufs ist, weil sie etwas Neues ist. Sie ist zwar auch eine Form des Lebens, die manchmal sich unvermeidlich einstellt und natürlich auch vorübergehend ist, aber die Lebensvollkommenheit nicht steigert, sondern mindert. Auch ist eine neue Lebensform, die zeitweilig den Sieg über die frühere behält, nicht schon deswegen eine wahre und richtige; so wenig als eine Krankheit, weil sie die normale Lebenstätigkeit zu verdrängen vermag, nun selber das Normale ist.

Man sieht, wie ein so einfacher Satz in vielen, mannigfach verschlungenen Verbindungen und Verwicklungen erscheint, in denen er manchmal schwer wieder zu erkennen und seine wesentliche Wahrheit oft nicht leicht von den sich ihr nur anhängenden Vorstellungen zu unterscheiden und nur schwer aus den eindringenden Irrtümern auszuscheiden ist.

c) Hier fällt der Unterschied der verschiedenen Betrachtungsweisen der Geschichte am meisten in die Augen. Entweder wird dieselbe als das unvermeidliche Ergebnis einer Summe von einmal gegebenen Bewegungen hingestellt, deren einzelne Teile zur Zeit vielleicht noch nicht alle bestimmt werden können, oder sie wird als das Offenbarwerden einer Weisheit angesehen, der gegenüber das menschliche Erkennen nur Stückwerk ist. Diese Weisheit ist, wie alle Weisheit, nicht ein bloßes durch die Anschauung der Dinge bestimmtes Wissen, sondern ein mit Einsicht verbundener Wille, der auf ein bestimmtes Ziel in solcher Weise hinwirkt, daß es auch wirklich erreicht wird. Wird nur in Gott wirksames Wollen und wahres Erkennen gefunden, so erscheint das menschliche Tun nur als ein Bewegtwerden. Ist es aber ein bloßes Bewegtwerden, so verschwinden alle Unterschiede zwischen den so verschieden erscheinenden Persönlichkeiten oder, besser gesagt, sie lösen sich in bloßen Schein auf. Die menschliche Geschichte erscheint als ein Drama, dessen handelnde Persönlichkeiten nur Gestaltungen des Dichters sind, und dessen Gang nur den Lauf seiner Phantasie oder seiner Reflexion wiederspiegelt. Je nach dem Gesichtspunkt, von dem aus man die Geschichte betrachtet, bietet sie entweder ein erhabenes und belehrendes Schauspiel, oder ein wesenloses und irreführendes Schattenspiel dar. In beiden Fällen aber kommt die menschliche Persönlichkeit als wirksamer Faktor gar nicht weiter in Betracht. Der menschliche Wille und die menschliche Erkenntnis verschwinden vor der göttlichen, wie die Sterne vor der Sonne.

Schon mehr tritt die Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit hervor, wenn sie unter den Gesichtspunkt der Verwendung vonseiten Gottes gestellt wird. Apgesch. 9, 15. Die Verwendung nimmt Rücksicht auf die Beschaffenheit und Brauchbarkeit des zu Verwendenden. Es hat neben Paulus manche gegeben, die eben so gute Christen waren wie er; aber für die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden war er, der als römischer Bürger geboren, in Tarsus auf nicht-jüdischem Gebiet herangewachsen und dann

Nun muß man sich aber hüten, diesen Gesichtspunkt einseitig geltend zu machen. Die Bekehrung des Paulus ist ja in ihrer Art eine Ausnahme, 1. Kor. 15, 8) (wie einer unzeitigen Geburt); sie ist nicht durch die Verkündigung und Annahme der Evangeliumspredigt zustande gekommen, sondern durch ein Erlebnis, das von Paulus vorher als unmöglich angesehen wurde. Es erschien ihm weder, wie den Uraposteln, als etwas höchst Wünschenswertes, das man gerne erlebt hätte, wenn man es nur hätte für möglich halten können, noch erschien es ihm als etwas, was er zu fürchten hatte, denn es stand mit seiner festen Ueberzeugung von der Wahrheit der jüdischen Religion und der Rechtmäßigkeit der Verurteilung Jesu durch das Synedrium in einem solchen Gegensatz, daß der Gedanke einer Möglichkeit der Wahrheit des Zeugnisses der Apostel, wie er z. B. von Gamaliel Apg. 5, 34 ff. ausgesprochen wurde, in dem Bewußtsein des Paulus schwerlich irgend welchen Raum finden konnte. Auch Apg. 26, 14b, „es wird dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken," ist nicht in dem Sinn zu verstehen, daß Paulus von denselben Gedanken bewegt wurde, wie Gamaliel; das würde ihn gerade dazu bewogen haben, die Verfolgung einzustellen, nicht sie noch weiter auszudehnen. Es war wahrscheinlich das ganze Verhalten, vor allem die Glaubensfreudigkeit der Christen, die ihn betroffen machen mußte.

Ihre Lage war ja eine äußerlich ebenso hoffnungs- und aussichtslose, wie sie uns wieder ähnlich in der Apokalypse entgegentritt. Wenn hier das Synedrium, dort das römische Reich erst einmal seine Kraft ernstlich zur Unterdrückung der Christen aufbot, so konnten sie ihrer Vernichtung ebenso wenig entgehen, wie Jesus von Nazareth dem Kreuzestode. Daß sich manche zwingen ließen zu lästern, Apg. 26, 11, d. h. es öffentlich auszusprechen, daß Jesus von Nazareth mit Recht als Gotteslästerer verurteilt worden sei, war richtig, aber andere taten das nicht, ihre gewisse Hoffnung auf das Kommen des Reiches Christi wurde auch durch den Märtyrertod nicht erschüttert, Apg. 7, 56, während Paulus in Bezug auf das Judentum keineswegs so unbesorgt sein konnte. Die Juden waren ihrer Mehrzahl nach nicht, was sie sein sollten; ihr Leben brachte vielfach ihre Religion in Mißkredit, Röm. 2, 17—27, und wenn das so fortging, so war das Judentum durch seine eigenen Anhänger ebenso bedroht, wie durch das Christentum, während die Christen trotz aller äußeren Hoffnungslosigkeit des schließlichen Sieges ihrer Sache völlig gewiß waren. Das scheint der Stachel gewesen zu sein, gegen den Paulus als Verfolger nur schwer löcken konnte. d)

in Jerusalem mit dem palästinensischen Judentum bekannt worden war, geeigneter als jeder andere. Allerdings war das die Folge von Lebensverhältnissen, die Paulus nicht geschaffen hatte, sondern in die er hineingestellt wurde; aber er ist das, was er wurde, nicht bloß passiv geworden, nicht gegen oder ohne, sondern mit seinem Willen.

d) Paulus befand sich hier wohl in einer ähnlichen Lage wie heutzutage viele Christen, die sich darüber klar sind, daß die größte Gefahr für das Christentum nicht außerhalb, sondern innerhalb dessen liegt, was man als

Dennoch darf man nicht annehmen, daß die Bekehrung des Apostels völlig unvorbereitet war. Gott tut alles zu seiner Zeit, oder, anders ausgedrückt, nicht ohne die rechte Vorbereitung. Nur daß sie oft genug anderer Art ist, als sie nach unserm Denken sein sollte. Wäre Paulus ein bloßer Beobachter der Vorgänge seiner Zeit gewesen, so hätte wahrscheinlich sein Schriftgelehrtenbewußtsein ihn eher davon abgehalten, als dazu angetrieben, das Christentum kennen zu lernen;

Christenheit bezeichnet. Infolge der Handels- und Missionstätigkeit des neunzehnten Jahrhunderts sind die nichtchristlichen Völker mit den Christen und dem Christentum bekannt geworden. Die Bekanntschaft mit den Handel treibenden, die schwächeren Völker unterjochenden und ausbeutenden Christen hat — um möglichst wenig zu sagen — kein günstiges Vorurteil für die christlichen Völker hervorgerufen, und die Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Christentum, hat den Einsichtigeren das Material zu einer kritischen Haltung dem Christentum gegenüber geliefert und sie mit dem Widerspruch zwischen den christlichen Grundanschauungen und der Lebenspraxis der Christen und der christlichen Kirchen bekannt gemacht.

Dazu kommt dann noch die innere Zersplitterung des Christentums, der Kampf der Kirchen und Kirchenparteien untereinander, die Verbindung von Religion und Politik und Merkatilismus, oder genauer gesagt, die Verwendung wirklicher oder angeblicher religiöser Kräfte und Bestrebungen im politischen und merkantilen Interesse.

Ferner der gelehrte Streit darüber, was denn eigentlich das Christentum ist. Den einen scheint er das Allerwichtigste zu sein, den andern das Nebensächlichste. Für die ersteren ist das Christentum zu einem Problem geworden, dessen Lösung für sie eine geistige Erneuerung des Christentums und eine Neuvereinigung der Christenheit bedeutet, für die andern liegt nur die praktische Aufgabe vor, *ihrem* Kirchentum zu einer solch umfaßenden und alles durchdringenden Herrschaft zu verhelfen, daß jeder äußere und geistige Widerstand dagegen fruchtlos wird.

Endlich ist auch noch der gegenwärtige Krieg in Betracht zu ziehen. Nicht nur, daß das moderne „Gott will es" — die Christianisierung der Welt in dieser Generation — so gut wie verstummt ist, sondern es ist auch ins Politische übersetzt und ist nun die Ausrottung der mitteleuropäischen „Barbaren," gegen die das anglikanische Staatskirchentum, in Verbindung mit dem russischen und serbischen und einer Menge sonstiger Anhänger, den „Krieg geheiligt" und zum Kreuzzug gestempelt hat. Dieser Ausrottungskampf, der von dem Volk, welches sich vor der Welt am besten mit dem Schein des Christentums zu umhüllen verstand, gegen eine Reihe anderer Völker angelegt und vorbereitet wurde und bis jetzt noch im Gang erhalten wird, um eine derartige politische und wirtschaftliche Herrschaft über die heutige Welt zu gewinnen, die alle Völker der Erde zum Ausbeutungsobjekt der „City," d. h. der Londoner Geldmächte und ihrer wenigen aber geldmächtigen Verbündeten machen soll, läßt das Christentum nur noch als eine beinahe verschwindende Größe erscheinen. Das, was durch die größten Anstrengungen christlicher Liebe und christlichen Sinnes geleistet wurde, hat wohl einen äußerst kleinen Teil des Kriegselendes erleichtert, aber gegenüber dem Brunnen des Abgrundes, aus dem dieses Elend kommt, ist es völlig machtlos gewesen.

Diesen Tatsachen gegenüber kann man an die Lebenskraft des Christentums ebenso glauben, wie Paulus später an dieselbe glaubte, ohne deswegen seinen Glauben an das wahre Wesen der alttestamentlichen Religion aufzugeben. Wir richten das Gesetz auf, sagt er, Röm. 3, 31; der wahre Jude ist der, dem man es äußerlich gar nicht ansieht, Röm. 2, 29, dessen Gesinnung dieselbe ist, wie die Abrahams, Röm. 4, 11. 12. Der Uebergang zum Christentum ist für einen solchen nur das Abstreifen der Decke Moses, 2. Kor. 3, 15, und der Aufstieg zur höchsten Stufe der Religion Israels. Das war es, was für ihn als Apostel eine, nach bloß natürlicher Berechnung, aussichtslose Gegenwart mit der Zukunft verband.

ebensowenig hätte er sich mit der Frage befaßt, ob es sich mit dem Judentum vertragen könne, oder nicht. Wenn er aber den Christen gegenüber als Ankläger, Apg. 26, 10, tätig sein wollte, so mußte er das Christentum und sein Verhältnis zum Judentum kennen lernen. Seine schriftgelehrte Bildung befähigte ihn, den Unterschied zwischen dem Glauben an den Gekreuzigten und dem jüdischen Gesetzes- und Zeremonienwesen schärfer zu erkennen, als viele andere, und der Umstand, daß er, wie Stephanus, Hellenist war, hat ihm sicher auch einen weiteren Blick gegeben, als ihn die Palästinenser im allgemeinen hatten.

Man hat nun die beiden Seiten der Bekehrung des Paulus zu unterscheiden. Die eine — man könnte sie die negative nennen — ist die, welche seinem Judentum ein Ende machte; sie besteht in der Erscheinung Christi vor Damaskus; die andere — positive — ist die, mit der sein Christenleben anfängt; sie besteht in der Annahme der Zusprache des Ananias und der Taufe.

Die Erscheinung Christi ist das plötzliche Ende, sozusagen die Todesstunde seines bisherigen Lebens als Jude. Es widerfuhr ihm etwas, das es ihm ebenso unmöglich machte, länger ein Jude in der bisherigen Weise zu sein, als der leibliche Tod es dem Menschen unmöglich macht, länger als sinnlicher Organismus weiter zu existieren. Die Erkenntnis, daß Jesus von Nazareth der Auferstandene sei, ließ ihm sein ganzes vorheriges Leben nur noch als verloren, als Finsternis, Irrtum, Unheil und Tod erscheinen, Apg. 9, 8. 9. Sein ganzes Tun und Denken war gerade das Gegenteil von dem gewesen, was es hätte sein sollen und wofür er es gehalten hatte. Das war für ihn Tod und Todesqual. Das mußte er um so bitterer erfahren, je heftiger er dagegen als Verfolger gekämpft hatte. Er war besiegt, aber Frieden hatte er damit noch nicht. Christ war er damit noch nicht geworden. Das konnte er überhaupt nicht durch ein bloß passives Erleben werden. Er konnte nicht Christ werden, weil er gemußt hätte, gegen oder ohne seinen Willen, wenn auch nicht bloß durch denselben.

Die andere Seite seiner Bekehrung stellt sich dar in dem Besuch des Ananias. Aus dem Zustande der Finsternis und des Todes konnte er nur wieder herauskommen, wenn er sich dem Licht und Leben, das ihm erschienen war, selber zuwandte. Die Tür zum Reiche Christi wird ihm durch Ananias aufgetan; er muß aber selbst durch diese enge Pforte eingehen. Die göttliche Barmherzigkeit wendet sich ihm zu als Gnade, nicht als unwiderstehliche Macht. Das lebendige Christentum ist nicht Zwang, sondern Freiheit.

Hierin berührt sich die Bekehrung des Paulus mit jeder wirklichen Bekehrung. Auch diese hat ihre zwei Seiten. Eine, nach der sie als eine Notwendigkeit erscheint, und eine andere, nach der sie sich als Befreiung und Freiheit darstellt.

Jeder Menschen — namentlich, wenn er in einer, mehr oder weniger christlichen Umgebung sich bewegt — erlebt es — und oft nicht bloß einmal — daß er in seiner bisherigen Lebensrichtung nicht weiter

kann, daß er einhalten muß, wenn er nicht ins Verderben geraten will. Das ist ein „Muß“; er macht diese Erfahrung, ob er will oder nicht, ja meist gegen seinen Willen. Diese Erfahrung ist niederschlagend; die daraus hervorragende Erkenntnis nimmt dem irdischen Dasein und den verkehrten Beziehungen zur Welt, die eben als praktische Sünde sind, den Schein des Lebens, mit dem sie durch den Betrug der Sünde umkleidet sind. e) Das bloße sich Umtreiben und Umgetrieben werden in dieser Welt, das man gewöhnlich Leben nennt, wird als wertlos erkannt. Pred. Sal. 4, 2. 3; 7, 1. Das ist niederdrückend und lähmend; es wirkt tödlich, wenn sich nicht diese Erkenntnis und Empfindung mit einer anderen verbindet, wodurch sie zum stets überwundenen Hintergrund einer Lebenswahrheit und eines neuen Lebens wird. f).

Verbindet sie sich aber mit der Erkenntnis der ewigen Güter des Reiches Gottes und dem Entschluß und der Kraft, nicht bloß einen andern, sondern den einzig wahren und rechten Weg einzuschlagen, so wird sie zu einer Lebensmacht. Wenn in dieser Weise die Wahrheit des Evangeliums ergriffen und im Leben verwirklicht wird, so wird der Mensch befreit von dem Gesetz der Sünde und des Todes. Röm. 8, 2. Das vollzieht sich aber im Menschen als Betätigung der Freiheit, die er in der Wahrheit und durch die Wahrheit hat. Es gibt keine Zwangsbekehrung zu Gott oder Christus.

Auf der anderen Seite ist es aber auch verkehrt zu meinen, die Bekehrung eines Menschen sei Sache des reinen Beliebens, entweder

---

e) Die Aussage, daß die verkehrten Beziehungen zur Welt als praktische Sünde sind, ist keine Definition der Sünde und soll keine sein, denn es gibt auch noch andere verkehrte Beziehungen, als die zur Welt. Es soll nur Sünde und Irrtum schärfer unterschieden werden, als es gewöhnlich geschieht. Eine theoretisch falsche Beziehung ist ein Irrtum, aber damit noch keine Sünde. Es ist z. B. ein unbestreitbarer Satz, daß das irdische Leben von den Bewegungen der Himmelskörper beeinflußt ist. Ein zweifelhafter Satz ist es aber, daß die Witterung, die sich auf der Erde im selben Augenblick in völlig entgegengesetzten Formen betätigt, von der Stellung der Planeten abhängig sei. (Es ist auf der Erde immerwährend heiß, kalt und milde; es ist fortwährend heiter und bewölkt; es findet zugleicher Zeit Schnee, Regen und Sonnenschein, Nässe und Dürre statt.) Ein irriger Satz ist es aber, daß die Geschicke und Zustände eines Menschen oder eines Volkes einfach von Planetenkonstellationen bedingt sind. So lange diese Behauptung nur Theorie bleibt, ist sie sittlich gleichgültig, sobald sie aber zum eigenen Nutzen und zum Schaden der andern ausgebeutet wird, so kommt zu ihrer theoretischen Falschheit noch eine praktische Verkehrtheit hinzu, sie wird sittlich verwerflich oder sie gestaltet sich zur Sünde.

f) Es darf das aber nicht so angesehen werden, als ob das Christentum und das christliche Leben in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung dem übrigen Leben in der göttlichen Schöpfung gegenüber einnehme. Ein vollkommen gesunder Mensch, d. h. ein solcher, der nicht bloß dann und wann einmal, sondern immer gesund ist, mag unter den bestehenden Verhältnissen als eine Ausnahme erscheinen. Das ist aber ein Schein, der nur infolge der Gewöhnung an annormale Verhältnisse den Eindruck von etwas Richtigem macht. Denn das Annormale kann niemals als Regel, d. h. eben als Norm, aufgestellt werden. Alles Leben ist nicht etwa bloß ein fortwährender Kampf, sondern — so lange es gesund ist — ein fortgehender Sieg. Wo das nicht der Fall ist, da sinkt das Leben unter seinen wahren Stand herab und wird krankhaft.

des Bekehrers, oder des zu Bekehrenden. Eine Bekehrung, die keine andre Grundlage hat, als diese, kann ebenso wieder rückgängig gemacht oder auch beliebig abgeändert und wiederholt werden; sie ist nur eine Veränderung der Betätigungsformen des irdischen Lebens, die keineswegs ein Hindurchdringen aus dem Tod zum Leben zu sein braucht und es oft genug gar nicht ist und sein kann, weil die Erfahrung und Erkenntnis der Sünde als Tod gar nicht vorhanden ist. g)

Paulus hätte vor seinem Erlebnis bei Damaskus ehrlicherweise gar kein Christ werden können; nach demselben hätte er ebensowenig in der bisherigen Weise ein Jude bleiben können. Christ hat er werden müssen, indem er es wollte und konnte, oder auch umgekehrt, werden wollen und können, weil er von Christo ergriffen, es werden mußte. Freiheit und Notwendigkeit liegen hier nicht auseinander, sondern ineinander. Das ist Leben. Darum ist auch das Christwerden ein Lebendigwerden, eine Auferstehung zu einem neuen Leben, das Beharren im Christentum ein Wachsen, eine Lebensentwicklung und die Vollendung desselben ewiges Leben.

---

g) Auf dem Standpunkt des Gesetzes kann sich die Sünde mit dem Schein des Lebens umgeben. Der Tod erscheint als der Sünde Sold, Röm. 6, 23, oder als die durch den göttlichen Willen gesetzte Folge der Sünde. Die Sünde selbst kann als eine Form des Lebens erscheinen, sofern in ihr eine Möglichkeit durch den menschlichen Willen zur Wirklichkeit wird, die als eine Erweiterung des Gebietes menschlicher Erfahrung erscheint. Der Charakter des Todes scheint nur den Folgen der Sünde, der Strafe anzuhaften, während die Sünde selbst den Schein des Lebens annimmt. In diesem täuschenden Schein liegt eben das, was im Neuen Testament Betrug der Sünde genannt wird. Röm. 7, 11; 2. Kor. 3, 4; Hebr. 3, 13. So lange der Mensch auf diesem Standpunkt steht, hält er Sünde und Tod für zwei voneinander ablösbare Dinge, und sein Bestreben geht vor allem darauf, den Folgen oder den Strafen der Sünde, dem Tod zu entgehen, entweder durch Uebernahme einer leichteren Strafe, oder durch Anwendung irgend welcher magisch wirkender Mittel, oder auch durch eine Verbindung von beiden. Das ist nicht bloß in den heidnischen Religionen der Fall; auch im Juden- und Christentum sind derartige Anschauungen eingedrungen und haben sich z. B. im römischen Bußverfahren praktisch ausgestaltet.

Die Erfahrung und die Erkenntnis, daß Sünde und Tod deswegen miteinander unauflöslich verbunden sind, weil sie nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache oder nur verschiedene Phasen eines Geschehens sind, Jak. 1, 15, ist Grundlage jeder wirklichen Sinnesänderung. Eine „Bekehrung," der diese Erfahrung und Erkenntnis zugrunde liegt, ist nicht ein bloßer religiöser oder kirchlicher Farbenwechsel, sondern ein Lebensanfang, ein Erwachen und Auferstehen, ein Durchgang aus der Finsternis zum Licht, der sich mit oder ohne Wechsel der kirchlichen Formen vollziehen kann. Bei Paulus konnte es nur das erstere sein. Denn die äußeren Formen der altisraelitischen Religion waren veraltet. Der neue Wein des Christentums, wie der des pharisäischen Judentums, das sich zum Talmudjudentum fortbildete, mußte in neue Schläuche gefaßt werden. Daß dies mit dem pharisäischen Judentum ähnlich der Fall war, wie mit dem Christentum, zeigt sich klar in der Tatsache, daß der Untergang des Tempels und des Priestertums zwar der Ausübung des altjüdischen Kultus ein Ende machte, aber der neujüdischen Religion durchaus nicht verderblich war.

Speners Einfluß in Württemberg.

Von Pastor G. Deckinger.

Zur Zeit Herzog Ulrichs, gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, hatten in Württemberg die Wiedertäufer festen Fuß gefaßt, insbesondere war es Caspar Schwenkfeld, der mit seiner Behauptung, es tue eine viel radikalere Form, als die lutherische not, um eine apostolische Kirche herzustellen, großen Anhang fand. Aber auch Vertreter der dürren Scholastik und streitsüchtigen Orthodoxie in der lutherischen Kirche, wie Lukas Osiander, wußten sich später Eingang zu verschaffen. Daß nun das württembergische Volk im allgemeinen durch diese Vorgänge nicht unkirchlich gemacht wurde, das ist hauptsächlich dem Einfluß eines Mannes zuzuschreiben, den wir nach den verschiedensten Seiten als Speners edlen Vorgänger zu bezeichnen haben, nämlich Valentin Andreä (1586—1654). Wie Spener die in der lutherischen Kirche unverantwortlich vernachlässigte Katechese zu einer Hauptaufgabe des Geistlichen erhob, so hat auch schon Val. Andreä diesen Zweig geistiger Amtstätigkeit nicht nur in seiner eigenen Gemeinde in Calw fleißig betrieben, sondern er hat auch schriftstellerisch in dieser Richtung gewirkt und dadurch denselben Zweck erreicht, den Spener erreichen wollte, nämlich auch den Laien eine tiefere und vollständige geistige Erkenntnis beizubringen. Außerdem hat sich Andreä mit der inneren Verbrüderung aller wahrhaft fromm gesinnten Christen getragen, mit der Idee einer allgemeinen christlichen Republik; und das ist's, worin wir auch den Grundgedanken des Spenerschen Pietismus erkennen. Für die Einwirkungen Speners in Württemberg war also gehörig vorgearbeitet und der Boden vollkommen empfänglich gemacht; daher auch nirgends das Auftreten des Pietismus verhältnismäßig so wenig Streitigkeiten veranlaßt hat als in diesem Land. Spener, ein geborner Elsässer, war auf einer Reise nach Stuttgart gekommen und hielt sich 1662 dort und in Tübingen beinahe ein halbes Jahr lang auf, pflegte auch mit einigen Theologen lebhaften Verkehr. Die württembergische Regierung war eben im Begriff, ihn im Lande anzustellen, als er 1663 nach Straßburg auf eine Pfarrei berufen wurde. Aber auch nachher hat ihn die württembergische Regierung in allen wichtigen Kirchenangelegenheiten zu Rat gezogen. Die Früchte dieser Einwirkung Speners sind denn auch deutlich zu erkennen, hauptsächlich im besseren katechetischen Jugendunterricht, wovon sowohl die sogenannte Kinderlehre (1681 und 1696) als auch das alte württembergische Spruchbüchlein (1702) und später das württembergische Konfirmationsbüchlein und die Einführung der Konfirmation im Jahre 1722 — vorher bloß einfache Einsegnung zur Weihe für erstmaligen Genuß des Heiligen Abendmahls — Zeugnis geben. Auch in Bezug auf die von Spener eingerichteten collegia pietatis, religiöse Privatversammlungen, wußte man bald den rechten Weg zu finden. Schon im Jahre 1680 haben sich solche Versammlungen in einzelnen Dörfern und Städ-

ten des Landes gebildet, und namentlich war es Tübingen, wo dies von Studierenden im Seminar („Stift“), dann von Gemeindegliedern in der Stadt unter der Leitung des Dr. Reuchlin geschah. Allerdings hatte die Regierung auch bald Veranlassung, strenge Edikte gegen sektierische Auswüchse des Pietismus zu erlassen, gegen fanatische Verehrer Jakob Böhmes und gegen anabaptistische Chiliasten; aber der Pietismus selbst sollte durch solche Edikte nicht getroffen werden und hatte derselbe am Hofe in Stuttgart selbst auf längere Zeit an Dr. Hedinger einen warmen Verteidiger. Nachdem sich so am Anfang des 18. Jahrhunderts die württembergische Kirche entschieden gegen alle separatistische Schwärmerei gewahrt, aber den Geist des Spenerschen Pietismus selbst in sich aufgenommen hatte, begegnen wir längere Zeit keinen bedeutenderen Extravaganzen mehr; es bildete sich vielmehr das christliche Leben in kirchlichen Formen ruhig fort, und übten zum Glück auch die Herrnhuter Brüdergemeinde, der Bengelsche Chiliasmus und die Oetingersche Theosophie nur einen heilsamen Einfluß auf dasselbe aus. In der nachfolgenden Periode des Rationalismus namentlich fühlten sich alle diejenigen, welche der flachen Zeittheologie mit Sorge und Widerwillen gegenüberstanden, zu der Brüdergemeinde als einem sicheren Hort des Glaubens desto mehr hingezogen und werden seit jener Zeit z. B. deren „Loosungen und Lehrtexte“ in allen christlichen Kreisen des Schwabenlandes mit Vorliebe benutzt. Der Einfluß Bengels ist zunächst in der Neigung zu erkennen, welche der württembergische Pietismus annahm, sich mit chiliastischen Dingen abzugeben. Einen höheren Wert aber müssen wir dem Einfluß Bengels in der Hinsicht beilegen, daß er gegen die sich ausbreitende Verschmähung alles gelehrten Wissens sich gewehrt hat; er hat namentlich die württembergischen Geistlichen vor jenem Abweg bewahrt und durch seine vortreffliche Bibelerklärung der Oberflächlichkeit des Pietismus entgegengearbeitet. Der positive Einfluß Oetingers besteht darin, daß er den Bengelschen Chiliasmus noch viel entschiedener als dieser selbst zu verbreiten suchte, und daß er die Neigung zur Böhmischen Theosophie, die er selbst weiter entwickelte, auch unter dem Volke mehrte und stärkte. Die geistigen Nachkommen Oetingers sind heutzutage noch am meisten zu erkennen in der Partei der sogenannten Michelianer.

Zum Schluß sei noch eine Reihe von Männern genannt, die als Vertreter eines gesunden spenerschen Pietismus wie eine geschlossene Phalanx in Württemberg dastehen, um dem von allen Seiten heranflutenden Geiste rationalistischer Aufklärung einen Damm entgegenzusetzen, und dies mit solchem Erfolge, daß, als der Rationalismus in Geistlichkeit und Kirchenregiment eingedrungen war, er im Volke keinen Boden faßte.

Wir nennen zuerst die beiden Rieger:

Georg Conrad Rieger, Stadtdekan in Stuttgart, gest. 1743, bekannt durch seine „Große und Kleine Herzpostille.“

C. Heinrich Rieger, sein Sohn, Konsistorialrat in Stutt-

gart, gest. 1791, bekannt durch seine „Betrachtungen über das Neue Testament."

Fr. Chr. Steinhofer, gest. 1761 als Dekan in Weinsberg, wandelte in der von Bengel und Oetinger eröffneten Bahn weiter, und gehören seine Schriften zu den beliebtesten Erbauungsbüchern in Württemberg.

Im. Gottl. Brastberger, gest. 1764 als Dekan in Nürtingen, bekannt durch seine weitverbreitete Postille.

Phil. Fr. Hiller, gest. 1769 als Pfarrer in Steinheim, ist mit seinen 110 gedruckten Liedern („Schatzkästlein") der unerschöpfliche Dichter des württembergischen Pietismus.

Phil. Dav. Burk, gest. 1770 als Dekan in Kirchheim, durch seine Schrift über die Rechtfertigung, seine Sammlungen für Pastoraltheologie und acht Bände Predigt Dispositionen bekannt.

Joh. Christ. Storr, Prediger in Stuttgart, gest. 1775, bekannt durch sein Beicht- und Kommunionbuch und das sogenannte Milchspeislein.

Phil. Math. Hahn, gest. 1790 als Pfarrer in Echterdingen, der berühmte Verfertiger astronomischer Uhren, der als Theologe mehr als die genannten die ötingersche Farbe trug.

Joh. Fr. Flattich, gest. als Pfarrer in Münchingen, bekannt als origineller Pädagog mit gesundem Mutterwitz.

Magnus Fr. Roos, gest. 1803 als Prälat von Auhausen, ein Mann von schlichter Einfalt, dessen ganzes Denken sich innerhalb der Bibel bewegt, dem bengelschen Chiliasmus, aber nicht ötingerscher Theosophie huldigend, in seiner „Biblischen Psychologie" beschränkt er sich auf Zusammenstellung biblischer Stellen und Begriffe.

Bemerkenswert ist, daß von all den genannten Männern kein einziger in der Tübinger theologischen Fakultät seinen Sitz hatte. Nur der Kanzler Jer. Reuß (1754—1777), welcher derselben angehörte, der mit Bengel und Oetinger eins, brachte aber mehr philosophischen Geist zur Theologie mit. Uebrigens war zu jener Zeit die theologische Fakultät in Tübingen gut lutherisch und trat gegen den Pietismus in keiner Weise feindlich auf. Von Nichttheologen, die den Pietismus begünstigten und förderten sind aus jener Zeit noch zu nennen der Geheimrat Bilfinger, Landschaftskonsulent v. Moser, Freiherr v. Pfeil und Graf v. Seckendorf.

Daß im Schwabenlande noch heute der Pietismus und die pietistischen Kreise blühen, ist allbekannt, und ist es auch eine nicht geringe Anzahl amerikanischer Geistlichen, namentlich auch in unsrer Synode, die aus jenen Kreisen hervorgegangen sind.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Intersynodale luth. Konferenz in Bruning.

Am ersten und zweiten August war die Intersynodale Lutherische Konferenz von Nebraska zum zweitenmal in Sitzung. Diesmal war sie in Bruning, Nebr., versammelt, und zwar in der Gemeinde des Herrn Pastors C. Barthel (Ohio-Synode). Der Ortspastor und seine liebe Gemeinde hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, um den Gästen den Aufenthalt in Bruning so angenehm wie möglich zu machen. Noch lange werden sie an die dort verlebten schönen Tage zurückdenken.

Die eigentliche Konferenzarbeit lag in den Händen von Herrn Dir. G. Bergsträßer. Die Arbeit lag vor in einer Anzahl gedruckter Thesen über die Gnadenwahl, welchen auch eine Anzahl gleicher Thesen von der Synodal-Konferenz und der Ohio-Synode beigedruckt waren. Das von den verschiedenen Synodalkörpern ernannte Vorbereitungskomitee hielt es für ersprießlich, daß man, ehe man zur eigentlichen Arbeit schritt, eine kurze Darstellung der verschiedenen Lehrstellungen höre. Dies fand denn auch Dienstagvormittag gleich nach der Eröffnung der Konferenz statt, indem Herr Prof. P. Büring die Seite der Ohio-Synode und Herr Pastor E. Eckhardt die der Synodal-Konferenz kurz darstellte. Dann schritt man zu Prof. Bergsträßers Arbeit. Das Hauptaugenmerk wurde dabei auf die Ausdrücke gerichtet, Progignoskein (Voraussehung und Eklegein (Wahl), welche exegetisch erklärt wurden. Es sind jedoch diese Ausdrücke für die Lehre von der Gnadenwahl von solcher Wichtigkeit, daß an einen Abschluß der Arbeit nicht zu denken war. Man beschloß daher, hierbei auf der nächsten intersynodalen Konferenz wieder anzuknüpfen.

Ecclesia Catholica.

Ursprünglich verstand man unter obiger Bezeichnung die gesamte Christenheit, bis dann in der römischen Kirche dieser Begriff so verengert wurde, daß dabei nur noch an die sichtbar verfaßte, allein seligmachende römische Kirche gedacht wurde. Luther ersetzte dann diesen Zusatz „katholisch“ durch „christlich,“ wie er dies bereits in vorreformatorischen Symbolformen vorfand. Cfr. R. E., Bd. 1, 755. Die unierte Kirche Preußens hat das „allgemeine“ wieder aufgenommen. Die Eisenacher Konferenz hat das aber abgelehnt und am Luthertext festgehalten. Auch innerhalb unserer eigenen Synode wurden bereits Stimmen laut, daß der Zusatz „allgemeine“ ein Pleonasmus, ein überflüssiges Beiwort sei, das besser fehlen sollte. (Cfr. Magazin 1915, S. 35.) Es ist daher nicht uninteressant zu erfahren, wie man sich besonders in der Gegenwart auch in der Lutherischen Kirche für die Beibehaltung dieses **terminus catholica** ereifert.

In “**The Lutheran Church Review,**” April 1916, lesen wir ein von J. B. Remensnyder verfaßtes Argument über Beibehaltung dieses ursprünglichen Gedankens der Allgemeinheit der Kirche.

It is the one word that fires the soul with a great vision of a world-wide kingdom of God, and lies at the source of all missionary inspiration. But merely because custom has associated it with the Romanist party, we are asked to surrender it from the creed. On how much

stronger ground we might be asked to give up "Born of the Virgin Mary," because that clause has been perverted to the idolatrous offering of prayers to the Virgin!

No church has so many thinkers and theologians as the Lutheran. And accordingly, the mere calling of attention to the importance of retaining the Ecumenical Creeds inviolate, and especially in respect to this vital word "Catholic" has called out a chorus of consent among representative thinkers in the church, that has surprised the writer, and I presume every one else. May we not trust than that this common sense conviction of the Church will find expression in the restoration of this great Scriptural and historic word to the creed? With such a developed and growing sentiment for it, it is evident that the change must come, and therefore the charge that the President of one of the foremost colleges in our General Synod writes me: "Keep the movement going and we must win and restore this beautiful word to the creed," is most fitting, for the sooner the change is made, the less we lose, I add what Dr. Von Bezzel (Präsident der bayrischen Landeskirche) says in his Lectures, viz: "Luther did not seek for the new, but permitted himself to be led back to the old. We are the *REAL CATHOLIC CHURCH* —this is the voice we hear in all the confessions, in all of his labors."

To attempt to apply the term "Catholic" to a peculiar order such as the episcopate, and therefore give it a Romish significance, is utterly contrary to History. Prof. Seeberg in his "History of Doctrines" thus says: "Ignatius is the first, so far as known, to employ the term 'Catholic Church.' Wherever Christ is, there is the Catholic Church." It is certain that this does not at all involve the idea of the "binding of believers in an external unity." The "ecclesia catholica" is here the church universal in contrast with the single congregation. The church universal has Christ as its center, and the Apostles as its presbytery."

So, Dr. Walther of Rostock, in the book just from the press, "The Truth of the Apostles' Creed," says: "Our acceptance of the term 'Catholic,' as a designation of the church does not depend upon the understanding of that term in South Gaul in the fifth century. On the contrary the question for us is, What did the early Christians originally mean to express by this word? Ignatius of Antioch called the church 'Catholic,' in order to describe it as the association embracing all believers, however widely scattered, or in other words the church at large. Polycarp, of Smyrna, A. D. 155, had the same conception of the word. In the initial greetings and in chapter 16 the word has the same meaning. When, in the latter passage, it is said that Polycarp is the bishop of the Catholic Church in Smyrna, it is not meant to distinguish this as the orthodox church from heretical churches, but that the general church, which is represented also in Smyrna, has there Polycarp as its bishop, just as Paul describes by the one word 'Church' a separate congregation, and at other times the whole body of Christian believers."

Die ausgeführten Gedanken sind für die meisten unserer Leser nichts neues. Sie beweisen nur, wie die Verfasser unsers synodalen Katechismus mit gutem Grund diesem Gedanken der Allgemeinheit der Kirche Rechnung getragen, und unbeachtet der von lutherischer Seite erhobenen Vorwürfe, diesen echt biblischen Unionsgedanken zum Ausdruck brachten, der nunmehr

auch von den Gegnern unserer Synode als "a great vision of a world-wide kingdom of God" erkannt wird. Ob freilich nicht der lateinische Ausdruck universal, dem griechischen catholic unter den gegebenen Verhältnissen vorzuziehen wäre, ist eine rein praktische Frage, die in diesem Zusammenhange nicht näher erörtert zu werden braucht. J. H. S.

Freie intersynodale Konferenzen.

Aus "The Lutheran" (G. C.) ist folgender Ausschnitt entnommen, über dessen Inhalt sich gewiß jeder, dem die elende Zerrissenheit der deutschen Reformationskirche des hiesigen Landes auf dem Herzen liegt, freut. Wir lesen in Vol. 20, No. 24 genannten Blattes, unter Mai 25, folgendes:

"There are unmistakable signs that there is a drawing together of the various elements of the Lutheran Church to a better understanding than has heretofore been the case. During the last six months there have been three conferences held in the oldest German Lutheran Church in St. Paul, Holy Trinity, looking toward a closer union, especially among the Germans. The first was held November 9 and 10, 1915; the second, January 5 and 6, and the third, May 3 and 4, 1916. One of the conditions laid down by the projectors of the conference was, that no theological professor should participate, unless specially invited.*) It was our pleasure to attend one of the sessions and to note the spirit of harmony which existed between those who a few years ago would not even pray together. The participants were members of the *Missouri, Ohio, Iowa, Minnesota* and *Wisconsin Synods*, and even one belonging to the Evangelical Synod. Over 300 ministers were present at the conference. A number of theses on conversion, signed by 75 persons (ministers) of the several bodies mentioned were discussed, and it was a real delight to see the unanimity that existed on all the main points. They all realized that they were brethren of the same faith, that the cause for division was trifling, and the conference was closed by all uniting in the Lord's Prayer. A Missouri pastor said privately to an Iowa pastor, that it is simply amazing how the people desire a coming together of the several Lutheran forces so that they recognize each other as brethren of one common faith.

Such meetings are of immense value and indicate that after all the Lutheran Church is one in faith. When once all begin to see *that* then the Church will come into its own and will take the position that belongs to her in the life of our country. There is no reason why the Lutheran Church, holding unflinchingly fast to the pure Gospel, should not become the leading factor in American Protestantism."

Daß der Schreiber der obigen Mitteilung seine Bewunderung darüber ausdrückt, daß "even one belonging to the Evangelical Synod" anwesend war, ist gewiß von seiner konfessionellen Erziehung aus zu verstehen, da ihm ja nicht unbekannt sein mag, daß man bisher eine wissentliche Fälschung des konfessionellen Standpunktes der Evang. Synode als zum guten Luthertum gehörig betrachtet hat. Verwundert mag der Referent auch darüber gewesen sein, daß man in der Gegenwart eines Gliedes dieser verketzerten Synode sich dahin geeinigt hat, das Gebet des Herrn zu beten.

*) Das war sicher eine weise Vorsichtsmaßregel keine geladene Bombe in die Versammlung zu lassen. Der professorale Hochmütsdünkel hätte ohne Zweifel die Versammlung resultatlos auseinander gesprengt.

Nicht nur für den Referenten obiger Mitteilungen, sondern für jeden der seine deutsche Reformationskirche liebt, müssen solche freie Konferenzen ein Verlangen sein. Diese intersynodalen Versammlungen sollten vor allem dazu dienen, die Vorurteile aus dem Wege zu räumen, die bisher einem gegenseitigen brüderlichen Verständnis hindernd in dem Wege standen. In der Offenheit der freien Aussprache liegt die Garantie des gegenseitigen Verständnisses und der gegenseitigen Ehrerbietung, die beide unter den synodalen Brüdern fehlen. Jedem, dem die deutsche Reformationskirche lieb ist, und der im Geiste der Väter die reformatorische Kirche entwickelt sehen möchte, sollte angesichts der Not der Zeit nicht lässig sein, anzuhalten mit der Vermahnung: Seid fleißig zu halten die Einigkeit eurer deutschen Reformationskirche, getrieben von der Notwendigkeit des deutschen Zusammenschlusses, gegenüber den Feinden deutschen Wesens, wie solche gar mächtig inmitten unsers Landes auf dem Plane sind, getrieben nicht zum wenigsten durch das Apostelwort, das der unter sich streitenden Kirche evangelischen Bekenntnisses und deutscher Sprache nicht nur eine leere Phrase, sondern ein heiliges Anliegen sein soll: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist.“ H. S.

Die Waisenheimat in Hoyleton, Ill.

Im Januarheft dieses Jahres, S. 52, wurde berichtet, daß diese Heimat am 15. Juni 1915 ein Raub der Flammen geworden sei. Jetzt kann berichtet werden, daß es durch Gottes Gnade gelungen ist, einen schönen Neubau herzustellen, der am Sonntag, dem 16. Juli, eingeweiht worden ist.

Der „Evangelische Waisenfreund“ von Hoyleton vom Juli 1916, Jahrgang 18. No. 7, bringt eine ausführliche Geschichte der Gründung und Entwicklung der Waisenheimat bis in die Gegenwart. Auch gute Bilder zeigen die Heimat in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien und geben Gelegenheit zu vergleichen, wie die Heimat in ihren ersten Anfängen aussah und wie die jetzt neuerbaute Heimat aussieht. Auch drei architektonische Zeichnungen sind beigegeben, die einen Einblick geben in die innere Einrichtung des Hauses, in Basement, erstes und zweites Stockwerk. Es ist gewiß eine Ursache zu Dank und Freude, daß der Herr so viele Freunde willig gemacht hat, zu dem Neubau beizusteuern. Aber noch ist nicht genug eingegangen, um das Haus schuldenfrei einweihen zu können. Gaben sind erbeten an die Adresse des Schatzmeisters des Waisenvereins: Rev. M. Schroedel, Hoyleton, Ill. Auch diese Notiz möchte die Leser um eine Beisteuer zu dem guten Werk bitten. Wer genauere Nachricht über diese Heimat lesen möchte, erbitte sich von Pastor Schroedel eine Kopie des „Waisenfreundes,“ dem wir diese Nachricht entnommen haben.

Eine infame Neutralitäts-Verletzung.

Wir bringen auf der 26. Seite dieser Nummer ein „An die Zugehörigen der Alliierten Nationen“ gerichtetes und von 500 amerikanischen Bürgern unterzeichnetes Schreiben, welches am 17. April 1916 gleichzeitig in der amerikanischen Tagespresse und in der Presse Englands, Frankreichs, Rußlands, Italiens und anderer europäischen Länder erschien. Dieses Dokument ist die flagranteste Verletzung der Neutralität Amerikas, welche bis jetzt zutage getreten ist, und ist offenbar die Frucht einer sorgfältig geplanten Verschwörung, um Stimmung für die auf dieselbe Woche angekündigte Note des

Präsidenten an Deutschland zu machen und einen starken Druck auf den Bundeskongreß auszuüben.

Es fehlt uns an Worten, um dieses Manifest gebührend zu charakterisieren. Es zeichnet sich vor allem durch seine grenzenlose Frechheit und Anmaßung aus. Wer sind diese 500 Männer, welche vorgeben, in ihren Aeußerungen der Sympathie mit den Alliierten die Gesinnung einer „überwältigenden Mehrheit des amerikanischen Volks" zu repräsentieren? Wie, wo und wann hat das amerikanische Volk sie als ihre Vertreter auserlesen und zu einer solchen Mission beauftragt? Welche Anmaßung seitens dieser Männer, für das ganze Land reden zu wollen. Wir haben diese Namensliste sorgfältig studiert. Sie besteht vorwiegend aus Universitäts-Professoren, Gelehrten, Journalisten der „gelben Presse," Munitionsfabrikanten, Bankiers, Eisenbahn-Präsidenten u. s. w., und zwar meistenteils aus den östlichen Staaten. Ein sehr geringer Prozentsatz der Namen stammt aus dem Westen. Die Universitäten, welche in diesem Versuch, die Sache der Alliierten zu stützen, hauptsächlich vertreten sind, sind Columbia, Yale, Harvard, Princeton, Cornell, Pennsylvania, Dartmouth, John Hopkins — alle im Osten. Die Michigan-University und die Northwestern University haben den nicht beneidenswerten Ruhm, die zahlreichsten Unterzeichnungen im Westen zu liefern. Wir bedauern, verzeichnen zu müssen, daß auf der Northwestern University in Evanston, Ill., acht Professoren, mit dem Präsidenten derselben an der Spitze, gefunden werden konnten, welche sich dieser unneutralen Bewegung anschlossen. Dies ist aber auch die e i n z i g e Methodisten-Universität, welche auf dieser Liste vertreten ist. Keine der großen Methodisten-Schulen im Osten, wie z. B. in Boston, Middletown, Conn.„ und Syracuse, N. Y., haben sich in diese Klasse einreihen lassen. Es ist ferner sehr beachtenswert, daß nicht weniger als 25 Bischöfe der „Protestant Episcopal Church" und eine Anzahl ihrer Geistlichen dieses Dokument unterzeichnet haben. Die innere Verwandtschaft dieser Kirche mit der Staatskirche Englands erklärt zur Genüge diesen Umstand. Daß aber auch unter den Bischöfen unserer eigenen Kirche einer gefunden werden konnte, der als Bischof einer Kirche, welche ihre Anhänger in allen Teilen der Welt hat und darunter über 100,000 Glieder deutschen Ursprungs zählt, seine amtliche Stellung so weit vergessen hat, daß er diese unneutrale und deutschfeindliche Schrift unterzeichnete, ist eine Ursache zur Demütigung. Wenngleich einige andere Bischöfe unserer Kirche probritische Sympathieen haben, welches leicht erklärlich ist, und wofür niemand sie verdammt, so haben sie doch alle miteinander genug Einsicht, um zu erkennen, daß ihre amtliche Stellung ihnen in ihren öffentlichen Aeußerungen oder Handlungen gewisse Schranken setzt, welche sie aus Rücksicht für andere und für ihre Kirche gerne beachten.

Aber das Gravierendste in diesem Dokument ist dessen schnöde Verachtung der uns gleich am Anfang des Krieges vom Präsidenten so ernstlich anbefohlenen Neutralität. Wir wissen ja, wie wenig die östliche Presse im allgemeinen sich an diese Mahnung des Präsidenten gekehrt hat, und wenn diese Herren ihre Gesinnung bloß hier zum öffentlichen Ausdruck gebracht hätten, so hätte man nicht viel Wesens darüber gemacht, denn an derartige Aeußerungen in der probritischen Presse ist man längst gewöhnt, aber sie haben sich erdreistet, diese Kundgebung ihrer Gesinnung „a n d i e a l l i i e r t e n V ö l k e r" zu richten! Damit haben sie sich kurzweg über die amerikanische Regierung selbst hinweggesetzt und sich angemaßt, im Namen des Landes zu

erklären, daß Amerika die Vernichtung Deutschlands sehnlichst hofft und erwartet, wobei sie sich zu der Behauptung versteigen, daß die Alliierten nur kämpfen „um, die Freiheit der Welt und die höchsten Ideale der Zivilisation zu erhalten!“ Dabei fügen sie noch den insultierenden Satz hinzu, daß „die höchsten Interessen Deutschlands selbst erheischen, daß in diesem Kriege Deutschland und Oestreich unterliegen!“ Eine solche Frechheit ist in der ganzen Geschichte unserer Nation unerhört. Es ist nicht nur eine schmähliche Verachtung der von der Regierung geforderten Neutralität und ein Schlag ins Angesicht des Präsidenten, sondern ein unerträglicher Insult der Millionen von loyalen und patriotischen amerikanischen Bürgern deutscher Abstammung. Was für ein Geheul hätte es hervorgerufen, wenn 500 amerikanische Bürger deutscher Herkunft ein ähnliches Dokument gegen England und seine Alliierten in alle Welt gesandt hätten!

Es ist erwähnenswert, daß unter den Namensunterzeichnungen dieses Dokuments selbst diejenige eines Bundesrichters der Ver. Staaten sich befindet. Eine solche Nichtachtung seiner amtlichen Verantwortlichkeit verdient unsers Erachtens eine Absetzung vom Amt.

Dieses Manifesto erschien gleichzeitig in Europa und Amerika, Montag, den 17. April. Zwei Tage später, Mittwoch, den 19. April, verlas Präsident Wilson vor den vereinigten Häusern des Bundeskongresses den Inhalt seiner Note an Deutschland, worin er dem letzteren Reiche mit einer Auflösung internationaler Beziehungen droht, wenn es nicht seinen Unterseebooot-Krieg gegen alle Kauffahrteischiffe, selbst diejenigen des Feindes, aufhebe! Es ist unmöglich, die Frage zu unterdrücken: Welche Verbindung existiert zwischen diesen zwei Akten, die nur 48 Stunden auseinander ligen.

(Aus dem „Christl. Apol.“)

Es geschah wohl aus Pietät, daß der „Apolog.“ nicht beigefügt hat, daß der deutschenfressende englische Methodistenbischof Quaile die Adresse mit unterschrieben hat. Jener will die deutschen Methodistengemeinden zwingen, das Deutsche aufzugeben in ihrer Mitte.

Der Krieg.

Die englische Kriegführung ist auf die Stufe der Wahrsagerei herabgesunken, wie folgende Notiz aus „Chr. der Chr. Welt“ zeigt:

Der „Weissagungsfreund“ No. 10 schreibt: Eine freundliche Leserin in Holland sendet uns ein holländisches Blatt ("Onge Courant" vom 31. Juli 1915) mit folgender interessanter Notiz: „Schmerzlich berührte uns die Nachricht, daß die englische Regierung eine Anzahl erprobter Medien zur Front schicke, um die Pläne des Feindes zu offenbaren. Unter dem Militär lacht man darüber, doch der englische Oberbefehlshaber muß diese mediumistischen Krieger sehr gut brauchen können und ihr Kommen verlangt haben. Nicht daß der englische Oberbefehlshaber spiritistisch gesinnt wäre, aber er soll der Meinung sein, daß die Medien kräftig helfen könnten, die Truppen zu beeinflussen und sie tapfer zu machen.“ Das holländische Blatt fügt zu dieser Mitteilung die Bemerkung: „Wir haben einige Zeit auf Berichtigung dieser betrübenden Nachricht gewartet, da sie jedoch nicht kam, glauben wir, sie mitteilen zu dürfen. Wer denkt dabei nicht an das tragische 28. Kapitel des ersten Samuelisbuches, als die Philister sich versammelt hatten zu Aphek und Saul Hilfe suchte bei der Hexe zu Endor, die, auch ein Medium, den

Ausgang des kommenden Kampfes voraussagen sollte. Wenn man übrigens die englischen Truppen durch Wahrsagerei erst ermutigen muß, ist die Schlacht schon verloren." (Auf der Warte 43.)

Ausland.

Für Armenien?

Etwa 50 angesehene Vertreter der Evangelischen Kirche, der theologischen Wissenschaft und der Mission haben dem Reichskanzler eine Eingabe unterbreitet, die im christlich-humanitären Interesse ihren Sorgen und Wünschen in der armenischen Frage Ausdruck gab. Hierauf hat der Reichskanzler folgende Antwort erteilt: „Die kaiserliche Regierung wird, wie bisher so auch in Zukunft, es stets als eine ihrer vornehmsten Pflichten ansehen, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß christliche Völker nicht ihres Glaubens wegen verfolgt werden. Die deutschen Christen können darauf vertrauen, daß ich alles, was in meiner Macht steht, tun werde, um den mir von Ihnen vorgetragenen Sorgen und Wünschen Rechnung zu tragen." — Nicht ohne Interesse ist, was dem „Ev. Kirchenbl. f. Württemberg," herausg. von Prälat Römer, ein Freund dieses Blattes über die sog. „armenischen Greuel" schreibt: Eine interessante Aeußerung über den Tatbestand findet sich in einem Artikel, den der bekannte Sir Roger Casement in den "Continental Times" über Sir Edward Grey vor kurzem veröffentlicht hat. Es sei daran erinnert, daß R. Casement bis kurz vor dem Kriege im englischen Konsulatsdienst stand, also in manche Interna der englischen Politik eingeweiht ist. Er schreibt unter anderm: „Gewandt wurde ein neues „Armenier-Massaker" durch eine Verschwörung angezettelt, die von der Britischen Botschaft in Konstantinopel ausging. Englische Waffen, Geld, Uniformen wurden den Armeniern unter der Bedingung eines Aufstandes gegen die türkische Regierung geliefert. England wendet sich jetzt an die humanitären Gefühle der amerikanischen Regierung, um sich ein neues Schwert gegen die Türkei zu schaffen. Amerika wird gegen die Türkei mit Schreckenserzählungen, mit einem Aufruf an de amerikanische Menschheit zugunsten eines gequälten und beleidigten Volkes aufgeregt. Der Plan dazu wurde im englischen Auswärtigen Amt entworfen, und der Agent, der die Verschwörung gegen die türkische Souvernänität in Armenien durchzuführen hatte, war Sir Louis Mallet, der frühere englische Botschafter in Konstantinopel." Will jemand erkennen, welch greulichen, blutigen Jammer England seit Jahrzehnten bis ins Jahr 1915 hinein, so oft die Politik es wünschenswert erscheinen ließ, durch raffinierte Verführung immer neu über Armenien entfesselte, der lese: „Die armenische Frage." Von C. A. Bratter (Berlin SW. 11, Konkordia Deutsche Verlagsanstalt; 50 S. 50 Pf.). Ehe der Sachverhalt, der aus dieser Schrift zu uns redet, und der im Gedanken an Englands kalten Mordgeist und weltbetörenden Lügengeist das Blut in den Adern möchte stocken machen — ehe die Behauptungen und Nachweise dieser Schrift klar und gründlich widerlegt sind, kann man nur schwer einer Hilfsaktion für Armenien das Wort reden; denn so furchtbar die Not ist, so sehr ist sie Werk der fortgesetzten englischen Wühlarbeit, und wo man's angreifen will, stößt man auf die Folgen einer schauerlichen Politik, deren Opfern schwer zu helfen ist. (Aus: „Geisteskampf.")

Der niedrige, hundsgemeine Stand der englischen Regierung wird wohl durch nichts schärfer ins Licht gestellt, als durch die unleugbare Tatsache,

daß sie zuerst elende Zustände schafft durch ihre Mord- und Raubpolitik, vergl. Indien, und dann mit frommem Augenaufschlag den Bettelsack umhängt und betteln geht für die von England Ausgeraubten oder ins Unglück Gebrachten. Der Raubmörder mit tränendem Auge bettelnd für sein von ihm ausgeraubtes Opfer! Welche würdige Rolle für das fromme England! Und für diese fromme Raubmörderbande ereifert sich unsere Regierung. Würdige Rolle! Und beschimpft die Bürger des eigenen Landes, die solche Schandwirtschaft nicht gut heißen.

Monisten- und Freidenkerunterricht.

Unter dieser Aufschrift bringt Stadtdekan Traub-Stuttgart in der trefflich redigierten „Süddeutschen Zeitung" (Sonntagsbeilagen vom 3. und 17. Mai) einen instruktiven Artikel. Seine Unterlagen sind zwei kleine Lesebücher „für Kinder freidenkender Eltern," beide von E. Wolfsdorf verfaßt und im Verlag der Handelsdruckerei Bamberg erschienen. Das eine führt den Titel: „Freie Gedanken — Helle Augen! Klarer Sinn!" das andere: „Monistische Pädagogik."

Der freidenkerische und monistische Unterricht schwört selbstverständlich auf Haeckels biogenetisches Grundgesetz, wonach die Keimesgeschichte eine kurze und rasche Wiederholung der Stammesgeschichte sein soll. Aus diesem „Gesetz" lassen sich „Gesichtspunkte für die Erziehung gewinnen nicht durch die Beobachtung der Kinder selbst, wie es bisher der Fall war, sondern durch ein Objekt, welches außerhalb des Kinderkreises liegt. Im Völkerleben spiegelt sich für uns das Leben des Kindes" (Monist. Pädag., S. 47). Der Spielschule (6.—9. Lebensjahr) folgt die Lernschule (9.—12. Jahr) und dieser die Konfirmandenklasse (12. bis 16. Jahr). In der Konfirmandenklasse erhebt sich der Unterricht zu den drei Glaubenssätzen (NB. Glaubenssätzen, obgleich über Dogmen auf freidenkerischer Seite immer wieder abgesprochen wird), S. 201 u. 216:

„1. Wir glauben, daß das unerschaffene und vernichtbare Weltall sich nach ihm innewohnenden, ewigen und unabänderlichen Gesetzen ordnet.

2. Wir glauben, daß die in der übrigen Natur wirkenden Gesetze auch im Leben der Völker wie im Leben der einzelnen Menschen wirksam sind.

3. Wir glauben, daß die Wissenschaft diese Gesetze immer mehr erkennen und für das Gesellschaftsleben der Menschen immer wirksamer machen wird."

Dazu kommen fünf Sätze über Aehnlichkeit des Menschen mit den menschenähnlichen Affen, Atavismen, Ueberreste aus früheren Entwicklungsstadien, Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und Affe und Embryologie — fünf Sätze, die im Gedächtnis der Kinder ebenso fest sitzen sollen wie das Einmaleins! (S. 207.)

Natürlich wird der Mensch dem Tier, das Tier dem Menschen möglichst nahegerückt. Wolfsdorf nennt Pflanzen und Tiere Personen (Monist. Pädag., S. 205; Freie Gedanken, S. 74) und schreibt, weil der Mensch denken kann, auch den Pflanzen „wenigstens die einfachste keimartige Anlage des Denkens" zu (Freie Gedanken, S. 60). Ja, die Katze Wolfsdorfs hat Religion, denn sie hat einmal Gespenster gesehen (Helle Augen, S. 42). Der Monismus will „in erster Linie Einheit zwischen

Mensch und Natur" (Monist. Pädag., S. 12), und der „monistische Pädagoge soll ein solcher sein, der die Kinder zur Natur hinleitet" (ebendas., S. 13).

Die Schule wird gründlich gehaßt und heruntergesetzt. „Die heutige Schule ist ein Gefängnis (ebendas., S. 7), eine Stätte der Lüge und Heuchelei" (ebendas., S. 10), „die dualistische Pädagogik verkrüppelt den Kindern Leib und Seele" (ebendas., S. 11).

„Die Kirche müssen die Kinder (schon in der Lernschule) als schädliche Macht erkannt haben und sich darüber klar sein, daß der Monismus das Glück der Menschen erstrebt, wenn er die Priester bekämpft" (Monist. Pädag., S. 185). Dabei möchte aber Wolfsdorf die „ganze schöne kirchliche Kunst" nicht verlieren, und läßt die monistisch geschulten Kinder ruhig in Kirchenchören mitsingen.

Energisch und raffiniert wird bei jeder Gelegenheit der Gottesglaube bekämpft. Wohl bemerkt Wolfsdorf einmal: „Wir sind so vorsichtig, nicht zu sagen: „Es gibt keinen Gott und es gibt keine Wunder," sondern wir glauben nur nicht an sie, weil wir ohne diesen Glauben die Rätsel des Lebens besser zu lösen vermögen" (S. 201). Aber dann soll doch wieder den Kindern gesagt werden: „Wer an Gott glaubt, den kann ebenso an Riesen, Gespenster, Zwerge, Feen, Nixen und Elfen glauben; denn jener wie diese sind durch die Einbildung der Menschen geschaffen worden" (S. 179). „Die Götter sind Gebilde menschlicher Phantasie" (S. 217), Götter sind so unwesenhaft wie das Echo (Freie Gedanken, S. 24—25). „Wir wollen beim Glockenklang nicht träumen und duseln, uns predigt der Glocke eherner Mund, daß der Aberglaube unter den Menschen noch immer eine Stätte hat" (Frei Gedanken, S. 37). Gegen den Gottesglauben wird das Uebel in der Welt ins Feld geführt: das Kindersterben (Helle Augen, S. 25), die „dürren Zweiglein" an den Bäumen: „Fast an jedem Baume kann man solche verdorrte Zweiglein sehen, und sie predigen uns, daß kein weiser Schöpfer ihr Dasein beschirmt. Sie haben nicht genügend Licht gehabt, darum mußten sie verdorren, und kein Gott hat sich um sie gekümmert." (Helle Augen, S. 19).

> Wenn Gott der Gütige, der Allweise ist, wenn er alles gemacht hat, wenn er, wie die Bibel erzählt, am Ende seiner Schöpfung sein Werk ansah, und siehe da, „es war sehr gut," warum schuf er die Kreuzotter? Warum gab er der Schierlingswurzel das Gift? Warum schickte er den Menschen „der Uebel grauenvolles Heer?"
>
> Die Kreuzotter wird verfolgt, man setzt Preise auf ihren Kopf, und doch haben alle Kreuzottern auf der Erde zusammen nicht so viel Menschen getötet, wie die Priester durch die Inquisition, die Hexenprozesse, die Religionskriege unschuldig gemartert und vernichtet haben.
>
> Wie konnte Gott das zulassen?
>
> Die Kreuzotter befindet sich in Lebensgefahr, wenn sie beißt, die Giftpflanze schützt sich durch das Gift vor den Angriffen der Tiere, wie auch die Schlehe durch ihre Dornen ihre Feinde abhält, aber die Priester haben Jahrhunderte hindurch gemordet, um sich zu bereichern.
>
> Wie konnte Gott das zugeben?
>
> Natur und Geschichte lehren uns die ewige Wahrheit: „Es gibt keinen Gott," und diese Wahrheit, welche uns von der alten Zeit für immer scheidet, bildet den Inhalt der neuen Weltanschauung.
>
> (Freie Gedanken, S. 38.)

Gott wird mit dem schwarzen Mann oder Schornsteinfeger zusammengestellt, mit dem die Kindermädchen den Kindern Angst machen (Monist. Pädag., S. 142). Letzteres Stück des Lesebuchs kommt zu der Mahnung: „Darum, liebe Kinder, wenn ihr euch auf Gott verlaßt, so seid ihr verlassen“ (ebenso Helle Augen! S. 7).

An die Stelle des entthrontn Gottes tritt der Mensch. Das Resultat der ersten Geschichte im Lesebuch „Freie Gedanken“ ist: „An Gott zweifeln und auf die eigene Kraft vertrauen. Ich glaube an mich und meine eigene Stärke“ (S. 14). Der Abschnitt „Gott und Mensch“ schließt nach Ablehnung des Gottesglaubens mit den Worten: „Wir dagegen glauben an die Menschen. Wie es bisher durch menschliche Arbeit und menschliches Wissen immer besser geworden ist auf der Erde, so glauben wir, daß es auch in Zukunft immer besser werden wird. Wir glauben an die Kraft der Menschheit; daher kann jeder von uns sagen: „Ich glaube an mich und meine Stärke.“ Von Erlösung ist nicht die Rede, vielmehr von „monistischer Selbsterlösung“ (dieser ist in der Konfirmandenklasse eine ganze Woche gewidmet; Monist. Pädag., S. 262).

Die Einbildung von Selbsterlösung gedeiht um so besser, je weniger Sündenerkenntnis vorhanden ist. Willensfreiheit gibt es nicht. „Die Quellen unsers geistigen Lebens sind 1. die Vererbung, 2. die Umgebung. Wir müssen stets genau so handeln, wie uns diese beiden Faktoren zu handeln zwingen. Daher ist von einem freien Willen im Sinne der dualistischen Pädagogik keine Rede“ (Monist. Pädag., S. 52). „Wer Böses tut, muß so handeln, weil seine Bedürfnisse noch nicht geklärt, weil er noch nicht zu reiner Menschlichkeit emporgestiegen ist“ (Freie Gedanken, S. 71). „Die Lehre vom freien Willen ist ein theologischer Notbehelf, um die Heiligkeit Gottes zu retten“ (Monist. Pädag., S. 53).

Freilich kann man die „zwei Seelen“ in einer Brust nicht ganz leugnen, aber sie kommen nur von dem doppelten Nervensystem, in den sympathischen Nerven siegt der alte Adam, das Hirnrückenmarksystem ist das höher entwickelte, erst entwicklungsgeschichtlich erworben. „Dieses ordnet durch die Sinne unser Verhältnis zu der Außenwelt und zu der uns umgebenden Gesellschaft, während jenes andere System die Eigenschaften des einsamen Raubtiers aus der Vergangenheit bewahrt und mit heraufschleppt. Heldentum und Verbrechertum entspringen derselben Wurzel; nur verwendet der Held seine Energie zum Nutzen, der Verbrecher zum Schaden der Gesellschaft, in der er lebt“ (Monist. Pädag., S. 55 f.). Es ist nun freilich schlimm, wenn die „untermenschlichen, atavistischen Raubtiereigenschaften“ hervorbrechen (S. 79), wenn das „Tier in uns über den Menschen siegt,“ im Traum, Weinrausch, Zorn, und „ein Ungeheuer der Vergangenheit es ist, das durch uns redet und handelt“ (Monist. Pädag., S. 220). Aber, so wird den Konfirmanden gesagt, „das ist der Vorzug, den ihr vor den andern Kindern voraus habt, daß ihr wisset, wodurch diese Kämpfe entstehen, daß nicht irgend welche bösen Geister und Teufel von euch Besitz genommen haben, und daß ihr auch wisset: nicht ein Gott ist euer Helfer und Erlöser, sondern ihr selbst sei eures Glückes Schmied; denn alles Glück hat seine letzte Quelle in der inneren Harmonie“ (Monist. Pädag., S. 222).

Aber woher die Hilfe? Durch Uebung des Gehirns, durch Wissen! „Das Hirnrückenmarksystem muß geübt wer-

den, damit es den Körper in die Gewalt bekommt und er sich den Vorschriften des Willens unbedingt unterordnet" (S. 56). „Personen, bei denen die Denkzellen des Gehirns gegenüber den Trieben erstarkt sind, werden auch bei erwachender Leidenschaft (zum andern Geschlecht) das Steuer nicht verlieren, sondern sich fragen, ob auch Harmonie des Geistes vorhanden ist, und, wenn diese fehlt, auseinandergehen, noch bevor sich die Bande fest geknüpft haben" (Mon. Pädag., S. 23). Denkende Naturbetrachtung wird ewige Gesetze finden.

Diesen hehren Weltgesetzen
Unterwerfe dich bewußt!
Das ist Freiheit! — Sie verletzen
Will das Tier in deiner Brust.
Doch dein Geist der Sternenweiten
Forschend, rechnend kühn durchschweift,
Ist im Laufe langer Zeiten
Für Gesetzlichkeit gereift. (Helle Augen! S. 56.)

„Der Monist betrachtet die „Seele" nicht als ein besonderes Wesen neben dem Körper, sondern als die Gesamttätigkeit des Zentralnervensystems" (Monist. Pädag., S. 35). Die Seele ist nur aus der Beobachtung des Traumlebens entstanden (Freie Gedanken, S. 20). „Wenn mir eine photographische Platte aus der Hand fällt und zerbricht, dann ist es mit dem Bilde vorbei. So ist es auch mit der „Seele" vorbei, wenn der Mensch stirbt und sein Gehirn sich in seine Bestandteile auflöst" (Freie Gedanken, S. 21 f.).

Unsere Christenhoffnung ist leere Einbildung, der Himmel ein „Schlaraffenland" (Helle Augen! S. 47). Dabei darf das Heinesche nicht fehlen, weil für Kinder besonders geeignet:

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.
(Helle Augen! S. 64.)

Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode wird den Kindern als „Aberglaube, der durch die helle, klare Wirklichkeit besiegt werden muß," hingestellt (Monist. Pädag., S. 144. Ebenso die Lehre vom jüngsten Gericht, Freie Gedanken, S. 58), ein Aberglauben, der durch die Träume entstanden ist (Monist. Pädag., S. 180).

Ebenso ist von einer Würdigung Jesu keine Spur. „Von den Prophezeiungen Jesu ist keine einzige in Erfüllung gegangen." Dagegen sind die Vorhersagen des Astronomen und Arztes untrüglich, und „wenn Jacques Loeb verkündet, daß die künstliche Herstellung des Lebens nur noch eine Frage der Zeit ist, dann kann man sich darauf verlassen, daß diese Prophezeiungen ebenso eintreffen, wie bisher alle Prophezeiungen der Wissenschaft eingetroffen sind" (S. 226). In der „Idee des blutigen Christusopfers" sieht Wolfsdorf nur den „letzten Nachklang des Menschenopfers" (S. 226). Alle Größenmaße sind vergessen bei der Behauptung: „Wenn der monistische Erzieher das Leben der Helden der Kultur nur richtig schildert, dann wirkt Giordano Brunos Flammentod auf die Kinderherzen ebenso segensreich wie Christi Kreuzestod" (Monist. Pädag., S. 228).

Von der *sittlichen* Wirkung des Denkens und der Gehirnübung ist der Monist überzeugt. Des überall hinschauenden Auges Gottes bedarf der Monistenbund nicht. „Mein Kind ist bereits so an das Richtige gewöhnt, daß die Bemerkung: „Das tut ein anständiger Mensch nicht," völlig genügt, es über alle Versuchung hinweg zu heben" (S. 113). „Während die Trennung der Geschlechter „eine Priestererfindung ist, um die Neugier und den Trieb nach dem andern Geschlecht vorzeitig zu reizen," werden wir, wenn der Monismus erst soweit in das Volk gedrungen sein wird, daß man Körper und Geist in gleicher Weise ausbildet, wie die Götter Griechenlands der Hülle nicht mehr bedürfen" (S. 189).

Die Feindschaft gegen den christlichen Glauben kommt noch überaus gehässig zum Ausdruck in der wiederholten Behauptung, daß *unter dem christlichen Glauben das Gehirn leide.* „Wenn sich alle Rätsel des Lebens lösen durch die Annahme eines Gottes, dem man nur zu vertrauen, zu welchem man nur zu beten braucht, dann *erschlafft das Denken und verkümmert das Gehirn*" (S. 9). „Die dualistische Pädagogik hat den Geist geschwächt, indem sie ihn von der Natur wegführte. Ihr Ideal ist der Mönch. Sie hat ihn aber auch besonders dadurch geschwächt, daß sie durch die Einführung des Gottesgedankens die Lösung aller Rätselfragen vorweg nahm. Wenn ich in allen Lebenslagen nur Gott zu vertrauen brauche, wenn ich niemals „Warum?" fragen, sondern nur immer betend die Hände falten soll, wenn ich glaube, daß meine diesseitigen Leiden sich in jenseitige Freuden verwandeln werden, dann kann ich allerdings stumpfsinnig dahinträumen, aber das Gehirn leidet darunter gerade so, wie eine Maschine leidet, welche man „*leer laufen*" läßt.

So sind die Gehirnmaschinen der Menschen seit Tausenden von Jahren „leer gelaufen," und daher hat sich jene Gleichgültigkeit gegen alle höheren Lebensfragen, jene Ueberhebung des Buchstabengelehrtentums, jjene Unklar-
Lebensfragen, jene Ueberhebung des Buchstabengelehrtentums, jene Unklar-
57—58). „Sehr bald wird von Kindern die Frage gestellt: „Wer hat die Bäume, wer hat die Blumen gemacht?" Würdest du dann antworten: „Gott hat die Bäume und die Blumen gemacht," so ließest du die Gehirnmaschine deines Kindes *leer laufen*, du bötest ihm einen inhaltslosen Begriff; denn den Tischler, der den Tisch, und den Schmied, der das Hufeisen gemacht hat, kannst du deinem Kinde zeigen" (S. 105).

Traub schließt seinen Artikel: *Ein Volk, das solchem Freidenkertum seine Kinder ausliefert, ist hoffnungslos verloren.* (Aus „A. Ev. K.-Ztg.")

Literatur.

Von Dr. G. C. *Berkemeier* kam uns zu: „*Es wird noch alles Recht*," Zeitpredigten von Dr. G. C. Berkemeier. Preis $1. Zu beziehen von Dr. Berkemeier, Mt. Vernon, N. Y.

Das ist ein prächtiges Buch, mit 35 Zeitpredigten, und zwei Briefen an den Präsidenten Wilson, der eine in Deutsch, der andere in Englisch; ferner ein prächtiges, sowie sympathisches Bild des geehrten Herrn Verfassers.

In offener und wahrhaftiger Sprache redet der Verfasser über den traurigen, herzbetrübenden Weltkrieg und dessen schandbare Beurteilung

durch das amerikanische Volk. Mit tiefem Ernst der Wahrheit redet er sowohl die Deutschen als die Amerikaner und deren Präsidenten an, und schon der Titel gibt dem Herzen neuen Mut und neue Hoffnung. Dieser Titel klingt durch das Buch hindurch.

Mit unerschrockenem Mut schreibt der Verfasser: „Wir könnten und sollten sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr," anstatt dessen wird die Drachensaat der Uneinigkeit unter uns gesäet, und werden die bewährten Bürger des eigenen Landes von oben herab in rücksichtslosester Weise betrübt und geärgert und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Und warum? Es gibt keine andere Antwort als die: Dem alten Störenfried, England, zu lieb. Bei den engen Beziehungen, die unser Land zu all den gegenwärtig kriegführenden Völkern unterhält, konnte es gar nicht ausbleiben, daß unser Volk hier in den Ver. Staaten in tausendfacher Weise von dem gegenwärtigen Völkerkrieg betroffen werden mußte.

Das machte die Aufgabe unserer Regierung, die für den Frieden, die Einigkeit und das Wohlergehen des eigenen Volkes zu sorgen hat, von vornherein überaus verantwortungsvoll. Diese Verantwortung scheint auch am Anfang vollauf erkannt worden zu sein, und im Gefühle solcher Verantwortung hat unsere Regierung gleich beim Ausbruch des Krieges den weisen Schritt getan, zur striktesten Neuträlität aufzufordern; hat aber diese Neutralität selber nicht gewissenhaft und konsequent befolgt. Ihre geheime und doch so offenkundige Parteinahme gegen Deutschland und für die Alliierten ist nicht nur eine Inkonsequenz ihrer feierlichen Neutralitätserklärung, sondern auch ein folgenschwerer, nie wieder gut zu machender Fehler. Dadurch ist der Frieden und das Wohlergehen des eigenen Volkes in unverantwortlicher Weise gestört worden. Die strikteste Neutralität ist in unserm Lande ein zwingenderes Gebot staatsmännischer Weisheit als in Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen. In all diesen Ländern ist die Bevölkerung eine homogene, und kommen bei der Stellungnahme zu den zwei feindlichen Völkergruppen nur politische und nicht persönliche Interessen in Betracht. Bei uns hier in den Ver. Staaten ist das völlig anders. Alle kriegführenden Völker haben hier ihre Repräsentanten, und zwar als integrierender Teil, d. h. als Bürger des Landes. Die Deutschen sind bei weitem am stärksten vertreten, fünfundzwanzig bis dreißig Millionen ist wohl nicht zu hoch gegriffen. Man sollte meinen, daß schon höhere Staatsweisheit unsere Regierung hätte bewahren sollen, einer solchen Ueberzahl von Bürgern, und zwar der „besten Bürger," wie man uns bisher, besonders vor dem Wahltag (!), hat glauben machen, so vor den Kopf zu stoßen, so zu reizen und zu kränken.

Wir Deutsche sind sehr bescheiden und uneigennützig als Bürger dieses Landes. Wir erfüllen gewissenhaft unsere Pflichten, und fragen selten nach unsern Rechten. Wir streben nicht nach politischen Aemtern, noch nach Staatspensionen. Aber wir lassen uns auch nicht gerne mit Füßen treten — und wenn man uns doch unter die Füße tritt, dann beanspruchen wir im freien Lande Amerika wenigstens das Recht, uns zu krümmen— ein Recht, das selbst dem Wurm nicht verweigert wird. Die Regierung kennt unsere Gefühle in dieser kritischen Zeit, weiß sehr wohl, daß wir loyale Bürger sein wollen, daß aber das Schicksal unserer Brüder im alten Vaterlande, die Ehre unsers deutschen Stammes und andere heilige Güter uns nicht

gleichgültig sein können — daß wir auch Gefühle haben, und mehr oder weniger temperamentvoll reagieren, wenn man „Schindluder" mit uns treibt. Da ist kein Vernünftiger im ganzen Lande, der Unbilliges von der Regierung verlangt. Wir erwarten keine offene Parteinahme für Deutschland — fällt uns nicht ein! Aber auch keine geheime, oder sagen wir nur ganz ehrlich, offene Parteinahme für die Feinde Deutschlands und gegen uns Deutsche.

Das letztere, mit manchem Fußtritt als Gratis-Beilage, haben wir von unserer eigenen Regierung nur zu sattsam erfahren, und bei alledem mutet man uns zu, fein demütig die Hände zu falten und tief gerührt zu singen: "My country 'tis of thee, sweet land of liberty, of thee I sing!" Wer kann es uns verdenken, wenn wir in dieser Schreckenszeit die Harfen an die Weiden hängen und weinen.

Aber eins schwören wir: wir werden es nicht vergessen, wir können es nicht vergessen! Die Wunden mögen heilen, aber es bleiben die Narben. Unter die Füße getreten zu werden ist schimpflich und tut weh — vielleicht mehr noch als die Kugel, die man im ehrlichen Kampf empfängt. Wir sagen noch einmal, höhere Staatsweisheit hätte vor solchen nie wieder gut zu machenden Fehlern bewahren sollen; aber wir fürchten, daß nicht höhere Staatsweisheit, sondern politische Interessen, Wallstreet-Spekulationen und gewissenlose Geldgier die entscheidenden Faktoren in unserm Lande geworden sind. Und was sind die Folgen? Unser Land ist ein wahrer Hexenkessel des Parteihaders und der Volksleidenschaften geworden. Anstatt in diesen gefahrvollen Tagen zusammenzustehen, werden wir getrennt und gespalten. Die Parteileidenschaft ist auf allen Seiten entbrannt. Die „Union" ist zur Konfusion geworden. Wo soll das noch hinführen: „Wenn ein Haus mit ihm selbst untereinander uneins wird, mag es nicht bestehen." Irgend jemand ist verantwortlich dafür und verdient den Vorwurf: „In gährend Drachengift hast du die Milch der frommen Denkungsart verwandelt."

Das gibt dem Leser eine Idee von dem Inhalt des Buches, das wir hiermit herzlich empfehlen.

P. S. Was wir im Juliheft auf Seite 305 und den folgenden Seiten gebracht haben, ist auch in diesem Buch enthalten; es stand z. B. im Deutschen Lutheraner, wie wohl die meisten dieser Zeitpredigten.

Was wir im Septemberheft d. J., Seite 400, über die schamlosen Posträubereien der Briten und die zahme Nachgiebigkeit unserer Regierung gegen diese Schandtaten gesagt haben, gilt leider auch jetzt noch. Wir haben keine deutsche Bücher oder Blätter bekommen seit langer Zeit, können also weder „Rundschau" noch „Litertatur" in gewohnter Weise bedienen. Solche Frechheiten hätten deutsche Behörden sich erlauben sollen, dann wäre der gespreizte „Spread Eagle" längst in den Krieg geflogen, und mit vollem Recht.